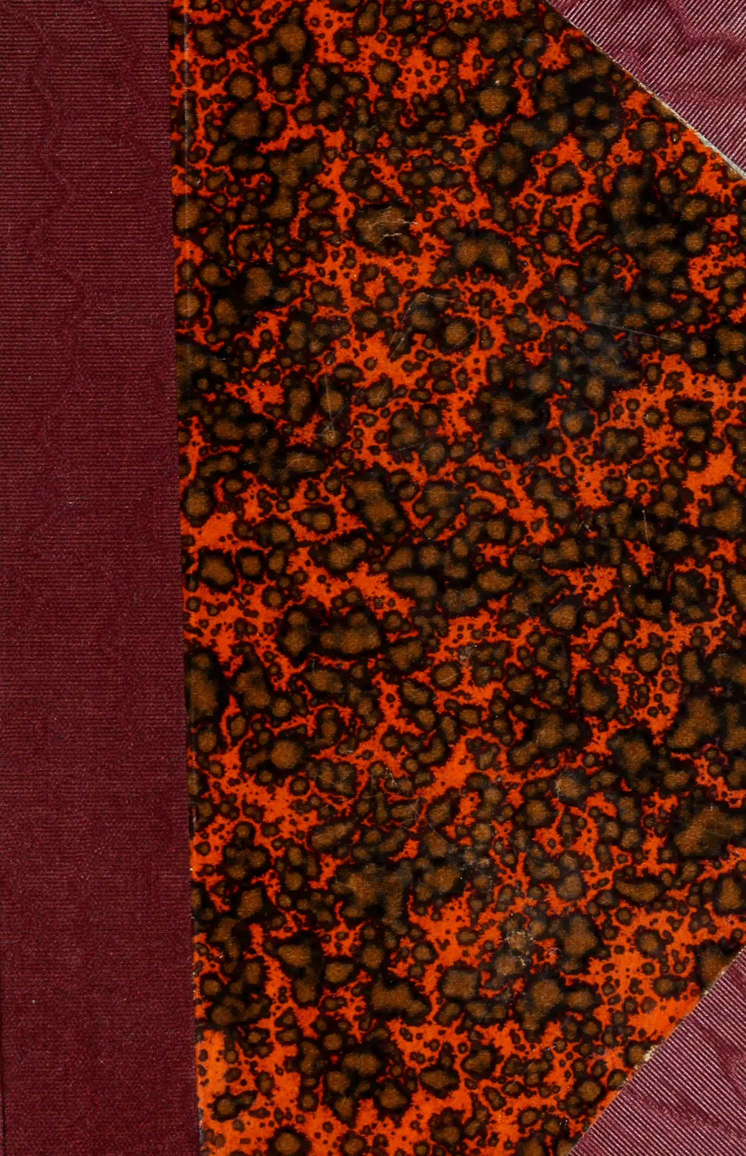


Kronprinz Friedrich

seine

Zeit und der Hof seines Vaters

Friedrich Wilhelms I.

Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild

von

H. E. R. Belani.



Erster Theil.

Leipzig,

Verlag von C. L. Fritzsche.

1853.

Erstes Capitel.

Wahrsagerscene. — Lebensgefahren des kleinen Kronprinzen. — Die Wagnitz. — Ihre Intriguen mit Craup. — Gespenstergeschichte im Schlosse. — Grumbkow intriguirt gegen die Wagnitz. — Deren Verweisung vom Hofe. — Ihre Wuth. — Schwäche der Königin für sie. Verhaftung derselben. Geschwisterliebe zwischen dem kleinen Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine. — Harte, lieblose Erziehungsweise derselben.

1.

Im März des Jahres 1716 ereignete sich in dem prachtvollen königlichen Schlosse zu Berlin eine Scene, die bewies, wie weit damals Wahn und Aberglauben selbst in die höchsten Regionen der Gesellschaft eingedrungen war.

Schon dämmerte der Abend, da saß die Königin, Gemahlin des gestrengen Soldaten-Königs Friedrich Wilhelm I., der erst seit drei Jahren durch den Tod seines prachtliebenden Vaters Friedrich I. Preußens König geworden war, in ihrem Cabinet, umgeben von mehreren Damen ihres Hofes. Der Abend war kühl und ein helles Kaminfeuer warf seine Streiflichter auf die vergoldeten Stukkaturen, Sessel und Marmortische mit den ge-

wundenen und geschnörkelten Füßen, im schmalen hohen Gemach. Die Hoflakaien wollten soeben die schweren silbernen Armleuchter anzünden und schon blitzte der helle Lichtschein im Vorzimmer durch die Spalten der ein wenig geöffneten Flügelthür, da gebot die Königin mit der Erleuchtung so lange zu warten, bis sie Befehl dazu geben werde.

Als die Diener sich entfernt hatten, wandte sich die Königin mit leisen Worten und vertraulicher Hinneigung zu einer der Hofdamen, die auf einem niedrigen Tabouret fast zu ihren Füßen saß, und sagte: „Nun, liebe Wagnitz, Dein Sterndeuter ist also ein sicherer und zuverlässiger Prophet?"

„Ganz gewiß, Majestät!" versicherte die ganz hübsche junge Hofdame; „ganz Berlin ist von seiner Wundergabe erfüllt."

„Er ist aber Officier", unterbrach sie eine andere Dame aus der Umgebung der Königin, die wahrhaft engelschöne Frau von Blaspiel; „einer der vielen, bei der Einnahme von Stralsund gefangen genommenen schwedischen Militärs und man weiß ja, was die Windbeutelei dieser jungen Herren vom Portd'epée bedeuten will."

„Ich glaube Dir gern, Blaspiel", entgegnete die Königin etwas spitz, „daß die bekannte Galanterie gewisser Damen in dieser Hinsicht schon unangenehme Erfahrungen gemacht haben wird; indeß Herr von Croom soll,

wie man mir gesagt hat, in dieser Beziehung eine ganz ehrenvolle Ausnahme machen."

„Wogegen ich, wenn Ew. Majestät befehlen," antwortete Frau von Blaspiel, „nicht das Geringste einzuwenden wagen würde; indeß möchte ich doch meine hohe Königin fußfällig bitten, die galanteste Dame am Hofe, das Fräulein von Wagnitz, nicht auf meine Kosten der Ehre zu berauben, die Windbeutelei der Herren Officiers aus erster Quelle zu kennen."

„Wir wollen bald sehen, was daran ist an Ihrem Protégé", sprach die Königin. „Wagnitz, Sie senden sogleich einen Kammerhusaren zu ihm, mit dem Befehl sich augenblicklich hierher zu verfügen und uns die Zukunft vorherzusagen. — Ich wäre doch neugierig".... fuhr sie fort, als Fräulein von Wagnitz sich entfernt hatte, indem sie einen Blick auf ihre Figur warf, die allerdings bedeutende Hoffnungen gab, „ob ein Prinz oder eine Prinzessin ....." Dabei aber brach sie ab und sprach weiter: „Auch das Geschick meiner Kinder kann mir gerade nicht gleichgültig sein. Zudem ist der Zeitpunkt günstig, der König und der Schleicher Eversmann befinden sich in Potsdam, jetzt wahrscheinlich schon im Tabackscollegium, wo sie dem Hofnarren Gundling ihre derben Stöße fühlen lassen werden."

Fräulein von Wagnitz berichtete wieder eintretend: „Der Astrolog wird sogleich hier sein, er befindet sich

um diese Zeit stets in der Weinstube der Hofapotheke, die wie ein Schwalbennest an das königliche Riesenschloß angeklebt ist."

„Nun aber, liebe Wagnitz, geh in die Kinderstube und sage der Leti, daß sie Prinzessin Wilhelmine und der Frau von Kemeke oder der Rocoulle, daß sie den kleinen Kronprinzen bereit halten, sobald ich sie rufen lasse, bei mir zu erscheinen."

Während die Wagnitz sich entfernt hatte, neigte sich die Königin zu der Blaspiel, und sagte zu ihr mit jener liebenswürdigen Vertraulichkeit, die bei dieser Monarchin nicht selten abwechselte mit dem kalten schroffen, oft spöttischen Ton der stolzen Gebieterin: „Nun, liebe Blaspiel, Du hattest neulich etwas auf dem Herzen, in Bezug auf die Wagnitz. Du weißt, daß ich dem schönen liebenswürdigen Mädchen sehr gewogen bin, daß ihre anmuthige Unterhaltungsgabe sie mir fast unentbehrlich macht, indeß will ich darum nicht blind sein gegen ihre Fehler; man kann sich dagegen nur hüten, wenn man sie kennt; also rede offen darüber mit mir, ich erlaube es Dir, ja ich befehle es."

Kein Befehl konnte der Frau von Blaspiel willkommner sein, denn nichts verträgt eine eitle Frau weniger, als die Belobung einer Andern und eine Hofdame, wie die Blaspiel, konnte in der Gunst der Königin für die Wagnitz nur eine Gefahr für ihre eigene Stellung am

Hofe finden; sie fand daher nicht das geringste Bedenken darin, ihrem Herzen Luft zu machen.

„Ew. Majestät wissen," sprach die schöne Frau mit geheimnißvoller Miene, „daß die Mutter des Fräulein von Wagnitz Hofmeisterin der Markgräfin Albert, der Tante des Königs Majestät war."

„Ich weiß, nur weiter!"

„Diese ältere Wagnitz war, wie die böse Welt sagt, die allerintriguanteste Frau am ganzen Hofe; obschon ziemlich bejahrt, hatte sie doch noch Liebhaber, durch die sie die Geheimnisse des Cabinets erfuhr."

„Was Du da sagst!" entgegnete die Königin im Ton der Neugier; „aber was geht mich das Betragen der Mutter an? ich meine, es sollte von meiner Wagnitz die Rede sein."

„Ihre Hofdame, Majestät, ist eine der drei engelschönen Töchter jener ältern Frau von Wagnitz und man behauptet nicht mit Unrecht, daß sie ihre Gunst dem Meistbietenden überließe und einen doppelten Gewinn davon ziehe, indem sie dadurch Staatsgeheimnisse unseres königlichen Cabinets ausspionire und diese an die fremden Gesandten gegen gute Bezahlung verkaufe."

„Aber mein Gott, die alte Wagnitz war ja als eine fromme, gottesfürchtige Frau bekannt und die jungen lassen es auch an Beten und Kirchengehen nicht fehlen."

„Alles Pietisterei, Scheinheiligkeit, um die Welt zu

täuschen über ihre schändlichen Schleichwege. Denken Sie sich, Majestät, in dem Kopf der alten Wagnitz hatte sich kein geringerer Plan angesponnen, als eine ihrer schönen Töchter zu dem Rang einer Mätresse des Königs zu erheben; dazu wählte sie die Schönste von den dreien, Ew. Majestät Hofdame."

„Ich erstaune, solche Anschuldigungen . . ."

„Haben sich vollständig bewahrheitet durch die tausend Intriguen, wodurch Ew. Majestät bewogen wurden, sie zunächst zu Höchstdero Hofdame zu erheben. Alsdann können Allerhöchst Ihnen unmöglich die Bemühungen dieser Damen um die Gunst und Freundschaft solcher Personen, die das Ohr des Königs haben, entgangen sein, so waren der schlaue hochmüthige Kammerdiener Eversmann, dieser Alles geltende Günstling des Königs; dann der boshafte Minister Grumbkow und der Fürst von Anhalt Dessau, dieser tüchtige Soldatenfreund, aber auch ehrgeizige Staatsmann, Gegenstand ihrer raffinirtesten Koketterien. Unter diesen Herren aus den Umgebungen des Königs war einer der einflußreichsten, der bekannte Glücksritter Craup."

„Doch nicht der Staatsminister?"

„Derselbe, der als Sohn eines pommerschen Kriegsraths durch ausschweifenden Lebenswandel so heruntergekommen war, daß er sich schon ins Wasser stürzen wollte, als es ihm endlich nach langem Antichambriren mit leerem

Magen, hohlen Wangen und fadenscheiniger Kleidung gelang, einen elenden Posten mit fünfzehn Thalern monatlichem Gehalt zu erlangen. Doch bald wurde er Auditeur von des Königs Regiment und wußte sich durch strenge Oekonomie und durch ein tüchtiges Stockregiment allerhöchsten Orts so zu insinuiren, daß er Oberintendant der königlichen Finanzen und seit Kurzem Staatsminister wurde, Alles im Laufe von kaum zwei Jahren."

„Es ist erstaunend, wie das Glück manchen Menschen begünstigt, während Andere vom Unglück verfolgt werden. Doch weiter!"

„Nun, es sollte wohl Geheimniß bleiben; aber meiner scharfen Beobachtungsgabe entgeht so leicht nichts — bei diesem Craup hatte es die schöne Wagnitz noch am weitesten gebracht."

„Nicht möglich!"

„Nun aber, was werden Ew. Majestät sagen, wenn ich auf Ehre und Seligkeit versichern darf, daß dieser intriguante Mensch, dieser Craup bald den Plan der Wagnitz errieth und beschloß, davon für sich Nutzen zu ziehen. Deshalb machte er ihr das schändliche Anerbieten, sie zur Sultanin des Königs zu erheben; aber unter der einzigen Bedingung, daß er ihre Gunst mit dem Könige theilen dürfe."

„Unerhörte Frechheit! und meine Wagnitz hat ihn, wie ich hoffe, tüchtig ablaufen lassen?"

„Ich bedaure die gute Meinung Ew. Majestät über diese Person nicht theilen zu können; denn die Wahrheit ist: sie ging darauf ein und wurde im Geheimen seine Mätresse." —

„Unglaublich!" rief die Königin entrüstet, „meine Wagnitz kann keine so niedrige Creatur sein. Ich verbiete Dir weiter davon zu reden; doch werde ich sie beobachten lassen; dann wehe ihr, wenn sie als Sünderin ertappt wird; aber wehe auch Dir, wenn Du als Verleumderin überführt wirst."

In diesem Augenblick trat die schöne Angeklagte wieder ein und meldete mit dem Ausdruck von Unschuld und Liebenswürdigkeit auf ihren reizenden Gesichtszügen, daß der Adept im Vorzimmer den Befehlen Ihrer Majestät harre.

„Laß ihn eintreten," sprach die Königin, und als die Wagnitz für einen Augenblick hinausgegangen war, wandte sich die Königin lächelnd an ihre andere Gesellschafterin und sagte: „Solche Engelszüge können nicht lügen. Ich schwöre auf ihre Unschuld."

Frau von Blaspiel schwieg und blickte mit einem leisen Achselzucken zu Boden. Der Adept trat ein.

2.

Der Astrolog war eine lange schwedische Gestalt, schon ziemlich bejahrt, wie seine magere Figur, das fal-

tenreiche blasse Gesicht und der kahle Scheitel bewiesen, dessen gepuderte Hinterhaare eben noch genügten, um einen langen dünnen Zopf zu bilden. In der Hand trug er einen ganz kleinen Tressenhut. Sein hellblauer, breitschößiger Uniformrock von grobem Tuche, mit den großen halbrunden kupfernen Knöpfen, war gelb gefüttert und aufgehakt. Eine gelbe langschößige Weste bedeckte fast die Hälfte der kurzen gelben Beinkleider, die durch schwarze Stiefeletten mit blanken Knöpfen, welche über das Knie gingen, noch mehr verkürzt erschienen, an den langen Händen trug er große gelblederne Stulp-Handschuhe. Als gefangener Officier trug er keinen Degen. Steif und hölzern, wie ein mit dem Stocke dressirter Soldat, trat er ein, verneigte sich etwas linkisch und blieb nahe der Thür stocksteif stehen, die Befehle der Königin erwartend.

„Trete Er näher,“ sprach diese, „man hat mir gesagt, daß Er sich auf Sterndeuterei und Wahrsagen aus den Linamenten der Hand verstehe.“

„Wer,“ entgegnete er mit dem Anstrich von Selbstvertrauen, „wie meine Person die Tiefen der Magie, Thaumaturgie, Astrologie und Chiromantie durchforscht hat, für den giebt es kein Geheimniß mehr in göttlichen wie in menschlichen Dingen, weder in der Gegenwart, noch in der Vergangenheit, noch in der Zukunft. Geruhen Ew. Majestät zu befehlen, über welche Lebensfrage ich zuerst die mir gehorchenden Schicksalsmächte befragen soll?

Ich lese in der Tiefe der Seelen wie in der Stellung der Planeten und den Linien der Hand die Geschicke des Menschen, die meiner Kunst und Wissenschaft vertrauen."

„Nun, Herr Lieutenant, wenn Er so geschickt ist ins Verborgene zu sehen, so wird Er mir sagen können, was ich zu wissen wünsche."

„Ew. Majestät verlangen Ihre eigene Zukunft und die Ihrer Hoheiten der königlichen Kinder zu vernehmen."

„Ja, so ist es, Er soll mir wahrsagen", sprach sie, indem sie mit einer spöttelnden Miene, als stehe sie zu hoch, um an diesen Unsinn zu glauben, die innere Fläche der Hand ihm entgegen hielt. Der Astrolog betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit.

„Die große Lebenslinie Ew. Maj.", erklärte er, zeigt hier eine sehr kleine Abweichung; das deutet auf die Geburt einer Prinzessin."

Die Königin sagte: „Wie Gott will. Wenn der Himmel uns den Kronprinzen erhält, so möge mir noch eine Prinzessin geboren werden, ich habe nichts dagegen."

Diese Prophezeiung ging schon nach zwei Monaten, im März 1716 in Erfüllung. Die Königin glaubte daher um so mehr an die Prophezeiung, die der Astrolog dem damals vierjährigen Kronprinzen Friedrich gemacht hatte.

Dieser war hereingeführt worden durch seine Hofmeisterin, Frau von Kemeke und die würdige Oberhof-

meisterin, die verwittwete Obristin Martha von Rocoulle, eine in Folge des Edicts von Nantes vertriebene protestantische Französin, die schon über die Erziehung des Königs in seiner frühesten Jugend die Oberaufsicht geführt hatte.

Prinz Friedrich mußte auf Befehl der Königin dem Chiromanten seine kleine Hand hinhalten, die der Wahrsager lange und aufmerksam betrachtete. Dann sagte er zu der Königin: „Der Hauptstamm der Lebenslinie dieses hohen jungen Herrn bildet ein Zickzack; dann aber endigt sie in mehreren Zweigen, die ganz deutlich die Gestalt einer Kaiserkrone angenommen haben. Nichts ist also gewisser, als daß die Jugend Sr. Königlichen Hoheit von sehr vielen Unannehmlichkeiten durchschnitten sein wird; dagegen wird das spätere Lebensalter desto prächtiger aufblühen. Dieser junge Fürst versteht es Kronen zu tragen. Sein erhabenes Haupt wird einst eine Kaiserkrone schmücken.“

Ein allgemeines Erstaunen erfüllte die Königin und ihre Damen. Es gehörten wahrlich keine großen Prophetengaben dazu, um bei dem heftigen Charakter des Königs und den vielen ewig intriguirenden Umgebungen desselben dem jungen Prinzen bedeutende Unannehmlichkeiten wahrzusagen und in der Verkündigung einer Kaiserkrone ein Compliment zu erkennen, womit der üble Eindruck des ersten Theils seiner Prophezeiung wieder gut gemacht werden sollte; indeß fiel es keiner der Damen

ein, nur den geringsten Zweifel an der Wahrheit dieser Weissagung zu hegen. Vielmehr suchte man in der Vergangenheit Beweise zu finden für die Richtigkeit der vorausgesagten Zukunft.

„Es ist wahr, sprach die Königin, mein Prinzchen hat bewiesen, daß sein Kopf hart genug ist, Kronen zu tragen.“

„Das war bei Gelegenheit der Taufe Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich,“ erläuterte Frau von Blaspiel, „obgleich, wie man sagt, schon zwei Prinzen vor ihm durch den Druck der schweren goldenen Krone auf dem Taufkissen eine Gehirnerschütterung erlitten hatten und in Folge derselben gestorben waren, so wollten doch des hochseligen Königs Friedrich I. Majestät in Allerhöchst ihrer Prachtliebe und königlichen Repräsentation, die althergebrachte Etikette am königlichen Hofe nicht aufgeben, wonach der muthmaßliche Thronerbe nur mit der Krone auf dem Haupte zur Taufe getragen werden darf.“

„Auch hat sein Geschick bewiesen,“ fuhr die Königin fort, „daß er Lebenskraft genug besitzt, Unannehmlichkeit und selbst Lebensgefahren zu überwinden, Du weißt es, Blaspiel!“

Frau von Blaspiel nahm diese Bemerkung als eine Aufforderung an, das dem ganzen Hofe bekannte Ereigniß dem Astrologen mitzutheilen und sie erzählte:

„Und zwar zweimal, Majestät!“ begann sie, „kaum

war das hohe Prinzchen geboren, als es Se. Majestät der König aus den Händen der Wickelfrau empfing und in soldatischer Lebhaftigkeit der Vaterfreude das kleine Wesen bald todt gedrückt hätte und dann, da es am Tage Seiner hohen Geburt, am 24. Januar 1712, bitter kalt war, so setzte sich der königliche Vater mit dem Neugebornen an das Kamin und hielt den jungen Prinzen, in der Meinung, ihm eine rechte Güte anzuthun, so nahe an die prasselnde Flamme, daß Se. kleine Hoheit fast lebendig gebraten wären. Schon war das Prinzchen kirschbraun, und der Erstickung nahe, als zum Glück noch die diensthabende Kammerfrau hinzutrat und rasch, doch mit schuldiger Ehrerbietung, dem Könige das Kindlein abnahm und sein Leben rettete."

„Und dann hätte der königliche Großvater den kleinen Prinzen fast todt getreten," ergänzte die Königin. „Erzähle, Blaspiel."

Und diese fuhr in ihrer redseligen Weise fort: „Es waren Se. Majestät König Friedrich mit dem großen Ordensband des von ihm gestifteten schwarzen Adlerordens geschmückt mit einem großen Gefolge, Alles in höchster Galla an das Wochenbett Ihrer Majestät der Königin, der damaligen Kronprinzessin getreten, hatten sich den jungen Prinzen vorhalten lassen und geruhten nun beide Hände auf Hochdessen Antlitz zu legen, wobei Allerhöchst Sie ein so langes Gebet sprachen, daß alle Welt

glauben mußte, der kleine Prinz sei unter den königlichen Händen erstickt; natürlich hatte Niemand gewagt, die heilige Handlung zu unterbrechen, selbst wenn auch der junge Prinz davon den Tod gehabt hätte."

„Was Gott thut, das ist wohlgethan", sprach Fräulein von Wagnitz mit Salbung; das Gebet hat die kleine Königliche Hoheit gerettet, man sieht daraus, wie Gottes Gnade sichtbar wird, wenn wir sie nur gläubig betend anrufen."

Die Königin nickte ihr Beifall zu. Frau von Blaspiel aber ärgerte sich im Stillen über diese Verblendung der Königin gegen diese Intriguantin und sprach ganz leise in das Ohr einer vertrauten Freundin, die neben ihr saß: „Die Heuchlerin, die würde sich kein Gewissen daraus machen, betend zu Gott die schändlichsten Teufeleien zu begehen."

Jetzt kam die Reihe an die junge Prinzessin Wilhelmine, ein liebliches Kind mit großen klugen Augen, damals sieben Jahre alt, also drei Jahre älter als ihr Bruder, der Kronprinz. Sie war eingeführt worden durch ihre Gouvernante, Fräulein Leti, von der wir später mehr hören werden.

Der jungen Prinzessin verkündigte der Astrolog nicht so viel Glück als ihrem Bruder. Kaum hatte er einen Blick auf die kleine Hand der Prinzessin geworfen, so rief er aus: „Ich habe nie eine mehr Unheil verkündende Hand

gesehen. Ihr ganzes Leben wird ein Gewebe von Unfällen sein! — Nach einer Pause, während er seine Betrachtungen mit Eifer fortzusetzen schien, fuhr er fort: Einige gute Zwischenräume sehe ich allerdings in der langen unglücklichen Lebensbahn Ihrer Königlichen Hoheit; indeß werden sie leider jedesmal durch neue Stürme abgekürzt. Drei große Partien werden ihr angetragen werden: von Frankreich, England und Polen; aber ich zweifle", fügte er mit bedenklicher Miene hinzu, „daß eine derselben annehmlich gefunden wird."

Die Königin drückte die kleine Prinzessin, die bei ihrem einschmeichelnden Wesen ihr Liebling war, zärtlich in die Arme, als wollte sie dieselbe in Schutz nehmen gegen die harten Schläge des Geschicks, und bemerkte kaum, daß Fräulein von Wagnitz, neugierig einen Blick in ihre Zukunft zu werfen, den Handschuh abgezogen hatte und dem Sterndeuter ihre weiße Hand hinhielt.

Der lange Schwede schien durchaus jeder Galanterie gegen Damen fremd zu sein. Der schönen Wagnitz, die mit einem feurigen Blick aus ihren schwarzen Augen die Gunst des Schicksalspropheten für sich zu gewinnen suchte, sagte er ganz trocken: „Sie werden noch vor Ablauf dieses Jahres vom Hofe gejagt werden!"

Erschrocken und todtenblaß wendete sie sich gegen die Königin, und als diese durch ein paar Worte, daß dieses mit ihrem Willen nie geschehen würde, sie zu beruhigen

suchte, sank sie zu ihren Füßen auf ihre Knie und küßte den Saum ihres Kleides. Die Königin aber hob sie auf, küßte sie auf die blendend weiße hohe Stirn und strich ihr die vom Puder entstellten blonden Locken aus dem Gesicht, indem sie wiederholte: „Nie wird die Prophezeiung jenes Mannes in Erfüllung gehen; denn Du wirst Dich meiner Liebe nicht unwürdig machen, dann werde ich Dich nie verlassen."

Frau von Blaspiel freute sich über die Prophezeiung und war nur darüber pikirt, daß die Königin so mit Blindheit geschlagen war zu Gunsten dieser gehaßten Person. Indem sie sich vornahm, sie genau zu beobachten und Alles aufzubieten, um dem Könige und der Königin über diese Creatur die Augen zu öffnen, damit das Schicksal sich erfülle, sagte sie spöttelnd zu ihrer Freundin: „Nun, ich wäre doch neugierig, welchen Unsinn mir dieser ungalante Astrolog vorreden wird. Am Ende jagt er mich auch vom Hofe," fügte sie spöttelnd hinzu. Damit hielt sie auch ihre schöne Hand dem Wahrsager vor die Augen.

Dieser sagte ihr nach einem Blicke, den er darauf geworfen hatte, ganz ernsthaft: „Nichts ist gewisser, gnädige Frau, als daß Ihr Unglück dem des Fräulein von Wagnitz auf dem Fuße folgen wird."

Die schöne Frau erschrak einen Augenblick, dann brach sie in ein erzwungenes Lachen aus und sagte: „Das

ist drollig; auch ich glaube überzeugt sein zu dürfen, daß ich das Glück habe bei Ihrer Majestät der Königin in hohen Gnaden zu stehen und glaube, daß dieser Prophet Allerhöchstderselben ein schlechtes Compliment macht, indem er ihr solchen Wankelmuth schuld giebt."

„Und dennoch," sprach der Astrolog, „ist Hofgunst wandelbar wie Aprilwetter, und ich bin zu klar und fest in meiner Wissenschaft, um nicht darauf schwören zu können, daß jedes Wort, was ich verkündigte, eine Wahrheit werden wird. Die Zukunft wird es beweisen."

3.

Indeß gingen die Intriguen an dem soldatischen Hofe des Königs und der noch weit intriguantern Hofhaltung der Königin ihren Gang fort.

Ein Blick darauf läßt uns erkennen, unter welchen Umgebungen der Kronprinz Friedrich seine ersten Jugendeindrücke empfing.

Der König hielt sich die meiste Zeit in Potsdam auf, wo er sich mit dem Exerzieren seiner riesigen Soldaten vom Leibregiment beschäftigte, dann auf die Jagd ritt und Abends bei einem frugalen Glas Bier und einer Pfeife Taback in seinem Tabackscollegium zubrachte, wo es sein Hauptvergnügen war den pedantischen Gelehrten und Zeitungsinterpreten, den zum Freiherrn erhobenen Hofnarren von Gundling tüchtig zu hänseln.

Der Hof der Königin blieb indeß in Berlin und so bestand zwischen dem hohen königlichen Paar eine Art von Trennung, welche den zum Mißtrauen gegen das ganze weibliche Geschlecht geneigten König den Einflüsterungen des elenden Craup zugänglich machte.

Dieser wollte das Versprechen, das er der Wagnitz gegeben hatte, sie zur Sultanin zu erheben, wo möglich zur Wahrheit machen, und nun setzte er Alles in Bewegung, um den König mit Mißtrauen gegen seine Gemahlin zu erfüllen und wo möglich das hohe Königspaar gänzlich zu entzweien. Die Wagnitz war unerschöpflich in Intriguen, womit sie ihm Anleitung gab und flüsterte ihm unaufhörlich Verleumdungen gegen die Königin zu, die der Minister meistentheils durch seinen Vertrauten, den Kammerdiener Everemann dem Könige zutragen ließ; dagegen wurden die Tugend und Legalität der Hofdame Wagnitz mit vollen Backen gerühmt.

Aber Alles war vergebens, der König liebte die Weiber nicht; er setzte seine Ehre darin, in diesem Punkte den Vorschriften des Evangeliums zu folgen. Sein Grundsatz war, daß man nur Todsünden vermeiden müsse, die erlaßlichen Sünden könne man schon versöhnen. Ehebruch aber rechnete der sittliche und charakterfeste König zu den nicht erlaßlichen Todsünden.

Dieses Treiben der Intrigue konnte unmöglich lange geheim genug bleiben, um von den einflußreichen Umge-

bungen des Königs nicht bemerkt zu werden. Grumbkow und der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hätten dem Könige wohl gern eine Mätresse gegönnt; aber nur eine solche, die aus ihrer Hand kam und unter ihrem Einfluß stand. Deshalb beschlossen sie, die Wagnitz zu entfernen und wo möglich den Staatsminister Craup zu stürzen.

Fräulein von Wagnitz besaß aber mehr Eitelkeit als Verstand. Ihre Phantasie war voll von dem Plane, womöglich die eigentliche Königin dieses Hofes zu werden. Ihr Herz war so schwarz wie ihre Augen, wenn es auch nicht so viel Wärme und Feuer hatte als diese. Sie besaß eine wahre Schlangenzunge, womit sie unbarmherzig den ehrlichsten Namen am Hofe zerriß. Sie brachte oft die unschuldigsten Personen, gegen die sie aus irgend einem unbedeutenden Grunde Feindschaft hegte, mit Hülfe ihres unwürdigen Geliebten, Craup, in das tiefste Unglück.

Endlich hatten die häufigen Besuche, die ihr dieser Mensch machte, Grumbkow auf den Gedanken gebracht, daß zwischen ihnen nicht blos der schon errathene Plan, sie zur Mätresse des Königs zu erheben, sondern auch ein geheimes Liebesverständniß obwalte. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ließ er durch einen Küchenjungen die Rolle eines Gespenstes spielen. Damit aber aller Verdacht von ihm abgeleitet werde, mußte diese

Scene während einer Reise des Königs, auf welcher ihn Grumbkow begleitete, aufgeführt werden.

In einer Nacht, als es schon gegen Morgen ging, hörte man ein gräuliches Gepolter im Schlosse. Alles sprang aus den Betten und die langen Corridore, von den schon trüb brennenden Lampen nur noch schwach dämmernd erhellt, füllten sich mit gespensterartigen Menschen im weißen Hemde oder kaum die Blößen bedeckenden Nachtkleidern; Herren und Diener, Prinzessinnen, Damen, Kammerfrauen und Zofen, dazwischen wie schwarze Teufel die Kammermohren des Königs bildeten ein seltsames Gewühl, das mehr einer Geisterversammlung, als lebenden Menschen glich. „Wo brennt es? wo ist das Feuer!“ rief Einer dem Andern zu. Aber Niemand hatte Antwort.

Das Gespenst war mit nachschleppenden rasselnden Ketten, in ein weißes Betttuch gehüllt Trepp auf und Trepp ab gegangen und mehreremal vor den Zimmern der Königin und der in der Nähe wohnenden Hofdamen vorbei gerasselt. Die Schildwachen, anstatt dem Gespenst zu Leibe zu gehen, liefen davon. Der Schreck hatte die Gestalt desselben vor ihren Augen um das Zehnfache vergrößert. Die tapferen Riesen mit den schwarzen steifgewichsten Schnurrbärten und den kleinen dreieckigten Bortenhüten auf den gepuderten mit Talglocken und langen Zöpfen geschmückten Köpfen erzählten mit klappernden Zähnen in der Wachstube, wohin sie sich gerettet

hatten, es sei der leibhafte Satan umgewandelt, der Lucifer, der Höllenfürst, die die Schweden hergeschickt hätten den Kronprinzen umzubringen.

Vergeblich suchte der wachhabende Officier seine Leute zu beruhigen. Er konnte keinen dieser Tapferen bewegen, wieder auszurücken und diesem Satan zu Leibe zu gehen. Deshalb ging der Lieutenant, der ein aufgeklärter und furchtloser Mann war, selbst in die prinzlichen Gemächer, um den Kronprinzen und die Prinzessin, die man aus ihren Betten genommen hatte, und die von zitternden Damen und Kammerfrauen im tiefsten Negligé umgeben waren, in Sicherheit zu bringen. Doch die weibliche Heerde war so eingeschüchtert, daß man weder den Muth hatte das Zimmer zu verlassen, noch dort zu bleiben. Schöne und alte garstige Damen klammerten sich an ihn an, in einem Zustande, der alle Reize, wo sie vorhanden waren, und jede Unschönheit den Blicken des muthigen Kriegers preisgab. Dieser wußte im bescheidenen Anstandsgefühle nicht, wohin er sich wenden sollte. Endlich erreichte er den vierjährigen Kronprinzen und nahm ihn auf den Arm, indem er sagte, Seine Hoheit habe nichts zu fürchten, ohne Zweifel sei es nichts mit dem Lärm als der Schabernack eines bösen Buben!

„Ich fürchte mich nie," sprach der kleine Prinz; „gieb mir Deinen Degen, Lieutenant, und ich gehe damit Lebenden und Todten zu Leibe."

„Recht so, mein muthiges Prinzchen!“ rief der Officier, vergaß den Respect in der Freude seines Herzens so weit, daß er ihn küßte, und indem er ihn auf den Boden niedersetzte, sagte er mit flammenden Augen: „Ja bei Gott, Prinz Friedrich wird einst ein großer Kriegesherr werden, erhalte Gott Ew. Königlichen Hoheit kostbares Leben.“

„Ich danke,“ sprach Prinz Friedrich, „ich weiß wohl, es giebt keine Gespenster und das sind Alles Hasenherzen, die sich davor fürchten.“

„Außer der weißen Frau,“ riefen mehrere dann durch einander, „und die war es, die Kehrfrau, die im Schlosse gepoltert hat, und das bedeutet, Gott sei uns gnädig, einen Todesfall im königlichen Hause; bewahre nur der Himmel unser Kronprinzchen Königliche Hoheit.“

Als sich die Gemüther beruhigt hatten, kehrte der Lieutenant nach der Wachstube wieder zurück, um dort weitere Anordnungen zu treffen. Als er auf dem fast ganz dunklen Corridor dahin ging, sah er, daß eine der Thüren, die zu den Zimmern der Hofdamen führte, sich öffnete und ein Mann in einen weißen Mantel gehüllt heraustrat. Kaum hatte dieser die schweren Schritte des Officiers gehört, so suchte er sich in eine Vertiefung der Thür, die hinter ihm wieder verschlossen war, zu drücken.

„Halt, wer da?“ rief der Lieutenant und packte

ihn vor der Brust; „da haben wir das Gespenst! auf — mit zur Wache! —“

„Sie irren, Herr Lieutenant!“ sprach der Ergriffene mit einer gewissen Verlegenheit in Ton und Haltung; „mich selbst hat das Gespenst aus schönen Armen vertrieben, ich bin der Minister von Craup.“

„Entschuldigen, Excellenz,“ entgegnete der Officier und ließ ihn los, „aber ich beklage, nicht umhin zu können, dem Könige davon Rapport abzustatten — das ist, wenn ich nicht irre, das Zimmer des Fräulein von Wagnitz, aus dem sie soeben entlassen wurden?“

„Sein Sie kein Narr, Herr Hauptmann, denn Ihr Avancement kostet mich nur ein Wort, wenn Sie vernünftig und discret sind; was kümmert sich der König um Liebesaventüren, zudem war es ein Staatsgeheimniß, das meinen nächtlichen Besuch veranlaßt hatte.“

Der Officier legte die Hand an den Hut und sagte: „Excellenz, der Lieutenant v. Tettenborn kennt seine Pflicht. Ihrer Entfernung steht kein Hinderniß mehr im Wege.“

In die Wachstube zurückgekehrt ergoß zunächst der Lieutenant seinen Zorn gegen die feige Schildwache. Er ließ ihnen die Waffen abnehmen, die blaue Montur vom Leibe ziehen und der Corporal mußte Jedem ein Dutzend Stockstreiche über den gekrümmten Rücken aufzählen. „Das war nur die Vorkost für meine Rechnung, Ihr Himmeltausend Sacramenter,“ rief er, „morgen stelle

ich Euch vor's Kriegsgericht und dann soll's besser kommen. Ein preußischer Soldat soll selbst den Teufel nicht fürchten — am wenigsten einen bösen Buben, der das ganze Schloß zu Narren gehabt hat."

Für die folgende Nacht wurden die Wachen verdoppelt und alle nur mögliche Vorsicht wurde genommen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Indeß ungehindert setzte das Gespenst, bei der unüberwindlichen Gespensterfurcht, seinen rasselnden Umzug fort und wurde erst in der dritten Nacht, und zwar von dem muthigen Lieutenant von Tettenborn ergriffen.

Es war der Küchenjunge, den Herr von Grumbkow beauftragt hatte. Die Untersuchung nach dem eigentlichen Urheber begann mit Eifer und Schärfe; da man aber aus allen Umständen auf die Vermuthung kam, daß hochgestellte Personen dahintersteckten, so war das Hofmarschallamt rücksichtsvoll genug, daß es die Sache niederschlug und dem Könige berichtete, ein Küchenjunge habe sich zum eigenen Amüsement den dummen Spaß gemacht. Der König befahl im ersten Aerger, daß der Bube hundert Stockstreiche richtig aufgezählt erhalten solle. Das hätte der arme Junge allerdings nicht überlebt und er würde buchstäblich zu Tode geprügelt worden sein, hätte er nicht so hohe Mitschuldige gehabt, die sich für eine Milderung der Strafe verwendeten. Grumbkow hatte sich hinter Eversmann und Gundling gesteckt und diese wußten

theils im Cabinet, theils im Tabackscollegium der Sache ein komisches Mäntelchen umzuhängen, so daß der König, der bekanntlich derbe Späße liebte, sogleich darüber zu lachen anfing und die indirecte Lebensstrafe dahin milderte, daß der Esel, wie er sich ausdrückte, drei Tage auf dem hölzernen Esel reiten sollte. Nach abgemachter Strafe erhielt der Bube durch Grumbkow ein tüchtiges Geldgeschenk und wurde fern von der Residenz anderweit versorgt.

Eine ernsthaftere Wendung nahm indeß diese Geschichte in Hinsicht der Wagnitz. — Der ehrliche Lieutenant hatte in seinem Rapport des nächtlichen Besuchs Sr. Excellenz von Craup bei der galanten Hofdame gedacht. Der König, der auf Sittlichkeit und Ordnung hielt, war darüber sehr aufgebracht und Grumbkow, der zugegen war, benutzte diese Gelegenheit, dem Könige die ganze Intrigue der Wagnitz und ihrer Mutter zu entdecken. Er hatte auch ein Kammermädchen der Wagnitz durch einen seiner Bedienten, der in eine Liebschaft mit ihr sich hatte einlassen müssen, zum Plaudern gebracht und durch diese erfahren, daß der Minister Craup schon mehrere Nächte bei der Hofdame zugebracht habe, ja daß diese sich von ihm in interessanten Umständen befinde und immer noch hoffe, Se. M. zu verleiten, sie zur gebietenden Mätresse zu erheben, da ihr solches Craup, als Preis für ihre Ergebung in seinen Willen, versprochen habe.

Es fehlte nicht viel, so hätte der König die Wagnitz kommen lassen und ihr mit dem guten braunen Rohrstock eine tüchtige Privatlection ertheilt. Aber er achtete das Hausrecht der Königin, fuhr zu ihr nach Berlin und erzählte ihr alle Streiche und Intriguen der Wagnitz und schloß mit dem gemessenen Befehl, diese liederliche Person augenblicklich aus ihren Diensten zu jagen.

Die Königin fand es völlig unglaublich, daß diese fromme Person eines solchen Verbrechens fähig sei, die ihr Abends vor dem Einschlafen so oft ein Capitel aus der Bibel vorlas und so viel betete, seufzte und die Augen verdrehte, indem sie Gott und unsern Herrn Jesus anrief, den gesegneten Schoß der Königin von einem jungen Prinzen zu entbinden, damit das königliche Haus gedeihe und blühe.

Kurz, sie erzählte dem Könige, der auch ein ehrenfester religiöser Herr war, von der Gott wohlgefälligen Frömmigkeit dieser gewiß tugendhaften und nur von bösen Zungen verleumdeten Hofdame. Doch Friedrich Wilhelm I. stampfte mit seinem Rohrstock auf das gebohnte Parket im Cabinet der Königin und sagte in dem gebietenden Tone, der keinen Widerspruch duldete:

„Die Katze ist eine Heuchlerin, es bleibt dabei, sie wird fortgejagt!“

Die Königin bat nur noch, ihr die Dienste der Wagnitz, die ihr in ihrem jetzigen Zustande unentbehrlich

sei, auf die drei Monate noch zu gewähren, bis sie entbunden sein würde; sie werde indeß diese Person genau beobachten und finde sie die Anklage bestätigt, so solle die Ehre des Hauses durch rücksichtslose Strenge gewahrt werden.

Der König war mit dieser Erklärung seiner Gemahlin vorerst zufrieden und bewilligte die Frist unter der Bedingung, daß die Wagnitz es vermeide, ihm jemals vor Augen zu kommen, wenn sie nicht Bekanntschaft mit seinem Braunen machen wollte.

Damit schwang er drohend sein hohes spanisches Rohr mit dem goldenen Knopf und verließ das Gemach und das Schloß, um nach Potsdam zurückzufahren, wo eine Parade über seine baumlangen Grenadiere ihn wieder heiter stimmen sollte.

Die Königin ging schwer daran, der armen Wagnitz, die ihr Schicksal noch nicht ahndete, den Befehl des Königs anzukündigen. Sie hatte wohl schon Manches von den Koketterien dieser Person gehört und gesehen, aber sie hatte einmal für dieselbe eine Schwäche, so daß es ihr fast unmöglich wurde, Nachtheiliges von ihr zu glauben. Indeß zögerte sie noch mit der Eröffnung des Königsbefehls, da es ihr zu schmerzlich war, ihrer Begünstigten wehe zu thun.

Doch am folgenden Tage sollte sie sich mit eigenen Augen überzeugen, daß der Wagnitz nicht ein zu großes Unrecht geschehen sei. Während der Abwesenheit des Kö-

nigs war es für den Minister von Craup eine willkommene Gelegenheit ins Schloß zu kommen, und seine Geliebte, die sich meistens im Vorzimmer der Königin befand, zu sehen, daß er Auftrag hatte, die Briefe des Königs an die Königin persönlich in deren Hände zu übergeben. — Gewöhnlich ließ ihn dann die Königin eintreten in ihr Cabinet und der verliebte Minister konnte sich im Vorzimmer ganz sicher fühlen, wenn die Wagnitz dort allein den Dienst hatte.

Eines Tages aber befand sich die kleine Prinzessin Wilhelmine bei der Königin, als Craup gemeldet wurde, der ein für allemal Ordre hatte, der Königin persönlich die mit dem Cabinetscourier eingegangenen Briefe, von Seiten des Königs zu überbringen. Es war am Tage nach jenem Vorfall mit dem Könige; die Königin war deshalb neugierig, was ihr hoher Gemahl darüber schreiben würde und sie eilte unerwartet ins Vorzimmer, wo sie durch den Anblick der zärtlichsten Umarmung des Fräulein von Wagnitz — dieses unschuldigen Engels und des als eine Art von Don Juan bereits übel berüchtigten Herrn von Craup nicht wenig überrascht wurde.

Die Königin trat sogleich zurück; in ihrem Boudoir angekommen, sank sie fast in Ohnmacht, und ihre Damen, die sie unterstützten und ihr alle möglichen Riechfläschchen vorhielten, fragten ängstlich, was der Königin begegnet sei?

„O es ist nichts!“ rief die kleine Prinzessin Wilhelmine, die ihr gefolgt war, mit kindlicher Keckheit, „Mama hat nur gesehen, daß der Craup die Wagnitz umarmt und geküßt hat.“

Diese Mittheilung brachte die Königin wieder zum Leben. Es war ihr höchst unangenehm, daß die Plauderhaftigkeit der Kleinen dem Hofgeklätsch einen solchen Skandal preisgegeben hatte. Nicht weniger war es ihr unangenehm, daß ihre unschuldige kleine Tochter ein solches böses Beispiel gesehen hatte. Im Aerger darüber hielt sie dem Kinde eine recht derbe Strafpredigt und drohte ihr mit der Ruthe, wenn sie noch einmal wagen würde, so etwas zu sehen und weiter auszuplaudern.

Die Schwäche der Königin für die Wagnitz ging so weit, daß sie ihr wegen dieses Vorfalls nicht einmal Vorwürfe machen wollte. „Die arme Person wird schon durch den Schreck, der mein Eintreten ihr veranlaßte, hinreichend bestraft sein,“ sagte sie zu ihrer andern Vertrauten, der Frau von Blaspiel, „indeß befinde ich mich doch in der traurigen Nothwendigkeit, der Unglücklichen ihr Geschick anzukündigen; der König besteht darauf.“ Sie hatte indeß den Brief des Königs empfangen und gelesen, und nun gab sie Befehl, daß die Wagnitz gerufen werde; der Blaspiel aber gebot sie, sich zu entfernen, damit die Delicatesse nicht verletzt werde. Diese mußte auch die junge Prinzessin mit fortführen. Nur Frau

von Rocoulle blieb zugegen, weil die Königin eine Zeugin haben wollte, daß sie den Befehl des Königs ausgeführt habe.

Als die Wagnitz eintrat, glaubte sie nichts Gewisseres als mit Vorwürfen überhäuft zu werden. Anstatt niederzuknien und die Königin um Gnade und Verzeihung zu bitten, waffnete sie sich, im Vertrauen auf die bisherige Gunst der Königin mit dem Trotz der Frechheit gemeiner Seelen und fragte im herausfordernden Ton: „Ew. Majestät haben befohlen, darf ich fragen, was es giebt? — etwa neue Klatschereien oder gar die kleine unschuldige Galanterie, wovon Ew. Majestät Augenzeuge gewesen ist — ein Freundschaftsbeweis — sonst nichts!"

„Wagnitz," sprach die Königin mit ernster Wehmuth, „von einer Hofdame, die schon so lange in meinem Dienst ist, hätte ich ein bescheidenes Auftreten, besonders nach einem so skandalösen Vorfall erwartet. Indeß ich für meine Person will Dir deshalb meine Gnade nicht entzogen haben. Jetzt aber schmerzt es mich, Dir einen Befehl des Königs mittheilen zu müssen. Der König will, daß Du vom Hofe entfernt werdest. Mit Mühe habe ich von ihm noch eine dreimonatliche Frist für Dich erlangt. Also, wenn ich niedergekommen sein werde, wird sich Dein Geschick entscheiden. Schenkt mir der Himmel einen Prinzen, so wird es meine erste Sorge sein, Deine Begnadigung vom Könige zu erbit-

ten; würde mir aber der Himmel dieses Glück versagen und gäbe ich einer Prinzessin das Leben, so bleibt für Dich keine Hoffnung und ich kann Dir nur rathen, liebe Wagnitz, Dich den Befehlen des Königs zu fügen."

Die Wagnitz, anstatt die Milde und Güte der Königin durch dankbare Ehrerbietung zu erwidern, ließ ihrer niedrigen und gemeinen Gesinnung freien Lauf. Sie wurde ganz dunkelroth vor Aerger, sie zitterte und ballte ihre Hände und brach dabei in solche Wuth aus, daß sie die Königin auf das Unehrerbietigste mit einem Strom von Vorwürfen überhäufte. Die gemeinsten Schimpfworte gegen das klatschhafte Hofgesinde, gegen den schändlichen Grumbkow, den nichtswürdigen Eversmann und andere, sprudelten ihr wie Gift vom Munde. Obgleich die Königin kein Wort erwiderte, so gehörte doch die Wagnitz zu den Weibern, die sich immer heftiger in Wuth reden, je länger sie schelten; sie vergaß sich endlich so weit, der Königin, die, wie sie behauptete, an dem Complotte gegen sie Theil habe und dem Kinde, das dieselbe unter dem Herzen trage, zu fluchen und brach in die Worte aus:

„Ich wünsche, daß der Teufel Ihr Kind hole und daß Ihr beide zerplatzet. Möge die Rache des Himmels Sie und Ihr Kind treffen; an Ihnen kann ich mich nicht rächen, aber indem ich die Menschen, die Ihnen die Liebsten sind, verfolge, will ich Sie verfolgen. Ich

habe eine feste Stütze, die mich Ihnen zum Trotze am Hofe erhalten wird, und muß ich dennoch weichen, so soll die Blaspiel das erste Opfer meiner Rache sein."

Ihre Wuth und Raserei ging so weit, daß sie sich die Frisuren zerzausete und in Krämpfen mit dem Schaum vor dem Munde zu Boden fiel.

In unseren gebildeten Zeiten hält man einen solchen Ausbruch von Wuth in den höheren Ständen für ganz unmöglich; damals am Hofe Friedrich Wilhelms I. waren noch ganz andere Roheiten an der Tagesordnung.

Frau von Rocoulle, die diesem Auftritte beigewohnt hatte, führte die Königin fort, und diese, ungeachtet sie vor Entsetzen über die Wuth dieser Megäre noch zitterte, trieb doch die Schwachheit für diese undankbare Creatur so weit, daß sie der Rocoulle befahl, Niemandem etwas von dieser Schreckensscene zu sagen. „Wenn es nur der König nicht erfährt," sagte sie, „so ist es immer noch möglich, daß die Sache beigelegt wird."

Drei Tage darauf brachte man dem Könige ein Pasquill gegen ihn, das man angeschlagen gefunden hatte. Es enthielt mit Mord drohende Ausfälle gegen ihn und seine Gemahlin. Er zeigte die Schmähschrift Grumbkow. „Es ist die verstellte Handschrift der Wagnitz," rief dieser, „auf den ersten Blick erkenne ich sie, ich erhielt von ihr schon einen ähnlichen Drohbrief, ließ ihre

Kammerfrau kommen und diese gestand mir bald, daß jene intriguante Hofdame den Brief geschrieben habe."

Der König war im höchsten Grade entrüstet über die Frechheit dieser Person, und Grumbkow benutzte diese Gelegenheit nicht nur gegen die Wagnitz und ihre Mutter, sondern ganz besonders gegen Craup, seinem Haß Luft zu machen. Er erzählte die schändlichsten Dinge von der Wagnitz und ihrer Mutter — nicht nur von ihrem ausschweifenden Lebenswandel, sondern auch, daß sie sich in verschiedene Staatsintriguen eingelassen und fremden Gesandten Cabinetsgeheimnisse zugetragen hätten, welche die jüngere Wagnitz von ihrem Buhlen, dem Minister Craup erfahren habe. Besonders stehe diese in intimen Verhältnissen mit dem französischen Gesandten Grafen von Rotenburg, dem sie als Spion diene. Sie selbst habe in den nächsten Umgebungen des Königs noch mehrere Spione, deren Verrath sie mit ihrer Gunst belohne, während sie selbst das baare Geld davon empfange.

Grumbkow war ein kluger, glattzüngiger, feiner und gewandter Hofmann, ein intriguanter Charakter, ein Mann mit dem schlechtesten Herzen, so kaltblütig boshaft, daß er eigentlich gar kein Herz zu haben schien und so gelang es ihm denn leicht, den schon aufgebrachten ohnehin sehr jähzornigen König, zu bewegen, daß er seinem Adjutanten Befehl gab, an die Schloßwache die Ordre ergehen zu lassen, die Hofdame Wagnitz und ihre

Mutter augenblicklich zu verhaften und sie durch den Profoß aus Berlin fortbringen zu lassen mit der Androhung lebenslänglicher Zuchthausstrafe, wenn sie zurückkehren würde. Vergebens aber waren die Bemühungen Grumbkow's, den König gegen Craup aufzubringen. Dieser war ein tüchtiger Finanzmann, der gut auf Plusmacherei zu Gunsten der königlichen Kasse sich verstand und unerschöpflich war, Einschränkungen in den Ausgaben herbeizuführen. Der König hielt ihn für unentbehrlich und verzieh ihm seine dummen Streiche, wie er sein Verhältniß zur Wagnitz nannte. Er dachte: ist die erst fort, so wird sich das Spioniren von selbst geben.

4.

Nach drei Monaten kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der aber im Januar 1719 wieder starb.

Einige Zeit lebte der Hof ruhig, der König meistens in Potsdam, die Königin mit ihren Kindern in Berlin.

Die junge Prinzessin Wihelmine hatte viel zu leiden von ihrer Erzieherin, der Leti, die bei der geringsten Veranlassung ihre Verweise mit Schlägen begleitete. Die Prinzessin wagte niemals sich darüber beim Könige zu beschweren. Dieser liebte sie zärtlich, wie nur sie ein festes Soldatenherz lieben kann; dagegen schien er eine Abneigung gegen den jungen Kronprinz Friedrich zu hegen, der immer scheu und stumm ihm gegenüber stand, weil

sein Vater niemals ein freundliches Wort an ihn richtete. Die Prinzessin Wilhelmine hatte für ihr Alter viel Verstand. Sie lernte mit ungemeiner Leichtigkeit, war aber dem ohnerachtet von früh Morgens bis Abends spät durch pedantische Lehrer in allen Wissenschaften gequält. Ihre einzige Erholung war, wenn sie mit dem fünfjährigen Fritz spielen durfte. Zwischen beiden königlichen Kindern, die beide unter so manchen Härten ihrer Erziehung zu leiden hatten, entspann sich die zärtlichste Geschwisterliebe, die erst mit ihrem Leben erlosch.

Auch Prinz Friedrich hatte viel Verstand, aber bei seiner Schwächlichkeit in der Jugend besaß er lange nicht die Lebhaftigkeit seiner Schwester; diese wußte ihn indeß durch tausend Scherze von seinem Trübsinn, wenn auch nur auf kurze Zeit zu ermuntern. Deshalb war der kleine Fritz nie glücklicher, als wenn Wilhelmine bei ihm war und sich mit ihm beschäftigte. Dann verließ er gern seine hölzernen Soldaten, Trommeln und kleinen Kanonen, die er ohnehin nicht liebte und spielte lieber mit den Puppen seiner Schwester. Erfuhr das der König, so brach ein Ungewitter los — dann hieß es, der Junge ist ein Mädchen, er wird einmal die Nachtmütze der Krone vorziehen, aber wird er größer, so will ich ihm den preußischen Heldensinn schon einbläuen. Meine Krone darf einmal Niemand tragen, der nicht ein großer Soldatenfreund und Kriegesfürst ist.

In der Kinderstube und bei der Königin wurde stets Französisch gesprochen, daher der junge Kronprinz und dessen Schwester weit eher und besser Französisch als Deutsch lernten.

Zweites Kapitel.

Friedrichs I. Ableben. — Friedrich Wilhelm I. schränkt die Hofhaltung ein. — Seine Erziehung, Neigungen und Günstlinge. — Grumbkow und Anhalt. — Ihr Plan den König von sich abhängig zu machen. — Vermählung des Königs mit einer hannöverschen Prinzessin. — Bemühungen der Günstlinge den König und die Königin mit einander zu entzweien. — Die Intriguen scheitern an der Klugheit der Königin und der Rechtlichkeit des Königs. — Neue Intriguen von Grumbkow und Anhalt. — Pläne für die Verheirathung des kleinen Kronprinzen. — Grumbkow's Frömmelei. — Sein Plan den Markgrafen von Schwedt auf den Thron zu heben und ihn mit Prinzessin Wilhelmine zu vermählen. — Befehl zu lieben. — Mitwirkung der Leti. — Prinzessin Wilhelminens Benehmen. — Operation der Königin dagegen unter Beistand der Frau von Blaspiel. — Vergebliche Vorstellungen dagegen von Seiten der Königin an den König.

1.

Kaum hatte der prachtliebende König Friedrich I. am 25. Februar 1713 mit standhafter Ergebung seine Augen geschlossen, nachdem er in feierlicher Bewegung seinen lieben Enkel, den damals erst ein Jahr alten Prinz Friedrich und die vierjährige kleine Prinzessin Wilhelmine gesegnet hatte, so begannen schon die Hofintriguen in den Umgebungen des neuen Königs, und seltsam genug be-

trafen sie Pläne über die einstmalige Vermählung dieses noch so jungen Prinzen und der kleinen Prinzessin Wilhelmine.

Der neue König hatte die alte glänzende Hofhaltung völlig umgewandelt, den Etat einer zahlreichen überflüssigen Dienerschaft und Hofbeamte, mit ihren verschwenderischen Gehalten gestrichen und Alles auf den einfachsten, fast bürgerlichen Fuß eingerichtet. Seine Oekonomie ging bis in das kleinste Detail, so daß kaum sein Mittagstisch an den gewöhnlichsten Speisen ausreichend besetzt war.

Sechs Monate nur nach dem Tode des Königs war der Hof in bisheriger Weise geblieben, da plötzlich brach, wie ein Blitz aus blauem Himmel, die Umwandlung der ganzen Hofhaltung herein und wer fortan noch des Königs Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen — Alles in den Umgebungen des Königs war bald Officier oder Soldat — von dem alten Hofe mit den goldgestickten französischen Gallakleidern und großen Alongeperücken sah man keine Spur mehr.

Um sich ein richtiges Bild von den damaligen Zuständen am preußischen Hofe zu machen, muß man einen Blick auf den Charakter des Königs und seiner beiden Günstlinge: Grumbkow und den Fürsten von Anhalt werfen.

Die Erziehung des Königs war dem Grafen von Dohna anvertraut gewesen. Dieser hatte sie allerdings sehr vernachlässigt gehabt. Und so war dem Könige eine gewisse Roheit, im Geschmack seiner Vergnügungen, wie

in einer despotischen Behandlung seiner Familie und Umgebungen geblieben. Um ihn nicht ungerecht zu beurtheilen, muß man einen Blick auf jene Zeit werfen. Galt auch damals französisches Wesen, mit aller Ueppigkeit, Galanterie und Prachtliebe an den Höfen, so waren doch innerhalb der prunkenden Außenseite, die Sitten weder so rein noch so fein gebildet, um es auffallend zu finden, wenn eine derbe kräftige Soldatennatur, wie die Friedrich Wilhelm's I., wenn er die glatten französischen Formen abstreifte, mit einer Rauheit auftritt, die wir nach unseren Gefühlen eine entsetzliche Roheit nennen möchten. Zopf und Schwert, vorzüglich aber Stock und Gamaschen führten damals das Regiment am königlichen Hofe zu Berlin und Potsdam. Friedrich Wilhelm I. war von Jugend auf schon vermöge seiner kräftigen Natur und despotischen Neigungen ein großer Soldatenfreund, oder vielmehr ein Freund großer Soldaten. Schlicht und einfach in seinem Wesen, war ihm die Prunkliebe seines Vaters zuwider. Er war überzeugt, daß dabei der Staat zu Grunde gehen müsse und so verfiel er in das andere Extrem, er trieb sein Ersparungssystem bis zum Geiz; nur eine Passion hatte er, die ihn verschwenderisch machte, das war die Leidenschaft für große Soldaten. Dafür sparte er keine Summen; während er für die Tafel jeden Pfennig controlirte und es an diesen und anderen Bedürfnissen seines Hauses am Nothwendigsten fehlen ließ.

Im Kriegswesen hatte er mehr Sinn für die Ausbildung des Paradewesens als der höhern Strategie; obgleich sein Talent sich im Kriege sehr tüchtig erwies. Er besaß dabei einen lebhaften Geist mit einem durchdringenden Scharfsinn; aber sein aufbrausendes Temperament, das sich so leicht zum Jähzorn hinreißen ließ, gestattete ihm oft nicht die Ruhe einer besonnenen Ueberlegung. Bei seiner gewaltigen Energie hörte er selten die Stimme des Mitgefühls. Was er für gerecht hielt, das führte er auch rücksichtslos durch. Dabei aber war er treu und fest. Wem er einmal seine Gunst geschenkt hatte, den ließ er niemals fallen. Und ohnerachtet seines Geizes war er wohlwollend und mildthätig gegen Arme. Er ließ viel bauen, aber keine Prachtbauten, sondern dem Gemeinwohl oder Einzelnen seiner Bürger nützliche Häuser. Auch begründete er mehrere wohlthätige Stiftungen. Der König liebte weder das Gepränge noch den Luxus; doch wo er glaubte, daß es der Ehre seines Hauses galt, scheute er keinen Aufwand.

Um ihn gegen die galanten Ausschweifungen sicher zu stellen, die damals an vielen Höfen Mode waren, hatten ihm seine Hofmeister vom weiblichen Geschlecht die ungünstigste Meinung beigebracht. Und dieses Vorurtheil war bei ihm so tief eingewurzelt, daß er nicht nur gegen seine Gemahlin die Königin sehr eifersüchtig war, sondern auch seine Töchter mit Härte behandelte.

So war es denn seinen Vertrauten, dem Fürsten von Anhalt-Dessau und seinem Minister Grumbkow, der nachmals Feldmarschall wurde, leicht, um ihre Intriguen durchzuführen, den König gegen die Königin aufzubringen und Zwietracht in diese früher so glücklich gewesene Ehe zu säen.

Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der später unter dem Namen des alten Dessauers bekannt wurde, war einer der tüchtigsten Heerführer seiner Zeit. Mit tüchtiger Kenntniß im Kriegeswesen, verband er einen ausgezeichneten Geschäftsgeist. Sein soldatisch derbes Wesen flößte Furcht ein, wußte sich aber auch Gehorsam und Respect zu verschaffen. Dabei war er populär und zutraulich, und trotz seines tüchtigen Stockregiments bei den Soldaten beliebt. Ein unermeßlicher Ehrgeiz ließ ihn so leicht vor keiner, selbst unerlaubten That zurückschrecken, wenn es ihm auf die Erreichung gewisser Zwecke ankam. Er war ein treuer Freund seiner Anhänger, aber ein unversöhnlicher Feind eines Jeden, der ihn einmal beleidigt oder seine Pläne durchkreuzt hatte. Doch war er gerecht und edel genug, seinen Haß gegen solche Personen, niemals auf die Angehörigen derselben zu übertragen. Diese hatten im Gegentheil nicht selten Beweise von Großmuth empfangen.

Ein lange nicht an Fond du coeur so hochstehender Charakter war Grumbkow. Er war einer der geschickte-

sten Minister seiner Zeit. Ein schmiegsamer Geist und die gewandteste Unterhaltungsgabe und rasche, lebhafte und geistreiche Antworten, die er oft sehr treffend zu geben wußte, machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter und dem Könige unentbehrlich. Doch seine ganze gefällige und schöne Außenseite verhüllte nur einen falschen, selbstsüchtigen Charakter. Dabei war er ebenso ausschweifend als jähzornig. Er schmiegte sich mit Unterwürfigkeit unter den despotischen Willen seines Königs und Herrn und war doch geschmeidig genug, ihn ganz nach seinem Willen zu lenken ohne daß er es merkte. Ein ungemessener Ehrgeiz und ein großer Hang zu Intriguen verwickelte ihn in viele Angelegenheiten des Hofes; doch immer wußte er durch Klugheit, und da er kein Mittel scheuete, um seine Absichten zu erreichen, seine Pläne durchzuführen.

Zwei Charaktere, wie diese beiden, die noch dazu in der innigsten Vertraulichkeit zu einander standen, wir würden sagen Freundschaft, wenn dieser Begriff nicht zu hoch stände für einen so kaltherzigen Menschen wie Grumbkow war, konnten gefährlich werden an einem Hofe, wo sie sich einmal festgenistet hatten, so lange sie in Gemeinschaft handelten. — Wir werden später noch einmal ausführlicher auf diese merkwürdigen Charaktere zurückkommen.

Ihr Plan war gewesen, den König zu regieren und

ihm eine Gemahlin zu geben, die von möglichst beschränktem Verstande, ganz von ihnen abhing. Dieser Plan aber mißlang. Der König, als Kronprinz, vermählte sich ganz gegen ihre Absicht, mit einer hannöverschen Prinzessin, einer liebenswürdigen Dame voll Geist und Anmuth. Da sie sahen, daß sich der damalige Kronprinz sehr hingezogen fühlte zu seiner jungen Gemahlin, so blieb ihnen nichts übrig als alle Intriguen in Bewegung zu setzen, beide mit einander zu entzweien. Zu diesem Zweck hatten sie allen Leidenschaften des Kronprinzen geschmeichelt und ihn zu Ausschweifungen verleitet, während sie Eifersucht in der so leicht erregbaren, zum Mißtrauen geneigten Seele des Kronprinzen gegen seine daran ganz unschuldige Gemahlin zu erregen suchten. Die nachmalige Königin bedurfte aller ihrer Tugend und Klugheit, um den Stürmen zu entgehen, welche dieser Grumbkow in Verbindung mit dem Fürsten von Anhalt gegen sie angefacht hatte.

Indeß an der strengen Rechtlichkeit und dem religiösen Sinn des Königs scheiterten ihre Pläne, eine Scheidung des königlichen Paars herbeizuführen und damit eine Verbindung einzuleiten, die mehr geeignet sein würde ihrem Wunsch zu entsprechen, den König durch die Königin zu leiten. Es mußte daher ein neuer Plan entworfen werden. Friedrich Wilhelm war nach dem Tode seines Vaters König geworden und Prinz Friedrich hatte

dadurch die nächste Anwartschaft auf den Thron und den Titel eines Kronprinzen von Preußen erhalten.

2.

Der kleine Kronprinz Friedrich hatte sein fünftes Lebensjahr betreten und Prinzessin Wilhelmine war sieben Jahre alt, als bei Gelegenheit einer Soirée am Hofe der Königin, noch ehe das Spiel begann, der Minister Grumbkow den Fürsten von Anhalt, der schon die neue einfachere Generalsuniform trug, an die Hand nahm und ihm mit geheimnißvoller Miene und gedämpfter Stimme zuflüsterte: „Erlauben Sie, Durchlaucht, wir haben Wichtiges mit einander zu überlegen. Bleiben wir beide stets d'accord und gehen Hand in Hand, so kann unserem Einfluß nichts widerstreben.“

„Wir sind ja Freunde,“ sprach der Fürst und drückte dem eleganten Höfling mit soldatischer Kraft die Hand, „und haben gleiche Interessen. Nehmen wir unsere Mesüres mit Bedacht, so bleibt unser Regiment hier unerschütterlich.“

Nachdem sie durch einige der Prachtgemächer gegangen waren, die in der langen Zimmerreihe mit Wachslichtern, Dank dem jetzigen Ersparungssysteme nur schwach beleuchtet und menschenleer waren, blieben beide in einer Fenstervertiefung stehen, von einem schweren Vorhang von Seidenbrokat fast ganz verdeckt. Unten die Straßen

von Berlin hatten damals noch keine Erleuchtung. Nur hier und da flimmerte ein schwaches Licht durch die trüben kleinen Fensterscheiben der hohen dunkelen Häuser. Nur ein paar Schloßlaternen brannten vor dem Portale, übrigens waren die Equipagen und Portechaisen von Fackelträgern begleitet. So war diese Fensternische ein recht einsames, fast melancholisches Plätzchen, ganz geeignet dazu, um dort geheime Verschwörungen anzuzetteln.

„Haben Ew. Durchlaucht heute Abend,“ sprach Grumbkow mit gedämpfter Stimme, „den kleinen Kronprinzen beobachtet?“

„Nun, er scheint eine sehr schwächliche Gesundheit zu haben und eine mürrische, schwermüthige Gemüthsart.“

„Folge jenes unerklärlichen Widerwillens, den der König schon lange gegen seinen einstigen Thronfolger gefaßt hat und der lieblosen harten Behandlung, die ihn kopfscheu macht.“

„Indeß ist der kleine Fritz, so viel sich an einem Kinde bemerken läßt, nicht ohne Geist,“ sprach der Fürst von Anhalt, „in der That scheint er mehr Genie zu haben, als der König meint, der ihn einen Dummkopf nennt, weil er sich aus den kleinen hölzernen Soldaten, Kanonen und Trommeln nichts macht, die ihm der König so reichlich geschenkt hat. Wenigstens ist Frau von Rocoulle ganz entzückt über die Fassungsgabe und Wißbegierde ihres kleinen Zöglings.“

„Desto schlimmer, namentlich für uns,“ sprach Grumbkow, „denn ein gescheuter König will selbst regieren, nur ein Dummkopf oder ein Fürst, der wie unser König seine Liebhabereien, Leidenschaften und einen heftigen Charakter hat, läßt sich von klugen Räthen der Krone, die seine Schwächen zu benutzen wissen, leiten.“

„Dann müßte man suchen dem Kronprinzen einst eine Gemahlin zu geben, die ganz von unserem Willen abhängt, sei sie bornirt, oder uns wenigstens verpflichtet für ihre Erhebung.“

„Ich bitte Gott pflichtschuldigst,“ erklärte Grumbkow im geheuchelten Ton völliger Ergebenheit, „daß er diesen hoffnungsvollen Sprößling des königlichen Hauses uns erhalten möge. Wenn es indeß, wie es den Anschein gewinnt, dem König der Könige gefallen sollte, ihn früher abzuberufen aus diesem irdischen Jammerthale, ehe der Glanz der Krone sein Haupt umgiebt, so würden wir mit Wehmuth daran denken müssen, die Thronfolge so zu ordnen, daß unser Einfluß und unsere Machtstellung nur um so bedeutender wird. Indeß ich bete mit unserm Erlöser am Kreuz: Herr, nicht mein Wille, son[illegible]r Deinige geschehe.“

Dabei hatte er die Hände gefaltet und mit einem tie[illegible] Seufzer nach oben geblickt, wie es der König gern hatte, d[illegible] deshalb den argen Gottesleugner Grumbkow für den frömm[illegible]sten und gottesfürchtigsten Mann in seinen Staaten hiel[illegible]

Der Fürst von Anhalt lachte. „Wozu diese Maske," sprach er, „mir gegenüber? Ich dächte, wir beide kennen uns durch und durch und sind darin einig, daß uns nur geholfen wird durch den Tod des kleinen Fritz."

„Das gebe der Himmel," sprach Grumbkow in demselben frömmelnden Ton, den er sich einmal angewöhnt hatte. „Und auf diesen Fall," fuhr er fort, „würde uns geholfen sein, wenn der Markgraf von Schwedt, der nächste Prinz von Geblüt nach dem Kronprinzen, zur Krone Preußens berufen würde."

„Allerdings, und für diesen Fall schlage ich vor," entgegnete der Fürst, „daß man ihm unsere kleine Prinzessin Wilhelmine zur Gemahlin gäbe."

„Der Markgraf von Schwedt ist nur neun Jahre älter als die Prinzessin," erklärte Grumbkow, „und sein beschränkter Verstand scheint geeignet zu sein, den jetzt schon so eiteln Prinzen in völliger Abhängigkeit von uns zu erhalten. Bitte um Entschuldigung, Durchlaucht," fügte Grumbkow hinzu, „daß ich mich über die Persönlichkeit dieses jungen Herrn so freimüthig äußere, der die Ehre hat, Ew. Durchlaucht verwandt zu sein."

„Ganz richtig, mein Neffe durch seine Mutter, ein Grund mehr ihn zu protegiren, denn der Onkel wird doch einen so schwachköpfigen Neveu, der ihm eine Krone verdankt, schon in Ordnung zu erhalten wissen, und die

Prinzessin in Abhängigkeit zu erhalten, Grumbkow, das wird Ihre Aufgabe sein."

„Keine Sorge, Durchlaucht, die Leti, Gouvernante der Prinzessin, ist meine Creatur und mir unbedingt ergeben. Die hat aber eine merkwürdige Gabe die junge Prinzessin zu tyrannisiren und selbst mit Schlägen zu tractiren, so daß sie nicht einmal wagt, sich bei der Königin zu beschweren."

„Trefflich, trefflich," rief der Fürst, „und an Gründen, dem Könige die Sache plausibel zu machen, fehlt es auch nicht. Man darf ihm nur vorstellen, das sei der einzige Weg zu verhindern daß die Allodialgüter des Markgrafen, welche Kunkellehne*) sind, der königlichen Familie erhalten werden. Und Ihre Sorge, Grumbkow, wird es sein, diese Idee dem Könige zu insinuiren, aber so daß er meint, daß es seine eigenen Gedanken seien."

„Keine Sorge, Durchlaucht, ich weiß ihn zu behandeln. Ich werde erst die Frage über die Allodien des Markgrafen von Schwedt so leicht hinwerfen. Geht er darauf ein, so werde ich ihm ganz offen sagen, daß die Politik seines königlichen Hauses diese Vermählung fordere, sowohl um die Allodien der Krone zu erhalten, als auch um den ersten Prinzen von Geblüt nächst dem Kronprinzen auf immer zu verbinden. Ich werde darauf

---

*) Lehne, die auch auf die weiblichen Glieder der Familie übergehen. D. V.

hindeuten, daß Se. k. Hoheit der Kronprinz schwächlich und wie jeder Mensch sterblich sei; ja noch mehr, daß es ja in der Hand Sr. Majestät liege, denselben, wenn dero hohe Weisheit ihn zur Regierung unfähig halten sollte, von der Thronfolge auszuschließen. Daher sei es Pflicht, in Zeiten dafür zu sorgen, daß die Königskrone wenigstens im Blute des Königs bleibe, indem Prinzessin Wilhelmine zur Königin von Preußen erhoben würde. Wenn Sie mich so würdigen, Durchlaucht, so kann der Erfolg unmöglich ausbleiben.

Mit einem bedeutsamen Handdruck schieden die beiden würdigen Vertrauten einer Intrigue, die so viel Unheil über die königliche Familie brachte.

Grumbkow war gewandt genug, diesen Plan mit Geschick zu verfolgen. Leicht hingeworfene Bemerkungen erregten erst die Aufmerksamkeit auf den möglichen Verlust der Schwedtschen Allodialgüter. Der König wurde dadurch einer ernsthaften Unterredung über diesen Gegenstand zugänglich, worin Grumbkow die Heirath der Prinzessin Wilhelmine mit dem Markgrafen von Schwedt als einzige Möglichkeit diese Güter zu retten, hervorhob. Dann wurde in der ungezwungenen Unterhaltung im Tabackscollegium des Königs diese Angelegenheit scherzend und freimüthig besprochen und was die Hauptsache war: der schlaue und hochmüthige Kammerdiener Eversmann, der Alles geltende Günstling des Königs wurde ins In-

teresse gezogen und endlich der König bewogen, daß er dem Fürsten von Anhalt sein Wort gab, daß er beiden jungen Personen Befehl geben wolle, einander zu lieben. Das geschah denn auch in soldatischer Weise, die keinen Widerspruch litt.

„Ew. Liebden,“ sprach der König zum Markgrafen, „werden hiermit beordert, unserer Tochter Prinzessin Wilhelmine regelmäßig Eure Aufwartung zu machen, und Dir, Wilhelmine, befehle ich, diesen jungen Prinzen als Deinen künftigen Gemahl zu lieben.“

Die kleine Wilhelmine hatte begreiflich noch keine Idee davon, was Liebe sei. Sie sah ihren königlichen Vater mit ihren großen blauen Augen fast fragend an. Dieser aber stand vor ihr mit untergeschlagenen Armen und sprach mit der schnell aufflammenden Röthe des Jähzorns: „Verstanden? Du sollst ihn lieben, und Sie, Leti,“ sprach er zur Gouvernante, „wenn das kleine Ding die Caprice haben sollte, nicht par ordre zu lieben, so geben Sie ihr die Ruthe; wonach sich zu richten.“

Mit diesen Worten machte er Kehrt, wie ein einexerzirter Soldat, ging auf die große Flügelthür zu, welche sogleich sein Leibmohr im orientalischen Costüm öffnete. Zwei Tamboure draußen rührten die Trommel, man hörte das Rasseln der Gewehre, von Seiten der Wache, die vor dem König das Gewehr präsentirte und der König war fort, aber sein Befehl zu lieben war zurückgeblieben.

3.

Fräulein Leti, die ebenfalls von Grumbkow gewonnen war, hatte denn auch nichts eifriger zu thun, als den jungen Markgrafen von Schwedt, der damals etwa siebenzehn Jahre alt war, mit vollen Backen zu loben und der Prinzessin Wilhelmine den königlichen Befehl ihn zu lieben, mit dem größten Eifer einzuschärfen.

Der kleinen Wilhelmine kam dieser Befehl so komisch vor, daß sie lachte. Die Leti wurde böse und schlug sie mit der Ruthe, bis Prinzeßchen anfing zu weinen; dann wurde sie gehätschelt und geliebkoset.

„Mais mon Dieu“ sagte die Kleine schluchzend, „Papa Majestät hat befohlen, den Cousin Schwedt zu lieben, und ich weiß noch nicht was Liebe ist, bitte, bitte, liebe Mademoiselle, sagen Sie mir, was Liebe ist, Sie sind doch schon alt genug, um schon geliebt zu haben.“

Die Gouvernante kam über dieses kindische Ansinnen, das übrigens ganz vernünftig war, in nicht geringe Verlegenheit. Die schon ergraute Matrone hatte vielleicht Mühe, sich an irgend eine Jugendliebe zu erinnern. Und dann die Gravität ihres Amts, ihre Pädagogik, die sie lehrte, die ihrer Erziehung anvertrauten jungen Mädchen so lange als möglich in völliger Unkenntniß dieser gefährlichen Leidenschaft zu erhalten, sie sollte nun dem unschuldigen Kinde selbst wie ein Professor eine Lection über die

Kunst zu lieben halten, da fiel ihr zum Glück noch **Ovidius, de arte amandi** ein, denn sie war eine gelehrte Dame, die vollkommen ihr Latein verstand und sie versprach der kleinen Wilhelmine, sie würde ihr morgen eine Lection darüber geben. Das geschah in der Absicht, bis dahin dieses Buch zu studiren; aber wie erschrak sie, als sie darin eine ganz andere Liebe, wovon sie wieder nichts verstand, die griechische Knabenliebe, geschildert fand. So war denn diese Doctrin nicht zu gebrauchen; sie kehrte daher zu den gewohnten Lebenserfahrungen zurück und sagte zu der Prinzessin: „Kleine Hoheit, Sie sollen ihn lieben, wie Sie Ihren Herrn Vater lieben."

„Aber den liebe ich ja nicht, den fürchte ich."

„Nun, ich meinte eigentlich wie Ihre Frau Mutter, Ihre Majestät die Königin."

„Aber die küßt mich und nimmt mich in den Arm, das sollte sich einmal dieser Monsieur Markgraf unterstehen!"

Neue Verlegenheit, das sittliche Gefühl soll man ehren und erhalten in der werdenden Jungfrau und doch konnte sich die würdige Matrone aus ihren eigenen Jugenderfahrungen und aus der Beobachtung Anderer eine Liebe ohne Küsse gar nicht denken. Doch dergleichen Lehren durfte die erfahrne Gouvernante unmöglich ihrem kleinen Zögling geben. Sie belobte also deren Züchtigkeit und sagte, daß sich eine junge Dame unter keinen Umstän-

den von einer jungen Mannsperson auf den Mund küssen lassen dürfe; die Liebe könne man auch durch den respektvollen Handkuß gewähren, mehr aber dürfe sie um Alles in der Welt dem jungen Bewerber nicht erlauben.

In der Seele der jungen Prinzessin hatte aber dieser Befehl: Du sollst ihn lieben, den kleinen Widerspruchsgeist geweckt. Wilhelmine erzählte die ganze Geschichte ihrem kleinen Bruder Fritz, der aber hatte schon philosophischen Geist genug in sich, um ihr zu sagen: „Liebe läßt sich nicht befehlen, folge Du Deiner Neigung und thue was Du willst."

„Gut," sagte sie, „der Rath ist nicht übel; ich kann den närrischen Prinzen nicht ausstehen und widerlich wird er mir mit seiner grinsenden Freundlichkeit und studirten Galanterie, ich werde ihm schon einen Possen spielen, daß ihm das ganze Heirathsproject zuwider werden soll."

„Recht so, Wilhelmine!" sprach Fritzchen mit altkluger Miene, „ein Hans Narr muß gehänselt werden."

Wilhelmine ließ sich das nicht zweimal sagen. Je mehr man sie zwingen wollte den Markgrafen von Schwedt zu lieben, um so widerwärtiger wurde er ihr. Bei jeder Veranlassung ließ sie ihm ihre üble Laune empfinden. Gab er sich Mühe, ihr irgend eine vorher einstudirte Galanterie zu sagen, die freilich geziert genug herauskam, so lachte sie ihn aus oder wendete sich ab und

that gar nicht als ob sie ihn bemerke. Auf der andern Seite ließ sie es an Neckereien nicht fehlen; sie setzte ihm heimlich Maikäfer oder Kletten in die Perücke, steckte ihm unbemerkt faule Aepfel oder Eier in die weit offenstehende Rocktasche und zog sich dadurch von ihrer Gouvernante Mademoiselle Leti lange und langweilige Strafpredigten zu, die sie dann, wenn sie mit ihrem Bruder Fritz allein war, mit komischem Pathos wiederholte, womit sie den jungen Prinzen, der früh schon Neigung zu Satyre zeigte, amüsirte. Bisweilen gingen solche kleine mädchenhafte Unarten gegen den ihr bestimmten Bräutigam nicht ab, ohne einen tüchtigen Klapps von der sehr jähzornigen Gouvernante zu empfangen, denn es war einmal das Zeitalter der Schläge; ohne Schläge konnte kein Soldat einexercirt, kein Hund dressirt und kein Kind erzogen werden. Selbst gegen die königlichen Kinder standen Schläge nach Belieben der Erzieher als souveränes Mittel für eine gute Erziehung in der Instruction obenan.

Lange Zeit blieb die Königin Mutter über diesen Heirathsplan in völliger Unwissenheit, der Leti war darüber im Namen des Königs das strengste Stillschweigen auferlegt worden. Diese hatte wieder der Prinzessin Wilhelmine verboten davon zu reden und die kleine Prinzessin war durch die Strenge ihrer Gouvernante viel zu sehr eingeschüchtert, um eine Uebertretung dieses Verbots zu

wagen. Die Königin hatte die häufigen Besuche des Markgrafen von Schwedt für mehr nicht gehalten als für die Höflichkeit eines nahen Verwandten des königlichen Hauses. Doch endlich sprach der König mit ihr von der Partie der Prinzessin mit dem Markgrafen wie von einer entschiedenen Sache. Diese Mittheilung war ein Donnerschlag für die Königin. Sie wußte wohl, daß sie gegen den eisernen Willen des Königs keinen Widerspruch wagen durfte. Ihre einzige Waffe dagegen war Intrigue.

4.

Sie ließ ihre Vertraute, die Frau von Blaspiel kommen.

„Denke Dir, liebe Blaspiel," sagte sie, „welche Verrücktheit der verruchte Grumbkow dem Könige wieder eingeblasen hat, das Kind, die Wilhelmine soll dem jungen Fat, dem Markgrafen von Schwedt verlobt werden."

„Das ist Unsinn", sprach die gefällige Hofdame, „man muß diesen Grumbkow zu stürzen suchen."

„Das ist leichter gesagt wie geschehen."

„Sehr richtig, aber Beharrlichkeit führt zum Ziel, und vor allen Dingen muß eine andere Mariage, dem Project dieses Ministers und seines Spießgesellen des Fürsten von Anhalt, entgegengesetzt werden."

„Ich habe auch schon daran gedacht," entgegnete die Königin, „weißt Du, Blaspiel, welch ein Heirathsproject für die Wilhelmine mir da soeben durch den Kopf geht?"

„Ohne Zweifel eine hohe Partie, deren Combination von großer Weisheit zeugen wird.“

„Wenigstens von meiner klugen politischen Berechnung, soviel mein eigenes Interesse betrifft.“

„Ew. Majestät spannen meine Begierde, Allerhöchst Ihre Intentionen zu vernehmen, aufs Höchste.“

„So vernimm denn, Du weißt, so lange der König lebt, gestattete er mir auf seine Entschließungen auch nicht den geringsten Einfluß.“

„Das ist, mit Erlaubniß, nicht sehr weise von Sr. Majestät, Er schadet sich selbst, indem er seinen Genius, den klugen Rath seiner hohen Gemahlin von sich weiset.“

„Ganz aus meiner Seele gesprochen, Blaspiel. Aber die Sache steht einmal so wie ich sagte, zum Glück — Gott verzeihe, bald hätte ich mich versprochen! — zum Unglück wollte ich sagen, ist des Königs Gesundheit sehr schwankend.“

„Ja leider, die Anfälle von Nervenkolik repetiren auf eine bedenkliche Weise.“

„Siehst Du? so kann Gott der Herr der ganzen Grumbkow'schen Intrigue mit einem Schlage, das heißt durch einen tüchtigen Nervenschlag mit einem Male ein Ende machen.“

„Alles Folge seiner heftigen Gemüthsart. Die Zornausbrüche werden Se. Majestät noch tödten. Man werde diese Katastrophe beschleunigen, wenn . . . . .“

„Pfui, schäme Dich, Blaspiel, das wäre ja Königsmord, ein Kapitalverbrechen; im Gegentheil, man muß ihn vor Aerger behüten, und deshalb meine Pläne ganz in Geheim betreiben.“

„Darf man erfahren?“ .....

„Allerdings, denn Du mußt helfen; doch im engsten Vertrauen sei es gesagt, der Kluge denkt an sich selbst zuerst. Was soll aus mir werden, wenn der König für immer die Augen schließt. Bisher habe ich mich an den Gedanken gewöhnt, daß in diesem Falle mir die Vormundschaft über meinen Sohn, den Kronprinz Friedrich übertragen werden würde. Jetzt aber, das Heirathsproject mit dem albernen Markgrafen, öffnet mir plötzlich die Augen. Es stecken weit tiefere Pläne dahinter, als der Krone die Schwedt'schen Allodialgüter zu retten. Man rechnet auf den Tod des kleinen Fritz, der sehr schwächlich ist. Wer weiß, ob die Bösewichter ihn nicht beschleunigen. Gott möge ihn behüten! Indeß wenn Fritz beseitigt wäre, so würde der Markgraf als der nächste Prinz von Geblüt in die Succession eintreten, und seine Albernheit ist offenkundig genug, um ihn unter steter Vormundschaft und Abhängigkeit von Grumbkow und Anhalt zu erhalten, und ich würde auf ein einsames Schloß mitten in eine Sandwüste der Mark verwiesen werden.“

„Schrecklich, entsetzlich!“

„Darum muß dahin gewirkt werden, daß der König

bewogen werde, ohne Vorwissen von Grumbkow ein geheimes Testament zu meinen Gunsten zu machen und mir darin die Vormundschaft über Fritz zu vermachen."

„Nicht mehr wie Recht und billig!"

„Aber damit meine Feinde, Grumbkow und Anhalt das Testament nicht wieder umstoßen, bedarf ich eines mächtigen Schutzes und den kann nur England mir gewähren."

„Ew. Majestät stammen ja aus dem Hause Braunschweig-Hannover, das jetzt auf den Thron von Großbritannien erhoben ist."

„Das genügt noch nicht, Blaspiel, es muß eine neue und engere Allianz mit meiner Familie angeknüpft werden. Der einzige Weg dazu wäre, wenn eine Vermählung meiner Tochter Prinzessin Wilhelmine mit dem jungen Herzog von Gloucester, Sohn des Prinzen von Wales eingefädelt werden könnte.

„Eine köstliche Idee. Welchen Einfluß auf den König würde Ew. Majestät dadurch erlangen! Aber der König verabscheuet nichts mehr als den Einfluß fremder Cabinette auf seine Souveränetät. Er wird schwer zu bewegen sein."

„Versuchen wir das unmöglich Scheinende."

In der That versuchte zunächst die Königin den König durch Bitten und Thränen von seiner Idee abzubringen. Sie sagte ihm unverhohlen, es liege ja auf der Hand, daß Grumbkow und Anhalt es bei diesem Project nur darauf angelegt hätten, den Thronfolger, wenn

der kränkliche Kronprinz mit Tode abgegangen sein sollte, völlig von sich abhängig zu machen. Der Markgraf von Schwedt sei aber ein Neffe des Fürsten von Anhalt, ein höchst bornirter, leicht zu lenkender Mensch, ein eitler Geck, der, wenn man seine Eitelkeit nur zu befriedigen verstehe, zu Allem in der Welt zu bringen sei. Dabei sei er ein würdiger Neffe seines Oheims; wie dieser von niedrigen Neigungen beherrscht, liebe er das Böse aus Schadenfreude. Seine Roheit mache ihn geschickt zu jedem Verbrechen, wer könne dafür garantiren, ob nicht der Ehrgeiz, den Thron zu besteigen, selbst Friedrich's Leben in Gefahr bringe.

„Haben Sie nun genug gepredigt Madame?“ sprach der König, und sein Gesicht röthete sich, die Adern auf der Stirn schwollen auf, die vollen Brauen waren zusammengezogen und ein unheimlicher Glanz strahlte aus seinen Augen. Er sprach das mit untergeschlagenen Armen vor die Königin hintretend und in einem Ton der Stimme, der einem grollenden heranziehenden Gewitter ähnlich war und keinen Widerspruch duldete. So erwartete er mit sichtlicher Zurückhaltung Antwort. „Nun, Madame?“ —

„Wenn ich nicht weiter reden darf, ohne Ihre Majestät zu erzürnen, so bleibt mir nichts Anderes übrig als Schweigen.“

„Nun gut, Madame, so vernehmen Sie meinen Entschluß: Wilhelmine wird vermählt mit dem Markgra-

fen von Schwedt; damit Basta! Und höre ich das Geringste wieder von der englischen Intrigue, so liegt Spandau ganz nahe! Verstanden? — "

Damit stampfte er mit den Füßen auf das Parquet von gebohntem Nußbaumholz und verließ Zimmer und Schloß, um nach Potsdam zu fahren, wo sich der König bei seinem Leibregiment mit den baumlangen Grenadieren viel wohler befand als im Schlosse zu Berlin.

Drittes Capitel.

Geburt eines zweiten Prinzen. — Neue Pläne Grumbkow's. — Die hannöversche Reise des Königs und der Königin. — Project einer Doppelheirath zwischen Prinzessin Wilhelmine und dem Herzog von Gloucester und dem Kronprinzen Friedrich mit einer englischen Prinzessin. — Grumbkow's und des Fürsten von Anhalt Ueberraschung und Contremine. — Clement. — Dessen Anklage gegen Grumbkow. — Confrontation. — Clement verliert sein Spiel; dessen Hinrichtung. — Krankheit des Königs. — Testamentsgeschichte. — Intriguen, um das Testament der Königin zu entwinden. — Die Blaspiel. — Ihre Intrigue gegen Grumbkow und Anhalt. — Ihre Audienz bei dem König.

1.

Die Geburt eines zweiten Prinzen im Jahre 1717, der zwei Jahre darauf wieder starb, gab den Intriguen Grumbkow's nur eine andere Richtung. Denn blieb auch dieser zweite Prinz leben, so konnte der Tod des kleinen Fritz ihren Plänen noch nicht förderlich sein, weil alsdann der Markgraf von Schwedt noch nicht zur Thronfolge kam, vorausgesetzt, daß der neugeborne Prinz leben geblieben wäre.

Es kam noch ein bedeutender Querstrich durch ihre Intrigue hinzu.

Auf einer Reise, die der König und die Königin zu den hohen Verwandten der Letztern unternommen hatten, war die Idee einer Doppelvermählung, der Prinzessin Wilhelmine mit dem Herzog von Gloucester, Sohn des englischen Thronfolgers und dem Kronprinzen von England, und die zweite Partie des damals erst fünfjährigen Kronprinzen von Preußen, Friedrich, und der noch kleinen Prinzessin Amalie von England zur Sprache. Wider Erwarten wurde der König für dieses Project gewonnen. Damals hingen Krieg und Frieden meistens von persönlichen Zu- und Abneigungen der Monarchen und ihrer Umgebungen ab und so mußte die doppelte Verbindung mit dem englischen Königshause, die durch die Verwandtschaft desselben mit der Königin schon eine dreifache geworden war, dem gesunden Verstande des Königs als Garantie einer unzerreißbaren Alliance mit dem mächtigen England erscheinen. — Nicht ohne Schlauheit hatte die Königin diese Beziehungen eingefädelt, während der König fern von Grumbkow und Anhalt, die in Berlin zurückgeblieben waren, ihren Einfluß auf ihn nicht üben konnten. Die Königin hatte ihm noch dazu das Versprechen abgenommen, das doppelte Vermählungsproject diesen beiden Rathgebern der Krone noch so lange als möglich geheim zu halten, da ja, wegen der Jugend des Prinzen und der Prinzessin, noch die Ausführung desselben so fern lag.

So war es möglich, daß ein Briefwechsel zwischen

dem jungen Herzog von Gloucester und der Prinzessin Wilhelmine eingeleitet wurde, dem von seiner Seite mehrere niedliche und kostbare Geschenke an die kleine Prinzessin beigelegt waren, ohne daß Grumbkow und Anhalt Arg daraus hatten. Das Geheimniß wurde fast ein Jahr verwahrt. Endlich kamen sie beide dahinter, da Grumbkow überall seine Spione hatte und schon war es ihnen aufgefallen, daß der König auf alle ihre Andeutungen wegen des frühern Projects einer Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Markgrafen von Schwedt nicht mehr eingehen zu wollen schien.

Bei einer solchen Gelegenheit sagte einst der König: „Laßt mich zu Frieden mit solchen Possen, es sind andere Vermählungspläne im Werke. Am Ende müßt Ihr doch darum wissen, um die weiteren Einleitungen zu treffen;" und nun theilte er ihnen den ganzen Plan mit.

Grumbkow und Anhalt waren wie aus den Wolken gefallen. Sie erkannten augenblicklich, wie sehr dadurch der Einfluß der Königin steigen müsse und daß, wenn diese Doppelheirath zu Stande kommen würde, aller ihr Einfluß nach dem Tode des Königs verloren sei.

„Was fangen wir nun an?" sagte Anhalt zu Grumbkow, als der König hinausgegangen war und sie in der größten Betroffenheit alle stehen gelassen, ein Beweis, daß er weder ihren Rath verlangte, noch ihren Widerspruch geduldet haben würde.

„Es giebt nur einen Weg, der bei der leidenschaftlichen Heftigkeit des Königs kein unmöglicher ist, er muß mit dem englischen Cabinet entzweit werden.“

„Ganz gut, aber wie?“

„Lassen Sie mich die Sache einfädeln, Durchlaucht, ich stehe für den Erfolg.“

Ehe Grumbkow dazu nur die Einleitung treffen konnte, wurde seine Stellung am Hofe untergraben, und die Gefahr, allen Einfluß zu verlieren, stieg auf die Spitze.

Es waren zwei Ereignisse, die auf den gewandten Intriguant einen erschütternden Eindruck machten; aber mit seltener Gewandtheit und Unverschämtheit wußte er sich herauszuwickeln.

Es war damals die goldene Zeit der Glücksritter. So machte unter Anderen in Berlin ein Mensch, der sich Clement nannte, großes Aufsehen und spielte in dieser Intrigue eine nicht unbedeutende Rolle.

Dieser Mensch wußte sich mit einem geheimnißvollen Nimbus zu umgeben. Er hüllte sein Herkommen in mysteriöse Andeutungen, und gab sich das Ansehen, als sei er eine hohe Person, die im Incognito sich am preußischen Hofe aufhalte. So kam es denn, daß Einige ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, Andere für den Abkömmling des Prinz-Regenten von Orleans hielten. Die letztere Annahme wurde noch dazu durch eine große Aehnlichkeit mit diesem bekanntlich sehr

ausschweifenden Prinzen begünstigt. Die Wahrheit indeß war, die erst später durch die gegen ihn eingeleitete Criminal-Untersuchung an den Tag kam, daß dieser Abenteurer eigentlich aus Transsylvanien herstammte. Er nannte sich früher Rosenau und war Secretär des Prinzen Ragotzky gewesen. Unter diesem Namen war er früher schon wegen Betrügereien steckbrieflich verfolgt worden. In Berlin nannte er sich Clement, um unter dieser Firma dort neue Betrügereien verüben zu können. — Dergleichen Schwindelei und Namenswechsel war bei dem damaligen mangelhaften Zustande der Polizei allerdings leicht möglich und kam sehr oft vor.

Indeß sollte er nicht lange in Berlin seine große Rolle spielen. Er wurde auf einer großartigen Betrügerei ertappt, indem er Handschrift und Siegel eines angesehenen deutschen Fürsten nachgeahmt hatte, um Namens desselben bedeutende Geldsummen für sich selbst zu negotiiren.

Wahrscheinlich in der Meinung, sich damit zu retten und Amnestie zu gewinnen, gab er während der Untersuchung zu Protokoll, daß er dem König ein höchst wichtiges Staatsgeheimniß zu entdecken habe, von dem die Sicherheit seines Lebens und Throns abhänge; aber er könne dieses Geheimniß nur Sr. Majestät unter vier Augen sagen. Würde ihm aber eine Privataudienz Allerhöchsten Orts nicht zugestanden, so würde er das Geheimniß mit ins Grab nehmen und wasche seine Hände in

Unschuld, wenn für Se. Majestät und den Staat großes Unglück daraus entstehen sollte.

Das war genug um den König zu bewegen, den Criminat gefangen kommen zu lassen. Dieser Mensch hatte eine imponirende Persönlichkeit. Groß und stark von Gestalt hatte er selbst dem Könige gegenüber in Miene und Haltung das Ansehen eines Mannes von fürstlichem Range. Die Kette, die er trug, schien ihm eher eine Ehrenauszeichnung zu sein, als zur Demüthigung zu gereichen. Dabei besaß der Mensch eine wahrhaft hinreißende Beredtsamkeit und eine durch nichts in der Welt zu erschütternde Frechheit. So enthüllte er denn dem Könige eine Reihe von Intriguen und Schandthaten, die der Minister Grumbkow selbst begangen haben sollte. Es befand sich darunter ein Anschlag gegen das Leben des Königs und der beiden Prinzen; ferner: der Plan, den König mit England zu entzweien, um die projectirte Doppelheirath zu hintertreiben, dann die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Markgrafen von Schwedt durchzusetzen und sich selbst auf diese Weise die Herrschaft zu sichern. Er fügte hinzu, daß er alle diese Intriguen aus Grumbkow's eigenem Munde wisse, mit dem er sehr genau bekannt sei. Der Minister habe ihm alle seine Pläne entdeckt, um ihn als Mitverschworenen zu gewinnen. Auch fehle es ihm nicht an Briefen, die den Hochverrath des Ministers klar beweisen würden.

Damit hatte Clement, mit großer Gewandtheit, Wahrheit und Lüge, Bekanntes und Erfundenes so glaubhaft und wahrscheinlich zusammengestellt, daß der ohnehin schon mißtrauische und zum Jähzorn geneigte König gegen Grumbkow auf das Aeußerste erbittert war und seinem vertrauten Kammerdiener Eversmann befahl, den Minister sogleich ins Schloß herbeizubescheiden.

„Augenblicklich vortreten!" donnerte der König dem Kammerdiener zu und dieser verließ das Zimmer. Die Wache trat ein und der König gebot den Inquisiten abzuführen: „Aber warten!" setzte er hinzu.

Grumbkow erhielt durch Eversmann genaue Kunde von der furchtbaren Anklage, die der Gauner gegen ihn erhoben hatte und von dem Zorn des Königs. Er waffnete sich mit Besonnenheit, Ruhe und der Sicherheit, die eine frohe Zuversicht gewährt.

Die erste Bewegung des Königs gegen den eintretenden Premierminister war die, daß er gegen ihn seinen braunen Rohrstock schwang, als wollte er ihn auf gut soldatisch fuchteln.

„Rechtfertige Er sich, wenn Er kann!" donnerte ihm der König entgegen, „bleibt nur ein Titelchen von Flekken auf seiner Ehre haften, so wird er infam cassirt, gefuchtelt wie ein Recrut und zu allen Teufeln gejagt."

Grumbkow blieb ganz ruhig stehen und sagte im ehrerbietigen aber festen Ton: „Nachdem Ew. Majestät

mich gefuchtelt und infam cassirt haben werden, darf ich von meinem gerechten Könige, der Gaunern und Spitzbuben in Ketten sein Ohr leihet, wohl erwarten, daß Allerhöchstdieselben mich mit der Ruhe anhören, die allein zugänglich macht für die Wahrheit. Noch weiß ich nicht einmal, wegen welcher schändlichen Verläumdung ich das Unglück habe, Ew. Majestät gegen mich aufgebracht zu sehen."

„Er hat recht! Ich werde ihm vorhalten, was der Gauner gesprochen hat."

Und nun machte ihm der König ausführlich Vorhalt von der Anklage Clement's und fügte hinzu, daß derselbe behaupte, ihn genau zu kennen.

„Ich wenigstens," entgegnete Grumbkow, „habe nicht die Ehre, diesen Spitzbuben und Betrüger zu kennen. Ich bitte Ew. Majestät um die Gerechtigkeit einer Confrontation mit dem Schurken."

„Nicht mehr wie billig. Herein mit dem Hund!"

„Bitte aber ihm nicht merken zu lassen, daß ich der Grumbkow bin, den er wahrscheinlich selbst nicht kennt; alsdann wird die Lüge sogleich an den Tag treten." Mit Erlaubniß des Königs setzte er sich an den Tisch und that, als wenn er bereit sei, über die Anklage gegen den Minister ein Protokoll aufzunehmen.

„Schuft!" redete der König den Eintretenden an, „jetzt steht Er hier (auf Grumbkow deutend) vor seinem

Richter, der bereit ist Seine Aussage zu Protokoll zu nehmen und sage Er ihm, was er von Grumbkow weiß."

„Wenn Ew. Majestät," antwortete der Mann in Ketten, mit einer wahrhaft imponirenden Haltung, „mich von vornherein für einen Schuft erklären, so bleibt mir nichts übrig, als zu beweisen, daß Herr von Grumbkow noch ein viel größerer Schuft ist als ich bin. Und nun wiederholte er seine Anschuldigungen mit einer Ruhe und Sicherheit, die den König aufs Neue gegen Grumbkow in Zorn brachte und diesen selbst überraschte.

Clement schien nicht zu ahnen, daß er dem Manne, den er so schwer anklagte, gegenüber stand.

„Was hat Er für Beweise?" fragte Grumbkow mit der ganzen Gravität und Ruhe eines hochgestellten Richters, der im Begriff war, eine hochwichtige Anklage zu Protokoll zu nehmen.

„Es fehlt mir nicht an eigenhändigen Briefen des Herrn von Grumbkow, woraus das offene Geständniß dieses Mannes über die ihm angeschuldigten Verbrechen hervorgeht."

„Heraus mit den Briefen!" rief der König, „ich will sie sehen, augenblicklich."

„Halten zu Gnaden, Majestät, aber das wird so schnell nicht gehen. Ich habe sie einer hohen Person, die dabei besonders interessirt ist, in Verwahrung gegeben, und bedarf drei Tage, Freilassung auf Ehrenwort, um sie herbeizuschaffen."

Der König mit seinem Mißtrauen dachte sogleich an die Königin. Um diese nicht zu compromittiren, versprach er das Gesuch in Ueberlegung zu ziehen.

„Er kennt also Herrn von Grumbkow?" fragte der König.

„Intim, wie meinen Bruder," sprach der Gefangene mit einer Sicherheit, wie sie nur die größte Frechheit zu gewähren vermag. „Wir hatten ja täglich geheime Zusammenkünfte. Ich wurde durch eine Hinterthür eingelassen in das Hotel des Ministers und dann saßen wir oft bei einer Flasche Claret bis nach Mitternacht zusammen und Herr von Grumbkow enthüllte mir seine Pläne."

„Ist Er bereit, diese Anschuldigungen dem Minister unter die Augen zu sagen?" fragte dieser.

„Sobald Se. Maj. befiehlt, daß Er hier erscheine."

„Kennt er den Herrn da, Seinen Richter?"

„Woher soll ich ihn kennen? der Herr hat noch nicht die Ehre gehabt, mir vorgestellt zu sein."

„Wenn Ew. Majestät erlauben," sprach Grumbkow sich erhebend, „so werde ich mich selbst diesem Herrn Glücksritter vorstellen. Ich habe die Ehre, der von einem lügnerischen Schurken verläumdete Premierminister von Grumbkow zu sein, derselbe, den dieser Gauner intim zu kennen vorgegeben und nun nicht wieder erkannt hat."

Der König hob den Stock und rief: „Ich müßte den Hund prügeln bis er crepirt vor meinen Augen,

wäre er nicht zu schlecht für meinen Stock, den meine Soldaten zu genießen die Ehre haben."

Clement verlor keinen Augenblick die Contenance. Er sprach mit derselben Hoheit wie zuvor: „Ich wußte wohl, daß es Ew. Majestät beliebte, mit mir Comödie zu spielen und habe für meinen Herrn, den König, zu viel Respect, um ihm den Spaß eines Incognito des Herrn von Grumbkow zu verderben. Daß ich ihn sogleich erkannte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß ich bisher sein intimer Freund und Bekannter war."

Ein ὕστερον πρότερον! lächerlich das," rief Grumbkow lachend, „oder nach den Gesetzen der Logik: eine petitio principii, er tritt den Beweis an, indem er den Vordersatz, der noch zu beweisen ist, als erwiesen hinstellt."

„Grumbkow!" sagte der König, „ich bin von Seiner Schuldlosigkeit überzeugt. Gegen diesen Schurken aber lasse man der Gerechtigkeit ihren Lauf."

Mit diesen Worten zog sich der König zurück. Nach Verlauf von sechs Monat wurde der Abenteurer verurtheilt, gerädert und geviertheilt zu werden. Der König milderte es aber dahin, daß der Delinquent dreimal mit Zangen gerissen und dann gehangen werden solle. Noch vierundzwanzig Stunden vor der Hinrichtung hatte der König zu ihm gesagt: „Könnte ich Dich retten, ich würde Dich zum Geheimen Rath machen. So aber muß ich

Dich rädern lassen.“ Das Hauptverbrechen dieses Menschen bestand darin, daß er mit großer Geschicklichkeit die Handschrift des Prinz Eugen nachgeahmt hatte, um Sachsen, Polen und Oesterreich mit Preußen zu entzweien. Der König zwang ihn, seine eigne Handschrift nachzuahmen, und gerade daß ihm dieses so über alle Maßen gelang, gefiel dem Könige als ein Beweis von Genie, das sich in diplomatischen Dingen gebrauchen lasse. Der König wollte ihn retten und verzog seine Genehmigung auf siebzehn Monate hin; doch Oesterreich und Sachsen bestanden auf die Genugthuung seiner Hinrichtung und diese erfolgte denn auch im April 1720.

Die allgemeine Stimme sagte: Der Mensch mag doch wohl so unrecht nicht gehabt haben, mit seiner Anklage gegen Grumbkow.

Was die öffentliche Meinung, die damals freilich nicht beachtet wurde, noch mehr gegen Grumbkow aufbrachte, war die große Standhaftigkeit, womit jener seltsame Mann seinem grausamen Tode entgegenging. „Ich that,“ sprach er, „was des Königs Minister alle Tage thun, sie suchen Minister anderer Mächte zu betrügen und sind an fremden Höfen nur geehrte Spione. Hätte ich einen öffentlichen Charakter gehabt, wie sie, so wäre ich jetzt vielleicht auf der Höhe des Glücks, anstatt auf die Höhe einer Galgenleiter hinaufsteigen zu müssen.“

Er starb mit einer Festigkeit, die einer bessern Sache

werth gewesen wäre. Auf dem Wege zur Hinrichtung sprach er noch zum Volke. Mit ihm wurden noch mehrere, früher angesehen gewesene Personen, die er in seine Geschichte zu verwickeln gewußt hatte, hingerichtet. So unter andern ein gewisser Lemann, der geviertheilt wurde, und Heidekamm, aus einer neu geadelten Familie, der mit Ruthen gestrichen wurde, nachdem sein adliges Wappen von dem Henker zerbrochen und er für ehrlos erklärt worden war. Der Letztere wurde so hart bestraft, weil er gesagt und geschrieben hatte: der König sei nicht ein rechtmäßiger Sohn Friedrich's des Ersten, sondern ein Bastard.

2.

Noch war das Spiel der gegen Grumbkow gerichteten Clement'schen Intrigue nicht zu Ende, als der Einfluß dieses herrschsüchtigen Ministers sich von einer andern Seite bedroht sah.

Die Mittheilungen jenes Clement gegen Grumbkow hatten doch einen Stachel des Mißtrauens in seinem Herzen zurückgelassen. Er liebte diesen Grumbkow, der mit schlauer Gewandtheit allen seinen Neigungen zu schmeicheln wußte; aber er traute ihm nicht so ganz.

Eine solche Mißstimmung zog sich der im Grunde der Seele doch sehr redliche Monarch gewaltig zu Herzen. In Folge dieser Gemüthsbewegungen wurde er während eines Aufenthalts in Brandenburg von einer heftigen Ner-

venkolik, die von einem steten Fieber begleitet war, befallen.

Sogleich schickte der König einen Boten an die Königin nach Berlin, welcher sie unverzüglich zu ihm berief. Sie reiste augenblicklich ab und kam noch an demselben Abend nach Brandenburg. Hier herrschte große Bestürzung. Der König war so krank geworden, daß die Leibärzte alle Hoffnungen, sein Leben zu erhalten, aufgegeben hatten.

Als die Königin mit Thränen in den Augen an sein Krankenlager trat, hatte sie die wehmüthige Freude, zu sehen, wie der sterbenskranke Monarch eben seinen letzten Willen und zwar zu ihren Gunsten dictirte.

So rauh und oft despotisch er auch seine Gemahlin behandelte und ihren Intriguen entgegengetreten war, so zeigte es sich doch jetzt, daß der gerade kräftige Biedermann große Liebe und Verehrung für die Mutter seiner Kinder hegte. Er hatte sie zur Regentin des Königreichs während der Minderjährigkeit des Kronprinzen Friedrich ernannt, und den König von England, sowie den Kaiser von Oesterreich zu Vormündern über die königlichen Kinder.

Das Testament war fertig. Es fehlte nur noch die Unterschrift und das Staatssiegel. Aber um diese Formalität zu vollziehen, fehlten noch die beiden Staatsmänner, deren Mitunterschrift erst dem königlichen Testament die formelle Gültigkeit gegeben haben würde, Grumbkow und Anhalt.

Die Aerzte erklärten einstimmig, der König könne

kaum noch eine Stunde leben. Die Unruhe der Königin, sowie die Besorgniß des Königs selbst stieg aufs Höchste. Das Ausbleiben dieser Minister war allen unerklärlich. Eversmann versicherte auf Befragen, daß die Couriere an dieselben zwei Stunden früher abgegangen seien, als der an die Königin. Gott mag wissen, durch welchen Zufall jene Botschaft sich verspätet haben mußte: genug die beiden Minister reisten erst in der Nacht ab, als das Testament längst vom Könige unterschrieben worden war, um nicht durch längeres Zögern sich außer Stand gesetzt zu sehen, diese hochwichtige Staatsacte zu vollziehen. Augenblicklich mußte der Cabinetssecretär eine Abschrift davon anfertigen lassen und diese übergab der kranke König seiner tiefbetrübten Gemahlin, indem er ihr sagte: „Ich sehe vielen Vorwürfen und Protestationen entgegen, wenn Grumbkow und Anhalt davon erfahren. Ich mache es daher Ew. Liebden zur Pflicht, sowohl über die Existenz eines Testaments, als über den Inhalt, bis nach meinem Tode das tiefste Geheimniß zu bewahren." Die Königin mußte ihm dieses durch Handschlag an Eidesstatt versprechen und that das nur zu gern, denn diese Geheimhaltung stimmte sehr mit ihren Besorgnissen und Ansichten überein. Auch der Secretär und die Zeugen, die den letzten Willen des Königs als Zeugen unterschrieben hatten, mußten durch einen feierlichen Eid Verschwiegenheit versprechen.

Kaum war das Alles in Richtigkeit, als der Fürst von Anhalt und Grumbkow in Brandenburg eintrafen.

Grumbkow erkannte sogleich, daß dort am Sterbebette des Königs irgend etwas Wichtiges vorgefallen sein müßte. Eversmann, den Grumbkow darüber befragte, nahm eine sehr bedeutsame Miene an. Indem er den Finger auf den Mund legte, sprach er ganz deutlich das Wort „Testament!" aus. Vergebens jedoch erkundigte sich Grumbkow nach dem Inhalt des Testaments. Der Kammerdiener zuckte die Achseln, legte nochmals seinen Finger auf den Mund und wendete ihm den Rücken.

Aber Grumbkow hatte unter der Dienerschaft des Königs und der Königin seine Creaturen, die er theils durch Beförderung, theils durch Bestechung für sich gewonnen hatte. Und es dauerte nicht lange, so erfuhr er durch einen Kammerlakai, der eben durch das Zimmer gegangen war, als der König die Schrift in die Hände der Königin übergeben hatte, daß dieses geschehen war. Nun gehörte nicht viel dazu, das Geheimniß zu errathen, wenigstens keinen Zweifel mehr darüber zu hegen, daß sie beide, Grumbkow und Anhalt, von der Vormundschaft ausgeschlossen sein und daß jedenfalls die königliche letztwillige Verordnung für die ehrgeizigen Pläne der Königin äußerst günstig ausgefallen sein mußten.

„Stirbt jetzt der König," sprach Grumbkow zu dem Fürsten, „so sind wir beide verloren."

„Deshalb“ entgegnete der Fürst von Anhalt, „muß das Leben des Königs à tout prix erhalten werden. Ich kenne einen Kerl, der den Teufel im Leibe hat; solche Wunderkuren gelingen ihm. Es ist Holzendorf, der Oberchirurg von des Königs Leibregiment.“

„Man muß Alles versuchen,“ sprach Grumbkow, „wenn einmal der Tod auf der Zunge liegt, sind Quacksalber wenigstens unschädlich.“

Grumbkow übernahm es, zu ihm zu schicken, und Anhalt, den König zu bewegen, ihn anzunehmen. Als der König endlich verdrießlich sagte: „Wenn meine Leibmedici zu dumm sind, mir zu helfen, so laßt in Gottesnamen den Pflasterschmierer eintreten,“ trat dieser auch schon im nächsten Moment an das Bett des Königs. Diesem aber gefiel die kurze rauhe, soldatische Manier des Krankenexamens und wie er endlich mit Zuversicht sagte: „Eine tüchtige Dosis Ipecacuana wird Ew. Maj. sicherer retten als ellenlange Recepte von zehn hochgestellten Schafsköpfen,“ da lachte der König zum erstenmal wieder trotz seiner Schmerzen und sagte: „Her damit, ich verschlinge Teufelsdreck, wenn's nur hilft, und das sage ich ihm: zieht er mich diesesmal aus der Patsche, so soll es Sein Schaden nicht sein.“

„Das Mittel habe ich schon zu mir gesteckt,“ sprach der Oberchirurg und rührte das Pulver ein in eine der kleinen chinesischen Theetassen, die ihm gereicht werden mußte.

Indessen hatte das Collegium medicum, das beim Könige versammelt und bei dieser Scene gegenwärtig war, darüber eine leise Consultation gehalten und jetzt trat der erste Leibmedicus vor und sprach mit tiefer Verneigung: „Majestät! das Collegium medicum erlaubt sich pflichtschuldigst zu remonstriren, daß Allerhöchstdero Oberchirurg nicht das Recht hat, medicamenta interna zu verordnen und noch viel weniger dieselben selbst zu dispensiren, laut königlicher Sanitätsordnung . . . . .“

„Wenn Ihr Dummköpfe seid,“ entgegnete der König, „so wird es mir wohl frei stehen, einen Klügern in Rath zu nehmen. Oder soll ich sterben ohne Hülfe, um die gesetzliche Form nicht zu verletzen?“

Damit nahm der König das Pulver ein und die Leibärzte wagten keine Entgegnung mehr. „Wir waschen unsere Hände in Unschuld!“ sprach der erste Leibmedicus, und sie zogen sich zurück.

Das Pulver that seine Wirkung. Es war ein tüchtiges Brechmittel. Darauf folgte Beruhigung und der König verfiel in einen tiefen Schlaf. Als er nach einigen Stunden erwachte, hatte die Krisis eine glückliche Wendung genommen. Schon nach einigen Tagen konnte der König wieder aufstehen und bald nachher war er genesen.

Die Königin war allerdings im Besitz des Testaments, aber sie konnte begreiflich für jetzt keinen Gebrauch davon machen. Grumbkow und Anhalt athmeten wieder

freier. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen,“ flüsterte Anhalt seinem Vertrauten zu und dieser entgegnete: „Himmel und Hölle muß in Bewegung gesetzt werden, der Königin das Testament aus den Händen zu spielen.“

3.

Grumbkow war listig genug, um diese schwierige Aufgabe mit kluger Berechnung durchzuführen. Für diesen Zweck warf er zunächst seine Augen auf Frau von Blaspiel. Er kannte ihren Charakter genug, um auf ihre Mitwirkung zu rechnen. Sie stand im engsten Vertrauen der Königin und galt allgemein für ihre treueste und ergebenste Dienerin. Diese einflußreiche Dame war schön wie ein Engel. Ein heiterer und gebildeter Geist erhob ihre Reize; ihr Herz war edel und ihr Charakter aufrichtig; sie hatte zwei Fehler, die bei schönen Frauen gerade nicht selten sind: sie war intriguant und kokett. Ihr sechszigjähriger podagrischer Gemahl war gerade nicht geeignet durch seine Persönlichkeit eine schöne galante Frau in den Schranken ehelicher Treue zu erhalten.

Es war kein Geheimniß, daß die schöne Frau ihre begünstigten Liebhaber hatte. Kaum konnte man es ihr verdenken. Damals war ein Herr von Manteuffel, der sächsische Gesandte in Berlin, der von ihr begünstigte Anbeter. Doch war dieses Verständniß mit einer so vorsichtigen Berücksichtigung der dehors geführt, daß Nie-

mand den geringsten Zweifel in die Tugend dieser Dame zu setzen gewagt hatte außer Grumbkow, der vielleicht früher schon einmal Gelegenheit gehabt hatte, die Schwäche dieser Tugend kennen zu lernen. Wenigstens hielt sie der intriguante Minister für ganz geeignet, eine weitere Verfolgung seiner Kabale gegen die Königin daran zu knüpfen.

Ein Umstand bestärkte ihn noch mehr in der Ueberzeugung, daß sie als ein geeignetes Werkzeug für solche Pläne zu gewinnen sein werde. Clement hatte in seinem Prozeß so viele Personen compromittirt, daß sich bald die Gefängnisse in Spandau mit Staatsgefangenen füllten. Der König mußte glauben sich mit Hochverräthern, die ihn vom Throne stürzen wollten, umgeben zu sehen. Um dagegen gesichert zu sein, gab er Ordre, daß auf der Post alle ankommenden und abgehenden Briefe geöffnet und die wichtigern ihm vorgelegt würden. Als der König bald nach seiner Wiederherstellung sein Hoflager nach dem Schlosse Wusterhausen verlegt hatte, einem traurigen Aufenthalt, den er aber wegen der Parforce Jagd in den Umgebungen des Schlosses sehr liebte, beschäftigte er sich oft ganze Tage damit in seinem Cabinette, die ihm von der Post zugesandten Briefe zu lesen. Er kam damit hinter manches Herzensgeheimniß, was ihn sehr belustigte; so unter Andern ward auch ein Liebesbrief des nach Dresden an seinen Hof verreiseten sächsischen Gesandten Grafen von Manteuffel an Frau von Blaspiel auf-

gefangen. Der Inhalt desselben ließ leicht erkennen, daß zwischen beiden ein weit intimeres Verhältniß obwalte als eine platonische Liebe. Der König war nicht der Mann dazu, solche Entdeckungen mit großer Discretion zu behandeln. Schon bei der nächsten Miltagstafel neckte er die Blaspiel auf so derbe Weise, daß dem ganzen Hofe kein Geheimniß mehr blieb, in welchem intimen Verhältnisse sie mit dem Herrn von Manteuffel stand und sie sich verrathen sah.

Auch Grumbkow war dabei zugegen. Sein Scharfblick errieth sogleich die Wahrheit. Er flüsterte dem Fürsten von Anhalt mit einem malitiösen Seitenblick auf die höchst verlegen dasitzende junge Frau, die in einem Augenblick zum Gespött des ganzen Hofes bis zum jüngsten Pagen herab geworden war, zu: „Jetzt sind wir gerettet und die da ist verloren.“

Noch verstand Anhalt nicht die ganze Intention seines schlauen Freundes, aber spät Abends gegen Mitternacht, als die Soirée bei der Königin beendigt war, schlich sich Grumbkow in das kleine Gemach, das der Fürst im Schlosse zu Wusterhausen bewohnte und besprach mit demselben seinen Plan. Erst um ein Uhr Morgens trennten sie sich mit einem Handdruck, der ein volles Einverständniß in dieser schändlichen Kabale bezeugte.

Um diese kleine Liebesintrigue für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen, mußten große politische Hebel in Bewegung gesetzt werden.

Frau von Blaspiel war die einzige Person auf der Welt, welche Einfluß genug auf die Königin besaß, um ihr das Testament ihres Gemahls zu entwinden. Aber diese vertraute Hofdame der Königin war derselben treu ergeben. Es kam also darauf an, sie der Königin abtrünnig zu machen und für das Interesse Grumbkow's zu gewinnen. Wie war das möglich? Allein durch die Liebe, so war Grumbkow's Berechnung. Die Liebe ist eine Tyrannin; sie beherrscht das Gemüth wie den Verstand. Frau von Blaspiel liebte allerdings den Grafen von Manteuffel. Aber dieser Diplomat war ein Ehrenmann, treu seiner Pflicht, aber auch treu der Ehre und Rechtschaffenheit, wo nicht etwa das Interesse seines Hofes forderte, beide einmal aus den Augen zu setzen.

So weit war Grumbkow in seinen Betrachtungen gekommen, als er mit satanischer Schadenfreude ausrief: „Halt! ich habe es! Der König von Polen bedarf der Gunst unseres Königs, wenigstens seines Geldbeutels. Jener weiß, daß ich dessen rechte Hand bin, daß er ohne meine Mitwirkung nichts bei Friedrich Wilhelm I. ausrichten würde. Was folgt daraus? daß er mir keine Gefälligkeit abschlagen wird. Gut, bauen wir weiter darauf."

Und da Grumbkow den König August II. von Polen seit lange persönlich kannte, so schrieb er ihm eigenhändig im engsten Vertrauen: er sei gern bereit, seine Wünsche bei seinem Könige zu unterstützen und zweifle

dann nicht an einem glücklichen Erfolg, wenn Se. Majestät der König von Polen nur geneigt sein wollte, ihm behülflich zu sein, der Königin mit guter Manier das Testament wieder aus den Händen zu spielen; denn dem Könige sei die im Schmerz der Krankheit ihm abgelockte letztwillige Verfügung nach seiner Genesung wieder leid geworden. Indeß gestatte ihm die Delicatesse nicht zu der Rückforderung des Testaments selbst die Initiative zu ergreifen, er würde aber Jedem, der dazu mitwirkte, sich auf das Dankbarste verpflichtet fühlen.

Und nun entdeckte er dem Könige August dem Starken von Polen und Sachsen das Verhältniß des Grafen von Manteuffel zu der Frau von Blaspiel, und die Stellung dieser Hofdame zu der Königin und knüpfte daran die Hoffnung, daß es dem klugen Diplomaten auf diesem Wege nicht entgehen werde, das unselige Testament wieder in die Hand zu bekommen.

Natürlich wußte der König nichts von dieser Intrigue, er hatte gar nicht die Absicht, seine letzte Verfügung zu Gunsten einer Regentschaft der Königin rückgängig zu machen. Aber Selbstherrscher, besonders wenn sie wie Friedrich Wilhelm I. mit Stock und Zopf Alles nach ihrem Willen regieren wollen, werden stets von ihren Umgebungen betrogen und geleitet. Indem sie glauben zu herrschen, sind sie selbst beherrscht ohne es zu wissen von Intriguanten und feilen Höflingen, die nur mit schnö-

der Selbstsucht ihr eigenes Interesse fördern und stets bereit sind dem eigenen Vortheil den des Staats zu opfern.

So geschah auch hier. Graf Manteuffel kam mit geheimen Instructionen, wie sie Grumbkow gewünscht hatte, aus Dresden zurück auf seinen diplomatischen Posten nach Berlin, der König von Polen erhielt aus dem gesammelten Schatz des preußischen Königs das gewünschte bedeutende Dahrlehen, warum es sich handelte und Herr von Manteuffel benutzte pflichtmäßig sein Liebesverhältniß zu der schönen Blaspiel, um sie ihrer Pflicht gegen die Königin untreu zu machen.

Hätte diese Frau bedacht, daß wer sich von einer Leidenschaft einmal hinreißen läßt, leicht weiter geht als man vorausberechnet hatte; daß die Verlockungen der Leidenschaften nur zu oft die schmerzlichste Reue bereiten; sie würde weniger schwach gegen die Einflüsterungen ihres diplomatischen Geliebten gewesen sein. Aber hat einmal eine Frau dem Geliebten ihr Kostbarstes, ihre Ehre geopfert, was in der Welt vermöchte sie ihm alsdann noch zu versagen?

Den beharrlichen Einflüsterungen Manteuffel's, bei den Versicherungen von Treue und Ergebenheit desselben für die Königin und seine schlaue Dialektik, womit er die Rückgabe des Testaments als nützlich und nothwendig empfahl, um die Legalisation desselben durch Beifügung des Staatssiegels bewirken zu können, besiegten endlich

ihre beharrliche Weigerung, und Frau von Blaspiel versprach endlich ihrem schlauen Geliebten, im Interesse der Königin für diesen Zweck mitwirken zu wollen.

Es kostete ihr viele Mühe und Ueberredung, selbst fußfällige Bitten und Thränen, um das gerechte Mißtrauen der Königin zu besiegen und sie endlich zu bewegen, das unselige Testament ihrer vertrauten Freundin in die Hände zu geben, damit diese durch den diplomatischen Einfluß ihres Freundes die Beidrückung des Staatssiegels bewirke.

Jetzt hatte die Blaspiel das Testament in Händen. Sie zeigte es dem Grafen von Manteuffel, der von dessen Inhalt Kenntniß nahm und sogleich eilte, dem Minister von Grumbkow darüber Mittheilung zu machen. Da nun dieser und der Fürst von Anhalt aus diesen Mittheilungen erfuhren, daß ihre Vermuthungen ganz richtig gewesen waren, erkannten sie, wie alle Hoffnung auf Theilnahme an der Regentschaft im Fall des Todes des oft kränklichen Königs verloren sein würde, wenn es nicht gelang, das Testament in die Hände zu bekommen und zu vernichten.

Grumbkow machte daher dem Grafen von Manteuffel die dringendsten Vorstellungen, daß ja der ganze Zweck der diplomatischen Intrigue verfehlt sei, wenn das Testament ihm nicht ausgeliefert werde, um es mit dem Staatssiegel versehen zu können und Manteuffel versprach es ihm, wenn immer möglich, zu verschaffen.

Doch Frau von Blaspiel hatte Mißtrauen geschöpft gegen Manteuffel's eifrige Bestrebungen, besonders da sie dessen geheimen Verkehr mit Grumbkow erfahren hatte. Diesen Staatsmann kannte sie genug, um ihm vertrauen zu können, daß er das Testament in guter Absicht in die Hände zu erhalten wünsche und mit dem feinen Takt der Frauen war die Ahnung über sie gekommen, daß es Verrath gegen die Königin heiße, das Testament ihrem ärgsten Feinde auszuliefern. Sie weigerte sich daher standhaft das Testament in Manteuffel's Hände zu geben und diesem blieb nichts Anderes übrig, als Grumbkow von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen in Kenntniß zu setzen.

Grumbkow fuhr sogleich zu dem Fürsten von Anhalt. Nachdem er ihm den verfehlten Erfolg ihrer Bemühungen mitgetheilt hatte, sprach er im Eifer ziemlich laut: „So wie die Sachen jetzt stehen, bleibt nichts übrig, als die Blaspiel zu stürzen. Entweder sie muß fallen oder wir werden fallen.“ Dann fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, da er bemerkte, daß die Thür eines Nebenzimmers offenstand und ein Lakai darin mit Aufräumen des Gemachs beschäftigt war: „Ich zweifle nicht, daß bei ihrer Arretirung das Testament der Königin in ihrem Verschluß gefunden werden wird. Ist das der Fall, so sind wir gerettet und es bedarf dann weiter nichts als den König und die beiden Prinzen mit guter Manier zu beseitigen, und der Markgraf von Anspach wird Thron-

folger sein und wir übernehmen für diesen Geck die Regierung."

So leise dieses Letztere auch gesprochen war, so hatte doch der Diener, aufmerksam gemacht durch den Vordersatz, ein zu feines Ohr, um sich auch den Nachsatz entgehen zu lassen. Und da an diesem Intriguanten-Hofe jede bedeutende Persönlichkeit ihre gutbezahlten Spione hatte, so stand auch jener Lakai im geheimen Solde der Blaspiel und sie erfuhr durch denselben den ganzen Inhalt des Gesprächs zwischen Grumbkow und Anhalt.

„Gut, es gilt," sprach die zum Aeußersten entschlossene Frau zu sich selbst, „entweder jene Beiden müssen fallen oder ich bin verloren. Spielen wir ihnen das Prävenire, Jeder ist sich selbst der Nächste.

4.

Sie reimte sich jetzt die Art des Complotts zusammen, welches Grumbkow und Anhalt gegen den König und die Prinzen beabsichtigt haben konnten. Sie vermuthete, daß es auf eine Ermordung derselben abgesehen sei und da ihr Spion auf ihre Veranlassung sich weiter aufs Lauschen legen mußte, so erfuhr sie genug, um darauf mit vieler Bestimmtheit eine furchtbare Anklage gegen beide hochgestellte Staatsmänner begründen zu können.

Sie fing es schlau genug an, um wo möglich ihren Zweck zu erreichen.

Die Gelegenheit zum Beginn ihrer Intrigue ließ nicht lange auf sich warten.

Der König amüsirte sich oft, des Abends die Seiltänzer zu sehen, die im großen Saale des Cöllnischen Rathhauses in Berlin ihre Künste machten. Der Blaspiel, die schon argwöhnisch geworden war durch die Mittheilungen ihres Spions, den sie im Palais des Fürsten von Anhalt hielt, mußte es auffallen, als eines Tages bei der Tafel dieser und Grumbkow mit seinem Anhange dem König zuredeten, doch dem Kronprinzen die Freude zu machen, ihn einmal mit zu den Seiltänzern zu nehmen. Sie drangen eines Tages so lebhaft in ihn, daß er es endlich versprach. Da aber einer der Seiltänzer krank wurde, so verschob der König diesen Besuch bis zum nächsten Freitag.

Die Blaspiel zweifelte nun keinen Augenblick mehr daran, daß bei dieser Gelegenheit das entsetzliche Complott gegen das Leben des Königs und der Prinzen zum Ausbruch kommen solle. Die Phantasie lebhafter Frauen spiegelt ihnen leicht als vollkommen wahr vor, was sie etwa wünschen. Um die Beweise bekümmern sie sich dann nicht und meinen, die Ueberzeugung von der Wahrheit müsse bei jedem Hörer so fest stehen, wie in der eigenen Phantasie. So entstehen manche Verleumdungen und Klatschereien, ohne daß gerade böser Wille dabei im Spiele sein muß. So auch hier; die entsetzlichste An=

klage gegen Grumbkow und Anhalt brachte Frau von Blaspiel vor mit voller Ueberzeugung von der Wahrheit derselben. Was aber Wahres daran war, weiß nur Gott allein, der ins Verborgene sieht.

Das Erste was die Blaspiel that, war, daß sie schon am folgenden Tage Dienstag früh zu der Königin sich begab, zu der sie jederzeit freien Zutritt hatte.

Die Königin saß gerade im weißen Pudermantel an ihrer Toilette, als die Blaspiel wie eine Wahnsinnige hereinstürzte, sich der Königin zu Füßen warf und sie beschwor zu verhindern, daß der König und der Kronprinz dieses Schauspiel auf dem Rathhause besuchten.

Auf die dringende Frage der Königin nach der Ursache dieses seltsamen Ansinnens erklärte die Blaspiel, es sei ein entsetzliches, gefährliches Geheimniß, das sie nur dem Könige selbst in einer Privataudienz mittheilen könne.

„Aber wie soll ich den König davon abbringen, wenn ich ihm den Grund meiner Bitte nicht vorlegen kann?“ fragte die Königin.

„Eben deshalb, weil dieses nicht möglich ist,“ entgegnete die Hofdame, „muß durch List erreicht werden, was der Ueberredung nie gelingen würde. Erscheint der König am Freitage kurz vorher, ehe die Stunde des Schauspiels schlägt, bei Ew. Majestät, so kommt Alles darauf an, Ihn so angenehm wie möglich zu unterhalten, daß er darüber die Stunde des Schauspiels vergißt.

Sollte das aber nicht gelingen," schloß sie, „so beschwöre ich Ew. Majestät, den König unter allen Umständen zurückzuhalten. So viel wenigstens darf ich versichern: es gilt seinem Leben."

„Wilhelmine," sagte die Königin, „ist sein Liebling. Ich werde sie instruiren, den König zu unterhalten."

In der That erhielt die kleine Prinzessin Wilhelmine die gemessenste Instruction, wie sie ihrem Vater, dem König am Freitag Abend zu schmeicheln und zu unterhalten habe. Am Freitag Morgen wurde sie förmlich von der Königin in ihrer Rolle eingeübt. Prinzessin Wilhelmine war aufgeweckt und klug genug, um sich in diese Rolle zu finden. Das junge Wesen fühlte sich ordentlich geschmeichelt durch die Wichtigkeit, die man ihrer kleinen Person damit beilegte.

Prinz Friedrich aber war mehr blöder und zurückhaltender Natur, von seinem Vater stets mit Lieblosigkeit behandelt. Ihm war höchstens beizubringen, daß er in der Uniform des Leibregiments vor seinem Vater das Gewehr präsentiren und einige Exercitien machen sollte. Er verstand sich dazu, der Abneigung ohnerachtet, die er gegen seines Vaters Zopfregiment und Kamaschendienst von Kind auf gehabt hatte, weil man ihm sagte, daß er alsdann einmal ausnahmsweise keine Schläge von seinem Vater erhalten würde. Aber das war noch nicht genug. Man machte ihm auch Furcht vor den Seiltän=

zern und Luftspringern, die man ihm als Kinderfresser darstellte und sagte ihm, daß er sich nur beharrlich weigern möge, so würde der König davon abstehen, ihn den Menschenfressern zu übergeben.

Nachdem so Alles wohlberechnet vorbereitet war, erschien der König um fünf Uhr wie gewöhnlich in den Appartements der Königin. Um sechs Uhr sollte das Schauspiel auf dem Rathhause angehen.

Die Königin Sophie Dorothea, die sonst gewöhnlich übler Laune war, wenn der König bei ihr war, weil dieser sie tyrannisirte und nicht selten übel behandelte, wenn er den geringsten Widerspruch erfuhr, entwickelte jetzt eine Liebenswürdigkeit, wie in den ersten Rosentagen ihrer Ehe, die ihr im seltenen Grade eigen war, wenn sie wollte, und die kleine Prinzessin Wilhelmine operirte als Schmeichelkätzchen mit einer solchen allerliebsten Tournüre, daß der König sie auf den Schoß nahm, und einmal über das andere küßte, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Der König kam darüber in die beste Laune von der Welt, lachte unmäßig und zwickte die kleine Wilhelmine bald an der Nase, bald am Ohrzipfel, aber so soldatisch derb, daß das Kind laut aufschrie, was ihn königlich amüsirte.

Jetzt aber trat Fritzchen ein in der blauen, roth aufgehakten Uniform des Leibregiments, citronengelbe Hosen, Schoßweste, weiße leinene Kamaschen, die bis

über das Knie herauf gingen, kleinem in drei Ecken auslaufenden, mit einer weißen Borte eingefaßtem Soldatenhut, steifen gepuderten Ohrlocken und langem dünnen Zopf, Seitengewehr, Patrontasche und Bajonnetflinte. Kurz ganz ordonnanzmäßig in Montur und Bewaffnung. Fritz nahm seine Stellung wie ein echter damaliger Grenadier mit weitgespreizten Beinen und zog sein Gewehr an. Der König war davon so überrascht, daß er die kleine Wilhelmine, die er vom Schoß hob, bald hingeworfen hätte auf den Teppich. Er stand auf, schlug die Arme unter und commandirte mit der Stentorstimme eines Feldherrn jener Zeit: „Präsentirt's G'wehr!" Prinz Fritz machte Griff um Griff mit einer Promtitüde und Richtigkeit im Tempo, die den König höchlich entzückte. Nun aber ging das Commandiren weiter: „Rechts um! Links um! Marsch! Halt!" u. s. w. ohne Unterlaß und dabei lachte der König, daß ihm die Thränen in die Augen kamen und bei diesem königlichen Vergnügen verstrich ihm die Stunde wie Minuten. Schon war es halb sieben Uhr, da schlug das künstliche Uhrwerk in der mit Schildpatt, Perlenmutter und Silber ausgelegten pariser Prachtuhr Sieben.

„Gottes Blitz!" sagte der König, „bald hätten wir ja vergessen, dem Fritz das versprochene Plaisir zu machen! Heute hat er es doppelt verdient, ich sehe nun, daß er Anlage hat, einmal ein braver Soldatenkönig zu werden. Komm, Fritz, wir gehen zu den Seiltänzern"

Fritzchen ließ vor Schreck das Gewehr aus dem Arm fallen und wurde todtenblaß; aber er wagte noch nicht, etwas darauf zu erwidern.

Da übernahm es die Königin, ihrem Gemahl vorzustellen, daß er ja doch nun zu spät kommen würde und daß er sich selbst und den Kronprinzen um das Vergnügen bringe, wenn er nicht seinen Besuch bei den Seiltänzern bis zu einem andern Mal verschiebe.

„Schadet nichts," entgegnete der König in seiner rauhen Weise, die von vorn herein jeden Widerspruch abschnitt, „sehen wir den Anfang nicht, so sehen wir das Ende. Besser etwas zu sehen als gar nichts und die besten Stücke machen sie ja doch erst zuletzt. Komm, Fritz!"

Damit nahm er den schon zitternden kleinen Prinzen bei der Hand und griff an die Thürklinke, doch der Prinz bat und weinte, ihn nicht unglücklich zu machen. Der König stutzte einen Augenblick und sagte ärgerlich: „Pfui über den Soldaten in Thränen," und zog den sich Sträubenden fort. Doch Prinz Friedrich warf sich auf den Boden und schrie: „Nicht zu den Kinderfressern, nicht zu den Kinderfressern!"

Der König wußte nicht, was er dazu sagen sollte und stutzte einen Augenblick. Da warf sich die Königin und die kleine Prinzessin ihm zu Füßen, flehend in Thränen, daß er nur dieses eine Mal nicht hingehen möge nach dem Rathhause, und versperrten ihm damit die Ausgangsthür.

Das gab nun eine tragische Scene. Dem Könige, der einmal bei gutem Humor war, wie in solchen Fällen seine Zeitgenossen sagten, kam die Sache doch gar zu komisch vor. „Nun, wenn Ihr mir Komödie spielen wollt," sagte er lachend, „so brauche ich nicht auszugehen, um Komödie zu sehen."

Er setzte sich wieder nieder und fragte die Königin ganz freundlich, was sie für Gründe habe, ihn zurück zu halten; er sehe nun wohl, daß das ganze Spiel abgekartet sei.

Die Königin kam in Verlegenheit. Sie sagte: „Die Blaspiel würde ihm das Nähere angeben können. So viel habe sie sich merken lassen, daß bei dem heutigen Besuche der Seiltänzer Lebensgefahr sei."

„Nun, Blaspiel," sagte der König zu der anwesenden Hofdame, die damit in nicht geringe Verlegenheit gerieth, „heraus damit, was ist es mit dieser Komödie?"

„Halten zu Gnaden, Majestät," erwiderte die schöne Hofdame, „wenn ich mich erkühne, allerunterthänigst zu bitten, mir eine Privataudienz huldreichst zu gewähren. Die Mittheilung meines entdeckten Geheimnisses ist so entsetzlich, daß sie keine Augen- oder Ohrzeugen duldet."

„Das ist brav von Ihr, Blaspiel," entgegnete der König, „in gewissen Dingen muß man discret sein. Es giebt Geschichten, die kein Geträtsch dulden. Uebrigens kann ich mir wohl denken, was vor sein wird. Gewiß

hängt es mit der Verhaftung des Troßqui zusammen. Folge Sie mir sogleich in mein Cabinet."

Der König ging voran. Die Blaspiel folgte ihm. Der König aber erinnerte sich, daß bei der Verhaftung dieses Menschen, der ein Mann von Stande aus Schlesien war, und sich bei dem Feldzuge gegen Carl XII. vor Stralsund als Spion gegen denselben hatte gebrauchen lassen, der aber später den Verdacht eines geheimen Briefwechsels mit den Feinden des Königs auf sich gezogen hatte, sich eine ganze Chatoulle von geheimen Briefen gefunden hatte. Der König hatte nur erst den kleinsten Theil davon lesen können. Da sich aber schon daraus erkennen ließ, daß viele Personen auf das Stärkste darin compromittirt waren, ja die Chatoulle eine vollständige Chronique scandaleuse von Berlin enthielt, so reimte er sich zusammen, daß es leicht möglich sei, daß eine Menge Menschen, die sich dadurch in Gefahr gesetzt gesehen hätten, sich verschworen hätten, einen Aufstand anzuzetteln, der auf dem Rathhause zum Ausbruch kommen sollte. Da die Blaspiel viel Bekanntschaft hatte, so zweifelte er nicht daran, daß sie ihm darüber den vollständigsten Aufschluß würde geben können.

5.

Das Complott, welches Frau von Blaspiel dem Könige und später der Königin entdeckte, war folgendes:

Nachdem Grumbkow und der Fürst von Anhalt alle Hoffnung verloren hatten, das Testament des Königs der Frau von Blaspiel abzulocken, und sie voraussehen mußten, daß sie in Gefahr waren, nach dem Tode des Königs allen ihren Einfluß zu verlieren, so hätten sie um jeden Preis beschlossen, den Markgrafen von Schwedt, als nächsten männlichen Agnaten des Königs auf den Thron zu heben. Dazu aber sei erforderlich, daß der König und seine beiden Prinzen beseitigt würden. Deshalb hätten sie den König so dringend beredet, mit dem Kronprinzen die Vorstellung auf dem Rathhause zu besuchen. Dort sei die günstigste Gelegenheit gewesen, den König und den Kronprinzen ermorden zu lassen. Das solle von gedungenen Mördern unter dem Scheine eines Volksaufstandes geschehen. Im Schlosse solle Feuer angelegt und dabei der jüngste Prinz getödtet werden. Ein improvisirter Aufstand solle den Verdacht der Schuld von den geheimen Anstiftern des Verbrechens ableiten. Alles sei so berechnet und angestiftet gewesen, daß das Leben des Königs und des Kronprinzen nur dadurch gerettet worden sei, daß Se. Maj. sich auf ihre Veranlassung habe abhalten lassen, die Vorstellung auf dem Rathhause zu besuchen.

Der König schien für den ersten Augenblick von der Wahrheit dieser entsetzlichen Anklage überzeugt gewesen zu sein. Indem er Frau von Blaspiel zu der Königin zurück-

führte, sagte er zu dieser: „Hier bringe ich Ihnen eine brave Frau, die beste Freundin, die ich auf der Welt habe."

Aber in einer Hinsicht hatte sich Frau von Blasspiel verrechnet. Ohne Zweifel hatte sie vorausgesetzt, daß der König bei seiner heftigen Gemüthsart, die bei jeder Kleinigkeit in Zornausbrüche sich ergoß, über diese Mittheilungen sogleich in Feuer und Flamme gerathen, die beiden Angeklagten augenblicklich verhaften und ungehört verurtheilen werde. Aber in wichtigen Dingen handelte der König kalt und besonnen; vor Allem war ihm ein hoher Gerechtigkeitssinn eigen, der es nicht zuließ, Personen, denen er so lange Vertrauen geschenkt hatte, ungehört zu verdammen. Er befahl, daß die Anklage im Wege Rechtens genau untersucht werden solle, und Grumbkow, der von dem ihn drohenden Gewitter durch den vertrauten Kammerdiener Eversmann sogleich Nachricht empfangen hatte, wußte es durch diesen dahin zu bringen, daß der König mit dieser Untersuchung den General fiscal Katsch beauftragte.

Katsch war ein Mensch von niederer Geburt und eine von Grumbkow unbedingt abhängige Creatur desselben. Er hatte eine besondere Gabe, die Schuldigen und selbst die Unschuldigen, die in seine Hände fielen, so zu verwirren, daß sie Geständnisse machten, oft ohne es zu wissen. Besonders wußte er jede Untersuchung nach seinem Willen zu leiten. Wen er von vorn herein schuldig fin=

den wollte, der wurde als Schuldig überführt und verurtheilt; wem er durchhelfen wollte, der wurde frei gesprochen, mochten auch noch so viele Beweise gegen ihn sich häufen.

Wegen Frau von Blaspiel hatte er gemessene Instruction von seinem hohen Gönner, daß sie schuldig sein solle, und so wurde sie ein Opfer seiner Geschicklichkeit.

Doch es wird Zeit sein, ehe wir weiter gehen, über Grumbkow's persönliche Verhältnisse hier einige Mittheilungen zu geben.

Viertes Capitel.

Grumbkow's Geschichte, Charakter und Stellung am Hofe. — Unvorsichtigkeit der Frau von Blaspiel. — Verfahren gegen dieselbe. — Ihre Abführung nach Spandau. — Kerkerqualen. — Die Königin. — Vermittelung. — Ende der Geschichte der Blaspiel. — Rückgabe des Testaments des Königs. — Des Königs Plan einer Vermählung des Markgrafen von Schwedt mit der Herzogin von Kurland. — Geschichte und Charakteristik des Herzogs Leopold von Anhalt-Dessau. — Dessen Händel mit Grumbkow. —

1.

Mit dem Regierungsantritt des Königs war der damalige Generalmajor von Grumbkow an die Spitze der Geschäfte gekommen. Er besaß, nebst dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, das ganze Vertrauen des Königs.

Der General Friedrich Wilhelm von Grumbkow war der Sohn eines, schon unter dem großen Kurfürsten hochgestellten alten pommerschen Edelmannes, des geheimen Raths und Finanzpräsidenten, Generals, Kriegscommissär und Obermarschalls Joachim, Ernst von Grumbkow, der 1690 gestorben war. Seine Mutter, eine geborene Grote hatte ihn 1678 geboren; er befand sich also jetzt, im Jahre 1717 im reifern Mannesalter von 39 Jahren.

Im Jahre 1684, als sein Vater die diplomatische Mission ausführte, für den damaligen Kronprinzen um die Hand der Prinzessin Scphie Dorothea von Hannover anzuhalten, nahm ihn sein Vater mit dorthin.

Obwohl erst sechs Jahr alt, benahm er sich dort mit einer Eleganz und Gewandtheit, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf den talentvollen Knaben zog. Nachdem er erwachsen war, machte er zu seiner höhern gesellschaftlichen Ausbildung die übliche Cavaliertour nach Paris und nach seiner Rückkehr wurde er am Berliner Hofe als Kammerjunker und als Lieutenant in der Infanterie angestellt. Fünf und zwanzig Jahr war er erst alt, als der gewandte und anstellige junge Mann die bedeutende Hof- und Militärstellung eines königlichen Oberschenk und Brigadier erhielt.

Als Soldat war er ein gewaltiger Poltron, dem es an wahrem Muth fehlte. In der Schlacht von Malplaquet, in der französischen Campagne in den Niederlanden, machte er die ganze Affäre, in einen Graben niedergeduckt mit. Solcher Beispiele von Muth gab er mehrere. Dabei war er, wie wir gesehen haben, ein Intriguant und Heuchler von großer Gewandtheit.

Als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, ernannte er ihn sogleich zum Generallieutenant der Infanterie. Alle wichtigen Geschäfte gingen durch seine Hände. Als täglicher Gesellschafter des Königs wuchs sein Einfluß von

Tage zu Tage immer mehr. Er fügte sich höchst geschmeidig in des Königs „Humeur,“ und verstand es, dessen erste Hitze zu evitiren. So leitete er den König, so weit dieser sich überhaupt leiten ließ, anscheinend ganz treuherzig, freimüthig und bieder, und doch mit der raffinirtesten Verschmitztheit.

Grumbkow war im hohen Grade Gourmand und konnte ungemein viel Wein vertragen, so daß er den Beinamen: Biberius erhielt. Gegen Auszahlung von jährlich 12,000 Thaler Tafelgelder hatte er die Bewirthung der am Hofe eintreffenden fremden Fürsten und Prinzen, Generale, Gesandte und sonstigen hohen Standespersonen übernommen. Dazu hielt er sich einen französischen Koch. Während der König und der ganze Hof sich einer an Geiz grenzenden Sparsamkeit befleißigten, unterhielt Grumbkow allein, mit Genehmigung des Königs, einen überaus glänzenden Hausstand. Der König, der selbst gern gut aß und trank, wenn es ihm nur nicht unmittelbar Geld kostete, speisete nicht selten bei seinem Biberius Grumbkow und sagte dann wohl nach Tisch, indem er sich die gelbe Weste auf dem runden Leibe glatt strich: „Das muß wahr sein, wer besser essen will als bei mir, muß bei Grumbkow speisen. Es gingen aber solche Tafelfreuden bei ihren langen Sitzungen nicht ohne kleine Excesse ab. Darüber schrieb einmal der splendide Wirth an seinen vertrauten Freund, den österreichi-

schen Gesandten Graf Seckendorf: „S. M. dîna hier chez moi comme un loup, soupa de même, se soûla et s'en alla à minuit.“

Grumbkow lebte damals in seinem schönen Hause auf der Königsstraße auf einem so großen Fuße, daß seine gesammten Revenüen, die sich aus dem Ertrage von verschiedenen Aemtern und Ehrenstellen auf 36,000 Thlr. jährlich beliefen, darauf gingen, ohneachtet er für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte.

Seine fürstliche Haushaltung und glänzende Verschwendung brachte ihn, zum Nachtheil der Staatsinteressen, in eine sehr verderbliche Abhängigkeit von fremden Monarchen. Er stand geradezu im englischen und später auch im österreichischen Solde. Jene, die englische Bestechung, hatte ihm einst sein Rival und Verbündeter, der Fürst von Anhalt-Dessau, öffentlich vorgeworfen. Die Folge davon war die Herausforderung zu einem Duell, wozu es indeß Grumbkow's Feigheit nicht kommen ließ. Die österreichische Bestechung ist durch unzweifelhafte Urkunden und namentlich Seckendorf's Briefe an den Prinz Eugen erwiesen worden. So u. A. erhielt Grumbkow für den, dem österreichischen Interesse so vortheilhaften Abschluß des Tractats von Wusterhausen (1726) eine Pension von 1000 Ducaten zugesichert und ausgezahlt. Später wirkte Grumbkow's Noth „wegen der vielen Kinder“ so weit, daß er auch sich von Frankreich bestechen ließ.

Uebrigens hatte er sich schon lange durch seine böse Zunge Feinde über Feinde gemacht. Bei allen fremden Gesandten war Grumbkow deshalb verhaßt. Seine Hauptfeindin war die Königin Sophie Dorothea, die den ganzen Ehrgeiz des hannöverschen Hauses besaß und deren Stolz es nicht ertragen konnte, sich von Grumbkow in allen ihren Lieblingsplänen wegen der Vermählung ihrer Tochter und des Kronprinzen gehindert zu sehen.

Seine weitere Geschichte werden wir im Laufe unserer Erzählung mittheilen.

Wir sehen, wie bedenklich jetzt seine ganze hohe Stellung, seine reichen Einkünfte und sein Einfluß auf den König durch die Insinuationen der Frau von Blaspiel in Gefahr gebracht war. Aber ein Intriguant erster Größe, wie dieser Grumbkow war, läßt sich so leicht nicht decontenanciren. Seine Anstrengungen, die Blaspiel zu stürzen, mußten nur um so größer werden, und das Glück war ihm dabei günstig.

2.

Frau von Blaspiel hatte ihren Feinden die Waffen gegen sich selbst in die Hände gegeben. In ihrer vertrauten Correspondenz hatte sie sich geschwätzig und mokant, wie sie war, über die Verhältnisse am Hofe, ja selbst über die Person des Königs höchst scharf und unvorsichtig geäußert. Briefe dieser Art waren in Grumb-

kow's Hände gefallen. So hatten sich bei der Verhaftung des schon erwähnten schlesischen Edelmanns Herrn von Troschki, Briefe von Frau von Blaspiel gefunden. In einem derselben wurde der König spottend als Tyrann und als „horrible criblifax“ bezeichnet. Auch unterhielt sie mit dem Premierminister von Sachsen, Grafen Flemming, einen Briefwechsel, den sich Grumbkow auf diplomatischem Wege zu verschaffen wußte. In einem dieser Briefe sprach sie sich über das Verhältniß des Königs zu dem Fürsten von Anhalt und Grumbkow so aus: „Der König sei wie das heilige Grab in den Händen der Türken.“ Dann sprach sie auch über die Procedur gegen Clement und meinte, daß man sich damit in die Zeiten des Caligula und Nero versetzt sähe.

Dieser letztgedachte Brief war von Herrn Katsch aufgefangen, der damals die Function hatte, alle in fremde Länder gehende Briefe zu öffnen und durchzusehen. Katsch aber war ein Günstling des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, und setzte diesen seinen hohen Beschützer sofort in Kenntniß von dieser Entdeckung. Fürst Leopold besprach sich augenblicklich darüber mit Grumbkow, und dieser schlug vor, daß Katsch diesen Brief in ihrer Gegenwart dem Könige übergeben sollte.

So geschah denn auch an demselben Abende. Der König las den Brief und gerieth darüber in allerhöchsten Zorn. Er befahl sofort dem Obristen Marwitz, nach-

herigen Generalgouverneur von Breslau, die Frau von Blaspiel ihm augenblicklich vorzuführen.

Die unglückliche Frau, die noch in dem Wahn stand, daß sie sich der Gunst des Königs zu erfreuen habe, waffnete sich mit Festigkeit, indem sie glaubte, es gelte nun eine Confrontation mit Anhalt und Grumbkow. Aber schon der wüthende Blick des Königs und das schadenfrohe Lächeln Grumbkow's belehrten sie augenblicklich, daß es jetzt gelte, sich gegen den Angriff einer neuen, gegen sie selbst gerichteten Intrigue zu vertheidigen.

Es kam zu einer furchtbaren Scene. Der König hielt ihr den Brief vor Augen und fragte sie zitternd vor Zorn und mit drohend aufgehobenem Krückstock, ob sie denselben geschrieben habe? Frau von Blaspiel benahm sich mit vieler Festigkeit und Unerschrockenheit. Sie leugnete den ihr vorgelegten Brief durchaus nicht ab, und beharrte mit großer Entschiedenheit dabei: Anhalt und Grumbkow hätten dem Könige und dem Kronprinzen nach dem Leben getrachtet, nachdem sie gesehen hätten, daß ihr Einfluß sich bei Sr. Maj. verringert habe. Sie sagte ihnen den Plan, wie wir ihn eben enthüllt haben, mit großer Festigkeit unter die Augen. Sie setzte noch hinzu, daß sie nach der Ermordung des Königs und der beiden Prinzen den Markgrafen von Schwedt auf den Thron gehoben haben würden, und dann hätten sie während der Abwesenheit desselben bei der kaiserlichen Armee in Ita-

lien, für denselben die Regentschaft übernommen. Der Fürst von Anhalt hätte für diesen Fall auf die Mitwirkung der ihm völlig ergebenen Armee rechnen können.

Jetzt vergaß der König die kleinere Schuld über das schwerere Verbrechen. Mit blitzendem Zorn wendete er sich jetzt gegen Grumbkow und Anhalt und sprach: „Nun ist es an Euch, zu beweisen, daß Ihr keine Hochverräther seid.“

„Vieljährige treue Dienste und Ergebenheit für Ew. Majestät,“ sprach Grumbkow, „übernehmen auch ohne Worte die Vertheidigung der von einem lügnerischen Weibe verleumdeten ersten Räthe des Königs.“

„Es ist empörend,“ rief die Blaspiel, „wie sich das Verbrechen noch in Frechheit hüllt.“

„Geruhen Ew. Majestät die Stimme eines Rechtsgelehrten in dieser Sache anzuhören,“ sprach Katsch mit einer tiefen Verneigung.

„Rede Er,“ sprach der König finster, „aber fasse Er sich kurz, ich bin nicht in der Stimmung, die Eloquenz eines Rechtsverdrehers zu admiriren.“

„Die Sache ist ganz einfach die: Für einen Angeklagten spricht die gesetzliche Vermuthung der Unschuld so lange, bis ihm vom Ankläger seine Schuld bewiesen ist. Ihre fürstliche Durchlaucht und Se. Excellenz sind also vollständig befugt, zu verlangen, daß die Anklägerin juristische Beweise über ihre Behauptung beibringe, widrigenfalls sie vor den Gesetzen als Calumniantin dasteht.“

„Nicht mehr wie Recht und billig," sprach der König, „sie beweise, oder werde als Verleumderin bestraft. Man schicke diese Person nach Spandau und mache ihr auch wegen der Majestätsbeleidiguug in diesem Briefe den Prozeß."

Damit drehte sich der König kurz um und zog sich in sein Cabinet zurück.

3.

Jetzt stand die schöne Frau schutzlos in der Mitte ihrer Feinde. Sie sah nur höhnende Gesichter und spottende Blicke gegen sich gerichtet und erbleichend erkannte sie, daß sie ihre Partie verloren habe. Nur eine seltene Charakterstärke schützte sie gegen eine Ohnmacht.

Katsch drohte ihr, sie durch die Folter zum Geständniß ihrer Lüge bringen zu lassen, und Anhalt commandirte einen Officier und zwei Mann Wache, sie unmittelbar aus dem Zimmer des Königs nach Spandau abzuführen.

Das geschah in einem verschlossenen Wagen, ohne daß man ihr erlaubte, von der Königin, von ihrem Gemahl oder irgend einem ihrer Freunde Abschied zu nehmen. Nicht einmal die Kleider durfte sie wechseln oder irgend eins der vielen kleinen Bedürfnisse, ohne welche eine Frau von Stande nicht glaubt leben zu können, für eine längere Gefangenschaft mitnehmen.

Unterweges antwortete Niemand auf ihre Fragen. Der Officier saß an ihrer Seite, zwei Soldaten mit geladenem Gewehr ihr gegenüber, und neben dem Schlage ritten zwei Garde du Corps mit blankem Helm und Küraß her. Diese ungeheuren Vorkehrungen, um eine wehrlose Frau einige Meilen zu transportiren, reizten am Ende ihre Spottlust. In tiefer Bitterkeit spöttelte sie darüber, daß so viele preußische Helden nöthig seien, um ein wehrloses Weib zu transportiren.

Aber solche Aeußerungen, die sonst aus so schönem Munde als ein geistreicher Einfall bewundert worden wären, schienen an der Marmorkälte militärischer Subordination völlig abzugleiten. Einige Versuche, den ihr sonst wohl bekannten galanten jungen Cavalier durch eine feine Koketterie zum Reden zu bringen, gelangen ebensowenig. Am Ende warf sich die schöne Frau schmollend in eine Ecke des Wagens und stellte eben nicht erfreuliche Beobachtungen über die entsetzliche Wendung ihres Geschicks an. Die wiegende Bewegung des im Sande in stiller Mondnacht langsam dahin fahrenden Wagens, schläferte sie endlich ein wie ein weinendes Kind einschlummert, während Thränenperlen noch zwischen den Wimpern herausquollen.

Schon graute der Morgen im Osten und ein Streifen von flammendem Roth zog sich über dem auf Feldern und Wiesen lagernden Nebelmeere dahin, da rief eine

Schildwache von der Höhe einer Bastion ihr donnerndes Wer da! und die Antwort des Officiers: Gefangene des Königs! weckte die Blaspiel aus süßen Träumen von einer entzückenden Umarmung ihres Lieblings Manteuffel und der entsetzliche Contrast des schönen Phantasiegebildes mit der schrecklichen Wirklichkeit machte diese nur um so furchtbarer.

Es dauerte lange, während Wagen und Reiter vor der Zugbrücke hielten und die hohen Wälle und Bastionen der Festung wie ein dunkles, drohendes Ungeheuer in das Nebelgrau des Morgenhimmels hineinragte, als endlich mit einem mark- und nervenerschütternden Kettengerassel die Zugbrücke niedergelassen wurde. Ein Officier und zwei Mann von der Thorwache traten heran zu dem Wagen, empfingen von dem Officier der königlichen Leibgarde Parole und Ordre. Dann sprach er, nachdem er diese bei dem Schein einer mitgebrachten Laterne eingesehen hatte, eintönig sein: „Einpassiren!"

Der Wagen rollte über die Brücke, durch den gekrümmten Weg zwischen den Wällen und dann durch das dunkle gewundene Thor und hielt endlich vor dem Gefangenhause der Festung, wo sie dem finstern Zuchthausinspector und seinen Knechten übergeben wurde. Der Officier, nachdem er die Bescheinigung ihrer Ablieferung empfangen hatte, zog sich zurück. Frau von Blaspiel, die wenigstens auf standesmäßige oder doch anständige Be-

handlung gerechnet hatte, wurde nicht wenig entrüstet, als sie von roher Männerhand, streng nach der Gefangenordnung, bis aufs Hemde visitirt wurde. Alles Geld, Nadeln, schneidende und stechende Werkzeuge, eine kleine Scheere nahm man ihr ab. Selbst ein seidenes Tuch, woran sie sich hätte erhängen können, wurde ihr abgenommen. Das seidene Kleid, welches sie trug, bildete mit der zerstörten Toilette und der in Unordnung gebrachten Frisur einen seltsamen unheimlichen Contrast, und als man auf ihre Bitten, ihr wenigstens ein anständiges Staatsgefängniß zu geben, nicht achtete und sie in ein dunkles Kellergewölbe schob, dessen eiserne Thür mit rasselnden Schlössern und Riegeln hinter sie geschlossen wurde, da erkannte sie mit grausendem Entsetzen Grumbkow's rächende Hand.

Die Blaspiel aber war eine entschlossene Frau. In der Lage, worin andere Frauen mit einer Ohnmacht debütirt haben würden, gewann sie Besonnenheit genug, sich erst in ihren dunkeln Umgebungen zu orientiren. Sie suchte zunächst einen Schämel oder eine Bank, um sich, da sie sich bei alle dem sehr schwach und ermüdet fühlte, ein wenig ausruhen zu können. Aber ihr Umhertappen war vergebens. Ihre zarten Hände berührten nichts als eine rauhe, kalte und feuchte Mauer. Kein Tisch, kein Stuhl oder Schämel, keine Bank, weder Bett noch Pritsche war zu finden. Endlich stieß ihr Fuß an einen

Haufen Stroh. Sie fühlte darauf mit der Hand, es war feucht und halb vermodert. Indeß war sie zu erschöpft, um der Ruhe noch länger entbehren zu können. Sie knieete nieder, um im Dunkeln sich das entsetzliche Lager zu bereiten, da schlüpfte unter ihrer Hand etwas Lebendiges dahin, es war eine große Ratte, die aus ihrem Versteck aufgeschreckt war und davon sprang. Die schöne Gefangene schrie auf, und wenn sie dem größern Unglück entschlossen die Stirn geboten hatte, so warf das kleinere sie zu Boden.

Als sie aus einer langen und tiefen Ohnmacht endlich erwachte, zog ein Sonnenstrahl, der von Sonnenstäubchen, diesen Infusionsthierchen, die den ganzen Luftraum beleben, durchzogen war. Dieser Strahl schoß durch ein enges vergittertes Mauerloch, hoch an der Decke des Gewölbes in den dunklen Kerker. Sie erkannte, daß es schon hoch am Tage war.

Zunächst empfand sie einen peinigenden Durst und verspürte im Magen ein Gefühl von Leere, welches die gewohnte Nahrung forderte. Im Gewölbe war es dämmerungshell. Aber vergebens suchte ihr Auge einen Gegenstand, der einem Wasserkruge oder einem Stück Brod ähnlich sah. Dagegen gewährte die schwere Eisenkette, die über dem vermoderten Lager an einer Krampe in der Wand befestigt war, eben keinen beruhigenden Anblick.

„Sollte der Kerkermeister mich vergessen haben?“

sprach sie vor sich hin und ein leiser Schauder überlief ihre feine Haut.

Sie stand auf und klopfte mit der geballten Hand an die mit Eisen beschlagene Thür. Aber ihre Hand schmerzte. Sie war zu weich, um nur einen klopfenden Ton geben zu können. Da rief sie Hülfe! mit immer mehr verstärkter Stimme; aber wer vermochte auf der Höhe der Erde eine Stimme der Noth aus den unterirdischen Kasematten der Bastion zu vernehmen?

Einen Augenblick hatte der leichte Sinn der Frau von Blaspiel sich mit der Hoffnung getäuscht, daß die Königin sie retten werde, aber dann ging ihr die schreckliche Ahnung auf, daß ihr furchtbarer Feind geheimen Befehl gegeben habe, sie im Kerker verhungern zu lassen.

Dieser Gedanke war zu entsetzlich, um selbst von einem entschlossenen Wesen ertragen werden zu können.

Sie sank auf ihre Knie und betete, daß Gott ihre Leiden wenigstens abkürzen möge, wenn es nicht des Höchsten Wille sei, sie davon zu erlösen. Jetzt tönte der dumpfe Schlag der Kirchenglocke in ihren Kerker, der unter dem Fundament des Thurms zu liegen schien. Es war 12 Uhr Mittags. So lange hatte sie in Ohnmacht gelegen auf feuchtem Stroh, so lange hatte man sie vergessen. Und nun ihre Schwäche, wie lange konnte sie Hunger und Durst noch ertragen, ohne zu sterben? Wann

erneuerte sich die wohlthätige Ohnmacht wieder, die sie wenigstens von dem Bewußtsein ihrer Qualen befreite?

Es schlug eins!

Noch keine Unterbrechung ihrer furchtbaren Einsamkeit, das Rascheln der behenden Ratten, die über ihren Körper liefen, war ihr bald eine Wohlthat geworden, eine lebende Gesellschaft in ihrer Einöde. Es schlug zwei Uhr, aber diese Stunden waren von ewiger Länge, sie schlichen so langsam wie eine kriechende Schnecke, die Zeit war flügellahm geworden, die quälenden Gedanken hatten Meilenlänge erlangt. Und wieder schlug es: eins, zwei, drei! Kaum hatte sie noch Kraft zum Athmen. Dem Versuche eines Hülferufs versagte ihre Mattigkeit die Stimme. Der gräulichste Kerkermeister, der ihrer heißen, siedenden Zunge einen Trunk Wasser gebracht hätte, und einen Bissen verschimmeltes Brod, würde ihr jetzt ein Engel gewesen sein. So vergingen Stunde um Stunde, Ohnmachtsanfälle wechselten mit schrecklichen entsetzlichen Leiden und Gedanken. Und eben so vergingen die Nacht und der folgende Tag. So brach endlich der dritte Morgen an, noch hatte man ihr weder Bett, noch Trank, noch Nahrung gebracht. Es litt keinen Zweifel mehr, daß geheime Ordre lautete, sie verschmachten zu lassen. Die Unglückliche bereitete sich zum Tode, da klirrten Schloß und Riegel, und . . . . .

4.

Doch es wird Zeit, für einige Augenblicke an den Hof der Königin zurückzukehren.

Die Königin befand sich in der höchsten Unruhe über das Geschick der ihr so theueren Gesellschafterin. Frau von Blaspiel hatte sich gerade bei der Königin befunden, als sie abgerufen wurde zum Könige. Sie wußte, daß es jetzt einen Kampf auf Leben und Tod galt, entweder Grumbkow oder sie mußte fallen. Noch kannte sie nicht den Erfolg dieser Audienz, die sie so sehr beunruhigte; da plötzlich ertönte im Corridor die Trommel, ein Zeichen, daß der König aus seinen Gemächern hervorgetreten war; dann dicht vor ihrem Vorzimmer noch ein Trommelwirbel und im nächsten Augenblick trat der König bei ihr ein.

Sein Anblick war schrecklich. Der Zorn hatte sein Gesicht dunkel geröthet. Seine Augen rollten. Den Krückstock mit der verkehrten Faust haltend, so daß er in jedem Augenblicke zum Schlage gehoben werden konnte, trat er vor die Königin hin und sagte mit einer polternden Stimme: „Madame, Sie haben eine Natter im Busen erzogen. Diese Blaspiel, die bei Ihnen so hoch in Gnaden steht, hat nicht nur bei mir meine besten Freunde auf das Schändlichste verleumdet, sondern auch gegen mich eine Majestätsbeleidigung sich erlaubt. Ich habe sie nach

Spandau geschickt, sie wird das Tageslicht nicht wiedersehen.“

Die Königin sank ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen. Da sie sich wieder guter Hoffnung befand, so war ihr Zustand bei der Schonungslosigkeit des Königs allerdings Gefahr bringend. Als mit Hülfe von Riechsalz und wohlriechendem Wasser ihre Lebensgeister wieder erweckt waren, war der König, der solche Komödianterien, wie er alle weiblichen Ohnmachten nannte, nicht leiden konnte, schon fortgegangen.

Indeß hatte der Schwager der Frau von Blaspiel, der Graf Finkenstein, erfahren, wie hart und grausam seine Schwägerin, die Schwester seiner Gemahlin, in Spandau behandelt wurde. Er machte davon der Königin Anzeige, und nachdem die erste Hitze des Königs verraucht war, bat Finkenstein, der am Hofe viel galt, den König um die Gnade, ihm zu erlauben, daß er für die Bedürfnisse der unglücklichen Gefangenen Sorge tragen dürfe. Auch die Königin legte eine Fürbitte ein, und der König gewährte diese Milderung.

Frau von Blaspiel erhielt, nicht ohne Widerstreben Grumbkow's eine anständige Wohnung, ein Bett und Licht; aber die Intriguen ruhten nicht. Um seinem hohen Gönner gefällig zu sein, bestand der Generalfiskal Katsch darauf, die Inquisitin nach allen Regeln der Kunst foltern zu lassen, um wenigstens das Geständniß, daß die

ganze Anklage gegen Grumbkow und Anhalt von ihr erdacht und erlogen sei, von ihr zu erpressen; und es bedurfte eines speciellen Befehls vom Könige, um diese Grausamkeit zu verhindern. Und so wurde die unglückliche Gefangene unter Leitung eines Arztes noch fast im letzten Augenblicke von dem schrecklichsten Tode gerettet.

Nun aber mußte die Blaspiel unter allen Qualen von Körpertyrannei und parteiischer Justiz noch ein ganzes Jahr in der absichtlich verschleppten Untersuchung im Verhaft sitzen. Ihr Gemahl, der Kriegsminister war, verlor alle seine Stellen uud Ehrenämter. Von diesen ging das Portefeuille des Kriegsministeriums auf Marschall über; das sehr einträgliche Generalkriegscommissariat erhielt Grumbkow.

Dann wurden Beide, Herr von Blaspiel und seine Gemahlin, die man keines Verbrechens hatte überführen können, nach Cleve verwiesen, woher die Familie des Ministers stammte. Mit ihm erlosch sein Geschlecht.

Der König war später zur Erkenntniß seiner zu großen Härte gekommen, in der Zeit, als Grumbkow immer mehr anfing in Ungnade zu fallen. Er war bieder genug, sie um Vergebung zu bitten; aber er konnte sich auch nicht entschließen, sich ein Dementi zu geben, indem er sie an den Hof zurückrief und inhabilitirte. Und erst dem Rechtsgefühl Friedrich's des Großen blieb es überlassen, sie nach dem Tode des Königs, auf den Wunsch seiner

Mutter, der Königin zurückzurufen und bei seiner jüngsten Schwester als Hofmeisterin anzustellen.

5.

Indeß hatte doch die Katastrophe der Verhaftung der Frau von Blaspiel die Königin in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Sie wußte, daß ihr Testament, welches sie der Blaspiel anvertraut hatte, sich noch unter den Papieren derselben befinden mußte. Kam es durch den Untersuchungsrichter in Grumbkow's Hände, so war alle ihre ehrgeizige Hoffnung auf einstige Regentschaft verloren.

Zum Glück erfuhr die Königin noch zeitig genug, daß der Feldmarschall von Natzmer Befehl erhalten hatte, die Papiere der Frau von Blaspiel zu versiegeln. Sie schickte daher noch an demselben Abend ihren Kaplan Boshardt an ihn ab, um den General von der Gefahr, worin sie sich wegen des Testaments befand, in Kenntniß zu setzen. Der General war ein Mann von anerkannter Redlichkeit, außerdem ein getreuer Diener des königlichen Hauses. Er glaubte seinem Könige und Herrn nicht untreu zu sein, wenn er die Bitte der Königin bewilligte.

So erhielt denn die Königin diese unselige Schrift wieder zurück, die Ursache gewesen war von so vielem Unheil. Grumbkow und Anhalt aber sahen sich in ihrer

Erwartung, durch die entsetzliche Intrigue das Testament des Königs zu erlangen, getäuscht. War etwas Wahres an dem schändlichen Plan der Ermordung des Königs und der beiden Prinzen gewesen, so sahen sie auch diesen vereitelt. Sie konnten darauf rechnen, daß sie von jetzt an durch den zum Mißtrauen geneigten König beobachtet wurden und durften es nicht wagen, ein so abscheuliches Project zu erneuen.

Doch der König, auf den doch die unerwiesenen Anschuldigungen gegen den Fürsten von Anhalt und Grumbkow mehr Eindruck gemacht haben mochten, als er sich merken lassen wollte, beschloß allen den Hofkabalen, die ihn von allen Seiten umschwärmten, mit einem Schlage ein Ende zu machen und den Markgrafen von Schwedt, dessen Vermählung mit Prinzessin Wilhelmine beide Günstlinge so eifrig angestrebt hatten, von seinen Reisen zurückzurufen und ihn mit der verwittweten jungen Herzogin von Kurland, der nachmaligen russischen Kaiserin Anna zu vermählen. Er schrieb daher eigenhändig an den Prinzen, und ließ seine Absicht durchblicken, ihn als souverainen Herzog eines blühenden Landes und Gemahl einer schönen Fürstin zu beglücken. Dabei verbot er ihm, sich von diesen Projecten gegen seinen Onkel, den Fürsten von Anhalt, oder Grumbkow etwas merken zu lassen.

Es war aber begreiflich, daß der junge Prinz nichts eifriger zu thun hatte, als seinen Oheim deshalb ganz im Geheim in Rath zu nehmen.

Anhalt und Grumbkow, denen er sogleich den Brief mitgetheilt hatte, erstaunten, daß der König ganz gegen ihre Pläne im Geheimen intriguire. Das war bisher noch nicht vorgekommen. Sie mußten darin die Vorzeichen eines Sinkens ihres Einflusses erkennen und setzten Alles daran, gegen diesen verdeckten Plan zu contreminiren.

Anhalt schrieb also an seinen Neffen: Die weit vortheilhaftere Verbindung mit der Prinzessin Wilhelmine könne ihm unmöglich entgehen, wenn er nur beharrlich in seinen Bewerbungen bleiben würde. Diese Verbindung aber würde ihm bei der schwächlichen Gesundheit des Königs und der beiden Prinzen den Weg zum preußischen Throne eröffnen, eine glänzende Stellung, die doch immer einem von Rußland und der Republik Polen abhängigen kleinen Herzogthume vorzuziehen sei. Sein Oheim, der es aufrichtig und gut mit ihm meine, gebe ihm den Rath, seine Rückkehr unter allen nur ersinnlichen Vorwänden noch ein Jahr hinauszuschieben, bis dahin würde er majorenn geworden sein, und damit habe der König die Macht verloren, ihn zu einer Verbindung zu zwingen. Er dürfe sich also alsdann nur beharrlich weigern, so sei damit der Riegel, den der König seinem Glücke vorschieben wolle, zerstört.

Der junge Markgraf war ein zu abhängiges Werkzeug in der Hand seines ehrgeizigen Oheims, um nicht genau dieser Instruction zu folgen. Nach einem Jahre

kehrte er zurück, und da er achtzehn Jahr alt, also mündig war, nach deutschem Fürstenstaatsrecht, so wurde seine entschiedene Weigerung ein Hinderniß, die Absichten des Königs durchzuführen, und die beiden Verschwornen konnten nun mit Ruhe und Besonnenheit ihre Pläne weiter verfolgen.

6.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau ist derselbe, der in der Geschichte Friedrich's des Großen unter dem Namen: „der alte Dessauer," bekannt war.

Er war des Königs Cousin; denn seine Mutter war eine Schwester der ersten Gemahlin des großen Kurfürsten, eine geborne Prinzessin von Oranien. Schon im Jahre 1693 betrat er seine militärische Laufbahn. Es war im französischen Kriege, wo er ein preußisches Regiment erhielt, das er vierundzwanzig Jahre lang bis zu seinem Lebensende commandirt hat. Im Jahre 1703 erhielt er den schwarzen Adlerorden. In dem italienischen Feldzuge zeichnete er sich unter Prinz Eugen, in der Schlacht bei Turin 1706 bedeutend aus. Eben so in den flandrischen Feldzügen des spanischen Successionskrieges. Hier schloß er enge Freundschaft mit dem damaligen Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelm I. Die jungen Herren machten lustige Streiche im Geschmack ihrer Zeit, die einem Prinzen heutiger Bildung wenig zusagen würden.

So z. B. machten sie sich einmal nach der Erzählung eines alten Invaliden auf der Reise von Dessau nach Potsdam den Spaß, den Kühen eines schlafend gefundenen Hirten die Schwänze abzuschneiden.

Die Freundschaft des alten Dessauers erhielt sich bis zum Tode des Königs. In vielen Dingen stimmten die Neigungen Beider auffallend zusammen. Wie der König, so war auch Leopold ein echter Soldat und guter Haushalter.

Der preußische Soldat liebte ihn wegen seiner „sonderbaren Volksgemeinheit", wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt, und diese Volksgemeinheit äußerte sich im Militärgeschmack jener Zeit durch harte kurze Anrede mit Flüchen untermischt, welche indeß doch gute wohlwollende Gesinnung für den gemeinen Mann durchschimmern läßt. Solche Rede und Behandlung liebt der Soldat und giebt dem Vorgesetzten Respect.

Leopold hatte übrigens Courage und wußte sie auch dem Heere einzuflößen. — Für den damals so beliebten Parade- und Kamaschendienst zeigte er ein bedeutendes Talent, das der König Friedrich Wilhelm I. besonders an ihm hochachtete. Fürst Leopold war es, der im Jahre 1698 die damals viel Aufsehen machenden Neuerungen der eisernen Ladestöcke und des Gleichschritts im preußischen Heere einführte, wodurch besonders die Infanterie in den Kriegen dieses Königs und Friedrich's des

Großen eine so bedeutende taktische Ueberlegenheit gewann.

In der ersten Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. befand sich der Fürst von Anhalt Dessau stets in den nächsten Umgebungen des Königs, auf den er dadurch bei seinen militärischen Talenten so viel Einfluß gewann, daß er Grumbkow die Wage hielt bei den Regierungsgeschäften, die der König demselben fast unbedingt überließ.

Beide fanden es daher in ihrem gegenseitigen Interesse, in allen bedeutenden Intriguen an jenem Hofe wo möglich Hand in Hand zu gehen. Indeß kamen auch zwischen Beiden Zerwürfnisse vor, die nicht selten einen tragikomischen Ausgang hatten. Während einer solchen Mißhelligkeit schrieb Seckendorf, der schlaue österreichische Gesandte an Prinz Eugen: „der Fürst hat das ziemlich gegen ihn animirt gewesene königliche Gemüth dermalen wieder gänzlich eingenommen, und kann in der That den König durch eine submisse und extraordinäre Gefälligkeit zu Allem bringen. Er geht blindlings in alle Kleinigkeiten ein, in die der König (beim Soldatenwesen) geräth; er trachtet dadurch auf alle Weise sich in Credit zu erhalten. Schwerlich kann Jemand des Königs Intention und Humor besser erkennen, daher er auch ohne Consideration auf Gerechtigkeit und Billigkeit aller Passion des Königs entgegengeht und selbige durch Schmeicheln und Submission soweit zu favoriren weiß, daß er auf gewisse

Art dadurch des Königs Gemüth zugleich bezwingt und nach Gefallen alsdann, so lange er bei ihm gegenwärtig, dirigiren kann ꝛc."

Dann fährt er fort: „Hat der König sich gegen des Fürsten Durchlaucht äußerlich ungemein favorable und fürstlich gestellt, aber man wohl gemerkt, daß es nur gezwungene Contestation gewesen, die mehr aus einer vermeinten Nothwendigkeit, daß der König dafür hält, des Fürsten Person bei Kriegszeit nicht missen zu können, als aus einer wahren Liebe und Affection herzurühren, gar klärlich geschienen."

Der König sah nicht ungern die Rivalität zwischen dem Fürsten und Grumbkow. Durch die Intriguen, die er unter der Regierung seines Vaters bei dem Ministerregiment Würtemberg erlebt hatte, war ihm Alles, was Minister hieß, ein Gräuel geworden. Schon damals hatte er den Entschluß gefaßt, ohne Staatsrath allein zu regieren.

Die ersten Differenzen zwischen dem Dessauer und Grumbkow wurden durch ein merkwürdiges Finanzproject des Erstern veranlaßt, welchem der Letztere nicht beistimmen konnte. Der Fürst hatte nämlich in seinem Lande alle adlige Güter angekauft und war damit der einzige Gutsbesitzer im Dessau'schen geworden Der Adel war ganz verschwunden aus dem Fürstenthum. Der Fürst von Anhalt Dessau versicherte dem Könige, daß sich da-

durch die Finanzen seines Hauses sehr gebessert hätten, indem er jetzt die doppelten Revenüen von seinem Privatvermögen beziehe gegen früher. — Grumbkow, der stets das Adelsinteresse vertrat, widersprach auf das Lebhafteste und setzte die nachtheiligen Folgen ans Licht, die daraus entstehen würden, wenn der König den Adel ganz aus dem Güterbesitz vertreibe, und sich völlig von allem Geldvorrath entblöße. Der Fürst bezog sich auf das Beispiel in seinen Staaten und Grumbkow ließ sich in der Lebhaftigkeit des Widerspruchs zu der Aeußerung hinreißen: „Ew. Durchlaucht haben aber auch in Ihren Landen nichts als Juden und Bettler."

Da der König bei dieser Aeußerung nicht zugegen war, so legte Leopold seinem Zorn keinen Zügel an. Er forderte Grumbkow auf Pistolen.

Das war allerdings schon ein bedeutender Schreckschuß für den Feldmarschall, der bekanntlich eben nicht an einem Ueberfluß von Courage litt. Grumbkow wurde ganz kleinlaut und sagte, daß er erst von Sr. Maj. dem Könige den Consens zum Duell einholen müsse, ansonst laut Duellmandats ein solches Unterfangen mit großer Pönitenz belegt sei. — Der muthige Dessauer lachte höhnisch über den feigen General und machte den Vorschlag, daß man sich in seinem Lande Dessau schlagen könne, da bekümmere sich Niemand darum, ob Einer oder beide todt geschossen würden. Der König vermittelte

für diesmal den Streit, indem er seinem Minister befahl, dem allzu ritterlichen Fürsten eine Ehrenerklärung zu geben, was denn auch geschah, womit der Handel für diesmal beigelegt war.

Von diesem Zeitpunkt an war es unmöglich geworden, zwischen beiden so Einflußreichen nur ein leidliches Vernehmen wieder herzustellen.

Später, im Jahre 1724, als der Fürst Leopold Grumbkow vorgeworfen hatte, er habe sich von England bestechen lassen, kam es zu einem neuen Eclat zwischen beiden, wobei Schimpfworte fielen und eine nochmalige Herausforderung erfolgte. — Um sich zu rächen, forderte Grumbkow dem Fürsten ein Pathengeschenk von 5000 Thlr. ab, welches derselbe einer seiner Töchter versprochen hatte, wenn sie sich verheirathen würde. Der Fall war da. Sie sollte mit einem Grafen Flemming von Rucow vermählt werden.

Nach der unfeinen Sitte, die damals am preußischen Hofe herrschte, kam es zwischen Grumbkow und Anhalt vom Wortwechsel zu Schimpfworten. Der Fürst schickte Grumbkow ein Cartel. Aber der Feldmarschall Grumbkow, der sonst es liebte bei jeder Gelegenheit mit seiner Courage groß zu prahlen, war bekanntlich kein Freund davon, sein theures Leben irgend einer Gefahr auszusetzen. Da damals der König schon eine fromme Richtung angenommen hatte, so glaubte Grumbkow nichts

zu wagen, wenn er der Herausforderung religiöse Bedenken entgegen setzte. Er entgegnete mit vieler Salbung, daß das Duell nach göttlichen und menschlichen Gesetzen verboten und daher sündlich sei. — Das war aber für einen so muthigen Raufdegen, wie der Dessauer war, keine Entschuldigung. Er wendete sich in Grumbkow's Gegenwart an den König und trug diesem die Sache vor. — Grumbkow beharrte bei seinen Ausflüchten und der König erklärte: sie möchten ihre Sache nach Belieben unter sich ausmachen. Indeß konnte Grumbkow nicht gut mehr ausweichen, wenn er nicht vor dem Könige und dem ganzen Hofe als ehrlos dastehen wollte. So nahm er denn die Herausforderung an.

Ort und Zeit waren bestimmt. Beide Theile begaben sich vor das Köpeniker Thor. Der Fürst war zuerst auf dem Platze. Er schäumte vor Wuth und ging mit großen Schritten ungeduldig auf und nieder. Sobald er seinen Gegner noch in weiter Ferne erblickte, rief er ihm zu, er solle seinen Degen ziehen und auf Vertheidigung denken.

Grumbkow näherte sich indeß mit langsamen und gravitätischen Schritten. Der Fürst zog seinen Degen aus der Scheide; auch Herr von Grumbkow entblößte den seinigen; aber er war bleich und zitterte. Schon hatte der Fürst sich zum Kampfe ausgelegt; die beiden Secundanten hatten mit blanken Degen ihre Position

genommen; da ergriff der Feldmarschall seinen Degen bei der Klinge und präsentirte den Griff desselben dem Fürsten, indem er sich tief verneigte, mit den Worten: „Ew. Durchlaucht bitte ich unterthänigst das Vorgefallene zu vergessen und mir Dero Gnade wieder zu schenken."

Der Fürst von Anhalt warf statt aller Antwort einen Blick der Verachtung auf ihn und kehrte ihm den Rücken, schwang sich auf sein Pferd, ritt, gefolgt von beiden Secundanten, wieder der Stadt zu — denn auch Grumbkow's Secundant wollte nicht mehr einem Cavalier dienen, der sich so ehrlos benommen hatte.

Da der Dessauer diese Abbitte noch nicht angenommen hatte, so war damit die Ehrensache noch nicht abgemacht. Der König, auf den Grumbkow's Gewandtheit noch immer einen bedeutenden Einfluß zu üben wußte, trat abermals dazwischen, um auf der einen Seite „den Rechtsexamen und die Abbitte nach Inhalt des Duellmandats", welche Grumbkow vorziehen zu wollen schien; auf der andern Seite aber das Duell zu vermeiden. Auch dieses Duell sollte nach der neuen Aufforderung des Fürsten in seinen Landen — in Dessau — vor sich gehen, um durch preußische Duellmandate nicht gehindert zu werden. Und dabei sollte nach des Fürsten Erklärung Einer auf dem Platze bleiben. — Der König begehrte von dem Fürsten einen Revers, daß er den Grumbkow für einen honnête homme halte und wenn er eine solche Erklärung nicht geben wolle, so würde Er der

König alle Generale zu sich kommen lassen und declariren, daß wer den von Grumbkow nicht für einen braven Officier halte, ein Erzh . . . ꝛc. sei.

Die Sache machte damals viel Aufsehen und die Unterhandlungen darüber dauerten fast zwei Jahre. Alsdann war der Form wegen ein Rencontire in der Gegend von Berlin verabredet, wobei von beiden Theilen nach Verabredung der Degen gezogen wurde; alsdann aber traten der Obrist von Sydow und der Obristlieutenant von Derschau vermittelnd dazwischen, worauf nach ihren Vorschlägen der Fürst von Anhalt Dessau unbeschadet seiner Ehre erklären sollte, daß Se. Fürstl. Durchlaucht unter allen Sottisen, wie sie es genannt, die mit Herrn von Grumbkow geschehene am meisten beklagten und ihn für einen rechtschaffenen Officier und getreuen Diener des Königs erklärten.

Das geschah im Jahre **1726**.

Vier Jahre später, **1730** entschloß sich der Fürst Berlin und den Hof Friedrich Wilhelm's **I.** zu verlassen. Er ging zu seinem Regiment nach Halle; dort aber hatte der leidenschaftliche Fürst mancherlei Händel mit den muthwilligen Studenten, die über das Ungeschick der einexerzirt werdenden Recruten lachten. Der Fürst drang bei dem Könige auf den Befehl, daß so insolente Leute nicht mehr als Zuschauer bei dem Exerciren zugelassen werden sollten. — Der König aber gab jene seltsame Cabi=

netsordre, worin es hieß, daß diejenigen, „so Curieuose seien, nur den Uebungen der bereits einexercirten Soldaten sollten beiwohnen dürfen.

So war der Mann, der früher im Jahre 1717 noch mit Grumbkow vereint die Intriguen dieses Hofes leitete. Wir werden Beide weiter handeln sehen.

Fünftes Capitel.

Der Kronprinz wird männlichen Erziehern übergeben. — Duhan — Graf von Finkenstein. — Obrist Kalkstein. — Die Königin und die kleine Prinzessin Wilhelmine. — Mißhandlungen der Letzteren von Seiten der Leti. —

1.

Im folgenden Jahre 1718 wurde der Kronprinz Friedrich männlichen Erziehern übergeben.

Bei der Auswahl der Erzieher und des Gouverneurs des Kronprinzen war der König besonders vorsichtig und glücklich gewesen. In den Laufgräben vor Stralsund hatte er einen französischen Refugié, Duhan de Jandun, kennen gelernt, der sich dort als Freiwilliger mit seinem Zöglinge, einem jungen Grafen Dohna, eingefunden hatte. Diesem biedern und gelehrten Manne vertraute der König, als „Präceptor" den ersten Unterricht des Kronprinzen. Duhan wurde ein väterlicher Freund seines Königlichen Zöglings, der ihn, wie Friedrich später es dankbar anerkannte, angeleitet hatte, den engen Kreis von Vorstellungen und Bestrebungen zu durchbrechen und der Unwissenheit zu entreißen, worin seine blöde Unschuld schlief. Duhan blieb mit dem Prin=

zen, auch nachdem dieser seinem Unterricht längst entwachsen war, im engsten und vertrautesten Verkehr. Das Band, welches Lehrer und Schüler so innig aneinander knüpfte, war vorzüglich die französische Literatur, besonders die Lectüre der Dichter, welche damals ihr goldenes Zeitalter erlebten.

Das war aber nicht der Weg, auf welchem der soldatische Vater den Sohn und Thronfolger geführt wissen wollte. Sein Fritz sollte einst, wie er, ein tüchtiger Soldat und guter Hausvater werden. Deshalb ordnete er seine Erziehung noch unter eine militärische Oberleitung. Als der Prinz sein sechstes Lebensjahr vollendet hatte, im Jahre 1718, gab ihn der König noch unter die Oberaufsicht des ihm von der Königin empfohlenen Generallieutenant von Finkenstein, der mit seiner Gemahlin, einer Schwester der Frau von Blaspiel, besonders nach deren Fall bei der Königin sehr in Gnaden stand, und des Obristen von Kalkstein, welcher ihm von dem Fürsten von Anhalt sehr dringend empfohlen war. Jener wurde zum Oberhofmeister, dieser zum Untergouverneur ernannt. Duhan dagegen blieb Lehrer in den Wissenschaften des Kronprinzen und hatte unmittelbar die Erziehung desselben zu leiten.

Finkenstein war ein wackerer Mann und guter Officier, in einem Alter von fast sechzig Jahren, gemessen und kalt in seinem Wesen, so daß er nicht geeignet war, das

kindliche Vertrauen eines lebhaften jungen Prinzen für sich zu gewinnen. Dabei hatte er Weltkenntniß, aber nicht Geist genug, um ein so überlegenes Genie wie sich von Tage zu Tage mehr in dem geistigen Wesen des jungen Kronprinzen Friedrich entwickelte, gehörig verstehen und leiten zu können. Kalkstein dagegen war zwar auch ein braver Officier, ein geborner Preuße, und heiterer Gesellschafter; dabei ein reicher Mann, der sehr ökonomisch lebte — was ihm besonders die Gunst des Königs gewonnen hatte, aber er war roh und jähzornig. Sein Verstand war mehr für die Intrigue als für eine geistvolle Unterhaltung geeignet. Er hatte Kenntnisse, denn er hatte unter Leitung der Jesuiten seine Erziehung empfangen; aber er wußte keinen rechten Gebrauch von seinen Kenntnissen zu machen. Uebrigens war er voll Diensteifer und galt allgemein für einen braven Mann.

Die Erzieher des Kronprinzen hatte unter dem 13. August 1718 ihre erste Instruction und Bestallung erhalten.

Diese Instruction enthielt viel Gutes, aber auch große Sonderbarkeiten. Sie war merkwürdig als Beweis von der höchst löblichen Absicht des Königlichen Vaters seinen Sohn als Thronfolger so zu erziehen, wie er es vor Gott und Menschen verantworten könne. Zugleich aber giebt sie uns die stärksten Zeugnisse von dem wunderlichen Charakter dieses Königs, der die besten Intentionen mit der verkehrtesten Praxis vereitelte und in der

Ausführung stets die liberalsten Vorschriften ohne es zu wollen und zu wissen, in den ärgsten Despotismus umkehrte.

Obenan standen die Lehren, wie er es mit der Religion gehalten werden solle. Es verlangte der König, „daß seinem Sohne die rechte Furcht und Liebe vor Gott beigebracht, dagegen alle schädliche Irrungen und Secten als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören könne, aufs Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden solle, wie denn ingleichen ihm auch vor der katholischen Religion, als welche mit gutem Fug zu den Irrthümern gerechnet werden könne, so viel als immer möglich ein Abscheu zu machen und deren Ungrund und Abgeschmacktheit vor Augen zu legen sei.“

Im merkwürdigen Widerspruch mit der gewohnten willkürlichen und herrischen Handlungsweise des Königs, steht der Grund, der in der Instruction angeführt wurde, daß dem Kronprinzen eine rechte Furcht und Verehrung vor Gott beigebracht werde, „da dieses das einzige Mittel sei die von menschlichen Strafen und Gesetzen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten.

Von dem Besuch der Opern und Komödie sollten sie den Prinzen abhalten und ihm so viel als möglich einen Abscheu dagegen beibringen. Sie sollten ferner dem Prinzen bei Zeiten Respect und wahre Unterwürfig-

keit, welche jedoch nicht sclavisch und knechtisch sein dürfe, gegen Vater und Mutter einprägen. — Das war nun freilich eine fast unmögliche Aufgabe bei dem Jähzorn, womit der König oft den Kronprinzen bei der geringsten Veranlassung persönlich züchtigte. — Die Instruction fuhr fort: Sollte aber mein Sohn unartig sein, so sollen ihn beide Hofmeister bedeuten, daß sie es der Königin hinterbringen müßten; denn sie sollen ihn mit meiner Frau allezeit schrecken, mit mir niemalen." — Wieder ein Beweis, wie wenig der König sich selbst kannte. Schon sein Erscheinen war dem Kronprinzen ein Schrecken, der deshalb niemals ein recht kindliches Vertrauen zu seinem Königlichen Vater fassen konnte.

Gut war wieder das Verlangen, ihn gegen Hochmuth und Stolz, „welche sich ohnedem nur allzuleicht einschleichen", zu bewahren; auch daß er zur Sparsamkeit und Demuth angehalten werden solle, so daß er ein guter Wirth werde; und dann die Bestimmung: da dem Fürsten nichts schädlicher ist als Schmeichelei, so habt Ihr Alle, die zu meinem Sohne kommen, bei meiner größten Ungnade zu verbieten, ihm zu schmeicheln."

„Die lateinische Sprache", hieß es, „soll mein Sohn nicht kennen lernen und Niemand soll mir davon sprechen."

So wurde der Unterricht auf die deutsche und französische Sprache, Religion, Geschichte, besonders die neuere

und preußische, Rechenkunst, Mathematik, Artillerie und Oekonomie beschränkt. — Durch Reit- und Fechtübungen sollte für die Gesundheit des Prinzen gesorgt werden und hieß es — „soll er bei Leib und Leben nicht verzärtelt, oder zu weichlich gewöhnt werden.“ —

Als einmal der König Morgens in das Zimmer des Kronprinzen trat, sah er ihn bei einem Schälchen Kaffee sitzen. Darüber wurde der König sehr ungehalten. Er ergriff die Kanne, goß den Kaffee aus dem Fenster und befahl, daß dem Prinzen zum Frühstück nur Biersuppe gemacht werden sollte.

Um dem kleinen Fritz Lust und Liebe zum Soldatenstande beizubringen, ließ ihm der König im Jahre 1717 eine Compagnie Kronprinzlicher Cadetten von 130 Knaben errichten, welche derselbe commandiren mußte. Einige Jahre später (1721) ließ ihm der König ein Zimmer im Schloß als Zeughaus einrichten und mit Waffen alle Art versehen.

Der König hatte den Erziehern nachdrücklich eingeschärft, Alles anzuwenden, um dem Kronprinzen die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte.“ —

Der General Finkenstein erstattete monatlich Bericht über die Führung des Kronprinzen. In einem dieser Berichte vom Februar 1719 meldet er: der Prinz treibe seine Studien fleißig; wenn gutes Wetter sei, gehe er nach dem Marstall und steige zu Pferde, besuche die Cadetten, oder schieße nach der Scheibe.

Auch zur Jagd ließ ihn sein Königlicher Vater anhalten. Der König war ganz glücklich, als Fritzchen im October 1720 das erste Rebhuhn im Fluge geschossen hatte.

Alles geschah, um ihm auszubilden im Geist des Zopf- und Kamaschendienstes seines Vaters, nichts, um die höheren geistigen Anlagen des Prinzen auszubilden. Dahin wirkte ganz allein sein geliebter Lehrer Duham, ohne den Friedrich vielleicht nie der große Geist und philosophische Kopf geworden wäre, wie er sich später unter dem Druck der entsetzlichsten Verhältnisse so unaufhaltsam entwickelte, ohne daß sein Königlicher Vater und seine soldatischen Erzieher nur das Geringste davon merkten.

Während nun so die Erziehung des Kronprinzen seinen ruhigen Entwickelungsgang fortschritt, ging das Buntgetriebe der Pläne und Cabalen in den Umgebungen des Königs für und wider seine und der Prinzessin Wilhelmine künftige Vermählung immerfort.

2.

Das Jahr 1719 hatte begonnen.

Den ganzen Winter brachte der König, gegen frühere Gewohnheit, in Berlin zu. Er fand ein Vergnügen daran, die Gesellschaften zu besuchen, welche sich Abends bei den vornehmen Personen seines Hofes in der Stadt versammelten.

Die Königin war dann ganze Abende allein und hatte oft keine Gesellschaft, als ihre Kinder, den kleinen Fritz und Prinzessin Wilhelmine. Abends speiste Niemand mit ihr wie Frau von Konneken ihre Oberhofmeisterin und Frau von Rocoulle. Obwohl die Erstere eine Dame von großer Redlichkeit und Ergebenheit war, so konnte doch die Königin kein rechtes Vertrauen zu ihr fassen. Eine tiefe Traurigkeit schien sich ihrer oft ganz bemächtigt zu haben und dann war sie für jede Unterhaltung unzugänglich.

Eines Tages war die kleine Prinzessin Wilhelmine bei ihr; sie war schon 10 Jahr alt, allein noch sehr zart von Körper, und da sie ihre Mutter, wenn diese betrübt aussah, mit dem feinen Zartgefühl lieblicher Kinder so lange schmeichelte bis diese wieder freundlich wurde, so erwiderte die Königin die Liebkosungen des anmuthigen Kindes und sagte: „Höre, liebe Wilhelmine, ich habe beschlossen Dich bald zu mir zu nehmen und Deine Erziehung selbst zu besorgen; allein ich fordere dagegen viele

Dinge, in denen Du mir zu Willen sein mußt. Einmal mußt Du an keinen Menschen Anhänglichkeit haben, wie an mich; dann mußt Du verschwiegen sein und endlich mir blindlings gehorchen. Es hängt von Dir ab, bald wie ein großes Mädchen behandelt zu werden und meine ganze Liebe zu gewinnen, sobald Du mir meinen Willen thust."

Die kleine Prinzessin versprach Alles, was ihre Mutter verlangte und darauf fragte sie die Königin; „Mußt Du nicht der Leti alle Abende erzählen, was den Tag über in meinem und des Königs Zimmer vorgefallen ist?

„Ja, Mama, das ist der Fall", entgegnete die kleine Prinzessin mit kindlicher Offenheit.

„Und spricht sie nicht", fuhr die Königin fort, „häufig mit Dir vom Markgrafen von Schwedt?" —

„O ja Mama — und sie lobt ihn immer sehr!"

„Bist Du auch verschwiegen und kann ich mich darauf verlassen, daß Du nichts von alledem, was ich dir anvertrauen werde, wieder sagen wirst?" —

„Ganz gewiß, Mama, ich werde stumm sein wie ein Fisch."

Nun erzählte die Königin der jungen Prinzessin die ganze Geschichte von der Blaspiel und alle Intriguen des Fürsten von Anhalt und Grumbkow's und von ihrer beständigen Besorgniß, da der König jetzt wieder anfange von der Heirath des Markgrafen von Schwedt, die sie

schon ganz für beseitigt gehalten habe, mit ihr zu reden. Endlich vertraute sie ihrer kleinen Tochter ihren lebhaften Wunsch, sie mit ihrem Neffen, dem Herzog von Gloucester, zu vermählen.

Und nun setzte sie ihr die Vortheile auseinander, welche diese Vermählung sowohl für die Königin als für sie und die Prinzessin haben würde. Zum Schluß sagte sie noch:

„Aber Deiner Gouvernante, der Leti, darfst Du nicht trauen. Ich weiß, daß sie vom Anhange des Prinzen von Anhalt gewonnen ist. Sie intriguirt den ganzen Tag mit dem Major Fourcade und dem französischen Minister Fournet. Ich weiß recht gut, daß sie Dich nicht anständig behandelt und dich oft schlägt. Gestehe mir die Wahrheit — ist es nicht so?" —

Die kleine Wilhelmine war gutmüthig genug, alle diese Anschuldigungen, obgleich sie vollkommen in der Wahrheit beruhten, abzuleugnen, um ihrer Gouvernante, die sie allerdings, wenn sie nicht bei guter Laune war, hart behandelte, nicht Schaden zu thun.

„Du bist noch zu jung", fuhr die Königin fort", um ihre Intriguen zu bemerken; aber ihre Mißhandlungen kannst Du nicht leugnen; Du kannst nicht leugnen, daß sie Dir vor einiger Zeit dergestalt mit der Faust das Gesicht zerschlug, daß Du über-

all blutetest, und darüber das Fieber bekamst, weshalb Du einige Tage das Zimmer hüten mußtest."

Prinzessin Wilhelmine war nicht wenig überrascht, daß die Königin die ganze unglückliche Geschichte wußte Dennoch behauptete die Prinzessin das Gegentheil. Die Königin wollte deshalb nicht weiter in sie dringen, begnügte sich aber der Prinzessin anzubefehlen: wenn die Lati sie fragte, was in ihrem und des Königs Zimmer vorgefallen sei, so sollte sie geradezu antworten: daß sie das Klatschhandwerk nicht treiben wolle und daß es ihr nicht zustebe das, was zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter vorfiele, auszuplaudern.

Kaum war Prinzessin Wilhelmine Abends in ihr Zimmer gekommen, so ließ sie die Lati auf eine Fußbank neben sich setzen und fragte sie dann nach den Neuigkeiten des Tages.

Die kleine Prinzessin wollte sie nicht gleich von vornherein vor den Kopf stoßen und antwortete daher, daß sie den ganzen Tag zu arbeiten gehabt und daher nicht darauf geachtet, was vorgefallen sei.

Nun wurde Wilhelmine auf unglaubliche Weise von der rohen Person, die sich nicht mehr mäßigen konnte, mit Schimpfreden überhäuft. „Sie sind ein großer Esel", polterte die Gouvernante heraus, „ein eben so großes Vieh, wie Ihre Mutter; Sie schlagen nicht aus der Art. Ich weiß Alles was vorgefallen ist; Sie haben nicht so

viel zu thun gehabt, wie Sie vorgeben, Beichten sie also nur, oder ich will Sie bald zum Reden bringen."

Wilhelmine zitterte wie Espenlaub. Sie wußte nicht, welchen Weg sie wählen sollte. Endlich entschied sie sich der Königin zu gehorchen. Und sie gab die ihr vorgeschriebene Antwort.

Die Gouvernante hatte zu viel Verstand um nicht augenblicklich zu erkennen, daß man der sonst so leicht einzuschüchternden jungen Prinzeß diese Antwort aufgegeben haben mußte. Sie konnte kaum zweifeln, daß es von der Königin geschehen sei, aber sie bedurfter die Gewißheit darüber, um ihre Maßregeln darnach einzurichten. Die sonst so leidenschaftliche Person bezwang für den ersten Augenblick ihre Aufwallung und suchte mit Sanftmuth, und mit Drohungen, die sie noch im milden Tone sprach, ihr das Geheimniß zu entlocken. Da das aber nichts half, so ließ sie bald ihrer Wuth vollen Lauf; ein Platzregen von Ohrfeigen und Faustschlägen brach auf die völlig schutzlose kleine Prinzessin herein. Sie war ganz außer sich und wußte nicht, was sie that. Sie warf das kleine Wesen von der Bank herab, worauf sie saß und ging in voller Wuth davon. Da diese Bank auf einem Fenstertritt stand, so fiel Wilhelmine ziemlich hart von der Höhe herab auf den getäfelten Fußboden. Sie kam indeß mit einem Paar Beulen an der Stirn davon; aber ihre Arme und ihr Gesicht waren voll blauer Flecken von

den erlittenen Mißhandlungen. Schrecken und Angst und ein heftiges Nervenzittern hinderten sie aufzustehen. Ihr Geschrei rief ihre Kammerfrauen zu Hülfe. Die eine derselben war ihre Amme gewesen. Seitdem Wilhelmine auf der Welt war, hatte sie dieselbe bedient gehabt. Mit der zärtlichsten Anhänglichkeit suchte sie das arme Kind zu beruhigen. Alsdann aber ging sie in tiefster Entrüstung in das Zimmer der Leti, wo sie derselben die heftigsten Vorwürfe machte und ihr drohte, wenn sie so fortführe, würde sie ihr barbarisches Verfahren der Königin anzeigen müssen.

Als die Lati wieder hereinkam und das ganze Gesicht der jungen Prinzessin blutrünstig sah, wurde sie doch besorgt. Sie ließ ein Dützend Flaschen Schußwasser kommen und saß die ganze Nacht vor dem Bette des von ihr so schändlich gemißhandelten Kindes, und legte ihr Compressen, die mit diesem heilenden Wasser angefeuchtet waren, auf die verletzten Stellen.

Am andern Tage sagte man der Königin, daß Prinzessin Wilhelmine einen bedeutenden Fall gethan habe; und Wilhelmine war gutherzig oder eingeschüchtert genug, dieses selbst zu bestätigen. — Möglich, daß die Königin vielleicht diese Ausrede nicht einmal glaubte, aber sie ließ es sich doch nicht merken. — Die Leti aber, anstatt gewarnt und besänftigt zu werden, fühlte sich nur noch mehr versichert, daß das Kind sie nicht verrathen werde,

und ließ ihrer üblen Laune und rohen Heftigkeit nur noch mehr freien Lauf. Nur die raffinirte Vorsicht gebrauchte sie ihr Gesicht zu verschonen; indeß Arme und Beine der jungen Prinzessin empfanden doppelt schwer die Mißhandlungen ihrer schweren Fäuste.

Diese Auftritte kehrten alle Abende zurück. Wilhelmine war in Verzweiflung; indeß hatte ihre grausame Tyrannei sie so in Furcht und Schrecken gesetzt, daß sie nicht wagte, das einzige Mittel zu ergreifen, welches sie hätte retten können, sich bei der Königin Mutter darüber zu beschweren.

Diese Erziehungsweise, die in keinem Privatkreise so entsetzlich vorkommen kann, giebt zu ernsten Betrachtungen Veranlassung.

Wir sehen hier ein junges Mädchen im zehnjährigen Alter schon von Heirathsintriguen umgeben, womit ihre eigene Mutter sie bekannt macht; wir sehen diese von den Mißhandlungen, die ihre Tochter von ihrer Gouvernante zu erdulden hat, unterrichtet, aber ohne den Willen oder die Macht zu haben, dieses zu hindern; wir sehen, wie die Höhe, auf welcher eine solche Königin sich befindet, sie kalt und theilnahmlos macht, und das Vertrauen ihres Kindes nicht aufkommen läßt; wir sehen, wie jeder Despotismus so täuschbar ist, wie eine königliche Mutter die heiligsten Pflichten ihres Geschlechts, die der Mutterliebe, verletzt, weil sie die Erziehung ihres

Kindes aus der Hand und in unwürdige Hände gegeben hatte.

Was für ein verödetes, trostloses Familienleben an diesem Hofe! — Wir werden noch mehrere Beweise davon sehen.

Sechstes Capitel.

Strenge des Königs. — Erziehungs-Instruction für den Kronprinzen. — Der königliche Hof in Charlottenburg. — Bessere Behandlung der Prinzessin Wilhelmine. — Der Hof geht nach Wusterhausen. — Krankheit des Königs. — Schreckliche Tage. — Krankheit und Tod des jungen Prinzen. — Krankheit der Prinzessin Wilhelmine. — Mißhandlungen der Leti. — Genesung. — Rückfall in die Krankheit. — Elterliche Liebe. — Gewährung einer Gnade von Seiten des Königs. — Spott der Königin. — Streit der Leti mit Eversmann. — Spannung zwischen dem Könige und der Königin. — Prinzessin Wilhelmine muß darunter leiden. — Frechheit, Versöhnung, neuer Uebermuth der Leti und ihre Entlassung. — Fräulein von Sonnenfels, als neue Gouvernante. — Bessere Behandlung der Prinzessin. — Neue Intriguen der Leti am englischen Hofe. — Fräulein von Pölnitz als Intriguantin. — Fräulein von Brunnow. — Der König von England in Hannover. — Rückkehr derselben.

1.

So ging der ganze Winter hin unter Quälereien aller Art für die arme kleine Prinzessin Wilhelmine.

Der kleine Fritz wurde zwar von seinen Erziehern besser behandelt; er hatte aber Manches zu ertragen von dem Jähzorn seines königlichen Vaters, der ihn übrigens au fond du coeur sehr liebte und doch in seiner rigo-

rösen Erziehungsmethode eine Härte gegen ihn übte, um ihn ganz nach seiner Hand zu ziehen, die dem unversöhnlichen Haß des Vaters gegen den Sohn in manchen Augenblicken ähnlich sah. Und doch verwendete der König die zärtlichste Aufmerksamkeit auf die Education des Kronprinzen und hatte eine lebhafte Freude, wenn er aus den Berichten seiner Erzieher vernahm, daß der Prinz sich gut führte, hübsch sparsam war und mit Eifer seine Cadetten exercirte.

Der König hatte die gemessenste Instruction gegeben für die Erhaltung der Gesundheit des Prinzen. Die Gouverneurs sollten Alles verhüten, was sie „alteriren" könne, sei es im Essen und Trinken oder „in denen Gemüthsbewegungen, oder in denen Exercitiis corporis, wann dieselben gar zu violent seien". — „Sie müssen" — hieß es weiter in der Instruction — „ihn aber auch nicht bei Leib und Leben verzärteln oder gar zu weichlich gewöhnen. Reiten, Fechten, gewisse anständige Spiele, nicht aber von Karten oder Hasard, als welche sich sonst wohl lernen; sondern andere, womit der Esprit aufgemuntert würde, item Spazierenreiten und Gehen" werden empfohlen.

Vor dem Frauenzimmer — „als woraus Verschwendung und Durchbringen entstehen, und eins der größten Laster" soll dem Prinzen der allergrößte Ekel in der Welt gemacht werden. Er soll nie allein gelassen werden,

weder bei Tag noch bei Nacht; einer der Gouverneure soll stets bei ihm schlafen. — Da auch oftmals bei herannahenden Jahren das Laster der H. . . . und Br. . . . einzureißen pflegt, so hat sowohl der Oberhofmeister als auch der Sousgouverneur darauf mit vor allen Dingen Acht zu haben, daß solches verhütet werde, widrigen Falls sie mir beide mit ihren Köpfen davor haften sollen." —

Das Reglement, wonach jede Stunde seines Privatlebens geordnet wurde, erfolgte erst später im Jahre **1721.**

2.

Im Juni 1719 wurde der königliche Hof auf einige Zeit nach dem schönen Lustschloß Charlottenburg — eine kleine Meile von Berlin verlegt. Der König und die Königin fanden es für gut, den Kronprinzen und seine Schwester, Prinzessin Wilhelmine mit dorthin zu nehmen und die Erziehung derselben stets unter Augen zu haben.

Dadurch erhielt Prinzessin Wilhelmine eine Erleichterung ihrer gedrückten Lage. Die Leti, ihre Quälerin mußte in Berlin zurückbleiben und der Frau von Konnken — die frühere Erzieherin des Kronprinzen — wurde die Prinzessin übergeben.

Wer war glücklicher als Wilhelmine? Frau von Konnken war eine würdige Matrone, aber kalt und sehr gemessen in ihrem ganzen Wesen; die kleine Prinzessin

konnte zwar niemals rechtes Vertrauen für sie fassen; aber sie hatte auch keine Mißhandlungen mehr zu erdulden und die Spionereien und kleinen Intriguen, in welche sie, ohne es zu wollen und zu wissen, nicht selten verwickelt wurde, hörten auf.

In Charlottenburg sollte sie noch einen besondern glücklichen Tag erleben. Am 3. Julius fiel ihr Geburtstag. Der König feierte denselben mit einem Hofball und Wilhelmine empfing von beiden königlichen Eltern schöne Geschenke. Die Prinzessin war nun 10 Jahre alt geworden. Sie tanzte zum Entzücken, so daß selbst der so ernste König daran ein besonderes Wohlgefallen empfand. Ihr Verstand war für ihr Alter schon sehr ausgebildet. Hier, wo keine feindlichen Einflüsse entgegen wirkten, wußte sich die seltene Liebenswürdigkeit der jungen Prinzessin die Liebe des Königs und der Königin von Tag zu Tag mehr zu erwerben.

Von Charlottenburg ging der königliche Hof nach dem Jagdschlosse Wusterhausen — es war ein Aufenthalt, der durchaus keine andere Annehmlichkeit gewährte, als eine gute Hochjagd. Aber diese gerade war das Hauptvergnügen des Königs. Doch dieses Mal konnte er sich einer solchen Ergötzlichkeit nicht hingeben. Kaum war die königliche Familie auf Wusterhausen angelangt, so wurde der König sehr heftig krank. — Das war eine neue Quelle von Leiden für seine Umgebungen.

Die Sonnenhitze in den Hundstagen dieses Jahres war ganz ungeheuer — fast nicht zu ertragen und dennoch fror der König beständig. Im Kamin seines Zimmers brannte deshalb Tag und Nacht ein fürchterliches Feuer. Und dazu wurden Fenster und Doppelthüren dicht verschlossen gehalten, so daß kein Lüftchen und kein Lichtstrahl hineindringen konnte.

Das waren schreckliche Tage für die Königin und die arme kleine Wilhelmine. Diese war durch ihre einschmeichelnde Aufmerksamkeit ein Liebling ihres kranken Vaters geworden. Sie mußte den ganzen Tag von sieben Uhr Morgens bis Abends zehn Uhr in dieser fürchterlichen Hitze und erstickenden Luft an seinem Bette sitzen, das möglichst nahe an das glühende Feuer gerückt war. Nur zur Tafelzeit durfte sie diese Backofentemperatur auf eine Stunde verlassen. Es giebt keine Qualen für ein lebhaftes junges Wesen, die entsetzlicher und vernichtender sind für die Gesundheit. Ihr Blut befand sich beständig in der heftigsten Wallung, so daß sie am Ende ganz stumpfsinnig wurde. Auch die Königin, die ihren kranken Gemahl nicht verließ, hatte ebenso viel zu leiden, wie ihre Tochter. Dazu kamen auch beunruhigende Nachrichten über eine heftige Krankheit, welche die jüngere Prinzessin und den jüngeren Bruder Wilhelminens, den kleinen Prinzen Wilhelm befallen hatte. Es war die Ruhr — eine in Berlin, wo sie zurückgelassen waren,

damals sehr furchtbare Epidemie, die im Lande wüthete und eine Menge Menschen von jedem Alter und Geschlecht hinwegraffte. Bald versetzte die Erschöpfung aller Lebenskräfte, die glühende eingeschlossene Luft, worin sie leben mußte, Prinzessin Wilhelmine in denselben Zustand, wie ihre jüngeren Geschwister.

Die Königin war in solchen Dingen sehr hart, sie achtete selbst nicht leicht eigene Schmerzen; beachtete sie aber auch nicht an Andern. Es wurde ihr schwer, an das Dasein einer Krankheit der kleinen Wilhelmine zu glauben. Sie hielt ihr Unwohlsein für gemacht — und erheuchelt, um nur aus der dumpfen Atmosphäre dieses Krankenzimmers erlöst zu werden, und glaubte nicht eher an eine wirkliche Krankheit ihrer Tochter, bis diese sich in Todesgefahr befand. Da wurde die junge Prinzessin, fast sterbend, nach Berlin gebracht; dort aber kam sie wieder unter die Zuchtruthe der Leti.

Es erhöhte nicht wenig die Leiden eines gefühlvollen jungen Mädchens, daß man ihr, als sie sich zum Sterben krank befand, gleichgültig und ohne Schonung den Tod ihres jüngsten Bruders mittheilte. Sie konnte nicht zweifeln, ihm bald folgen zu müssen. Zum Glück gerieth sie mit einem tiefen Schlaf in eine schwere Krisis, die jedoch ihre gute Natur überwand.

Unter der Sorgfalt der Aerzte wurde ihr Leben gerettet. Doch über sechs Wochen lang mußte sie das

Bett hüten. Erst 14 Tage nach der Rückkehr der Königin durfte sie zum ersten Male wieder ausfahren.

Die Leti hatte indeß ihre Mißhandlungen fortgesetzt. Sie schnarchte wie ein Grenadier und störte dadurch den leisen krankhaften Schlaf der jungen Prinzessin, der zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit so nothwendig war. Dabei wurden — fast unglaublicher Weise — Schläge und Schimpfreden nicht gespart, so daß das unglückliche junge Mädchen endlich ganz melancholisch wurde. Wilhelmine hatte immer schon eine zarte Gesundheit gehabt und eine große Reizbarkeit des Gemüths; so mußte denn endlich wohl von der starken Angst und Aufregung, worin sie sich befand, ihre kaum wiederhergestellte Gesundheit ernstlich leiden. Sie bekam die Gelbsucht, die zwei Monate anhielt und erst einem noch gefährlicheren Zustande wich. Ein heftiges Fieber hatte sie ergriffen, welches nach wenigen Tagen in ein Fleckfiber ausartete. Anfangs phantasirte sie unaufhörlich, bald aber verlor sie das Bewußtsein.

Die einzige Milde in diesem durch verkehrte Erziehung herbeigeführten Zustande war der Durchbruch der elterlichen Liebe. Trotz der Gefahr der Ansteckung kamen König und Königin Abends vor ihr Bett und sagten ihrem sterbenskranken Töchterchen unter tausend Thränen das letzte Lebewohl. — Wilhelmine aber war taub für ihr Weinen und Klagen, denn nur noch eine schwache

Bewegung des Herzens war das letzte Lebenszeichen, das noch übrig geblieben zu sein schien.

Doch selbst diese Bewußtlosigkeit war zum Glück nichts als eine wohlthätige Krisis. Gegen Morgen kehrte die Besinnung wieder und das Fieber verminderte sich nach und nach. — Als sie so weit war, wieder sprechen zu können, kam der König an ihr Bett, und in der väterlichen Freude über ihre Rettung befahl er ihr sich eine Gnade von ihm auszubitten. — Da ging ein wahrhaft kindischer Gedanke durch den Kopf der kleinen Prinzessin. Sie dachte es sich so schön eine junge Dame spielen zu können und bat um die Erlaubniß, Kleider nach Art der Erwachsenen anlegen zu dürfen und wie eine große Person behandelt zu werden. Ohne Zweifel hoffte die junge Prinzessin dadurch von den Mißhandlungen ihrer bösen Gouvernante befreit zu werden. Der König bewilligte sogleich ihre Wünsche. Als er aber mit der Königin davon sprach, wurde diese sehr böse und stritt lange dagegen; mußte endlich aber doch nachgeben.

Die kleine Prinzessin war außer sich vor Freude, als sie den Kinderrock abgelegt hatte. Kaum gab es im königlichen Schlosse Spiegel genug, um ihr kleines rundes Persönchen im weiten Reifrocke von Seidenbrokat und weißgepudertem Haaraufsatz mit Flor und Diamanten-Zitternadeln und einem kurzen Mäntelchen, wie es damals Mode geworden war, darin präsentiren zu können.

So reich und nach der neuesten pariser Mode von ihren Kammerfrauen herausstaffirt, ging sie zur Königin, in dem angenehmen Vorgefühl, daß ihre Frau Mutter eine ebenso große Freude über ihre nun zur Dame avancirte Prinzessin Tochter haben werde. — Doch wie wurde sie enttäuscht durch den Erfolg, der ihren Hoffnungen so wenig entsprach. Die Königin hielt diese Metamorphose für einen Eingriff in ihre Rechte und war davon unversöhnlich pikirt.

Kaum hatte Wilhelmine das Zimmer der Königin betreten, als diese ihr einen strengen Blick zuwarf und zu ihren Damen sagte: „Das ist ja ein artiges kleines Figürchen. Es sieht — wie ein Tropfen Wasser dem andern — einer Zwergin ähnlich."

Das war nun freilich ein harter Stoß für ihre kleine Eitelkeit. Indeß Wilhelmine war schon klug genug, um einzusehen, daß die Königin so unrecht nicht habe, und sie wie eine große Puppe in ihren weiten Kleidern eine fast lächerliche Rolle spiele. Mit Thränen im Auge wünschte sie jetzt ihre Kinderkleidung zurück, und wäre der Zweck der Königin gewesen, eine keimende Eitelkeit der jungen Prinzessin zu unterdrücken, so würde diese spitze Bemerkung vollkommen dazu hingereicht haben. Aber die Königin ließ nun ihrem Aerger freien Lauf, und verrieth damit, daß er eine ganz andere Quelle hatte, als die einer pädagogischen Absicht. Sie schmälte die Prinzessin

tüchtig aus, daß sie sich an den König gewendet habe, in einer Angelegenheit, die doch eigentlich vor ihr Departement gehöre. — „Habe ich Dir nicht befohlen," schloß sie, „daß du dich einzig an mich halten sollst? Und unterstehst Du Dich noch ein einziges Mal den König um eine Gnade zu bitten, so wirst Du damit meine volle Ungnade auf Dich ziehen." — Wilhelmine entschuldigte sich, so gut es gehen wollte, und zeigte so viel Unterwürfigkeit, daß ihr die Königin verzieh.

3.

Endlich sollte es auch mit Fräulein Leti, der Gouvernante, zum Bruch kommen, und zwar auf eine Weise, die auf das ganze Geschick der Prinzessin Wilhelmine von Einfluß war.

Wir haben gesehen, wie diese Person trotz ihres frechen Uebermuthes und der rohen Mißhandlungen der ihrer Pflege anvertrauten jungen Prinzessin sich bisher in ihrer Stellung zu erhalten gewußt hatte. Nun aber sollte sie in einer Angelegenheit, wo Recht und Billigkeit eigentlich auf ihrer Seite war, sich einen gefährlichen Feind erwecken, der nun mit Eifer und Erfolg gegen sie intriguirte.

Vor den Fenstern der Prinzessin befand sich eine hölzerne Galerie, welche die Schloßflügel mit einander verband. Diese aber war so voll Schmuz und Unreinig-

keit, daß keine Dame darüber gehen konnte, ohne sich die Kleider zu verderben. Davon hatte man in den Zimmern der Prinzessin den ekelhaftesten Geruch zu ertragen. Die Schuld davon lag an Eversmann, der Kammerdiener des Königs war und zugleich Castellan des Schlosses. — Mademoiselle Leti hatte ihn schon mehrere Male höflich ersuchen lassen, doch den Befehl zu ertheilen, daß die Gallerie gereinigt werde; indeß dieser hochmüthige Mensch, der im Vertrauen auf die Gunst des Königs sich Alles erlauben zu dürfen glaubte, nahm davon keine Notiz. Endlich riß der Leti der Geduldsfaden und sie ließ den Kammerdiener zu sich kommen. Eversmann kam und fragte mit trotziger Miene, wie sie sich erlauben dürfe, ihn von seinen wichtigen Geschäften abzuhalten?

„Gerade, um Sie an Ihre Pflicht und verdammte Schuldigkeit zu erinnern", fuhr die Leti polternd ihm entgegen und machte ihm dann mit beleidigenden Reden und polternder Stimme die heftigsten Vorwürfe über die Sauerei, die er hier unter den Fenstern der Prinzessin dulde.

„Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil", antwortete der allmächtige Kammerdiener und ergoß sich nun gegen die Leti in einen Strom der gemeinsten Schimpfworte, wie man sie an einem Hofe nicht für möglich halten sollte. Die Leti in ihrer unbezähmbaren Heftigkeit erwiderte Gleiches mit Gleichem, und so hätten sich beide Personen bei den Köpfen gepackt und tüchtig

gezauset, wären nicht andere Diener dazwischen gekommen und hätten die Streitenden mit Gewalt getrennt.

Beide waren außer sich vor Wuth. Eversmann glühte vor Rache und drohte, indem er wegging: „Das sollst Du mir mit Deinem Kopfe bezahlen, Du sündische Bestie Du!“

Nun sann Eversmann darauf, sich an dieser Person zu rächen. Er zog seine Vertrauten und Creaturen ins Spiel und forderte sie auf, daß sie ihm helfen sollten die Leti vom Hofe zu verdrängen. Selbst Grumbkow, der es mit Eversmann nicht verderben durfte, wurde dafür gewonnen, und so benutzte er denn die nächste Gelegenheit, die Leti bei dem Könige auf das Schwärzeste zu verleumden. Diese Verleumdungen blieben nicht ohne Eindruck auf den König, der offenbar Gelegenheit suchte, der Leti Vorwürfe machen zu können, ohne zu verrathen, daß sie bei ihm angeschwärzt sei.

So fing der König eines Abends an die Prinzessin Wilhelmine über den Katechismus zu examiniren, die kleine Prinzessin antwortete sehr gut und auf alle seine Fragen. Als aber der König auf die zehn Gebote und den Glauben kam stockte sie und gerieth in Verwirrung, so daß sie das augsburgische Glaubensbekenntniß nicht aufsagen konnte. Der König gerieth darüber in ungeheuren Zorn. Anstatt mit der Leti zu zanken, auf die es eigentlich abgesehen war, machte er

seiner Tochter die lebhaftesten Vorwürfe. Doch bald kam er zur Besinnung. Nachdem die erste Heftigkeit seiner Aufwallung vorüber war, fiel auf die Gouvernante das ganze Ungewitter seines Zorns. Er schalt sie aus und befahl der Königin, künftig mehr Aufmerksamkeit auf die Erziehung der Prinzessin zu haben und bei allen ihren Lehrstunden gegenwärtig zu sein.

So fand die arme kleine Prinzessin keine Berücksichtigung ihrer dreimonatlichen Krankheit und daß man in den vielen Lehrstunden ihr Gedächtniß mit tausend Dingen so überladen hatte, daß sie eins über das Andere vergaß.

Die Königin fühlte sich durch den Vorwurf des Königs auf das Tiefste verletzt. Sie ließ nun ihre üble Laune Jedem entgelten, der ihr nahe kam, besonders der Leti und Wilhelmine. — Am andern Tage ließ die Königin die Leti rufen und machte ihr die lebhaftesten Vorwürfe. Sie verbot ihr sogar, im Namen des Königs, ferner Besuche von Cavalieren anzunehmen — auch selbst nicht von geistlichen Herren. Das war ein Donnerschlag für diese Person, die es liebte, sich den Hof machen zu lassen und ihren begünstigten Geliebten hatte, dem sie als Spion am Hofe der Königin diente. — Statt aller Antwort gegen die Königin suchte sie sich durch Schimpfreden gegen die kleine Prinzessin zu rächen und spielte derselben außerdem noch so viel üble Streiche, als nur immer möglich war.

Auch von der Königin erhielt Wilhelmine stundenlang Strafpredigten. Die Königin sagte zu ihr mit ihrer gewohnten strengen Miene, wozu noch unverkennbare, tiefer liegende Bitterkeit kam: „Ich werde Dich schon zu Deiner Pflicht zurückzubringen wissen und Dich von jetzt an mit der größten Strenge behandeln.“

So jung Wilhelmine auch noch war, so dachte sie doch über dieses harte Verfahren nach. „Verdient“, fragte sie sich selbst, „ein unbedeutender Gedächtnißfehler diese Mißhandlung? Und was kann die Königin mit Billigkeit mehr von mir fordern, als ich geleistet habe. Sie ist durch das Vertrauen, das sie mir bezeugt hat, an dem Kummer und den Schlägen schuld, die ich täglich erdulden muß. Auf ihren Befehl habe ich der Leti gemißtrauet; nun sind Mißhandlungen der Lohn für meinen Gehorsam; die Königin ist jetzt böse auf mich, nimmt die Partie der Leti und predigt mir Grundsätze, die denen, die sie mir gab, ganz entgegen sind. — Ach ich unglückliches Kind! wie soll ich mich benehmen? — was kann ich thun, um diejenigen zu versöhnen, die mich so tyrannisiren?“ —

In der That war Prinzessin Wilhelmine zu bedauern; bei ihrem lebhaften Geiste und warmen Gefühlen schien sie nur von der Vorsehung dazu bestimmt gewesen zu sein, eine Jugend voll Leiden und Unannehmlichkeiten zu durchleben. In Folge des erwähnten Gedächtnißfehlers

wurde ihre ganze Lebensweise noch verändert. Ihre pedantischen Lehrstunden, deren verkehrte Unterrichtsmethode Kopf und Herz leer ließ, fingen jetzt früh um 8 Uhr an und mit Ausnahme der Essenszeit dauerte der Unterricht ohne Erholung, deren doch ein junges Mädchen, wenn es gedeihen soll, so sehr bedarf – bis spät Abends fort. Nachmittags wurden diese Unterrichtsstunden im Zimmer der Königin gegeben, die dann nie unterließ sie zu schmälen, wenn sie beim Hersagen ihrer Lection nur eine Sylbe vergessen hatte, und doch war der Unterricht so geisttödtender Art, daß sie ganz gedankenlos werden mußte und sich oft auf das Leichteste nicht mehr besinnen konnte. — Und in den langen Nächten weinte sie ihre bittersten Thränen, anstatt sich einem erquickendrn Schlaf hingeben zu können. Das sonst so lebhafte, geistvolle und anmuthige junge Mädchen wurde schüchtern, trübsinnig und verschlossen. Ihre wieder aufgeblühte Jugendfrische verschwand; sie glich bald einem Schatten und es blieb nur noch zu bewundern, daß diese verkehrte Erziehung sie nicht leiblich und geistig völlig zu Grunde richtete.

Dieses unglückliche Leben dauerte drei Monate. Da der König während dieser ganzen Zeit in Berlin residirte und dort in Spannung mit der Königin lebte, so sprach sie in der ganzen Zeit kein freundliches Wort mit ihrer unglücklichen jungen Prinzessin Tochter, welcher sie die unangenehme Scene, die sie ihr doch selbst veranlaßt hatte,

nicht vergessen konnte. — Als nun der König nach Potsdam abgereist war und die Königin Appartement bei sich hielt, nahm sie eines Tages ihre Tochter bei Seite und sagte ihr seit langer Zeit zum ersten Male wieder freundlich, aber doch immer noch mit der ihr eigenen kalten strengen Miene, sie solle sich erinnern, was sie ihr anvertraut habe. „Ich hatte vergessen," fuhr sie fort, „Dir alle die Personen zu nennen, die meine Feinde sind, mit denen Du unter keiner Bedingung ein Wort sprechen darfst und wenn eine dieser Personen Dich anreden sollte, so darfst Du ihr, bei meiner Ungnade, nicht antworten."

„Sollte man Dir von dieser Seite her den Hof machen, so genügt es, solchen Leuten schweigend eine Verbeugung zu machen. Mehr bedarf es nicht und ausdrücklich muß ich Dir verbieten, irgend Jemanden zu sagen, daß ich es Dir befohlen habe."

Und nun nannte sie ihr eine Unzahl von ihr mißliebigen Personen, die fast drei Viertel der hoffähigen Gesellschaft Berlins umfaßte. — Der armen Wilhelmine blieb natürlich nichts übrig, als den Befehlen der Königin zu gehorchen; aber dadurch zog sie sich selbst viele Feinde und üble Nachrede zu. Prinzessin Wilhelmine wurde für stolz, hochmüthig gehalten und dabei beschuldigt, daß es ihr völlig an guter Lebensart fehle; und das that dem wohlwollenden Herzen der jungen Prinzessin um so mehr weh, als ihr nicht entgehen konnte, daß das argwöhnische

Wesen ihrer Mutter einer Menge achtbarer Personen, die nichts weniger als feindselig gegen sie gesonnen waren, das größte Unrecht zugefügt hatte.

Doch die Leti — die eigentliche Quelle aller dieser Unannehmlichkeiten, sollte auch keine Seide dabei spinnen.

4.

Dieser Gouvernante war es nicht entgangen, daß Prinzessin Wilhelmine immer verschlossener gegen sie geworden war. Sie konnte nicht daran zweifeln, daß es die Königin war, die diesen Einfluß auf das Benehmen ihres Zöglings gegen sie übte. Daran erkannte sie, daß sie von dieser Seite für die Verbesserung ihrer Lage nichts mehr zu hoffen habe. Da ihr ohnehin verboten war Besuche in ihrem Zimmer anzunehmen, ihr also jedes Mittel entzogen war, ihre Liebes- und Staatsintriguen fortzusetzen, so machte ihr ihre höchst genirte Lebensweise nicht geringe Langeweile. — Auch das machte ihr Kummer, daß das von ihr beförderte Heirathsproject ihres Zöglings wit dem Markgrafen von Schwedt so gut als abgebrochen war. Es war ihre Mitwirkung dabei bisher die Handhabe ihres Einflusses auf den Fürsten von Anhalt und auf Grumbkow und damit auf den König gewesen. Damit war es nun seit der Geschichte mit der Blaspiel völlig vorbei. Seitdem war auch der Einfluß des Fürsten von Anhalt bei dem Könige bedeu-

tend gesunken. Sie erhielt keine Geschenke mehr, die ihr sonst so reichlich für ihr Spioniren und ihren Einfluß auf die junge Prinzessin zugeflossen waren; damit waren ihr alle Mittel, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, völlig ausgegangen. Ihre Stellung am Hofe war ihr durch ein Zusammentreffen so vieler Unannehmlichkeiten völlig unerträglich geworden. Sie suchte um jeden Preis eine günstigere Veränderung ihrer Lage zu gewinnen und schrieb deshalb an Mylady von Arlington in London, die sie bei Gelegenheit eines Besuchs der königlichen Familie in Hannover hatte kennen gelernt, einen Brief voll Klagen über ihre jetzigen Verhältnisse und die Zurücksetzung, womit sie jetzt zum Dank für ihre uneigennützigen Aufopferungen als Erzieherin der jungen Prinzessin behandelt werde. — Sie bat diese einflußreiche Dame am englischen Hofe ihr doch den Titel einer Hofmeisterin, mit dem Vorrechte einer Frau vom Stande zu verschaffen; könne das aber nicht sein, so möchte sie ihr zu derselben Stelle bei einer der englischen Prinzessinnen verhelfen.

Mylady schrieb ihr eine ostensible Antwort, die ganz geeignet war der Königin vor Augen gebracht zu werden. Dieses Schreiben enthielt große Versprechungen einer Anstellung in England, und drückte nicht geringes Erstaunen aus, daß eine Person von ihren ausgezeichneten Verdiensten und Fähigkeiten in einer so untergeordneten Stellung gehalten werde. — Sie wurde zugleich aufge-

fordert, der Königin nur über die gewünschte Verbesserung ihrer Lage angemessene Vorschläge zu machen, und im Falle man nicht darauf eingehen würde, so dürfe sie überzeugt sein in England eine so günstige Stellung zu finden, die sie bald die in Berlin zu verlassende vergessen machen würde.

Das war Alles ein abgekartetes Spiel der Intrigue — lauter leere Worte, die nicht einmal den Gedanken einer Verwirklichung solcher Pläne hinter sich hatten. Man wollte damit gewissermaßen der Königin drohen und sie dadurch zwingen auf die ehrgeizigen Pläne der Leti einzugehen.

Darauf vertrauend schickte die Leti dieses Schreiben an die Königin und begleitete es mit einem höchst insolenten Brief, worin sie auf die Bewilligung ihrer Forderungen oder ihren Abschied drang.

Sie wußte recht wohl, daß die Königin ihr den letztern gern gegeben haben würde, hätte sie nicht gefürchtet, daß die Leti, wenn sie nach England gehen würde, ihr dort böse Händel machen und gegen den Vermählungsplan der Prinzessin Wilhelmine mit dem Herzoge von Gloucester intriguiren würde. Und daß ihr das gelingen würde, war nicht zu bezweifeln bei dem Einfluß, den die höchst intriguante Lady Arlington auf den König von England übte. Diese war eine natürliche Tochter des verstorbenen Kurfürsten von Hannover und einer Gräfin von

Platen, also des Königs uneheliche Halbschwester. Sie hatte viel Verstand, wendete diese aber nur zum Bösen an und die Chronique scandaleuse des englischen Hofes beschuldigte sie, wohl nicht mit Unrecht der abscheulichsten Laster.

Die Königin kannte den Einfluß dieser Person an ihrem väterlichen Hofe.

Der König, ihr Vater, war ein Fürst, der sich etwas darauf einbildete, die Gesinnungen eines Römers zu haben, besonders aber that er sich etwas zu Gute auf die Festigkeit seines Charakters. Diese aber beruhte keinesweges auf edlen Grundsätzen, die ihm gänzlich fehlten. Er hatte kaltes Blut und brach nie in Jähzorn aus; dabei war er gerecht und billig; doch über die Maßen geizig. Sein Verstand war ziemlich beschränkt; sein Aeußeres kalt; er sprach wenig und gab kurze und rauhe Antworten. Seine Günstlinge und seine Mätresse beherrschten ihn gänzlich. Diese Letztere war aus dem Hause Schulenburg. Nach der Thronbesteigung des Königs nahm sie in England den Titel einer Herzogin von Kendale an, in Deutschland den einer Prinzessin von Eberstein. Uebrigens war sie eine gute, aber charakterlose Dame. Sie hatte weder Tugenden noch Laster. Man glaubte, daß sie mit dem Könige heimlich vermählt gewesen sei. — Neben ihr hatten aber noch die Schwiegertochter des Königs, die Prinzessin von Wallis und

wie schon gesagt Lady Arlington großen Einfluß auf den König.

Die Prinzessin von Wallis hatte einen, durch Wissenschaften und Lectüre gebildeten Geist und war sehr fähig zu Geschäften. Ihr freundliches und verbindliches Benehmen zog anfangs alle Herzen an; aber bei genauerer Beobachtung erkannte man wohl, daß sie falsch, stolz und ehrgeizig war. Ihr Charakter glich der Agrippina; wie diese hätte auch sie gesagt: mag Alles untergehen, wenn ich nur regiere. Ihr Gemahl, der Prinz von Wallis, war nicht geeignet ihrer Herrschsucht und ihren Intriguen Maß und Ziel zu setzen. Er hatte so wenig wie sein Vater überlegene Geisteskraft. Dabei war er jähzornig, lebhaft und unversöhnlich rachsüchtig; auch unerträglich geizig und stolz.

Wie sehr auch diese drei herrschenden Weiber am englischen Hofe einander feindselig und intriguant gegenüber standen, so waren sie doch darin einig, es um keinen Preis zuzulassen, daß der Herzog von Gloucester mit einer Prinzessin vermählt werde, die aus einem großen Hause sei oder auch nur Verstand habe. Da sie das Heirathsproject mit der Prinzessin Wilhelmine von Preußen kannten und von ihren artigen Antworten, und daß sie für geistreich gehalten wurde, gehört hatten, so waren sie entschieden gegen diese Partie eingenommen und das um so mehr, als sie alle Drei geschworene Fein=

dinnen der Königin Sophia Dorothea von Preußen waren. Diese hatte nämlich die Eitelkeit dieser Frauen unversöhnlich verletzt, indem sie ihrer scharfen Spottlust freieren Lauf ließ als es eine vorsichtige Politik erfordert hätte.

Und für diese Zwecke konnte ihnen die Entlassung der Leti von großem Nutzen sein. Das war der tiefer liegende Grund, weshalb die Königin Bedenken trug in die Entlassung derselben, so sehr sie auch ihre Entfernung wünschte, zu willigen, als diese in einem unverschämten Briefe darum nachgesucht hatte.

5.

Die Königin wurde dadurch allerdings sehr aufgebracht; aber ihre Verlegenheit stieg um so höher, als sie doch unmöglich gegen diese Frau, die so sehr allen einer Königin schuldigen Respect aus den Augen setzte, sich etwas vergeben konnte; und doch sah sie noch größere Unannehmlichkeiten voraus, wenn sie ihr den Abschied gewährte.

Die Königin wendete sich daher an mehrere Personen mit dem Auftrage der Leti, wie aus eigenem Wohlmeinen, von einem Schritt abzurathen, der ihre Zukunft doch immer mehr oder weniger in Frage stelle, während sie eine günstige Stellung am preußischen Hofe aufopfere. Sie sollten aber nicht sagen, daß diese Ermahnung von

der Königin befohlen sei. Die Gouvernante erfuhr natürlich von ihren Vertrauten sogleich, daß es Absicht der Königin sei ihren Abgang zu verhindern. Sie errieth bald die Ursache davon und spannte ihre Forderungen nun um so höher.

Bei diesem Widerstreben entschloß sich endlich die Königin, dem Könige, der an diesem Tage nach Berlin zurückkehren wollte, den unverschämten Brief der Leti zu zeigen. Geschah das, so war sie bei der Heftigkeit des Königs unbedingt verloren.

Das ging der Königin bedeutend durch den Kopf und da gerade Prinzessin Wilhelmine bei ihr war, so fragte sie diese, die von der ganzen Intrigue noch nicht die geringste Ahnung hatte, ob sie nicht froh sein würde, die Leti los zu werden?

Wilhelmine war bei aller Klugheit doch das gutherzigste Geschöpf von der Welt; dabei hatte sie eine unbegreifliche Anhänglichkeit an die Person, die sie von ihren ersten Kinderjahren an erzogen, aber auch auf die unbarmherzigste Weise gepeinigt und gemißhandelt hatte. Der Gedanke, daß die Leti fortgeschickt werden sollte, brachte sie zur Verzweiflung; sie warf sich ihrer Königin Mutter zu Füßen und beschwor sie auf ihren Knien so flehentlich, diesen schrecklichen Gedanken aufzugeben, daß die Königin am Ende weinte. Die Person sei doch wohl nicht so schlimm als es scheine und die gereizte Stim-

mung, worin sie den Brief geschrieben habe, verdiene einige Nachsicht. In dieser Rücksicht gab sie denn einigermaßen nach und versprach Wilhelminen, erst am folgenden Tage mit dem Könige darüber zu sprechen; doch nur unter der Bedingung, daß es ihr gelingen werde bis dahin die Leti zur Zurücknahme ihres impertinenten Briefes zu bewegen.

Sobald Prinzessin Wilhelmine in ihr Zimmer zurückgekehrt war, sprach sie mit ihrer Gouvernante und suchte sie durch Liebkosungen und Bitten für ihre Wünsche zu gewinnen. Mochten nun die Thränen und Bitten der jungen Prinzessin ihr rohes und jähzorniges, aber noch nicht ganz verhärtetes Gemüth bewegt haben oder war ihr vernünftigere Ueberlegung gekommen; genug sie ließ sich bewegen der Königin einen zweiten Brief zu schreiben, worin sie im respectvollen Tone dringend bat, dem Könige jenen ersten Brief nicht zu zeigen.

So war diese Angelegenheit vorerst beigelegt. Eine Zeitlang schien die Leti sogar Dankbarkeit und Wohlwollen zu empfinden für ihre junge Erlöserin aus dieser Verlegenheit, wohinein sie sich durch ihre Unbedachtsamkeit gestürzt hatte. Doch kaum waren 14 Tage einigermaßen im Frieden vergangen, so begannen die Mißhandlungen aufs Neue und das mit einer Bitterkeit und Gereiztheit, daß die kleine Wilhelmine wohl fühlen mußte, es sei nun mehr als Jähzorn, was die Gouver=

nante so sehr gegen sie aufbringe, es sei nun wirklicher Haß geworden.

So kam denn endlich unter den peinlichsten Verhältnissen der März 1721 heran; Wilhelmine war damals 12 Jahre alt, als der Leti selbst ihre gedrückten und gespannten Verhältnisse ferner unerträglich werden mußten. Dazu kam, daß Lady Arlington, die sich dieser Person bedienen wollte, um ihre Intriguen gegen die projectirte Heirath durchzuführen, sie unablässig aufforderte ihren Abschied mit Entschiedenheit zu verlangen, indem sie selbst ihr ihren Schutz zusagte.

Deshalb schrieb nun die Leti den dritten Brief an die Königin, worin sie im nichts weniger als ehrerbietigen Tone forderte, daß ihr der Titel einer Hofmeisterin der Prinzessin nebst damit verbundenen Rechten verwilligt werde; auch verlange sie einen Platz an der königlichen Tafel, eine Ehre, wie sie sich in ihrer rohen Weise ausdrückte, die wirklich nicht besonders hoch angeschlagen werden könne, da lumpige Officiers, die ihrer Meinung nach so tief unter ihr standen, an der königlichen Tafel ihren Platz fänden.

Bei dem Empfang dieses Briefes war Frau von Rocoulle, die frühere Erzieherin des Kronprinzen Friedrich, gegenwärtig. Die Königin war im höchsten Grade über diese Insolenz der Gouvernante ihrer Tochter piquirt und theilte jener würdigen Dame diesen Brief mit.

„Wie können aber Ew. Majestät nur einen Augenblick anstehen," sprach sie, nachdem sie den Brief gelesen hatte, dieser Person den Abschied zu geben? Ist es denn Ihnen bekannt, wie sie die arme Prinzessin behandelt? — Mich sollte es gar nicht wundern, wenn man sie Ihnen nächstens mit zerbrochenen Rippen oder zerschlagenen Armen und Beinen bringt. Das beklagenswerthe Kind erleidet ein wahres Märtyrerthum; zum Beweise geruhen Ew. Majestät nur Ihre Kammerfrauen zu fragen; Sie werden dann hören, welche entsetzliche Auftritte es täglich giebt."

Die Königin ließ die Kammerfrauen der Prinzessin sogleich rufen und indem sie nun beichteten und die schrecklichen Mißhandlungen, welche Ihre Königliche Hoheit von Ihrer Gouvernante täglich zu erdulden habe, schilderten, entschuldigten sie sich zugleich, dieses nicht früher angezeigt zu haben, weil die Leti mit ihrer Rache gedroht habe, da sie gewiß sei, daß ihr Einfluß die Oberhand behalten würde.

Nach diesen Aussagen beschloß dann endlich die Königin, dem Könige, sobald derselbe nach Berlin zurückkehren würde, diese Angelegenheit vor Augen zu legen; aber ihrer Tochter kein Wort davon zu sagen, aus Besorgniß daß diese der Entlassung der Leti Schwierigkeiten entgegen stellen werde.

Anfangs April kam der König von Potsdam nach Berlin zurück. Nun theilte ihm die Königin sogleich den

Brief der Leti mit und erzählte ihm das Weitere. — Wie sich denken läßt, wurde der König über ihre Unverschämtheit so erzürnt, daß er sie, ohne die Vorbitten der Königin, in seiner ersten Aufwallung nach Spandau geschickt haben würde. Das Mildeste, was noch geschehen konnte, war, daß sie in den bestimmtesten ungnädigen Ausdrücken ihren Abschied ausgefertigt erhielt, mit dem gemessenen Befehl, nie wieder vor den Augen des Königs zu erscheinen.

6.

Nun aber ging das Königliche Paar mit einander in Berathung, über die Wahl der Person, der die Erziehung der Prinzessin Wilhelmine anzuvertrauen sei. Der König entschied sich sogleich für Fräulein von Sonnenfels. Diese allgemein geachtete würdevolle Dame war jetzt die zweite Hofdame der Königin, hatte aber schon der verstorbenen Königin, Wilhelminens Großmutter, mit Treue und Ergebenheit bis zu ihrem Tode gedient und in ihrem neuen Posten, als Hofmeisterin der Prinzessin, hatte sie sich vollständig bewährt, indem sie der jungen Prinzessin bis an das Ende ihres Lebens die treueste Anhänglichkeit bewies.

Die Königin aber war mit ihrer Wahl nicht zufrieden. Sie hatte das Fräulein von Sonnenfels in dem völlig unbegründeten Verdacht, sich an dem Grumbkow=

schen Complott gegen die Blaspiel mit betheiligt zu haben. Indeß mußte die Königin den Befehlen des Königs, der gegen seinen mit Entschiedenheit ausgesprochenen Willen keinen Widerspruch duldete, nachgeben und das geschah endlich nach langem Wortwechsel.

Prinzessin Wilhelmine wußte von allen diesen, sie so nahe angehenden Verhandlungen nicht das Mindeste, da sie bei der Unterredung des Königs und der Königin über diesen Gegenstand nicht gegenwärtig gewesen war. Aber ihr geliebter Bruder, der Kronprinz Friedrich war zugegen und di.ser zögerte keinen Augenblick, seine Lieblingsschwester von einem so wichtigen, ihr Wohl und Weh berührenden Ereignisse in Kenntniß zu setzen.

Diese Nachricht that der jungen Prinzessin so wehe, daß die Königin, als sie in ihr Zimmer kam, sie in Thränen fand.

„Nun", rief sie spöttelnd aus, „das ist doch wahrlich ein großes Unglück für Dich, eine Person wie die Leti zu verlieren! Hat sie Dir etwa noch nicht Schläge genug gegeben?"

Prinzessin Wilhelmine aber beharrte in ihrer unbegreiflichen Anhänglichkeit an diese ihre Peinigerin. Sie warf sich abermals der Königin zu Füßen und beschwor sie ihren Ausspruch zurückzunehmen.

„Alles ist umsonst," entgegnete die Königin mit einer, ihr sonst nicht gewöhnlichen Festigkeit; „es bleibt

Dir nichts übrig als Dich in den Willen des Königs zu schicken."

Wilhelmine mußte nun schweigen; aber das vermeintliche Unglück der Leti ging ihr doch zu Herzen. Sie war darüber untröstlich und that noch alles Mögliche, um derselben ihre Freundschaft zu beweisen. Die junge Prinzessin schenkte ihr mit dem großmüthigsten Herzen alle ihre Kleider und Alles, was sie sonst an Geschenken erhalten hatte, an Kleinodien und Silbergeräth. Man behauptet, daß sich der Werth dieser Geschenke auf 5000 Thaler belief, so daß nach der Abreise der Leti die Königin sich nicht eben angenehm überrascht sah durch die Entdeckung der Nothwendigkeit, Prinzessin Wilhelmine ganz neu einkleiden zu müssen.

7.

Der König und die Königin hatten Mühe gehabt das Fräulein von Sonnenfels zu bereden, das ihr zugedachte Ehrenamt anzunehmen. Die ehrbare Matrone liebte ihre Ruhe und Bequemlichkeit, und fürchtete die mancherlei Störungen und Beunruhigungen, welche die stete Beaufsichtigung für eine so lebhafte junge Prinzessin als unvermeidlich erscheinen lassen mußte. Indeß eingeschüchtert durch die Drohung des Königs, sie bei fortgesetzter Weigerung vom Hofe zu entfernen, gab sie endlich nach und trat am dritten Ostertage des Jahres 1721

ihr neues Amt bei der Prinzessin Wilhelmine, die damals 12 Jahre alt war, an.

Diese gewöhnte sich leicht an ihre neue Gouvernante. Fräulein Sonnenfels hatte der Königin vorgestellt, daß man die junge Prinzessin mit Sanftmuth leiten und durch Ehrgeiz anspornen müsse; denn nach allen den Mißhandlungen, die sie zu erdulden gehabt habe, bedürfe es der Aufmunterung um sie zu gewöhnen die große Schüchternheit abzulegen, welche sie sonst für jede Einwirkung der Erziehung auf ihre Ausbildung unzugänglich machen würde.

Da diese Ansichten der König theilte, der auf diese seine liebenswürdige junge Tochter sehr viel hielt, so billigte er vollkommen die Ansicht der Sonnenfels und die Königin ließ ihr darin ganz freie Hand.

So gewann Wilhelmine nach und nach unter der freundlichen Leitung ihrer neuen Gouvernante ein ganz anderes Wesen. Sie lernte nun wahre Empfindung kennen und trieb ihre Studien mit wahrer Lust. Sie gewann Geschmack an Lectüre und das Lesen französischer Dichterwerke machte ihr Vergnügen und trug nicht wenig zu ihrer höheren Bildung bei. Ihre übrigen Lehrstunden wurden noch durch Unterricht in der italienischen und französischen Sprache vermehrt. Sie kannte bald die ältere und neuere Geschichte, die Geographie und Anfangsgründe der Philosophie. Musik trieb sie mit eben

so viel Liebe als Talent und machte darin bald die bedeutendsten Fortschritte.

8.

Der Schluß dieses Jahres und die erste Hälfte des folgenden Jahres gingen ziemlich ruhig hin. Jede Intrigue schien zu schlummern und die Entwickelung der jungen Prinzessin machte ihren erfreulichen Fortschritt. Die Königin wurde von einem Prinzen entbunden, der in der Taufe den Namen August Wilhelm erhielt. Aber die bewegte Zeit kam wieder. Die Anwesenheit der Leti in London hatte der Intrigue gegen die englische Heirath neue Schwingen gegeben.

Im Gefolge der verstorbenen Königin Großmutter der Prinzessin Wilhelmine, hatte sich als Hofdame ein Fräulein von Pölnitz befunden. Sie war Liebling der Königin gewesen; aber dieses Ansehen hatte sie nicht verdient. Sie hatte Geist und Belesenheit, besaß aber einen höchst intriguanten Charakter und eine so böse Zunge, daß sie oft Geifer und Gift um sich zu sprühen schien. Aus ihrer Jugendzeit, die freilich schon ein wenig lange her war, meldete die Chronique scandaleuse manche Züge von Galanterie. Seit dem Tode der Königin genoß sie einen Jahrgehalt, den ihr der König von England, aus Pietät gegen seine zärtlich geliebte Schwester, die Königin, auszahlen ließ. Sie lebte bis dahin in Hanno-

ver; doch jetzt in der Mitte des Jahres 1722 kam sie, wohl nicht ohne geheime Absicht nach Berlin, unter dem Vorwande ihre Verwandten dort zu besuchen.

Wer die Verhältnisse kannte, durfte über ihre eigentlichen Absichten nicht leicht in Zweifel bleiben. Sie war protegirt von Lady Arlington und völlig von derselben abhängig. Und da der König von England beabsichtigte, im nächsten Jahre eine Reise nach Deutschland zu unternehmen, so war die Pölnitz von Lady Arlington nach Berlin gesendet worden, um die dortigen Verhältnisse zu recognosciren.

Besser hätte die britische Intriguantin ihr Werkzeug nicht wählen können.

Die Königin empfing sie, mit Rücksicht auf den englischen Hof, so gnädig wie möglich und einen Augenblick nachher stellte sie das schon bejahrte Fräulein von Pölnitz ihrer Tochter, der Prinzessin Wilhelmine, vor.

Die Pölnitz war eine lange hagere Matrone, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Noch ehe sie der Prinzessin ihr Compliment gemacht hatte, fing sie an, dieselbe von den Füßen bis zum Kopfe zu mustern, dann sagte sie zu der Königin in einem näselnden, hofmeisterlichen Ton: „Mais mon Dieu Votre Majesté — wie übel präsentirt sich die Prinzessin! sie steckt ja ganz in den Schultern und ist ungeheuer dick für eine so junge Dame.“

Man sollte kaum glauben, daß es möglich sei, daß die Königin, in der Entrüstung über diese anmaßende Beleidigung ihrer Tochter, die arrogante Fremde nicht sogleich vom Hofe habe weisen lassen. Aber die Pölnitz kannte die Königin und ihre Schwäche, die keiner Energie fähig, sich so leicht imponiren ließ. Und in der That, so bestürzt die Königin auch war, so wußte sie doch nichts zu antworten, als: „Was ihre Art sich zu präsentiren betrifft, so kann ich nichts dagegen einwenden, aber ihre Figur ist ohne Tadel. Sie wird sich schon ausbilden, wenn sie nur erst anfängt mehr in die Höhe zu wachsen. Wenn Sie sie aber sprechen, so werden Sie sehen, daß meine Tochter nicht so materiell ist, wie Sie glauben."

Nun nahm sie die Pölnitz sogleich bei Seite und that ihr an hundert Fragen, die sich wohl geeignet hätten einem vierjährigen Kinde vorgelegt zu werden, nicht einem jungen Mädchen in ihrem 13ten Lebensjahre. — Das verdroß die junge Prinzessin so, daß sie bald die Pölnitz keiner Antwort mehr würdigte.

Nun aber stürmten von Seiten der Königin Mutter ganze Legionen von Vorwürfen auf sie ein und das dauerte so lange wie der Aufenthalt der Pölnitz in Berlin.

Fräulein von Sonnenfels, die mit dieser Person gleichzeitig in Diensten der verewigten Königin gestanden hatte, kannte den boshaften Geist der Pölnitz zu gut, um

nicht zu errathen, daß es ebenso sehr reine Malice war, als daß eine Intrigue dahinter stecken mußte, wenn sich dieselbe fortwährend ungünstig über die Prinzessin äußerte. Deshalb tröstete die treffliche Hofmeisterin ihre junge Pflegbefohlene, so gut es gehen wollte, und sprach auch mit der Königin darüber, der sie sagte: „Die Pölnitz hat an der Prinzessin so viel auszusetzen, daß nothwendig etwas Anderes dabei zum Grunde liegen muß.“

Kurz nach der Abreise der Pölnitz sollte die Intrigue derselben schon etwas durchsichtiger werden.

Es kam eine andere hannöversche Dame nach Berlin, eine Schwester der Frau von Konnken. Es war ein Fräulein von Brunnow, Hofmeisterin der Königin von England. Es fehlte ihr nicht an Gutmüthigkeit, aber sie war von höchst beschränktem Verstande. — Und so verrieth sie denn, ohne es zu wissen, welche üble Nachrede die Leti und die Pölnitz über die junge Prinzessin am englischen Hofe verbreitet haben mußte.

Sie that nämlich an ihre Schwester die seltsamsten Fragen über die junge Prinzessin, welche der Frau von Konnken, die immer viel auf dieselbe gehalten hatte, im höchsten Grade auffallend sein mußten. Frau von Konnken sagte ihrer Schwester indeß nur Gutes von der jungen Prinzessin. Darüber war Fräulein von Brunnow nicht wenig erstaunt und rief: „Wozu die Verstellung?

Liebe, unter so nahen Verwandten darf man ja wohl aufrichtiger sein."

„Was soll das bedeuten?" fragte Frau von Konnken mit Erstaunen.

„Das bedeutet," entgegnete die Brunnow eifrig, „daß Eure Prinzessin böse ist, wie der Teufel, daß sie ihre Leute täglich prügelt, stolz und hochmüthig ist — dabei verwachsen; denn sie hat hinten und vorn einen Buckel."

Die Oberhofmeisterin lachte und ärgerte sich zugleich über die unverschämte Lüge. Sie erklärte ihrer Schwester, daß nur die Bosheit der Leti und der Pölnitz, wahrscheinlich auf höheren Antrieb zu diesem Geschwätz Veranlassung gegeben haben könne. Es habe indeß nichts auf sich damit, da man sich in dem Augenblick von der Lügenhaftigkeit eines solchen Geschwätzes überzeugen könne.

Wenige Tage später wurde Fräulein von Brunnow der Prinzessin vorgestellt. Sie war höchlich erstaunt dieselbe ganz verschieden von der ihr gemachten ungünstigen Schilderung zu finden. Und dennoch hatte sie keine Ruhe, bis die Prinzessin sich endlich entschloß, um dem Gerede ein Ende zu machen, sich aufschnüren zu lassen und die Brunnow von ihrem untadelhaften Wuchs zu überzeugen. Aber das genügte Alles noch nicht. Immer wieder kamen andere Damen vom hannöverischen Hofe und waren nicht anders zu überzeugen, daß die

Prinzessin nicht verwachsen sei, als durch die genaueste Musterung ihrer kleinen Person, welche die Prinzessin fast wüthend machte.

Und doch konnte man ihr diese ihr Scham- und Schicklichkeitsgefühl verletzende Untersuchung nicht erlassen, denn es sollte bald klar werden, daß alle diese Genüsse von der Leti und der Pölnitz nur ausgestreut waren, um dem Könige und dem jungen Herzog einen Widerwillen gegen sie beizubringen und damit die hannöverschen Hofintriguen der Mylady Arlington und ihrer Verbündeten desto leichter durchzuführen.

Es war im folgenden Jahre 1723, als diese Masken fielen.

9.

In diesem Jahre kam der König von England nach Hannover. In seiner Begleitung befanden sich die an seinem Hofe so einflußreichen Damen, die Herzogin von Kendal — des Königs erklärte Mätresse — und Mylady Arlington. Fräulein Leti war im Gefolge der Letztern. Da aus der von ihr vorgespiegelten Anstellung am englischen Hofe nichts geworden war, so lebte sie ganz von der Gnade ihrer Beschützerin, welche diese boshafte und intriguante Person ganz geeignet fand ihr in allen Cabalen gegen den preußischen Hof, als ihre unbedingt ergebene Creatur zu dienen.

Der König, Friedrich Wilhelm I., dem damals an der Allianz mit England und um diese zu fördern, an der Vermählung seiner Tochter, Prinzessin Wilhelmine, mit dem Sohn des englischen Thronfolgers, Herzog von Gloucester Alles gelegen war, begab sich sogleich nach der Ankunft des Königs nach Hannover. Er wurde dort mit der fürstlichsten Aufmerksamkeit aufgenommen; und das freundlichste Vernehmen schien zwischen beiden Herrschern zu bestehen. Doch, so oft auch der König das Vermählungsproject auf das Tapet brachte, so wich man doch auffallend, indeß mit der feinsten Höflichkeit, dem näheren Eingehen darauf aus.

Der König fühlte bald, daß hier arrière-pensées — wo nicht Intriguen im Hintergrunde lagen. Sein offenes, gerades Wesen war solchen Ränken nicht gewachsen; er hielt daher die Königin, noch dazu bei ihren nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen, zum hannöverschen Hofe für besser geeignet diese Nebel der Cabalen zu durchdringen und kehrte nach Berlin zurück, wo er der Königin Auftrag gab, sogleich nach Hannover abzureisen und diese wichtige Angelegenheit des königlichen Hauses zu fördern. Er versah seine Gemahlin mit geheimer Instruction, die sie bevollmächtigte den Allianztractat abzuschließen, welchen die Doppelheirath der Prinzessin Wilhelmine mit dem Herzog von Gloucester und des Kronprinzen Friedrich mit Prinzessin

Anna, der Tochter des Prinzen von Wallis, besiegeln sollte.

Die Königin konnte schon rascher auf das Ziel losgehen, als es die Delicatesse dem Könige erlaubte. — Sie fand aber den König von England, ihren Vater, wohl geneigt auf den Allianztractat zwischen beiden Staaten einzugehen, aber höchst ungünstig gestimmt gegen die projectirte Doppelheirath.

Seine Antwort, in dieser Beziehung, war anfangs ausweichend; dann gestand er seiner Tochter der Königin offen, daß ihm zwar die Vermählung des Kronprinzen mit seiner Enkelin ganz angenehm sein würde; indeß in Hinsicht der Prinzessin Wilhelmine wisse er nicht, ob ihre Laune und ihr Charakter geeignet sei, seinen Enkel, den jungen Herzog glücklich zu machen.

Die Königin gerieth über dieses Fehlschlagen ihrer Pläne fast in Verzweiflung um so mehr, als sie die Vorwürfe des Königs fürchtete. Sie errieth leicht woher diese früher nicht dagewesene Abneigung des Königs rührte. Um dieser Intrigue entgegen zu wirken, ließ sie sich herab, die Herzogin von Kendal in ihr Interesse zu ziehen. Diese höchst eitle, aber durchaus nicht bösartige Favorite des Königs fühlte sich durch die zuvorkommende Artigkeit der Königin so geschmeichelt, daß sie ihr gestand, die Abneigung des Königs gegen diese Verbindung rühre ganz allein von den üblen Eindrücken her, welche

man ihm gegen die Prinzessin Wilhelmine beigebracht habe. Und auf weiteres Andringen der Königin gestand sie derselben endlich, daß es allerdings die Leti gewesen war, die eine so widerwärtige Schilderung von ihrem Charakter und ihrer Figur gemacht habe, daß solche Mittheilungen wohl geeignet gewesen den Gedanken an eine eheliche Verbindung mit derselben unerträglich erscheinen zu lassen. — „Diese Person," fuhr sie fort „hat die Prinzessin zum Abscheu häßlich geschildert und hinzugefügt, ihr Charakter sei so heftig und boshaft, daß ihr der Aerger täglich Anfälle von Epilepsie zuziehe. — So können nur Ew. Majestät selbst denken," fügte sie hinzu, „ob der König diese Heirath zugeben kann, um so mehr auch Fräulein von Pölnitz alle diese Dinge bekräftigt hat."

Die Königin konnte ihren Unwillen nicht bergen über solche Schändlichkeiten. Sie erzählte der Herzogin von Kendal die ganze Geschichte mit der Leti und wurde dabei von ihrem Gefolge so gut unterstützt, daß es ihr gelang den üblen Eindruck dieser Verleumdungen am hannöverschen Hofe selbst zu beseitigen.

Die Favorite des Königs, die früher so entschieden gegen diese Heirath gewirkt hatte, überlegte nun, daß ihr Ansehen bedeutend steigen müsse, wenn ihr das Verdienst die Verbindung zu Stande gebracht zu haben, in beiden königlichen Häusern allein zugerechnet werde und ent=

schloß sich mit allem Eifer dafür zu wirken. In dieser Beziehung machte sie der Königin den Vorschlag, den König von England zu einem Besuche am königlichen Hof in Berlin einzuladen und ihn dazu zu bewegen, wo er sich dann mit eigenen Augen von dem Ungrund der Vorurtheile, die sie unmöglich auf andere Weise ihm nehmen könne, sich überzeugen würde.

Dieser Plan, von der Herzogin begünstigt, gelang so gut, daß der König zum October sein Eintreffen in Berlin versprach.

10.

Die Königin war voll Freude auf dem königlichen Schlosse in Berlin wieder eingetroffen. Auch der König fühlte sich glücklich, daß die ihm so sehr am Herzen liegende Sache eine so günstige Wendung genommen hatte.

Alles schwamm in Freude, nur Wilhelmine wurde schwermüthig; denn ihre Mutter konnte nicht unterlassen ihren ganzen Unwillen über die Intriguen der Leti gegen ihr armes Kind auszuschütten. Sie machte ihr unaufhörlich die bittersten und heftigsten Vorwürfe, daß die Leti unmöglich solche Lügen über sie ausgebreitet haben könnte, wenn sie ihr nicht dazu durch ihr Benehmen Grund und Veranlassung gegeben hätte.

Allerdings war Wilhelmine klein und sehr stark von

Figur. Ihre Gestalt war noch nicht ausgebildet und hatte noch zu viel Fülle, um für wohlproportionirt gelten zu können. Aber diese so reichlichen Gaben der Natur mußte die kleine Prinzessin schwer büßen. Ihre Mutter ließ sie, um ihr eine feinere Taille zu geben, so fürchterlich einschnüren, daß sie weder essen noch trinken konnte. Wie sie sich auch benehmen mochte; immer hatte die Königin etwas daran auszusetzen und dann wiederholte sie jedesmal in scharfem gereizten Tone: „Das sind schöne Manieren; die werden dem Herzog von Gloucester trefflich gefallen, — ein solches Betragen kann ihn unmöglich gewinnen."

Solche Vorwürfe waren der jungen Prinzessin so empfindlich, daß sie tausend Mal lieber die Schläge und Stöße der Leti ertragen haben würde. So waren denn auch die Strafpredigten der Königin ganz geeignet, ihrer Tochter die Heirath mit dem Herzog von Gloucester zuwider zu machen.

In dieser ihrer Noth war noch die freundliche Behandlung von Seiten der Sonnenfels die einzige Milderung. Eines Tages klagte sie dieser so wohlwollenden Dame ihre Leiden.

„Ich bin in Verzweiflung," liebe Sonnenfels, sprach sie, „daß ich die Königin, meine Mutter, nicht zufrieden stellen kann. Sie mißbilligt Alles, was ich thue und ich weiß nicht mehr, wie ich es ihr zu

Danke machen soll. Ich unterwerfe mich gehorsam ihrem Willen, aber es ist sehr hart für mich, immer hören zu müssen, daß dies und das dem Herzog von Gloucester nicht gefallen werde. Ich habe nie gehört, daß die Damen sich nach den Launen der Männer richten, ehe sie mit ihnen verheirathet sind. Ich begreife darum nicht, weshalb die Königin so viel Lärm um diese Heirath macht. Ich halte mich für eben so viel werth, wie der Herzog von Gloucester und wenn die Königin mich glücklich machen will, so muß sie mein Herz eben so wohl zu Rathe ziehen, wie das des Herzogs. Ich kenne ihn noch gar nicht und wer steht mir dafür, daß, wenn ich seine Bekanntschaft gemacht habe, ich ihn leiden kann? — Ich bitte, Mademoiselle, sagen Sie das der Königin und geben Sie ihr in meinem Namen die Versicherung, daß ich ihr stets Gehorsam leisten werde in allen Dingen; aber nie würde ich das Geringste thun, um ihrem Neffen zu gefallen."

Fräulein von Sonnenfels war sehr erstaunt über die ungewohnte Freimüthigkeit der jungen Prinzessin. Sie mißbilligte allerdings die Art, wie ihre Mutter sie behandelte; aber ändern konnte sie nichts. Doch versprach sie mit der Königin darüber zu reden und in der That schienen ihre Vorstellungen der armen Wilhelmine eine Zeitlang Ruhe geschafft zu haben vor diesen unangenehmen Vorwürfen.

11.

Indeß lange dauerte diese Ruhe nicht. Es kam einer von den Hofcavalieren des Herzogs von Gloucester nach Berlin.

Es war eben Appartement bei der Königin, als er eingeführt wurde. Der fremde Cavalier brachte der jungen Prinzessin sehr höfliche Empfehlungen von seinem Herrn. Die Prinzessin begnügte sich mit einer stummen Verbeugung zu antworten. Darauf richtete sie an ihn einige allgemeine Fragen über den hannöverschen Hof.

Die Königin war sehr aufmerksam gewesen auf diese kurze Unterredung. Aber schon ihre Blicke verriethen ihre Unzufriedenheit. Wilhelmine zitterte, als sie nach Beendigung der Soirée der Königin in ihr Cabinet folgen mußte. Hier aber brach ein furchtbarer Sturm los. Die Königin warf ihr mit den heftigsten Reden vor, daß sie das Compliment des Herzogs so wenig beachtet habe. Diese Nachlässigkeit in der Erwiderung einer großen Höflichkeit sei unverzeihlich, würde ihr als Beweis von schlechter Erziehung ausgelegt werden, was wieder ein Vorwurf für sie, die Königin Mutter selbst sei und leicht einen Bruch des ganzen Vermählungsprojects zur Folge haben könne.

Ganz trostlos ging Wilhelmine in ihr Zimmer. Als sie sich allein mit ihren Kammerfrauen sah, schimpfte sie tapfer auf den Herzog und verwünschte die ganze

Heirath, mit der Versicherung, daß man gewiß so leicht ihre Einwilligung nicht erhalten solle.

Wir sehen, Prinzessin Wilhelmine hatte auch ihr eigensinniges Köpfchen. Man hatte sie zu einem Widerstande gereizt, der freilich von großer Bedeutung war — denn bei einem Vermählungsproject einer Prinzessin damaliger Zeit war die Einwilligung der Braut sicher das Letzte, warum man sich kümmerte. Indeß konnte man sie auch nicht zwingen durch ihr Benehmen sich so liebenswürdig zu machen, daß die Abneigung des hannöverschen Hofes gegen ihre kleine Person sich leicht beseitigen ließ.

So war die Stimmung Wilhelminens keine günstige, als endlich der König von England mit einem großen und glänzenden Gefolge aus Hannover in Berlin eintraf.

Am sechsten October war die Königliche Preußische Familie mit dem Hofe nach Charlottenburg gegangen und am 8. sieben Uhr Abends traf der König von Großbritannien und Kurfürst von Hannover, Georg III. mit seiner Suite dort ein.

Der ganze berliner Hof war dort versammelt. Der König, die Königin und alle Prinzen empfingen ihn beim Aussteigen aus dem Wagen mit aller, einem gekrönten Haupte gebührenden Achtung.

Nachdem der König von England den König und

die Königin von Preußen begrüßt hatte, stellte die Letztere ihm ihre Tochter, Prinzessin Wilhelmine, vor.

Er umarmte sie mit kalter Förmlichkeit und sagte nichts, als gegen die Königin gewendet: „Sie ist recht groß; wie alt ist sie?"

Dann gab er der Königin die Hand und führte sie in ihr Empfangzimmer, wohin alle Prinzen nachfolgten. Kaum war Seine britische Majestät hinein getreten, so nahm der König ein brennendes Wachslicht und hielt es der jungen Prinzessin dicht vor das Gesicht, wobei er sie vom Kopf bis zu Füßen sehr aufmerksam und mit ernsten, strengen Gesichtszügen betrachtete.

Nie hat sich ein junges Mädchen in einer größeren Verlegenheit befunden, als die war, worin Prinzessin Wilhelmine während dieser verletzenden Musterung, die ziemlich lange dauerte, sich befand. Sie wurde abwechselnd blaß und roth, bis sie der König entließ, ohne ein Wort des Beifalls oder des Mißfallens zu äußern. — Dagegen wendete er sich mit auffallender Freundlichkeit gegen den jungen Kronprinzen Friedrich, den er sehr liebkoste. Während er ziemilch lange mit dem jungen Prinzen sprach, der ihn durch Antworten, die von Geist zeugten, erfreute, gewann Wilhelmine Zeit wieder Fassung zu gewinnen.

Bald darauf verließ die Königin dieses Zimmer, um sich die englischen und deutschen Cavaliere, die sich in

der Suite des Königs befanden, vorstellen zu lassen. Nachdem sie sich mit ihnen unterhalten hatte, zog sie sich zurück und ließ die Prinzessin allein unter den Cavalieren. Obwohl Prinzessin Wilhelmine sich in nicht geringer Verlegenheit befand, indem sie sich so ungewohnt unter so vielen Männern sah, zog sie sich doch recht gut aus der Affäre. Sie fing mit den beiden Staatssecretären des englischen Königs, den Mylords Carteret und Townshend eine Unterredung in englischer Sprache, deren sie sich so gut wie ihrer Muttersprache zu bedienen wußte, an. Die Königin ließ sie diese Unterredung wohl eine Stunde fortsetzen. Dann holte sie dieselben ab und war sehr mit den Lobsprüchen zufrieden, die diese beiden edlen Herren der jungen Prinzessin beilegten. — Die Engländer glaubten der deutschen Prinzessin kein größeres Compliment machen zu können, als indem sie sagten: „Ihre Königliche Hoheit hat ganz das Ansehen und Wesen einer Engländerin.“

Der König von England legte seine kalte und spanische Grandezza nicht ab. Er sprach mit keiner Dame, sondern ließ es bei einem Gruß bewenden, der in einer kaum bemerklichen Kopfneigung bestand; doch nach einiger Zeit, nachdem Prinzessin Wilhelmine in das Zimmer zurückgekommen war, worin sich der König von England befand, fragte er ihre Hofmeisterin: ob sie immer so ernsthafter und melancholischer Laune sei? —

Diese Frage, so wie der seltsame Empfang von Seiten des britischen Königs flößten der jungen Prinzessin eine solche Furcht vor ihm ein, daß sie, so lange er in Berlin blieb, nicht den Muth hatte nur ein Wort mit ihm zu reden.

Endlich ging man zur Tafel. Während der zweistündigen Dauer derselben hielt die Königin fast allein das Gespräch im Gange. Lord Townshend hatte den König beobachtet und ließ die Prinzessin leise bitten, es so einzurichten, daß die Königin die Tafel aufhebe, da er bemerkt habe, daß der König sich unwohl befinde. Die Königin wollte unter dem Vorwande, daß der König ermüdet sein müsse, das Mahl beendigen; aber der König verweigerte es aus Höflichkeit verschiedene Male. Endlich stand die Königin auf, um die Complimente abzukürzen und legte ihre Serviette auf den Tisch. Kaum war das geschehen, so fing der König von England an zu wanken; der König von Preußen eilte ihn zu unterstützen; mehrere Personen waren dabei behülflich; man hielt ihn noch einige Augenblicke unter den Armen, allein plötzlich gaben seine Arme nach und hätten die beiden Staatssecretäre ihn nicht mit aller Kraft gehalten, so würde er zu Boden gesunken sein. Die Perücke fiel ihm dabei vom Kopfe, sein Hut lag auf der andern Seite, man mußte ihn auf den Fußboden niederlegen, wo er über eine Stunde liegen blieb, bevor es gelang ihn wie-

der zum Bewußtsein zurückzubringen. — Damals glaubte man allgemein, es sei ein Anfall von Schlagfluß gewesen. Als ihn aber die herbeigerufenen Aerzte durch die stärksten Mittel belebt hatten, bat man ihn dringend sich zur Ruhe zu begeben; aber die Courtoisie des Königs wollte nichts davon hören, bis er die Königin in ihr Zimmer zurück begleitet habe.

Die übrige Zeit des Aufenthalts des Königs von England ging unter Festen und Vergnügungen hin. Täglich waren Conferenzen, welche den Allianztractat und die Doppelheirath der königlichen Kinder betrafen. Die Unterzeichnung des Allianztractats fand am 12. October statt und am folgenden Tage reisete der König von Berlin wieder ab.

Siebentes Capitel.

Inhalt: Unerwartete Entbindung der Königin. — Eifersucht des Königs veranlaßt durch Grumbkow's Intrigue. — Versöhnung. — Mißhelligkeiten zwischen dem preußischen und hannöverschen Hof, wegen Recrutenanwerbung. — Hannöversche Zögerungen mit der Heirath. — Prinzessin Wilhelmine in Gunst bei dem Könige. — Ihre Krankheit. — Rückkehr der Königin. — Neue Mißhelligkeiten. — Intriguen der Gräfin Amalie von Finkenstein. — Der Kronprinz. —

1.

Der König und die Königin waren nach dem Jagdschlosse Ghör nahe bei Hannover ausgeladen und wollten eben dahin abgehen, als die Königin wieder von einem Unwohlsein befallen wurde, woran sie schon seit sieben Monaten litt; die Aerzte konnten sich ihren Zustand nicht erklären, als sie selbst und der König durch eine so plötzliche Entbindung der Königin so schnell überrascht wurden, daß weder Wiege noch Windeln noch Hebammen zu Hand waren. Der König hatte selbst seinen Beistand leisten müssen und lachte darüber herzlich. Das Kind wurde bald darauf getauft. Wilhelmine und ihr Bruder nebst dem Herzog von Gloucester waren die Taufpathen. Das Kind erhielt die Namen Anna Maria.

Am folgenden Tage reiste der König recht vergnügt allein ab, nachdem er von seiner Gemahlin den freundlichsten Abschied genommen hatte. Aber zum Unglück befand sich Grumbkow in seiner Begleitung. Dieser konnte sich die günstige Gelegenheit den König und die Königin mit einander zu entzweien, nicht versagen. — Wie sehr es ihm gelungen war, zeigte sich, als der König nach einem Aufenthalte von 14 Tagen von Ghór zurückkehrte.

Gleich nach dem Eintritt ins Schloß, ließ er seine Kinder rufen und empfing sie freundlich; doch mit keinem Worte fragte er nach der Königin, die noch krank im Kindbett lag. Er speiste mit seinen Kindern zu Nacht und ging durch das Zimmer der Königin ohne sich nur nach ihr umzusehen. — Bei Tafel war der König sehr schweigsam und nachdenkend. Dieses Benehmen setzte den Kronprinzen und die Prinzessin in äußerste Furcht. Sie fühlten Alle, daß ein Gewitter des Königlichen Zorns im Anzuge sei; aber Niemand konnte sich erklären, was dem Könige durch den Kopf ging.

Nach Tisch ging der König noch einmal durch das Zimmer seiner Gemahlin; aber auch jetzt würdigte er sie keines Worts. Sie rief ihn nun mit den zärtlichsten Ausdrücken an ihr Bett; aber statt der Antwort erhielt sie einen Strom von Schimpfreden, Beleidigungen und

Beschuldigungen über ihr Kindbett und Vorwürfe über ihre Untreue.

Solche Anschuldigung hatte die Königin am wenigsten erwartet. Ihre Aufführung war immer so geregelt und streng gewesen, daß die schwärzeste Verleumdung nichts dagegen einzuwenden fand. — Sie hätte in ihrer Lage den Tod davon haben können. Ihre Antworten, im Tone der tiefsten Entrüstung gesprochen, brachten den König nur noch mehr auf. Er gerieth in eine so ungeheure Wuth, daß er sich ohne die Vorsicht der Oberhofmeisterin, die ihn zu entfernen wußte, zu den unangenehmsten Excessen hätte hinreißen lassen.

Am folgenden Morgen ließ er seinen Leibarzt, seinen Oberchirurg Holzendorf und Frau von Konnken vor sich kommen und diesen legte er den Fall vor und sprach den Verdacht aus, den er schon gegen seine Gemahlin so bitter geäußert hatte. Alle Anwesenden nahmen aber mit so vieler Lebhaftigkeit Partie für die Königin, daß es gelang den Verdacht des Königs zu beseitigen. Der König bat die Königin um Verzeihung und der Friede ward wieder hergestellt.

Das war, wie man später erfuhr, nie Grumbkow's Intrigue gewesen. Dieser war aber bei der Verleumdung so schlau und vorsichtig zu Werke gegangen, daß ihn der König deshalb nicht zur Verantwortung ziehen konnte.

2.

So schien in der ersten Hälfte des Jahres 1724, das Vernehmen zwischen beiden Höfen ein ganz freundliches zu sein; das Heirathsproject war so gut als gelungen, da sich der König von England selbst überzeugt hatte, daß die üblen Nachreden gegen die Prinzessin Wilhelmine, besonders, daß sie hinten und vorn einen Buckel habe, in eitler Verleumdung bestehen. Da sollte ein neuer Bruch zwischen beiden Höfen entstehen und zwar veranlaßt durch die Liebhaberei des Königs für große Soldaten.

Der König hatte bekanntlich nur zwei leidenschaftliche Neigungen, die eine war die Sucht Geld auf Geld zu häufen und einen großen Schatz zu sammeln; die andere sein Leibregiment in Potsdam, zu dessen Obristen er sich selbst ernannt hatte, zu exerciren und zu vervollkommnen.

Dieses Regiment bestand aus lauter Riesen, von denen der Kleinste seine sechs Fuß maß. Diese Liebhaberei führte zu der einzigen Verschwendung, die der König sich erlaubte, wobei auch der sonst in ihm rege Rechtssinn nicht gehört wurde. In alle Reiche der Welt waren Werbeofficiere geschickt, die mit der Schlauheit von Gaunern und der Kühnheit von Räubern Menschen zu fangen suchten, welche Leibeslänge genug hatten, um der Ehre würdig zu sein in das Potsdamer Leib-Garderegiment einrangirt zu werden. Bis dahin hatte der König

von England dem Könige von Preußen nicht selten ein Geschenk mit solchen baumlangen Rekruten gemacht, die mit großen Verheißungen oder mit Gewalt auf hannöverschem Grund und Boden angeworben oder festgenommen und nach Potsdam transportirt worden waren. Noch mehr: der britische König hatte dem preußischen nachgesehen, daß der letztere Werbeofficiere ins Hannöversche schickte und dort lange Kerle, sei es vom Pflug oder von andern Geschäften wegkapern ließ.

Diesem Unwesen, das zu so vielen und gerechten Beschwerden Veranlassung gab, wurde endlich in Hannover gesteuert. Das dortige Ministerium hatte schon lange das Project einer Doppelheirath mit dem Hause Brandenburg ungünstig angesehen. Es ergriff daher jetzt gern die Gelegenheit das freundschaftlichste Einverständniß zwischen beiden Monarchen zu stören, indem es sich weigerte, den ungerechten Befehlen des Königs von England, hochgewachsene Unterthanen zu verhaften und als Rekruten an Preußen auszuliefern, auszuführen oder doch wenigstens preußische Werber und ihr gesetzloses Treiben im Hannöverschen zu dulden. — Nachdem es schon einigemale bei Friedrich Wilhelm böses Blut gesetzt hatte, wenn das hannöverische Ministerium sich weigerte wahre Prachtkolosse, welche preußische Werber dort aufgespürt hatten, auszuliefern, unternahmen es einige preußische Officiere dieselben jenseits der Grenze zu überfallen und mit Gewalt zu entführen. —

Diese Geschichte machte Aufsehen. Die hannöversche Regierung erklärte dieses Verfahren für einen Landfriedensbruch und forderte Genugthuung und Rückgabe der geraubten Rekruten.

Der absolute König Friedrich Wilhelm I. konnte sich gar nicht denken, daß der Wille eines Ministers in einem Staate mächtiger sein könne, als der des Monarchen. Er rechnete daher das, übrigens ganz gesetzliche und gerechte Verfahren der hannöverschen Regierung dem Könige von England als eine persönliche Ungefälligkeit zu, und nahm es ihm sehr übel. Mit großer Empfindlichkeit verweigerte er die Zurückgabe der prächtigen baumlangen Rekruten, die ihm so viel Freude gemacht hatten, daß er Jedem zwei silberne Uhren mit breiten und langen Stahlketten und fünf Thaler Extrazulage geschenkt hatte. Das Ministerium hetzte wacker zu — das Cabinet von St. James antwortete empfindlich. Von zugespitzten diplomatischen Noten kam es zu gegenseitigen Handschreiben, die im gereizten Tone abgefaßt waren. So ging die Spannung immer weiter, bis eine offenbare Feindschaft zwischen beiden Monarchen entstand und die Allianz wie die Heirath immer mehr in Frage gestellt wurde.

3.

Dazu kam nun noch, daß auch am berliner Hofe das Teufelsreich uneinig wurde. Bis dahin waren

Grumbkow und Anhalt, wenigstens in Beziehung auf ihre Intriguen gegen die hannöversche Heirath, immer zusammen gegangen. Jetzt wurden sie uneins. Es entstand, wegen der Forderung des Ersteren, daß Anhalt seine Tochter die versprochene Ausstattung geben solle, zwischen beiden die schon früher erzählte Duellgeschichte, wobei sich der Feldmarschall von Grumbkow so hasenherzig benahm, daß er zum Gelächter des ganzen Hofes geworden sein würde, hätte sich nicht der König seiner so ernstlich angenommen. Besonders nahm die Königin ihn unter ihre Protection; da er derselben versprochen hatte, mit allem ihm zu Gebot stehenden Einfluß eine Wiederannäherung der beiden Könige und eine Wiederanknüpfung der Verhandlungen über die projectirte Doppelheirath bewirken zu wollen.

Die günstige Gelegenheit dazu fand sich, als der König von England im folgenden Jahre 1725 wieder nach Hannover kam. Grumbkow, der damals im Solde fast der ganzen Diplomatie Europas stand, war auch vom englischen Minister gewonnen und stand dadurch in Gnaden bei dem britischen Könige. Diese Gunst, worin er bei beiden Monarchen stand, wußte er schlau zu benutzen, um eine Wiederannäherung derselben zu bewirken. Er veranlaßte, daß der König von Preußen den ersten Schritt zur Versöhnung that, indem er nach Hannover reiste, um den König von Großbritannien dort zu be-

complimentiren. Nach den Einleitungen Grumbkow's wurde der König dort gut empfangen; er hatte gehofft die Heirathen nun sogleich zu Stande zu bringen, indeß wurde es hannöverscher Seits sorgfältig vermieden auf irgend eine Anspielung darauf, von Seiten des Königs einzugehen. Deshalb eilte er bald zurück und sendete die Königin dorthin, mit dem Auftrage an die Vollziehung der gewünschten Verbindung die letzte Hand zu legen.

Prinzessin Wilhelmine war damals 15 Jahr alt geworden. Ihre Jugend mußte der hannöverschen Regierung den ersten Vorwand geben, die Hochzeit mit dem Herzog von Gloucester noch zu verschieben. Zudem war nach englischen Gesetzen erforderlich, daß das Parlament die Vermählung genehmigte, also Grund gnug um die Verbindung noch zu verschieben. Um aber die Erklärung des Königs, daß hier ein Aufschub nothwendig sei, zu mildern und nicht als Weigerung erscheinen zu lassen, versprach der König von England die Vermählung zwischen dem Herzog von Gloucester und Prinzessin Wilhelmine vollziehen zu lassen sobald er wieder nach Deutschland zurückkehren würde.

Die Königin hatte nur sechs Wochen Urlaub gehabt. Da sie aber von dem Könige, ihrem Vater so gütig behandelt wurde, so hoffte sie immer noch ihren Zweck zu erreichen und bat um Verlängerung des Urlaubes noch

um vier Wochen, indem sie versprach bis dahin das Geschäft der Vermählung ganz bestimmt zum Abschluß zu bringen. Diese erfreulichen Aussichten bewogen den König, der Königin Erlaubniß zu geben, so lange dort zu bleiben, als sie es für zweckmäßig halten würde.

4.

Während der Zeit der Abwesenheit der Königin, stand Prinzessin Wilhelmine bei dem Könige in großer Gunst. Den ganzen Nachmittag unterhielt er sich mit ihr und Abends speiste er auf ihrem Zimmer. Er bezeigte der jungen Prinzessin, die so viel Klugheit blicken ließ, sogar das Vertrauen mit ihr über Geschäfte zu reden und befolgte sehr oft gern ihren Rath. Um sie noch mehr auszuzeichnen, befahl er ein Appartement zu halten und sie wie die Königin zu ehren und zu bedienen. Die Hofmeisterinnen ihrer Schwestern wurden angewiesen, ihr täglich Bericht zu erstatten und ihren Befehlen zu genügen. Die junge Prinzessin mißbrauchte diese Ehre durchaus nicht. So jung sie auch noch war, so hätte sie doch recht gut der Erziehung ihrer kleinen Schwester verstehen können; denn sie war so vernünftig wie eine Person von 40 Jahren nur immer sein kann.

Unter diesen Umständen hätte Prinzessin Wilhelmine sich sehr glücklich fühlen können, wenn sie nicht schon seit einem Jahre von einem körperlichen Leiden geplagt

gewesen wäre, das in einem periodischen Kopfschmerz bestand. Es war die sogenante Migraine, eine damalige Modekrankheit der schönen Welt, die meistens aus dem zu starken Zusammenschnüren des Körpers entstand und wahrscheinlich bei Wilhelmine, in dem Befehle der Königin ihre Taille nach Möglichkeit einzuzwängen, eine gleiche Veranlassung gehabt hatte. An den Folgen dieser Grausamkeit litt sie schon, als die Königin noch anwesend war. Was ihre Marter damals noch erschwerte, war die Lieblosigkeit ihrer Mutter, die ihrem armen gequälten Kinde in allen seinen Leiden auch nicht die geringste Theilnahme schenkte. Obwohl die Schmerzen ihr bisweilen Ohnmachtsanfälle zuzogen, so durfte sie doch weder sich niederlegen, noch in ihrem Zimmer bleiben. In solchen Fällen war die Königin unbeschreiblich hart; Wilhelmine mußte sogar auf Befehl guter Laune sein und wenn sie litt, wie auf der Folterbank. Auch für die Dauer ihrer Abwesenheit hatte sie der jungen Prinzessin so gemessene Befehle gegeben, daß sie sich oft den schrecklichsten Zwang auflegen mußte.

In Folge dessen wurde Prinzessin Wilhelmine Nachts von einem so heftigen Fieber befallen, daß die herbeigerufenen Aerzte weder zu rathen noch zu helfen wußten. Sie stieß ein lautes Geschrei aus und phantasirte so heftig im rasenden Kopfschmerz, daß sie sich umgebracht haben würde, wenn man sie nicht im Bette fest-

gehalten hätte, womit sechs Personen vollauf zu thun hatten. Man schickte sogleich dem Könige und der Königin Staffeten mit der traurigen Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit der Prinzessin. Die Königin kam am Abend des folgenden Tages in Berlin an. Sie hatte nicht geglaubt die Prinzessin so krank zu finden, denn sie fing an an ihrem Leben zu verzweifeln. Dahin waren, wenn Wilhelmine starb, die ehrgeizigen Pläne einer Vermählung mit dem einzigen Thronfolger des britischen Reichs. Die sonst so kalte und ruhige Königin war außer sich vor Schmerz. Niemand wußte zu sagen, ob dieser mehr der Mutterliebe oder den verfehlten Lieblingsplänen angehörte.

Noch einmal sollte Naturhülfe die Prinzessin retten, wo alle Kunsthülfe schon erschöpft war. In ihrem Ohr öffnete sich ein Geschwür, dessen Reiz auf das Gehirn die schreckliche Krankheit veranlaßt hatte. Das Fieber wich, Beruhigung und Besonnenheit kehrten wieder und nach wenigen Tagen befand sie sich außer Gefahr.

Erst am dritten Tage nach der Ankunft der Königin, kam der König nach Berlin. Er kam sogleich an das Krankenbett seiner Tochter und der sonst so harte und eisenfeste, aber doch dabei gutmüthige Herr vergoß Thränen der Rührung.

Die Königin dagegen wollte er gar nicht sehen. Er ließ alle Thüren, die mit ihren Zimmern Gemein-

schaft hatten, zuschließen. Ihr langer vergeblicher Aufenthalt in Hannover hatte ihn aufgebracht und dabei erbitterte ihn, daß sie ihn mit eitlen Hoffnungen hingehalten hatte. Bei seinem mißtrauischen Charakter zweifelte er gar nicht daran, daß Alles, was sie ihm von ihren Hoffnungen, die Heirath zu Stande zu bringen, geschrieben hatte, nur Vorwand gewesen sei um seine Einwilligung zum längern Verweilen am hannöverschen Hof zu erlangen. Und das konnte er ihr nicht verzeihen.

Auch Wilhelmine hatte diese Spannung zwischen den königlichen Eltern den unglücklichsten Einfluß. Die Königin war jetzt doppelt eifersüchtig auf die Liebe des Königs, die sich seiner Tochter zugeneigt hatte. Die Art wie sie der König auszeichnete, brachte die Königin gegen die Prinzessin auf. Eine ihrer Hofdamen, die junge Gräfin Amalie von Finkenstein trug das Ihrige dazu bei, die Königin noch immer mehr gegen ihre Tochter aufzureizen. Und das geschah nach einem schlau berechneten Plan derselben.

Die junge Gräfin hatte nämlich ein zärtliches Verhältniß mit einem Herrn von Wallenrodt, der königlicher Minister und preußischer Gesandter in England war. Dieser junge Mann war ein wahrer Geck, der seine Carrière durch lauter Bufonerie gemacht hatte. Ihr Plan ging dahin: da sie die Heirath der Prinzessin für ausgemacht hielt, so wollte sie suchen sich bei dem Herzoge

von Gloucester so einzuschmeicheln, daß dieser sich bewogen fühlen sollte, sie zur Oberhofmeisterin der Prinzessin zu ernennen. Zu diesem Zwecke mußte aber die jetzige Hofmeisterin Fräulein von Sonnenfels entfernt werden und um dieses zu bewirken, hörte sie nicht auf dieselbe zu verleumden, um damit eine Spannung und Unzufriedenheit der Königin gegen diese treffliche Erzieherin zu veranlassen.

Das gelang ihr nur zu leicht bei dem zum Mißtrauen geneigten Charakter der Königin, besonders da Gräfin Amalie eine höchst insinuante Persönlichkeit war, die sich bei der Königin schon zu sehr eingeschmeichelt hatte. Früher hielt auch Prinzessin Wilhelmine viel auf sie; doch lohnte sie diese Liebe schlecht, indem sie durch zahllose kleine Klätschereien die Königin noch immer mehr gegen ihre Tochter erbitterte. Sie durfte am Ende es gar nicht mehr wagen, mit dem König zu sprechen, oder ihn zu liebkosen; sonst warf ihr die Königin sogleich vor, daß sie ihn lieber habe wie sie. Und solche Vorwürfe schloß sie dann gewöhnlich in gereizter Stimmung mit den Worten: Wenn Du nach mir nichts nachfrägst, so wirst Du sehen, daß auch ich ohne Dich wohl fertig werden kann."

5.

Nicht besser erging es ihrem Bruder dem jungen Kronprinzen Friedrich, der jetzt im Anfange des Jahres

1726 vierzehn Jahr alt war. Der König brauchte ihm nur etwas zu befehlen, so wurde es ihm von der Königin verboten. Der arme junge Prinz wußte oft nicht, wie er sich benehmen sollte. Er befand sich gleichsam zwischen zwei Feuern; vermied er das eine, so verbrannte er sich am andern; d. h. befolgte er die Befehle des Königs, so verdarb er es mit der Königin und folgte er dieser, so setzte er sich den ärgsten Mißhandlungen von Seiten seines Vaters aus. Da aber sein Hofmeister, Graf Finkenstein, vorzüglich von der Königin protegirt wurde, so wußte dieser dem Prinzen mehr Neigung für seine Mutter als für seinen strengen Vater einzuflößen, was auch wohl in der Natur der Verhältnisse lag und so folgte der junge Prinz so viel als möglich den Befehlen der Königin und das war mehr als genug, um einen so leidenschaftlichen Selbstherrscher, wie der König war, zum Höchsten gegen ihn aufzubringen.

So entstand in dieser königlichen Familie ein unglückliches Zerwürfniß, das allerdings nachtheilig auf die Erziehung des jungen Kronprinzen und seiner Lieblingsschwester zurückwirken mußte und dennoch bleibt es zu bewundern, wie die reichen Naturgaben, die diesen Prinzen beseelten, trotz aller verderblichen Einflüsse, ihn einer so glänzenden Entwickelung zuführten.

Wir glauben hier noch eine Bemerkung machen zu können, wohin uns die Familien- und Regentengeschichte,

dieses im Herzen redlichen und das Wohl seiner Unterthanen anstrebenden, nur stets in den Mitteln für seine Zwecke fehlgreifenden Fürsten führt. Es ist die, auch hier sich bewahrheitende Erfahrung, daß kein Regent abhängiger ist von den Einflüssen seiner Umgebung, als ein absoluter Monarch. Da er trotz seiner hohen Stellung doch immer Mensch bleibt und nicht wie der allmächtige Gott, auch allwissend und allweise ist; so schützt ihn auch nicht der beste Wille und die entschiedenste Charakterstärke dafür, daß er Personen sein Vertrauen schenkt, die ihre hohe Stellung und ihren Einfluß nur benutzen, um ihre Privatinteressen zu fördern. Und das können sie nur auf dem Wege der Intrigue; und so sehen wir denn diesen graden, ehrenfesten, nur zu jähzornigen Fürsten umgeben und hin- und hergezogen von endlos verwirrenden Hofkabalen, die ihn zum Spielball der schlechtesten Subjecte machten und sein Familienleben nicht zu Gedeihen und Ruhe kommen ließ.

Achtes Capitel.

Prinz Heinrichs Geburt. — Potsdam. — Bauten. — Das Schloß. — Der Hof in Potsdam. — Lebensweise der Prinzessin. — Die Tafel. — Instruction für die Lebensordnung des Kronprinzen. — Zur Charakteristik des Königs. — Seine religiöse Schwermuth, — Franke. — Grumbkow und Anhalt operiren dagegen. — Abreise des Königs nach Dresden. — Wunsch des Kronprinzen ebenfalls eine Einladung dorthin zu erhalten. — Bauten des Königs in Potsdam. — Persönlichkeit des Kronprinzen. — Appartement bei der Königin. — Der Kronprinz geht nach Dresden. — Am sächsischen Hofe. — Die lebende Venus. — Prinzessin Wilhelmine in Berlin. — Intriguen gegen dieselbe von der Gräfin Amalie und der Kammerfrau von Ramon. —

1.

Im Anfange des Jahres 1726 wurde Prinz Heinrich von Preußen geboren, der einzige der Brüder Friedrich's des Großen, der am Leben blieb und später in der Regierungsgeschichte dieses Königs, besonders in den schlesischen Kriegen eine so bedeutende Rolle spielte.

Sobald die Königin das Kindbett verlassen konnte, wurde das königliche Hoflager nach Potsdam verlegt.

Potsdam, diese Lieblingsschöpfung der Brandenburgschen Monarchen, war auch sein Lieblingsaufenthalt. Die

Ausbildung seines Garderegiments, von riesigen Soldaten, das er bis auf 3000 Mann brachte, war seine großartige Liebhaberei und kostbare Depense. Um für die Soldaten Platz zu gewinnen, baute der König auf seine Kosten eine Menge Bürgerhäuser, die er an zahlreiche Fabrikanten und Gewerbtreibende verschenkte, welche er aus der Fremde herbeigerufen und mit großen Privilegien in Potsdam angesiedelt hatte; denn neben dem Soldatenwesen gehörte auch die Belebung bürgerlicher Gewerbe zu seinen Lieblingsneigungen. Auch liebte er starke Leibesbewegungen wobei ihm die Parforcejagd in dem wildreichen Thiergarten, den er jenseits der Havel in den heutigen Brauhausbergen angelegt hatte, sehr förderlich war. — Dabei aber war ihm Abends eine Pfeife Taback und eine zwanglose Unterhaltung in seinem Tabackscollegium ein wahres Bedürfniß, wobei es an derben Späßen und Neckereien seiner berühmten Hofnarren Gundling und später Faßmann nicht fehlen durfte.

So brachte er Potsdam im Laufe seiner 25 Regierungsjahre zu Blüthe und Wohlstand, und hob die Zahl der Bewohner dieser seiner Lieblingsresidenz von kaum 4000 Einwohnern auf 12,000, erweiterte und verschönerte die Stadt durch zahllose Neubauten, aber nur für militärische und bürgerliche Zwecke; denn für die Verschönerungen seiner Umgebungen that er nichts. Mit Recht sagte später Friedrich der Große in seinen: Memoires

pour servir à l'histoire de Brandenburg von ihm: „il préférait les choses utiles aux choses agréables, bâtissant avec profusion pour ses sujets, et ne dépensant pas la somme la plus modique pour se loger lui même.

Namentlich war das Schloß noch ganz so, ohne alle innere und äußere Zierde, wie es ihm sein Vater, der sich bei aller Prachtliebe, die er in Berlin entfaltete, wenig in Potsdam aufhielt, hinterlassen hatte.

Das nicht bedeutend große Schloß war früher unter dem großen Kurfürsten wie eine Festung mit einem Wassergraben umzogen gewesen, über den Zugbrücken führten. Diesen hatte des Königs Vater Friedrich I. zuwerfen lassen. Vor dem Vorsprunge im Corps de Logis, wo die heutige Auffahrt sich befindet, war eine mit Orangerie besetzte, in die zweite Etage führende Treppe angelegt worden, die davon den Namen: „die grüne Treppe" trug. Die kleinen Thürmchen, auf den Ecken der vorspringenden Seitenflügel waren abgenommen, dagegen existirte noch der mittlere Thurm auf dem Hauptgebäude des Schlosses, mit zwei Galerien über einander, auf dessen flacher Kuppel sich ein Stern erhob, an der Stelle wo heute die von Friedrich dem Großen erbaute abgeflachte Kuppel, im s. g. Topf sich erhebt. Die Verzierungen des Daches und der grünen Treppe mit zahllosen Statuen aus Sandstein, welche erst Friedrich der Große zur Verschönerung des Schlosses hatte aufstellen

lassen, existirten damals noch nicht. Doch waren schon die früheren einstöckigen Flügelgebäude durch zweistöckige ersetzt, das an der Stelle des ehemaligen, einfachen und einstöckigen Quergebäudes mit den Wachtstuben erbaute Portal trug schon die schöne Säulenkuppel an der Marktseite des Schlosses, welche de Rothe erbauet hat, zur Erinnernng an die erste preußische Königskrönung.

Dieses Schloß lag am Lustgarten, dessen größter Theil aus einem sandigen Exercir- und Paradeplatz bestand; dieser hatte in der Gegend der Havel noch einige Alleen, Teiche und Sümpfe, die älteren Alleen, Boskets, Lusthäuser und Wasserkünste, welche der große Kurfürst und Friedrich I. angelegt hatte, waren auf Befehl Friedrich Wilhelm's I. der Erde gleich gemacht, um desto mehr Raum für das Exerciren seines Riesenregiments zu gewinnen. Die nördliche Seite des Paradeplatzes nach der Stadt zu war durch ein großes schmuckloses Orangeriehaus begrenzt, welches später Friedrich der Große in einen prächtigen Reitmarsstall umwandeln ließ, ein langes Gebäude, das mit den schönen Pferdegruppen von Glume auf den drei Risaliten über den Eingängen geschmückt ist. Auch die beiden Colonnaden an den Einfahrten zum Lustgarten, neben dem Schlosse mit den schönen Statuen und Gruppen von Sandstein waren noch nicht dort. So bildet das Schloß mit seinen Umgebungen einen ziemlich tristen Aufenthalt.

Der für die junge Prinzessin und deren Damen, in diesem damals so schmucklosen Schlosse, wo sich der König in ganz bürgerlicher Lebensweise bei seinen Soldaten so wohl befand, führten Prinzessin Wilhelmine das traurigste Leben von der Welt. Ihre Zimmer zu ebener Erde, in dem heutigen Sousterrain des Schlosses, waren hoch, halbdunkel und feucht mit einer wahren Kellerluft angefüllt.

Früh Morgens weckten die Trommeln der Reveille unter ihren Fenstern. Um 7 Uhr begannen dort auf dem Exercirplatz die Uebungen des Regiments des Königs. Das ging unaufhörlich: Piff, Puff, Paff. Das Schießen und Knallen der Pelotons und das Krachen des Rottenfeuers erschreckte jedesmal die zarten Nerven der Prinzessin, der Königin und ihrer Damen. Dazwischen hörte man die Commandos, womit die baumlangen Rekruten einexercirt wurden: „rechten linken, rechten linken! oder: rechts um — linksum! untermischt mit furchtbaren Flüchen, worin besonders der Dessauer ein Meister war und worin damals ein jeder Befehlshaber vom Feldmarschall bis zum Corporal herunter seine militärische Größe suchte. Dazwischen erschallten die gewichtigen Stockschläge der Unterofficiere und Junker, von denen Jeder den Braunen am Bande vermittelst des Rockknopfs befestigt wie ein Seitengewehr trug. Der breite Rücken der Garderiesen mußte zu dem noch Platz

haben für das Fuchteln mit der Klinge von Seiten der Herrn Officieres, die damit ihren Diensteifer beweisen und doch auch daneben ihre Motion vor Tisch haben wollten; und das geschah so oft etwa der Eine oder der Andere dieser: „Himmeltausend Sacramenter" sich erlaubte inwendig zu raisonniren, oder ein Kamaschenknopf fehlte, oder der Zopf schief hing, oder eine der mit Talg und Puder eingeschmierten Ohrlocken unter dem kleinen dreieckten Bortenhut sich aufgerollt hatte.

Einmal war beim Exerciren der Prinzessin ein Ladestock durchs Fenster über den Kopf weggegangen und hatte einen Spiegel an der gegenüberliegenden Wand zerschmettert; der Mann hatte bei dem schnellen Feuern nicht Zeit gehabt ihn aus dem Lauf der Muskete herauszuziehen, ehe der Schuß losging.

Um 10 Uhr Morgens begab sich die Prinzessin, mit ihrer kleinen Schwester in den Panzer einer eisernen Schnürbrust eingezwängt, so daß sie kaum athmen konnten, zu der Königin, deren Zimmer, im ersten Stock, neben denen des Königs lagen. Die Wände dieser Zimmer waren ebenso schmucklos, ohne Gemälde und Tapeten, wie die andern Gemächer im Schloß. Nur den langen mit Kalk geweißten Corridor, der sich am linken Flügel dahinzog, hatte der König angefangen mit einer Reihe Portraits von den Officieren seines Garderegiments in ihren Uniformen mit dem Küraß zu verzieren. Je-

des dieser Bilder trug den adligen Namen seines Urbildes und dessen militärischen Rang und Titel, und diese Sammlung beweist noch heute, daß in diesem Regiment vor Jahren, mit den seltensten Ausnahmen, nur Edelleute meistens aus noch heute bekannten märkischen Adelsfamilien gedient hatten, so wenig sonst der König auf das Junkerthum hielt.

Den ganzen Morgen mußten die armen Prinzessinnen bei der Königin in der langweiligsten Unterhaltung oder lautlosen Stille verseufzen. Endlich kam die Tafelstunde. Das war aber auch keine große Ergötzlichkeit für die zudem stark eingeschnürten jungen Damen. Das Mahl bestand unter persönlicher Controle des Königs, ohne dessen specielle Verwilligung vom Küchenmeister kein Groschen ausgegeben werden durfte, aus sechs kleinen übel zubereiteten Schüsseln, die für 20 Personen hinreichen mußten, so daß die Meisten nichts hatten, um sich zu sättigen, als den Geruch dieser ungenießbaren Speisen, was auch vollkommen hinreichte, denn selbst der Geruch derselben war nicht immer so einladend, um es bedauern zu lassen, daß die Portionen zu knapp waren, um sich daran sättigen zu können.

Während der ganzen Tafelzeit, die zwei Stunden dauerte, sprach man von nichts als von Sparsamkeit und Soldaten.

Die Königin und Prinzessin Wilhelmine und später

auch der Kronprinz Friedrich, der jetzt noch in königlicher Ungnade in Berlin lebte, hörten diesen Orakelsprüchen mit demüthigem Stillschweigen zu.

Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnsessel, der, wie Prinzessin Wilhelmine in ihren Memoiren sich ausdrückte, so hart war, wie ein Esel und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es in der Regel noch für die Königin oder die königlichen Kinder einige unangenehme Reden.

So lange der König schlief, beschäftigte sich Wilhelmine mit weiblichen Handarbeiten, dann war Alles still, man hörte das Knapsern der Mäuse in der Boiserie der Wände. Kaum war der König erwacht, so stand er auf und ging fort. Die Königin zog sich darauf in ihr Zimmer zurück, wo ihr Wilhelmine vorlesen mußte, bis der König von seinem Spazierritt zurückkehrte. Dann blieb er noch einige Augenblicke und begab sich darauf in sein Tabackscollegium, wo er sich nach seinem Geschmack trefflich ergötzte an den derben Späßen, die dort der freiere Ton, den er eingeführt hatte, gestattete.

Diese Zeit war der Prinzessin zur Erholung vergönnt; sie liebte die Musik und übte sich in diesen Erholungsstunden auf ihrem Pantalon, einem klavierartigen Instrument, nach alter Bauart.

Um 8 Uhr speisete man zu Abend. Der König erschien dann in der Regel an der Tafel, von der man

nicht selten hungrig wieder aufstand. Vor zwei oder vier Uhr Morgens kam der König selten aus seiner Tabacksgesellschaft zurück und so lange mußten die Königin, die Prinzessin ihn erwarten. Die Königin suchte diese langweiligen Stunden dadurch zu kürzen, daß sie mit ihrer Oberhofmeisterin, Gräfin von Finkenstein, oder der Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels eine Partie Triktrak spielte. Prinzessin Wilhelmine hatte dabei keine andere Unterhaltung als mit ihrer kleinen Prinzessin Schwester, oder mit ihren Büchern sich zu beschäftigen. Wilhelmine besaß eine kleine Bibliothek, die aber, weil der König alle Wissenschaften verabscheute, in Betten und unter Tischen versteckt werden mußte. Der König in seinem haushälterischen Sinne wollte durchaus nicht, daß sich die junge Prinzessin mit etwas Anderem sich beschäftigen sollte, als mit weiblichen Handarbeiten und mit dem Haushalt. Jeden Anflug von höherer Bildung hielt er für unweiblich und hätte er vielleicht einmal die Prinzessin lesend oder schreibend überrascht, so würde er wahrscheinlich ihr seine väterliche Autorität auf seine Weise fühlbar gemacht haben. Dagegen forderte ihre Mutter sie stets auf, ihren Geist zu bilden, und das that sie mit Lust und Liebe und Erfolg.

2.

Dieser Zwiespalt hätte sie aber bald in große Verlegenheit gebracht. Der Kronprinz Friedrich, der damals

im Jahre 1726 schon 14 Jahre alt geworden war, stand bei dem Könige so in Ungnade, daß er die paradiesischen Freuden des Königs in Potsdam nicht theilen durfte. Er mußte in Berlin bleiben. Der König drückte sich eines Tages so heftig über ihn aus, daß die Königin und die Prinzessin für ihn zitterten.

Der König war nämlich unzufrieden darüber, daß der Kronprinz nie seinen Willen that, sondern oft das Gegentheil davon, und daran war doch die Königin schuld, die ihm stets verbot, was der König befohlen hatte. Nur zu gern befolgte Prinz Friedrich die Befehle der Königin, weil diese mit seinen Neigungen, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, übereinstimmte. Auch Graf Finkenstein, der der Königin ganz ergeben war und sein theurer Lehrer Duhan, letzterer aus Neigung, beförderte diese höhere geistige Richtung des Kronprinzen, die dem Könige ein Greuel war, weil der Prinz dadurch den Zopf- und Kamaschendienst vernachlässigte, was nach des Königs Meinung allein eines Monarchen würdig war. Im Aerger darüber drohte der König einst, ihn in einen Kerker sperren lassen und ihn enterben zu wollen; den Grafen von Finkenstein, seinen Hofmeister drohte er fortzujagen und den Fritz so zu behandeln, daß er bald warnehmen solle, was ein ungehorsamer Sohn verdiene."

So polterte er fort, bis er am Abend zu seinem

Tabackscollegium ging, nachdem er im Aerger angekündigt hatte, daß er nicht zur Abendtafel kommen würde.

Diese Heftigkeit und der starre und feste Sinn des Königs hatte doch die Königin und die Prinzessin besorgt gemacht und Jene, als sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, befahl ihrer Tochter an Fritz zu schreiben, welche Gefahr ihm drohe und daß es die höchste Zeit sei, um des Königs Verzeihung nach zu suchen. Zu diesem Ende solle sie das Concept eines in seinem Namen an den König zu richtenden Briefes beilegen.

Prinzessin Wilhelmine, die viele Gewandtheit in der Feder besaß und besonders einen eleganten französischen Brief schrieb, setzte sich sogleich zum Schreiben nieder. Fast war sie damit fertig geworden, als man den schweren Schritt des Königs im Vorzimmer hörte. Obgleich der König nie Stiefel, sondern selbst zu Pferde seine bis über das Knie hinaufreichende weiße Kamaschen trug, so war doch schon vermöge seines großen, stark beleibten Körpers sein soldatischer Schritt so schwerfällig, daß man sein Annähern oft durch mehrere Zimmer hören konnte.

Wilhelminens Schreck in diesem Augenblick war unbeschreiblich. Hätte der König seine Prinzessin Tochter nur beim Schreiben überrascht, so würde schon ein Donnerwetter losgebrochen sein, um so vielmehr wenn er den Inhalt des Briefes an den Kronprinzen gelesen

hätte, dann würde er diese Correspondenz für eine Conspiration gehalten und criminell behandelt haben.

Zum Glück verlor Wilhelmine den Kopf nicht. Sie steckte den Brief hinter ein chinesisches Kästchen, das ihr zur Seite stand, und ihre Hofmeisterin brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Nur das unglückliche Dintenfaß stand noch auf dem Tisch; doch die Prinzessin ergriff es noch in dem Augenblick, als der König ins Zimmer trat und hielt es in der hohlen Hand, die sie in der Tasche verbarg. Das war die Sache eines Augenblicks.

Der König sprach mit der Königin einige Worte; dann fiel sein Blick auf das chinesische Kästchen. „Das Ding da ist sehr schön," sprach er zur Königin und näherte sich dem Kästchen, „ich schenke es Ihnen." Zugleich zog er am Schloß desselben, indem er versuchte es zu öffnen. Wilhelmine sah, fast zitternd vor Furcht, dem Augenblick der Entdeckung des Briefes entgegen. Zum Glück hatte die Königin die Besonnenheit, den König auf Wilhelminens kleinen Hund aufmerksam zu machen, indem sie sagte: „Meine Tochter behauptet, ihr Hund sei hübscher, wie der meinige; sein Sie darüber Schiedsrichter."

Der König lachte und fragte sie, ob sie ihren Hund sehr lieb habe? „Wohl," entgegnete Wilhelmine „denn er hat viel Geist und Verdienste."

Diese Antwort amüsirte den König. Er umarmte seine Tochter mehreremale und sie mußte das Dintenfaß fahren lassen. Ein Dintenstrom durchdrang ihre Kleider und rann auf den Boden. Sie wurde davon so durchweicht, daß sie später sich völlig auskleiden lassen mußte. Zum Glück entfernte sich der König ohne diese neue Calamität zu bemerken. Da erst konnte die Königin und die Prinzessin lachen über den kleinen Unfall, der noch nie so gutes Ende genommen hatte.

So ging der Brief denn noch ab und Fritz schrieb nach dem Rath seiner Mutter und Schwester an den König einen Brief, worin er sich dem Willen desselben unterwarf, um Verzeihung bat und Besserung angelobte. Dieser Brief that auf den im Herzen gutmüthigen König, der wie gesagt im Grunde seinen Sohn und Thronfolger sehr lieb hatte, wenn er auch noch so aufgebracht gegen ihn war, seine Wirkung. Er verzieh dem Prinzen und nahm ihn wieder zu Gnaden auf. Schon nach wenigen Tagen durfte Prinz Friedrich in Potsdam erscheinen.

3.

Der Kronprinz Friedrich war damals, im Anfange des Jahres 1727, beinahe funfzehn Jahre alt und hatte sich ungemein zu seinem Vortheil ausgebildet. Er war der liebenswürdigste Prinz, den man nur sehen konnte,

schön, schlank gewachsen, voll Geistesüberlegenheit und mit allen Eigenschaften eines künftigen Herrschers geziert. Seine Lebensordnung war streng geregelt nach einer Instruction des Königs an seinen Erzieher vom 3. September 1725, die den Titel führte: „Wie mein ältester Sohn Friedrich seine Stunden zu Wusterhausen und zu Potsdam halten soll.“ Diese Instruction war höchst originell. Gebet und Bußübungen standen dabei obenan und sollten dem Prinzen, dessen geistige Freisinnigkeit sich früh schon entwickelte, Zügel anlegen. Diese Verordnung bewirkte jedoch gerade das Gegentheil, ihm allen Formalismus in der Religion wie im Leben zu verleiden.

„Am Sonntage“, hieß es darin, „soll mein Sohn des Morgens 7 Uhr aufstehen; sobald er die Pantoffeln an hat, soll er vor dem Bett auf die Knie fallen und zu Gott beten und zwar laut, daß alle Anwesende es hören können.“ Es folgte dann das vorgeschriebene Gebet. Und darauf heißt es weiter: „Sobald dieses geschehen, soll er sich geschwinde und hurtig anziehen, sich proper waschen, schwärzen (den Zopf machen) pudern und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertelstunde fix und fertig sein; dann sollen alle seine Domestiken und Duhan herein kommen, das große Gebet zu halten, auf die Knie fallen, darauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied aus dem Gesangbuch singen. Alsdann alle Domestiken wieder herausge-

hen sollen. Duhan soll dann das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren, dabei anmerken, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Catechismo Noltenii repitiren und soll dieses geschehen bis 9 Uhr, alsdann mit meinem Sohne herunter kommen und mit mir zur Kirche gehen und essen." Abends vor dem zu Bettegehen war wieder Gebet auf den Knien mit allen Domestiken verordnet.

„Des Montags um halb sechs Uhr," hieß es ferner in dem Reglement, „wird er geweckt und sobald solches geschehen ist, sollen sie ihn anhalten, daß er sondern sich zu ruhen, oder nochmals umzuwenden, hurtig sogleich aufsteht und muß er alsdann niederknieen und ein kleines Gebet halten, wie Sonntags früh. Sobald er solches gethan, soll er, so geschwinde als möglich Schuhe und Stiefeletten (Kamaschen) anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife (aus Sparsamkeit), ferner soll er den Hausrock anziehen, das Haar auskämmen und Schwärzen, aber nicht pudern lassen (Oekonomie). Indem er sich kämmen und einschwärzen läßt, soll er zugleich Frühstück nehmen, daß das zugleich eine Arbeit ist und muß dies Alles bis halb sieben fertig sein. Alsdann Duhan und alle seine Domestiken hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, welches Alles bis 7 Uhr dauert. Von sieben

bis neun Uhr soll Duhan die Historie mit ihm tractiren. Um neun Uhr kommt Noltenius, der soll ihn bis dreiviertel auf eilf Uhr im Christenthum informiren. Um dreiviertel auf eilf Uhr soll er sich geschwind das Gesicht mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um eilf Uhr zum Könige kommen; da bleibt er bis zwei Uhr, alsdann gleich wieder nach seiner Kammer geht. Von zwei bis fünf Uhr wieder Unterricht. Um fünf Uhr soll er die Hände waschen, und zum Könige gehen, ausreiten und sich in der Luft, nicht in der Kammer divertiren und thun was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist. So alle Tage. Am Sonnabend Repetition, um zu sehen, ob Fritzchen profitirt hat: dann ist der Nachmittag für ihn; wo nicht, muß er zwei Stunden insitzen und repitiren.

„Im Aus- und Anziehen,“ hieß es weiter in der Instruction an seine Hofmeister, „müssen sie ihn gewöhnen, daß er hurtig in und aus die Kleider kommt, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß er proper und reinlich werde und nicht schmuzig sei.“

4.

In dieser Instruction charakterisirt sich der König, ganz wie er war, als ein deutscher, einfach bürgerlicher Herr, der über Alles die propreté liebte.

Deutsche Ehrlichkeit und Häuslichkeit, und holländische Reinlichkeit waren Hauptvorzüge in Friedrich Wilhelm's sonst so höchst wunderlichem Wesen. Fleißige Handwerker und reinliche Hausfrauen belobte er sehr. Mit der Reinlichkeit konnte er an seiner Person nicht genug thun, er hatte wiederholten Wechsel der Wäsche und öfteres Händewaschen, besonders bei Tisch sich zur Gewohnheit gemacht.

Eine andere sehr achtbare Eigenschaft des Königs war seine Wahrheitsliebe. In einer Instruction von 1723 für die Räthe seines Generaldirectoriums schrieb er ihnen eigenhändig vor: „Wir wollen die Flatterien durchaus nicht haben, sondern man soll uns allemal die reine Wahrheit sagen.“ Aber er war ein gar sehr gewaltthätiger Herr und König, zu Zeiten wild und furchtbar, im Zimmer aufbrausend und entschieden despotisch.

Friedrich Wilhelm verlangte von Allen und Jedem unbedingten Gehorsam ohne Widerspruch. Kein Unterthan durfte es nur wagen „zu raisonniren.“ Die Universität zu Halle stellte ihm einmal 1731 beweglich vor, daß ein Studiosus juris von ungewöhnlich hohem Wuchs, von einigen Soldaten auf offener Straße angefallen und zum Stadtthore hinausgeführt sei. Der Bescheid lautete: „Soll nicht raisonniren! Ist mein Unterthan!“

Welche Vorstellungen hatte man damals von einer absoluten Fürstenmacht? wie anders als heute! wo er in

so despotisches Verfahren, schon zu den Unmöglichkeiten gehört; wir können daher diesem energischen Könige nicht zur Last legen, was den Ideen seiner Zeit angehörte und so wenig von den Unterthanen, die an willenlosen Gehorsam gewöhnt waren, noch von dem Monarchen und ihren Räthen als Unrecht erkannt wurde.

Friedrich Wilhelm hatte in der That den besten Willen von der Welt. Er wollte in seinen Landen nichts haben, als „gute Christen und tapfere Soldaten". Voltaire nannte ihn später nur den „Vandalen"; aber der König entschuldigte alle seine Härte und Strenge mit der Pflicht. Er äußerte öfters: „Ich bin nun der erste Diener des Staats," mit welcher Ansicht freilich seine willkürliche herrische Handlungsweise in offenbarem Widerspruch stand. Den Staat regierte er auch eben nach seiner eigenthümlichen Weise, um ihn zu beglücken. Mit eisernen Fußtritten verfolgte er diesen von ihm für gut und recht erkannten Weg der Beglückungsgewalt. Dabei war er sehr gewissenhaft und rechtlich.

Es war einmal in Stettin vorgekommen, daß er einen sonst achtbaren Beamten, der bei ihm fälschlich angeklagt war, durch den Henker hatte ausprügeln lassen. Indeß bald darauf kam dessen Schuldlosigkeit an den Tag und der König befahl, daß er an seiner Tafel speisen solle, um ihm damit eine eclatante Genugthuung zu geben. Aber es kam nicht immer so glücklich das Un-

recht an den Tag, das er in der Uebereilung des Zornes Jemandem zugefügt hatte. Er selbst glaubte dabei immer streng rechtlich zu handeln. Aber er irrte nicht selten in dem, was er für gerecht hielt.

Dabei war er sehr religiös; aber nur in solcher Weise, was er selbst als Religion gelten ließ. Seine starre Rechtgläubigkeit war eben so bizarr, als eigenmächtig, wie sein ganzes Wesen; so hatte er eine Rechtgläubigkeit ganz nach eigenem Recept und Vorschrift.

Zuweilen war er scrupulös bis zur Selbstpeinigung. Im Jahre 1727 verfiel Friedrich Wilhelm in eine religiöse Schwermuth. In Folge der Nervenkolik, wovon er häufige Anfälle hatte und der starken Gaben von Jpeeacuanha die er dagegen einnahm, stellte sich bei ihm eine finstere Hypochondrie ein, worin er von nichts sprach, als der Welt zu entsagen und die Regierung zu Gunsten des Kronprinzen niederzulegen. Er selbst wollte sich dann nach dem Harz zurückziehen in ein Lustschloß, das er dort besaß und nur dem Gebet und der Gottseligkeit leben.

Es war dem Stifter des halleschen Waisenhauses, August Hermann Francke gelungen einen verderblichen Einfluß auf das Gemüth des Königs zu gewinnen. Dieser Geistliche machte ihm die unschuldigsten Dinge zur Gewissenssache. Er verwarf alle Vergnügungen als verdammlich, selbst die Musik und die Jagd. Man solle,

verlangte er, allein nur von dem Worte Gottes sprechen. Alles andere Gespräch war verboten. Bei Tafel führte Francke immer das Wort und machte den Vorleser wie im Refectorium eines Klosters. Der König las der Königin und Prinzessin Wilhelmine, auch dem Kronprinzen, wenn dieser anwesend war, täglich eine Predigt vor; sein Kammerdiener stimmte dann einen Kirchengesang an und Alle mußten mitsingen. Und seine Demuth war so groß, daß der König, als ihm einer seiner Kammerdiener den Abendsegen vorlas und als die Worte kamen: „Der Herr segne Dich!" aus Respect sagte: „Der Herr segne Sie," ihn sofort anfuhr: „Hundsfott, lies recht, vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie du."

Der Prinz Friedrich und Prinzessin Wilhelmine konnten sich unter einander bei solchen Uebungen nicht ansehen, ohne Mühe zu haben ein Lachen zu unterdrücken. Doch wenn sie einmal bei der plärrenden Stimme des vorsingenden Kammerdieners mit Lachen herausplatzten, gab es ein Donnerwetter von Seiten des Königs, und eine Strafpredigt des Geistlichen, die sie mit einem demüthigen Bußgesicht aufnehmen mußten. Kurz, der „Hunde-Francke" wie sie ihn nannten, machte, daß die ganze königliche Familie in Potsdam leben mußte, wie in einem Kloster von La Trappe.

5.

Grumbkow und der Fürst von Anhalt Dessau ga-

ben anfangs nicht viel auf diese üble Laune des Königs, wie sie seine Abdankungs=Ideen nannten. Als es aber immer mehr Ernst damit zu werden schien, geriethen sie in nicht geringe Besorgniß. Dankte der König ab zu Gunsten des Kronprinzen, so kam wahrscheinlicher Weise die Königin zur vormundschaftlichen Regierung und um ihren Einfluß am Hofe war es dann geschehen. Diese gemeinschaftliche Gefahr näherte die in gespannten Verhältnissen damals lebenden beiden Günstlinge einander wieder. Eversmann wurde von beiden Seiten ins Verständniß gezogen und dieser stolze gewandte Kammerdiener, der gewohnt war sich mit den Höchstgestellten auf gleichen Fuß zu setzen, veranlaßte ein zufällig scheinendes Zusammentreffen beider in einer der dunklen Alleen, die noch dicht am Wasser im Lustgarten stehen geblieben waren. Er selbst blieb bei dieser ersten Conferenz gegenwärtig.

„Was sagen Ew. Durchlaucht," nahm Grumbkow das Wort, mit einer Unbefangenheit, als sei nichts vorgefallen, „zu der jetzigen unglücklichen Stimmung des Königs? Er hält sich im vollen Ernst für den Knecht Gottes und die Pfaffen haben ihn ganz in ihren pietistischen Banden."

„Himmeltausend, Kreuz=Schockschwerenoth, das muß anders werden oder mit unserm Einfluß hat es ein Ende," polterte der Dessauer in seiner gewohnten soldatischen Manier heraus.

„Auch mit meinem Regiment wäre es ein Ende,“ erklärte Eversmann halblaut.

„Vergebens“, fuhr Grumbkow fort, „habe ich mit dem österreichischen Gesandten, Herrn von Seckendorf, auf den der König so große Stücke hält, alle Ueberredungskünste aufgewendet, den König auf andere Gedanken zu bringen. Selbst die wichtigsten politischen Bedenken haben nichts vermocht, ihn von der Idee der Abdankung abzubringen. Mit jedem Tage wird der König bigotter; man darf selbst in seinem Tabakscollegium nicht mehr lachen und lustig sein, so giebt es gleich eine Strafpredigt, daß das eine gräßliche Sünde sei.“

„Die Sache muß auf eine andere Art angefaßt werden. Ich kenne den König am besten. Die Frömmigkeit ist ihm doch noch nicht so recht ins Fleisch und Blut übergegangen. Er muß reisen, an dem üppigen und glänzenden Hofe des Königs August II. von Polen und Sachsen wird er bald geheilt werden von seinen Gewissenskrupeln.

„Der Einfall ist nicht übel,“ sprach Grumbkow. „Hol mich der Teufel, wenn es nicht das einzige Mittel ihn zu erheitern ist,“ fügte der Dessauer hinzu. „Der sächsische Hof ist jetzt der glänzendste in Europa. Der König ist ein splendider gastfreier Herr, der sich eine Ehre daraus machen wird, seinen königlichen Gast aus einer Lustbarkeit in die andere zu führen.“

„Und wer weiß,“ sagte Grumbkow schlau, „ob sich der König unser Herr dort nicht verleiten lassen wird eine Mätresse aus unserer Hand anzunehmen; dann sind wir geborgen.“

„Darauf hoffen Sie nicht, meine Herren,“ sagte Eversmann. „Der König ist, wie ein bürgerlicher Hausvater, treu seiner ehelichen Pflicht und würde nie zu bewegen sein, diese zu verletzen.“

„Nun nun, die Geschichte von Fräulein von Puttkammer,“ sprach Grumbkow.

„War nichts,“ entgegnete Eversmann, „als ein lustiger Einfall despotischer Laune; denn als die Puttkammer seine zu derbe Galanterie auf eine fühlbare Weise abgewiesen hatte, sprach er doch in seinem festen Rechtsgefühle: sie hat ganz recht gehandelt, sie ist doch eine brave Person.“

„Aber wie wird es möglich sein unsern frommen Herrn dazu zu bewegen. Er thut nichts ohne seinen hallischen Gewissensrath und dieser wird ihm die Hölle an die Wand malen, wenn unser König an den glänzenden Mätressenhof August des Starken nur zu denken wagte.“

„Darum werden nur politische Beweggründe wirksam sein. Ich werde ihn darauf aufmerksam machen, wie bedenklich es für Preußens Interesse ist, daß König August vor Kurzem dem wiener Tractat beigetreten und

daß eine Allianz mit Polen und Sachsen nur durch des Königs persönliche Gegenwart erhalten werden könnte."

„Gut aber dazu wird Zeit gehören. Man darf dem Könige niemals merken lassen, daß man ihm einen Rath geben will, sonst widerstrebt sogleich sein entschiedener Eigenwille."

„Seid außer Sorgen, Herr Eversmann," entgegnete Grumbkow dem Kammerdiener; ich weiß ihn zu behandeln. Jeden Gedanken, den ich ihm einblase, muß er für seinen eigenen halten. Und um den fremden Pfaffen zu beschwichtigen, sorge ich dafür, daß im Tabackscollegium von allen Seiten dem Könige erzählt werde, wie der dresdner Hof jetzt fromm geworden sei und aus dem Sodom und Gomorra eine reuige Zerknirschung bekehrter Sünder geworden sei; wie man dort jetzt mehr bete und singe als tanze und trinke."

„So wird's gelingen Himmeltausend Donnerwetter," rief der Dessauer erfreut, „besonders da der Hof nach Wusterhausen geht, wo die Jagdlust den König ohnehin schon heiterer stimmen wird."

6.

Nach dieser Verabredung wurde denn auch verfahren und es gelang den König zu bewegen, einer von Grumbkow veranlaßten Einladung des Königs August des Starken nach Dresden zu folgen. Und so reisete

er denn in der Mitte Januars von Wusterhausen dorthin ab.

Die Königin ging am andern Tage nach Berlin. Am Nachmittage desselben Tages besuchte der junge Kronprinz Friedrich seine Schwester Wilhelmine und beklagte sich mit betrübtem Herzen, daß der König ihn nicht habe mitnehmen wollen. Zum Unglück solle er nun noch die Tage der Abwesenheit des Königs in Potsdam zubringen, „in diesem langweiligen Potsdam," fuhr er fort, „wo man nichts sieht als Soldaten wie Häuser so groß und Häuser, wie Soldaten uniformirt und in Reihe und Glied gestellt."

Diese sarkastische Bemerkung des Prinzen bezog sich treffend auf die langen schnurgeraden Straßen der Neustadt, die der König hatte bauen lassen. Alle Häuser waren von gleichem Zuschnitt und gleicher Form, fünf Fenster Front, die Thür in der Mitte, von Holz mit Fachwerk gebaut, von gleicher Höhe und Breite, die Soldatenstube unten links, und alle gleich angestrichen, das Holzwerk orangefarbig und das Fachwerk weiß.

„Dabei," fuhr der Kronprinz in seiner satyrischen Weise fort, „hat der König ganze Wälder einrammen lassen, um einen großen Sumpf (den faulen See) in Exercirplätze und die Wohnungen der Frösche in menschliche Logis zu verwandeln, in denen man keine Nacht dafür sicher ist, an einem schönen Morgen beim Aufwa-

chen sich in Sumpf und Moder erstickt zu sehen, oder beim Spazierenreiten plötzlich von der Erde zu verschwinden und im Schlamm zu versinken."

Diese Andeutungen versteht man nur, wenn man die ganz eigenthümliche Bauliebhaberei des Königs kennt. Für Verschönerungen hatte er keinen Sinn, aber für das Praktische und Nützliche scheute Friedrich Wilhelm I. keine Kosten. In dieser Beziehung that dieser haushälterische König viel für die Aufnahme der Stadt, zog zahlreiche Colonisten vom Auslande herbei, um Manafacturen und Gewerbe zu haben, machte Potsdam zur Garnison für sein Gardegrenadierregiment, das er mit großen Kosten auf 3000 Mann gebracht hatte, von denen der Kleinste dieser Riesen seine 6 Fuß maß.

Auch ließ der König den faulen See, einen fast grundlosen Morast ausfüllen und ganze Wälder von Baumstämmen einrammen, um einen festen Baugrund für die Häuser zu gewinnen, womit der Platz geschmückt werden sollte und nicht selten versank eine solche kaum gewonnene fest scheinende Fläche in die Tiefe des Sumpfes und mußten neue Baumlager aufgerammt werden. Zur Trockenlegung solcher Plätze erhielt der durch die Stadt gehende Kanal eine andere Richtung und eine feste Brüstung. So entstanden der Wilhelmsplatz, die Plantage früher als Kirchhof für die langen Soldaten und der Bassinplatz, damals und zum Theil noch heute gute

Exercirplätze. Aber manches Haus war kaum gerichtet, so versank es auch schon wieder im Sumpf und mußte mehreremale wieder neu pilotirt werden. Der Grund war bei alledem noch so unsicher, daß der König bei einer Besichtigung der Ausfüllungsarbeiten auf dem heutigen Wilhelmsplatz mit dem Pferde versunken wäre, hätte ihn nicht die Kraft und Schnelligkeit seines trefflichen englischen Pferdes gerettet.

Potsdam würde nie die heutige Schönheit, Regelmäßigkeit und Größe erreicht haben, wenn nicht die energische Willenskraft und freigebige Baulust dieses Königs den Grund dazu gelegt hätte.

„Und das Schrecklichste in Potsdam," fuhr Prinz Friedrich fort, „wird für mich die Fortdauer des Tabackscollegiums sein, dem ich am Ende, wie der König, alle Abende präsidiren soll, mit der holländischen Thonpfeife im Munde, die große silberne Bierkanne vor mir, aus der die Deckelkrüge mit schäumendem Ducksteinbier, welches der König aus dem Städtchen Königslutter im Braunschweigschen kommen läßt, und dabei die rohen Späße ansehend, welche Pagen und Officiere mit dem gelehrten Erzpedanten, dem zum Freiherrn und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und Oberceremonienmeister vom Könige erhobenen Hofnarren Gundling, sich erlauben dürfen; wenigstens ist so viel gewiß, daß der König meinen Hofmeister Graf von Finkenstein, bei aller-

höchster Ungnade und Leib und Leben anbefohlen hat, daß ich mich mit den verhaßten französischen Politessen und den schönen Wissenschaften, womit mir mein guter Duhan im Stillen so manchen köstlichen Genuß gewährt, nicht beschäftigen soll; eben so ist mir bei strenger Ahndung verboten die verdammte Querpfeiferei, mein liebes, süßes Flötenspiel, zu treiben; dagegen soll ich mit Niemandem verkehren als mit den jungen Officieren um von ihnen humeurs und vivacité zu lernen, zu deutsch: Rohheiten und Gemeinheiten. O pfui über dieses Treiben, das auch meine höhere gebildete Frau Mutter so sehr haßt, und dann soll ich stets die blaue Montur mit weißen Stiefeletten und dem kleinen dreieckten Tressenhütchen auf dem steifgelockten, gepuderten und langgeschwänzten Kopf tragen. Sähe er mich einmal im französischen Haarbeutel, und in meinem halbblauen Sammtkleide, welches mir die Königin heimlich geschenkt hat, ich glaube, er prügelte mich trotz meines Obristenpatents halbtodt. Und um Alles zu erfahren, hat er einen Aufpasser und den Dessauer hier gelassen, und ich soll hier versauern und mir am Ende aus Desperation eine Kugel vor den Kopf schießen, während ich doch an dem galanten sächsischen Hofe wenigstens feine Turnüre gewinnen und meinen Geist und Kunstgeschmack bilden könnte."

Der junge Prinz war so betrübt, daß seine Lieblingsschwester ernstlich Mitleid mit ihm hatte. Sie bil-

dete in ihrem schlauen Köpfchen schnell einen Plan, seine Berufung nach Dresden zu bewirken und sagte ihm, er möge nur ganz ruhig und dem Könige gehorsam nach Potsdam gehen: sie würde dann schon dafür sorgen, daß seine Wünsche erfüllt würden.

7.

Prinz Friedrich hatte schon in seinem sechsten Lebensjahre die allgemeinste Bewunderung bei allen denen erregt, die Geist genug besaßen das sich später so herrlich entwickelnde Genie in seinem ersten Aufkeimen zu erkennen. Schon im Jahre 1718 schrieb ein vielgewanderter Tourist, ein Herr von Lone während seines Aufenthalts in Berlin über ihn: „Der Kronprinz zeigt bei einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz Außerordentliches; er ist ein überaus munterer und lebhafter Prinz und hat eine feine und geistreiche Bildung. Seine Gouvernante redet von ihm nicht anders als mit Entzücken; und sagte mir: „Se. K. H. haben den Witz eines Engels," freilich ein seltsamer Vergleich; aber ohne Zweifel sehr gut gemeint, er faßt und lernt Alles, was man ihm vorlegt, mit der größten Leichtigkeit u. s. w."

Seine Schwester, Prinzessin Wilhelmine nannte ihn den liebenswürdigsten Prinzen von der Welt. In der That waren seine großen blauen Augen sprühend von

Geist; und ein feines Lächeln auf seinen Lippen, das Anmuth und Milde verrieth, gab ihm jene Armuth, die unwiderstehlich anzog und sein Blick und die hohe Stirn gaben seiner Erscheinung eine gewisse angeborne Hoheit und Majestät, die durch Leutseligkeit gemindert wurde.

Der Freiherr von Seckendorf, dieser scharf beobachtende österreichische Gesandte schilderte ihn dagegen später im Jahre 1725, in einem Briefe an den Prinzen Eugen: „Obgleich der König den Kronprinzen herzlich liebt, so fatiguirt er ihn mit Frühaufstehen und Strapazen den ganzen Tag dergestalt, daß er schon bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aussieht, als ob er schon viele Campagnen mitgemacht hätte. Die Absicht des Königs geht dahin, daß er nach seiner ihm beiwohnenden Inclination den Soldatenstand allen übrigen Wissenschaften vorziehe, die Sparsamkeit und Genauigkeit bei Zeiten kennen lernen und sich in keine Commodité oder Plaisir, als was er, der König selbst achtet, verlieben solle.

„Man merkt augenscheinlich, daß diese Art zu leben, wider seine Inclination und folglich just einen conträren Effect mit der Zeit haben wird, maßen des Kronprinzen Humeur ohnehin mehr auf Generosität, Propreté, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, auch dabei uninteressirt, liberal und barmherzig ist, wie er denn überhaupt so viel Inclination zu allerhand Wissenschaften und sonderlich zur Mathesis und Mechanik hat. Er

zeichnet aus freier Hand recht artig und merkt Alles an, worin er hingegen, auf expresses Verbot seines Vaters keinen Unterricht erhält. So darf er auch mit keinem Andern als Militär und meistens Subalternofficieren umgehen, da sonst seine Inclination dahin geht, mit Personen, die etwas wissen, sich zu unterhalten."

Friedrichs feiner, rascher und feuriger Geist fühlte sich durch das pedantische Schlendriansleben, das er führen mußte, durch dieses unablässige Exerciren, dieses Absperren von Musik und Büchern, zu denen ihn seine Herzensneigung hinzog, und die sein Vater ihm unablässlich verbot, in eine höchst gedrückte, fast unerträgliche Lage versetzt.

Nun war auch, durch den strengen Willen seines Vaters, daß er nach Potsdam gehen solle, der lange gehegte Lieblingswunsch, endlich einmal einen Hof zu sehen, den Geschmack an schönen Künsten, glänzende Prachtliebe und französische Galanterie so berühmt gemacht hatte. Auch diesen Wunsch sollte ihm seine Lieblingsschwester erfüllen.

8.

Am folgenden Tage hielt die Königin Appartement, wobei auch der sächsische Gesandte zugegen war. Herr von Suhm war ein Mann von Geist, der dem Kronprinzen, sowie der Prinzessin sehr ergeben war. Sobald die Prinzessin ihn erblickte, rief sie ihm im scherz-

haften Tone zu: „Aber Ihr König ist gar nicht artig, daß er meinen Bruder vergißt, und ihn ganz allein in Potsdam schmachten läßt, während in Dresden Alles in Lust und Freude schwimmt.“

„Ich erstaune, königliche Hoheit,“ entgegnete Herr von Suhm, „so eben das erste Wort zu hören, daß der Kronprinz mit Sr. Majestät dem König nicht abgereist sei. Ich darf aber auf Ehre versichern, daß mein Herr der König sich eine wahre Freude daraus machen wird den Kronprinzen bei sich zu sehen. Ich werde sogleich eine Staffette absenden, um meinen Herrn zu benachrichtigen, daß Se. Hoheit der Kronprinz sich nicht im Gefolge Sr. Majestät des Königs befinde.“

„Das wird sehr gut sein,“ entgegnete Prinzessin Wilhelmine, in diesem Fall aber müßte ich bitten, weder mich noch meinen Bruder als Veranlassung zu nennen; sondern die Nachricht ganz als ihren eigenen Einfall zu geben.“

So geschah denn auch. Der Courier ging noch in derselben Nacht ab und so schnell als möglich erhielt der Kronprinz den Befehl von seinem Vater, augenblicklich nach Dresden zu kommen.

9.

Diese Verwendung ist der Prinzessin Wilhelmine nachmals hundertmal leid gewesen, denn der üppige Hof

in Dresden, der durch die Carnevalszeit, die damals gerade dort gefeiert wurde, noch ausgelassener geworden war, hatte verführenden Einfluß auf den feurigen jungen Prinzen geübt.

August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, der bekanntlich bei Tafel zur Unterhaltung silberne Teller wie Papier aufrollte und Hufeisen mit einer Hand zusammendrückte und davon den Beinamen der Starke führte, liebte die Weiber ungemein. An seinem glänzenden Hoflager hielt er sich ein ganzes Serail von bildschönen Frauen und Mädchen und eine Reihe der einflußreichsten Mätressen, deren Geschichte Pölnitz in seiner la Saxe Galante erzählt, kosteten ihm und dem Lande viele Millionen, die er durch Geschenke an dieselben und die glänzendsten Feste, welche er mit französischer Eleganz und wahrhaft königlicher Pracht zu arrangiren wußte, wie kein Anderer verschwendete.

Seine Ausschweifungen, sowohl in der Liebe, wie im Trinken überstiegen alle Begriffe. Seine damalige Geliebte war die schöne Gräfin Orzelzka, die Tochter einer französischen Kaufmannsfrau, welche der König unter diesem Namen zur Gräfin erhoben und glänzend ausgestattet hatte; sie galt am Hofe für seine natürliche Tochter.

Als der König Friedrich Wilhelm I. nach Dresden kam, empfing ihn König August mit offenen Armen und

da ihn sein Gesandter in Berlin von der religiösen Schwermuth, in welche der König verfallen war, unterrichtet hatte, so verdoppelte er seine Bemühungen, seinem hohen Gast die volle Heiterkeit wieder zu geben. Das gelang denn auch mehr als zu gut. Der König wurde von einem Feste zum andern fortgezogen und diese arteten nicht selten in wahre Orgien aus. So lange es beim tapfern Trinken blieb, stand der König seinen Mann, der eine Ehre darin setzte Andere unter den Tisch zu trinken und dann selbst noch mit dem Pokal alten Rheinwein oder feurigen Ungar stramm am Tisch zu sitzen. Wenn es aber auf den Punkt der Galanterie kam, so ließ der ehrbare König, der nachmals noch auf seinem Sterbebette sich vor Gott und seinem Beichtvater einen Ruhm daraus machte, daß er niemals das sechste Gebot übertreten habe, sich das wohl gefallen, aber ein Schritt weiter und er wurde unangenehm.

Grumbkow, der sich in der Suite des Königs befand, rieb sich vergnügt die Hände. Er sah, wie der König seine pietistischen Pfaffen, seine Gewissensscrupel und die hypochondrische Idee, die Regierung nieder zu legen, aufgegeben hatte und da er seinen Herrn stets bei so guter Laune sah, so zweifelte er nicht, daß es ihm an diesem galanten Hofe noch gelingen werde seinen alten Plan, ihm eine Mätresse zu geben, durch deren Einfluß dann er und der Dessauer sich in der Gunst des Kö-

nigs festgesetzt haben würde, auszuführen. Um ihn dazu zu verleiten, nahm er seine Verabredungen mit dem König August, der sich weidlich ergötzte bei dem Gedanken den in diesem Punkt so sittlich strengen König zu Ausschweifungen zu verleiten, wie er sie selbst liebte.

Eines Tages, als man tüchtig geschmauset hatte und der feurige Ungar heißes Blut in alle Adern gegossen, führte der König von Polen den strengen Preußenkönig, der aber auch schon ganz aufgeweckt worden war, immer fort schwatzend durch eine Reihe von glänzend mit Wachskerzen erleuchteter Zimmer. Die übrigen Gäste folgten den beiden Königen; unter diesen auch der damals siebzehnjährige Kronprinz Friedrich. So kamen sie endlich in ein großes Prunkzimmer, in welchem alles Geräth äußerst prächtig war. Der preußische König bewunderte alle die kostbaren Pendulen, Gemälde, mit vergoldeten Barockrahmen, Marmortische, reich vergoldeten und zierlich geschnitzten Meublen, die Vasen von Porzellan, die Statuetten von carrarischem Marmor auf dem reichen Marmorkamin und die mit Gold durchwirkten schweren Brokattapeten und Vorhänge.

König August machte ihn ganz besonders auf jede einzelne Sehenswürdigkeit aufmerksam, unter andern auf eine trefflich gemalte Venus von Titian.

Der König warf kaum einen Blick darauf und murmelte vor sich hin: „Unanständige Schildereien! meine

gemalten Gardeofficiere auf dem Corridor des Potsdamer Schlosses sind mir lieber.

König August, der diese Bemerkung gehört hatte, sprach äußerst artig zu ihm. Sie haben recht, Majestät, Alles gemalte Fleisch ist eine verpfuschte Natur, ich werde Ihnen eine Venus zeigen, die weit schöner gemalt ist als alle Titians meiner Galerie.

Der König machte eben eine abwehrende Bewegung, als König August auch schon ein Zeichen gegeben hatte und in demselben Augenblick eine Tapetenwand niedersank, die ein künstlerisch beleuchtetes Bild von wunderbarer Schönheit enthüllte. Es war in der That eine schlafende Venus, die einen Körper zeigte, so weiß wie Elfenbein, vom Rosenlicht der Jugend angehaucht. Die tageshelle Beleuchtung von hundert Wachskerzen, die dem Zuschauer verdeckt angebracht waren, ließ jede bläuliche Ader und die weichen üppigen Conturen an diesem lebenden Bilde erkennen. Der König von Polen und Grumbkow zweifelten nicht, daß bei diesem reizenden Anblick alle Sinne des ohnehin vom Wein entflammten Königs aufgeregt und der Wunsch dieses entzückende Wesen zu besitzen, in ihm geweckt sein werde. Und doch hatten sie sich gewaltig verrechnet. Kaum hatte der König bemerkt, daß man ihm ein nacktes Frauenzimmer zeigen wollte, so wendete er sich verletzt ab und sprach trocken zum Könige

von Polen, indem er fort gehen wollte: „ja, sie ist sehr schön!“

In diesem Augenblick aber bemerkte er seinen Fritz, der mit brennenden Augen das schöne Bild betrachtete. Nichts konnte dem strengen Vater unangenehmer sein; vergebens hatte er dem Hofmeister desselben die strengste Instruction ertheilt dem Kronprinzen bei Leib und Leben und seiner allerhöchsten Ungnade eine Aversion gegen das Frauenzimmer beizubringen; hier aber war mit einem Blick alle Philosophie guter Lehren zu Wasser geworden. Der König hielt seinen Kronprinzen den kleinen dreieckten Hut vor die Augen und befahl ihm sich sofort zu entfernen.

Doch war es damit zu spät. Der Prinz hatte mehr als genug gesehen, um die ihm instructionsmäßig beigebrachte Aversion gegen das Frauenzimmer länger beibehalten zu können.

Noch an demselben Abend sprach der König gegen Grumbkow seinen Unwillen darüber aus. Ich liebe solche frivole Scenen nicht und mache Sie dafür verantwortlich, daß dergleichen mir nicht wieder vorkommen.

Weit verführerischer war der Eindruck dieses Bildes auf den Kronprinzen gewesen. Er übertrug das schöne Bild auf die Gräfin Orzelzka, die als erfahrene Kokette sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen schien dem jungen Prinzen den ersten Unterricht in der Kunst

zu lieben zu geben, um alsdann entweder ihren Spaß mit ihm zu treiben, oder ihn in die Mysterien der Liebe einzuweihen.

Der König von Polen, der ungeheuer eifersüchtig auf seine damalige Favoritsultanin war, hatte bald bemerkt, daß Prinz Friedrich Glück gemacht hatte in der Gunst der feurigen Orzelzka, die übrigens in dem Rufe stand neben dem Könige ihre Halbbrüder, die natürlichen Söhne des Königs heimlich zu begünstigen. Um diese Neigung des Kronprinzen abzuleiten, ließ er ihm die schöne Formera anbieten, welche die Venus des Cabinets gewesen war. Der feurige junge Prinz nahm diesen verführerischen Vorschlag an und die erste Blüthe seiner bis dahin unverdorbenen Jugend war gebrochen.

Der König hatte keine Ahnung davon. Sehr vergnügt und zufrieden reiste er von Dresden ab, nachdem er den König von Polen zur nächsten Musterung der preußischen Truppen nach Berlin zu sich eingeladen hatte.

10.

Während der vier Wochen, die der König und der Kronprinz am üppigen Hofe nur in Lust und Freuden schwelgten, führte die arme Prinzessin Wilhelmine in Berlin das traurigste Leben von der Welt.

Die Hauptschuld ihrer ewigen Peinigung trugen zwei neu Begünstigte von Seiten der Königin, die höchst

intriguante junge Gräfin Amalie, eine Tochter des so achtbaren Grafen von Finkenstein und die boshafte Ramon, eine Kammerfrau der Königin. Diese hatte die Schwäche sich von beiden leiten zu lassen, welche jedoch, obgleich sie gemeinsames Interesse verfolgten, einander haßten wie die Spinnen und nur in solchen Intriguen einig waren, wo es galt im gemeinschaftlichen Interesse zu handeln und dahin gehörte besonders die Erhaltung einer steten Aufregung der Königin gegen ihre Tochter. Uebrigens hütete sich jede von ihnen ihre verhaßte Nebenbuhlerin bei der Königin zu verläumden. weil sie nur zu gut die Gunst kannten, worin die Andere bei ihr stand und daher bei dem leisesten Versuch einer Verdächtigung derselben einen Rückschlag auf sich selbst befürchten mußte.

Die Gräfin Amalie verfolgte die Prinzessin fortwährend mit Stichelreden und behandelte überhaupt die schon neunzehnjährige hochgebildete Prinzessin immer noch wie ein Kind, obgleich sie selbst nicht viel älter war als diese. Von der Königin ließ sich die Prinzessin geduldig anfahren und um jede Kleinigkeit, oft ohne Ursache ausschmälen; aber von dieser vorlauten und impertinenten jungen Hofdame war es ihr unmöglich eine solche Behandlung zu ertragen. Mit Mühe enthielt sie sich darauf zu antworten, wie es die Frechheit dieser Person verdient hätte; aber indem sie sich bemühte den Aerger in sich zu verbergen, litt sie um so mehr an Bekümmer-

niß darüber. Kaum reichte indeß ihre Geduld hin, um sich damit gegen diese Person und noch mehr gegen ein neues Ungeheuer, welches ohne Bildung, mit um so mehr Frechheit, auf die Gunst der Königin vertrauend, die Prinzessin auf das Empfindlichste chicanirte.

Diese Frau Ramon war Wittwe, oder hatte vielmehr, wie die Samariterin, mehr wie einen Mann zugleich gehabt. Die erheuchelte Frömmigkeit derselben, ihre vorgebliche Mildherzigkeit und die langen moralischen Reden, die sie bei jeder Gelegenheit hielt, hatte Frau von Blaspiel bewogen gehabt, sie der Königin zu empfehlen. Als diese von der jüngern Prinzessin Amalie entbunden wurde, leistete sie mit Geschick die Dienste einer Hebamme bei der Königin und schlich sich so in das Vertrauen derselben ein, daß sie Alles über dieselbe vermochte. Der Prinzessin Wilhelmine blieb nichts übrig, als Grobheit mit Höflichkeit zu vergelten, denn eine Beschwerde bei der Königin würde das Uebel nur noch ärger gemacht haben.

Nachdem diese Mißhelligkeiten eine Zeitlang gedauert hatten, ging der königliche Hof nach Potsdam.

Dieser Aufenthalt, sonst der Prinzessin so unangenehm, kam ihr doch jetzt erwünscht, indem sie hoffte, dadurch von den Verfolgungen der Gräfin Amalie, die in Berlin zurückbleiben sollte, befreit zu werden.

Indeß kam sie, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe. In Potsdam, wo es der Köni-

gin an Unterhaltung fehlte, ließ sie um so mehr ihre üble Laune gegen die Prinzessin aus. Sie war stets in einer höchst gereizten und erbitterten Stimmung nicht sowohl gegen diese, als auch besonders gegen die treffliche Sonnenfels, die, wie sie meinte der Prinzessin Ansichten und Meinungen in den Kopf setzte, die ihr nicht gefielen. Hundertmal drohte sie: mit dem Könige darüber reden zu wollen, daß er diese ihr widerwärtig gewordene Person entfernte; aber sie wagte nicht diese Drohung auszuführen, da sie wußte, welche ausgezeichnete Achtung der König für Fräulein von Sonnenfels hegte.

Indeß durch die Unterwürfigkeit der Prinzessin Wilhelmine und selbst durch die Verwendung des Grafen von Finkenstein, der die Intriguen seiner Tochter, der Gräfin Amalie nicht kannte, und der, wenn er sie gekannt hätte, dieselben sicher nicht gebilligt haben würde, wurde der Frieden wiederhergestellt.

Die Mißhelligkeiten hatten immer noch die frühere Quelle, die Heirathspläne des Königs und der Königin für die Prinzessin Wilhelmine waren immer noch Gegenstand der häuslichen Mißhelligkeiten dieses hohen Hauses, unter welchen die Prinzessin selbst am meisten leiden mußte.

Wir haben über den Lauf dieser Verhandlungen mit dem englischen Hof noch Einiges nachzuholen.

Neuntes Capitel.

Zerwürfniß zwischen dem preußischen und englischen Hofe. — Grumbkow's Intriguen. — Project einer Heirath der zweiten Prinzessin, Tochter des Königs, mit dem Markgrafen von Anspach. — Tod des Königs von England. — Des Königs Briefe aus Dresden. — Melancholie des Kronprinzen nach seiner Rückkehr. — Krankheit desselben aus Liebe zu der Orzelzka. — Engländer und Hannoveraner am Hofe in Berlin. — Gerücht einer Incognitoreise, des Prinzen von Wales nach Berlin. — Ankunft des Königs von Polen. — Erster Besuch am Hof. — Der Kronprinz von Polen. — Die Staatszimmer im Schloß. — Reichthum an Silbergeräth. — Das goldene Geräth der Königin. — Der gute Ton am Hofe der Königin. — Des Königs Popularität. — Sein Charakter. — Glänzende Audienz der Suite August II. — Prinz Friedrich. — Appartement bei der Königin. — Verhältniß des Kronprinzen zu der Gräfin Orzelzka. —

1.

Schon seit dem Jahre 1725 hatte die Einigkeit der beiden Höfe von Berlin und London angefangen zu erkalten; außerdem war auch der König sehr empfindlich über die mancherlei Verzögerungen der Heirath des englischen Prinzen mit der Prinzessin Wilhelmine.

Grumbkow trug das Seinige dazu bei, diese Verstimmung des Königs zu nähren und wo möglich noch

zu steigern. Er sagte dem Könige wiederholt, der König von England suche ihn nur hinzuhalten; er habe seine Einwilligung nur zum Schein gegeben, um ihn für seine Partei zu gewinnen; sobald er ihn nicht mehr nöthig hätte, würde er schon die Maske abwerfen und sich dann wenig um sein gegebenes Wort kümmern.

Wir wissen, daß Grumbkow vom österreichischen Cabinet bestochen war, daß es im Interesse Österreichs lag, das Bündniß Preußens mit England zu zerreißen, um Preußen gänzlich von der kaiserlichen Cabinetspolitik abhängig zu machen.

Diesem Cabinet hat es nie an geschickten Diplomaten gefehlt, um seinen Einfluß geltend zu machen. Einer der gewandtesten, die es je gegeben, war der schon genannte Herr von Seckendorf. Er verfügte über bedeutende Summen, die er zu Bestechungen des Ministers von Grumbkow und der nächsten Umgebungen des Königs und der Königin anwendete. So erfuhr er Alles, was dort am Hofe vorging und selbst die scheinbar unbedeutendste Aeußerung des Königs, der sich oft sehr rücksichtslos aussprach, war ihm wichtig für die Politik seines Hofes.

Dem Könige war aus mehr als einer Ursache sehr viel gelegen an der Heirath seiner Tochter Wilhelmine mit dem Herzog von Gloucester. England und die anderen mit ihm verbündeten Mächte hatten ihm

für diesen Fall die Investitur von Jülich und Berg garantirt.

Allein der König mit seinem geraden und offenen Sinn hatte stets das Unglück sich von Menschen einnehmen zu lassen, die seines Vertrauens unwürdig waren und es verstanden seinen so leicht aufbrausenden Charakter für ihre Zwecke zu benutzen. Grumbkow hatte es nur zu gut verstanden den König gegen den König von England aufzubringen und damit im österreichischen Interesse den Bruch mit diesem Cabinet vorzubereiten. Seckendorf's Aufgabe war es nun die Intriguen weiter zu führen und den Plan der Losreißung Preußens vom englischen Bündnisse durchzuführen.

Schon seit seiner Ankunft in Berlin hatte er damit begonnen den Neigungen des Königs zu schmeicheln. Er kannte ihn schon von der Zeit her, als er noch in sächsischen Diensten stand und begann damit, daß er beim Antritt seines Gesandtschaftspostens in Berlin ein zahlreiches Gefolge von riesigen Haiducken mit sich führte, von denen der kleinste seine sechs Fuß maß. Diese seltsame Begleitung wurde dem Könige vorgestellt und mit einem Gruß vom Kaiser begleitet, der ihm die Werbung in Ungarn zugestand und noch obenein ihm die Erlaubniß gab, in allen seinen Staaten die größten Männer auszusuchen, um sie in seinem Dienst zu verwenden. Die großen Haiducken als Probe der ungarn-

schen Riesen, die ihm so freundlich der Kaiser von Oesterreich verheißen hatte, wurden ihm zum Geschenk gemacht und in die blaue Montur gesteckt, bildeten sie den schönsten Schmuck seines Garderegiments.

Wer war glücklicher als der König Friedrich Wilhelm? prächtige Feste, die ihm Seckendorf außerdem noch gab, gewannen ihm unbedingt seine Gunst; denn der ökonomische König liebte das Wohlleben an einer luxuriösen Tafel; aber es mußte nur ihm selbst keine Kosten veranlassen. Bei diesen Festen zu denen nur Seckendorf's und Grumbkow's Creaturen Zutritt hatten, gelang es ihnen leicht den König für den Kaiser zu gewinnen.

Und dennoch fand der Bruch der Tractate mit England noch immer seine Schwierigkeiten, weil der König die Hoffnung nicht aufgeben konnte, die Heirath dennoch zu Stande zu bringen.

Alle diese Ränke machten der Königin unendlich viel Kummer. Sie sah voraus, daß die unangenehmsten Folgen derselben nicht ausbleiben würden. Der König in seiner höchst aufgeregten Stimmung hörte nicht auf, seine Galle gegen den König von England zu ergießen und ihn nur mit den schimpflichsten Beiwörtern zu nennen. Die Königin konnte es nicht ertragen, ihren Vater von ihrem königlichen Gemahl so beschimpft zu sehen. Sie antwortete darauf mit Empfindlichkeit und daraus entstanden

täglich die ärgerlichsten Zänkereien, die nur mit völligem Zwiespalt endigten.

Aber das war nur der Anfang eines Unglücks für die arme Wilhelmine, das sich aus diesen Mißhelligkeiten endlich entwickelte.

Im Jahre 1727 stieg Seckendorf's Ansehen mit jedem Tage. Er verfehlte niemals im Tabackscollegium sich einzustellen und da er selbst keinen Taback rauchen konnte, so nahm er wenigstens eine kalte Pfeife an den Mund und that mit der ernsthaftesten Gravität so, als ob er als eifriger Raucher den Rauch von sich blies. Bei dieser Gelegenheit, wo der König oft guten Humors war, ließ sich am besten im scherzhaften Tone ein Ausfall gegen den König von England oder sonst eine politische Bemerkung im Interesse Oesterreichs anbringen und Grumbkow verfehlte niemals seinen freigebigen Gönner Herrn von Seckendorf bei solchen Bemühungen zu unterstützen.

Damit hatte Seckendorf nach und nach sich des Gemüths des Königs so bemächtigt, daß alle Stellen nur nach seinem Willen und von seinen Creaturen besetzt wurden und der König nicht das Geringste beschloß ohne seinen Rath. So standen alle Hofbedienten dem österreichischen Diplomaten zu Gebote. Aber Seckendorf hatte zu viel Takt, um nicht einzusehen, daß er es für jetzt noch nicht wagen dürfe, geradezu den Bruch der engli=

schen Tractate bei dem Könige in Vorschlag zu bringen. Seine Politik begnügte sich daher damit, diese Angelegenheit möglichst zu verwirren.

2.

Um sich noch mehr einzuschmeicheln, schlug er die Heirath der jüngern Prinzessin, der zweiten Schwester Wilhelminens, mit dem Markgrafen von Anspach vor. Und als der König darauf einging, veranlaßte er dessen Besuch am berliner Hofe.

Der junge Markgraf kam nach Berlin und wurde von dem Könige und der Königin mit offenen Armen aufgenommen.

Die Prinzessin Friederike Louise war noch sehr zart von Alter, aber in der That eine viel versprechende Schönheit. Aber ihr Geist war nicht ausgezeichnet; dabei war sie sehr launisch und konnte leicht heftig werden. Ihre Mutter, die Königin, liebte sie von allen ihren Kindern noch am wenigsten. Erst in späteren Jahren hat der viele Kummer, der sie drückte, sie sanft und gefällig gemacht.

Beide, der Markgraf und die Prinzessin, waren indeß noch viel zu jung, um schon ernstlich auf eine Verbindung zu denken und so wurde denn beschlossen die Sache vorerst noch geheim zu halten.

Einige Tage nach der Ankunft des Markgrafen ging die Nachricht vom Tode des Königs von England

ein, der in voller Gesundheit von England abgereist war, um sich in seine deutschen Staaten zu begeben, aber auf der Reise dorthin, nach kurzem Unwohlsein, in den Armen seines Bruders des Herzogs von York an einem zweiten Anfall von Schlag verschied. Der Prinz von Wales war dadurch König von England geworden und sein Sohn, der der Prinzessin Wilhelmine bestimmt gewesene Thronerbe, der Herzog von Gloucester, erhielt damit den Titel eines Prinzen von Wales.

Dieser Todesfall ihres königlichen Vaters versetzte die Königin in die tiefste Trauer. Der Schmerz dieser sonst so kalt scheinenden Frau war so tief, daß sie keines Trostes zugänglich war. Selbst der König war gerührt. Seit seiner Jugendzeit, die er zum Theil am Hofe in Hannover zugebracht, hatte er sich gewöhnt den König von England wie seinen Vater zu verehren. Dieser Todesfall war ihm um so schmerzlicher, als er bald darauf hörte, daß der verstorbene König in vollem Ernst beschlossen gehabt hatte, die Vermählung seines Enkels mit der Prinzessin Wilhelmine bei seiner Ankunft in Hannover wirklich zu vollziehen.

In der Hoffnung, daß der jetzige König von England den mit seinem verewigten Vater geschlossenen Tractat erfüllen werde, war Friedrich Wilhelm I. ungemein zuvorkommend gegen ihn. Allein die Königin von England, die dort dieselbe Rolle des Widerspruchs gegen den

Willen des Königs spielte, wie die Königin in Berlin, hatte ihren Kopf darauf gesetzt, diese Heirath, die ihr Gemahl wünschte, zu hintertreiben. Der kaiserliche Gesandte in London, General Timar, der mit dem Gesandten in Berlin, Herrn von Seckendorf, aus einer Karte spielte, hörte nicht auf, den dortigen König gegen den preußischen zu erbittern. So entstand ein diplomatisches Temporisiren und endloses Hin- und Herzerren, wegen der Werbungen um die Hand der Prinzessin Wilhelmine von Seiten des Prinzen von Wales, so daß der König nur zu sehr Grund hatte, an dem guten Willen in London zu zweifeln und dem König von England zu zürnen, weil er nur, wie Grumbkow ihm sagte: darauf ausgehe ihn bei der Nase herum zu führen, bis er seine Zwecke wegen der Allianz erreicht habe.

So stand die Sache, als der König nach Dresden ging, wo er von seiner Schwermuth und von seinen Abdankungsplänen gründlich curirt worden war, während der fromme Geistliche, der ihn bisher geleitet hatte, in Halle gestorben war.

3.

Der König war höchst vergnügt von Dresden zurückgekommen. Wie er sich dort amüsirt hatte, erkennen wir am besten aus den Briefen, die er darüber an Seckendorf schrieb.

So schrieb er am 16. Januar 1728 in der ihm eigenthümlichen Schreibart: „Sonst ist die hiesige Magnificence so groß, daß ich glaube, sie habe bei Louis XIV. unmöglich größer sein können und was das liederliche Leben betrifft, so bin ich zwar nur zwei Tage hier, aber ich kann in Wahrheit sagen, daß dergleichen noch nicht gesehen und wenn der selige Franke lebte und hier wäre, würde er es nicht ändern können, daher ich auch Ursache habe hier recht vergnügt zu sein."

Am 22. Januar schrieb er: „Ich bin in Dresden und springe und tanze; ich bin mehr fatiguirt, als wenn ich alle Tage zwei Hirsche todthetze. Der König thut uns so vill Höflichkeit, daß es nit zu sagen ist."

Am Ende wurde es denn doch dem in Hinsicht der Geschlechtsliebe sittlich ehrbarem Könige zu arg und er schrieb unterm 3. Februar: „Ich gehe zu kommende Mittwoche nach Hause fatiguirt von alle guthe Dage und wohlleben; es ist gewiß nit christlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich vom Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende."

Der Kronprinz dagegen war seit seiner Rückkehr von Dresden in eine düstere Schwermuth versunken. Alle Versuche seiner Lieblingsschwester, ihn wieder aufzumuntern, waren vergeblich. Auf ihre theilnehmenden Fra-

gen nach der Ursache seiner Verstimmung, schob er Alles auf die üble Behandlung, die er täglich ertragen mußte. Das war aber nicht der einzige und wahre Grund seiner Schwermuth; dieser lag tiefer im Herzen, es waren die Qualen der ersten hoffnungslosen Liebe des bis dahin noch unverdorben gewesenen Jünglings zu der schönen Orzelzka. Prinz Friedrich verlor alle Eßlust, er zehrte ab wie ein Schatten und war immer niedergeschlagen. Seine Schwäche wurde so groß, daß man einen Anfall von Schwindsucht besorgte. Der König wurde davon benachrichtigt und hatte die für den Kronprinzen sehr kränkende Unvorsichtigkeit zu sagen: „Ich glaube gar, er hat eine schlechte Krankheit und derjenige, der es mir beweisen kann, soll von mir königlich belohnt werden.“

Er fürchtete nicht ohne Grund, daß wenn ein solcher Fall wirklich vorhanden sein sollte, man es ihm verheimlichen würde, und um die Wahrheit, wenn sie auch eine unangenehme war, hatte er diese Belohnung ausgeboten. Darauf schickte er seinen Oberchirurg Holzendorf, zu dem er großes Vertrauen hegte, zu dem Prinzen Friedrich, um seinen Gesundheitszustand zu untersuchen. Dieser kam mit der Meldung zurück, daß der Prinz allerdings sehr unwohl sei, und daß eine Schwindsucht zu befürchten stehe, wenn nicht ernstliche Mittel angewendet würden, ihn wieder herzustellen, und Alles vermieden würde, was hm Kummer machen könne.

Diese Mittheilungen beunruhigten den König im höchsten Grade. Im Grunde des Herzens war er gutmüthig und hatte seinen Thronerben lieb; nur hatte er einen so heftigen cholerischen Charakter, wie es vielleicht keinen zweiten auf der Welt giebt. Waren solche Zornanfälle vorüber, so bereute er es wieder zu weit gegangen zu sein. Ohnerachtet Grumbkow ihn mit teuflischer Schlauheit immer wieder gegen den Kronprinzen aufzubringen wußte, so hörte er doch jetzt, wo wirklich Gefahr vorhanden war, auf die Stimme der Natur und behandelte ihn einige Zeitlang gütiger.

Allein man war weit davon entfernt die wahre Quelle seines Uebels zu errathen. Dem Prinzen fehlte nichts weiter, als daß er im hohen Grade liebeskrank war. Tag und Nacht dachte er an die liebenswürdige Gräfin Orzelzka, die es ihm, wie man zu sagen pflegte, angethan hatte.

Verschiedene wohlgesinnte Personen erriethen die wahre Ursache und gaben dem Könige den Rath, ihn sobald als möglich zu verheirathen, weil ein Temperament, wie das seinige, der Ehe bedürfe und wenn man ihm nicht baldigst eine Vermählung gestatte, so sei zu besorgen, daß der Prinz auf Abwege gerathe.

Diese Vorstellungen machten auf den König nicht den mindesten Eindruck. Er verschärfte vielmehr seine Instructionen an die Hofmeister des Prinzen dahin, daß

sie ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen und mit ihren Köpfen dafür einstehen sollten, daß der Kronprinz sich nicht die mindeste Ausschweifung erlaube.

Erst die in Aussicht stehende nahe Ankunft des Königs von Polen gab ihm seine Gesundheit und frische Lebenskraft wieder. Er hoffte, daß die Gräfin Orzelzka den König begleiten werde und der Gedanke dieses von ihm geliebte himmlische Mädchen, wie er sie nannte, wieder zu sehen erfrischte alle seine Lebenskräfte und gab ihm seine volle Heiterkeit wieder.

4.

Am Ende des Mai ging die königliche Familie nach Berlin zurück.

Die Königin fand dort Briefe vor, welche ihr aus Hannover die Nachricht brachten, der Prinz von Wales werde im strengsten Incognito nach Berlin kommen; er habe die Absicht, die Unruhe und Hoffeste, welche der König von Polen am berliner Hofe veranlassen würde, zu benutzen, um die ihm bestimmte Prinzessin Wilhelmine unerkannt zu sehen.

Die Königin war darüber hocherfreut. Sie theilte ihrer Tochter sogleich diese Nachricht mit und ermahnte sie gegen jeden ihr vorgestellt werdenden Engländer sich mit Liebenswürdigkeit zu benehmen.

Der Prinzessin war diese Mittheilung keinesweges

angenehm, denn es war ihr wenig an der Heirath mit einem ihr völlig Unbekannten gelegen. Ehrgeiz war nie ihre Leidenschaft gewesen und sie fühlte wohl, daß ihr der englische Hof mit seiner kalten Etikette nicht zusagen würde. Es lag in ihrem Wesen sich wohler in der Stille eines einfachen Lebens zu fühlen, als im Glanz eines geräuschvollen Hofes.

Was jene brieflichen Nachrichten der Königin noch bestätigen zu wollen schien, war die Ankunft mehrerer Herren und Damen von Hannover, die am Hofe mit der größten Aufmerksamkeit empfangen wurden, weil man glaubte, der Prinz sei unter ihnen. Erst später eingehende Briefe ergaben, daß man sich in dieser Hinsicht im Irrthume befand, indem Nachrichten eingingen, daß der Prinz von Wales, Hannover noch nicht verlassen habe. Wahrscheinlich war das ganze Gerücht von einer Incognito-Reise des Prinzen nach Berlin durch einen Scherz entstanden, den er einst bei Tafel gemacht hatte.

5.

Der König von Polen kam am 29. Mai mit einem ebenso zahlreichen als glänzenden Gefolge in Berlin an. Sogleich begab er sich nach dem königlichen Schlosse, wo er zunächst im engen Kreise der königlichen Familie empfangen wurde.

August II., König von Polen und Kurfürst von

Sachsen, war damals 50 Jahr alt, hatte majestätische Haltung und edle Gesichtszüge. Sein ganzes Benehmen drückte Güte und Höflichkeit aus. Seine Ausschweifungen hatten ihm ein Uebel am Fuß zugezogen, welches ihm am Gehen und langen Stehen hinderlich war. Die Königin setzte sich auf ein Tabouret und lud den König ein sich auf einem zweiten niederzulassen. Diese Sitze auf kleinen Stühlen ohne Lehne vertraten bei dieser Etikettenvisite die Stelle des Stehens; denn die Audienz wurde stehend ertheilt. Der König, der Kronprinz, die Prinzessin blieben vor ihnen stehen, wie die ganze Suite beider Monarchen, obgleich der König von Polen die preußische Majestät dringend bat sich ebenfalls niederzulassen. Nach einer Stunde, die bei lebhafter Unterhaltung angenehm verging empfahl er sich.

Darauf erschien der Kronprinz von Polen, um die Königin zu begrüßen. Er ist groß von Figur und hat schöne regelmäßige Gesichtszüge. Sein Benehmen ist lange nicht so herablassend, wie das seines Vaters. Seine Haltung verräth Stolz. Er spricht wenig und ist nicht gerade als sehr höflich zu rühmen. Sein Besuch war kurz. Den Abend brachten die Königin und die Prinzessin in ihrer gewöhnlichen Einsamkeit zu. Der König von Polen, so wie dessen Kronprinz speiseten jeder in ihrem Zimmer.

Am folgenden Morgen war große Vorstellung.

Der Hof versammelte sich in den Staatsgemächern des königlichen Schlosses, welche der sonst so haushälterische König, um der Pracht des Königs von Sachsen nichts nachzugeben, auf eine ganz eigenthümlich kostbare Weise hatte ausschmücken lassen.

Diese Staatszimmer bestanden aus einer Reihe von sechs großen Gemächern, die an einen Saal stießen (den heutigen weißen Saal), der sich sowohl durch seine Pracht der Bauart, als durch seine Gemälde auszeichnete. Von diesem Saal trat man in mehrere große Zimmer, an welche abermals ein großer Saal stieß. Die ganze Einrichtung dieser Staatszimmer war noch von dem verstorbenen prachtliebenden Könige Friedrich I., auf eine einer königlichen Residenz würdige Weise ausgestattet worden. Kostbare Krystall-Kronleuchter, die viele Tausend Thaler gekostet hatten, hingen von den gemalten Platfonds herab, schwer gewirkte Tapeten von Seidenbrokat, mit Gold oder Silberlahn, oder auch verblaßte Gobelins von unschätzbarem Werthe zierten die Wände, während reichvergoldete Stukkaturen im geschnörkelten Barockgeschmack die Deckengemälde umschlangen.

Auf alle diese prachtvolle Einrichtung, wie sie in königlichen und fürstlichen Schlössern nicht selten sind, legte indeß der König keinen Werth. Das ist Alles Plunder," sagte er, „wenn man's verkauft, bringt es keinen Groschen ein; ich aber werde den dresdner Flitter-

staat durch eine solide Pracht übertreffen, wie sie dieser immer in Schulden steckende König sicher nicht nachahmen kann.

Und nun ließ er alle Geräthschaften in diesen Zimmern und Sälen aus massivem Silber machen. Spiegelrahmen von 6 bis 7 Fuß Höhe, so schwer, daß 20 Mann Mühe hatten sie fortzubringen, ließ er aus massivem Silber gießen. Unter jedem dieser Spiegel stand ein Tisch aus gediegenem Silber so groß, daß 12 Personen bequem daran speisen konnten. Die Wandleuchter von Silber waren vier Fuß groß und die massiven Kronleuchter hatten einen Metallwerth von 10 bis 100,000 Thaler. Silberne Gueridons waren sieben Fuß hoch mit vielen Armen, die Wachskerzen trugen, so groß und schwer wie Altarlichter. Beide Säle waren mit Schenktischen verziert, deren geringstes Gefäß an 12,000 Thaler werth war. Der Balkon vor dem Orchester eines dieser Säle hatte ein kunstreich gearbeitetes Geländer von massivem Silber. Der Werth aller dieser Reichthümer wurde auf 6 Millionen Thaler geschätzt, und das Alles galt dem sparsamen Könige, der kaum die Tafel zum Sattessen genügend besetzen ließ, keineswegs als Verschwendung. Er dachte so: ob ich einmal meinem Nachfolger einen Schatz in den Kellern oder in den Prunksälen des Schlosses hinterlasse, das bleibt sich am Ende gleich. Braucht er Geld, so mag er diese Masse

Silber in die Münze schicken, übrigens wird ihm noch Vorrath genug im Schatz bleiben; was er an dem höhern Preis der Façon verliert, gewinnt er zehnmal wieder am Prägschatz, und ich habe denn doch die Genugthuung dem König August zu zeigen, daß der König von Preußen hundertmal reicher ist als er.

Noch prächtiger war das Cabinet der Königin eingerichtet. Alle Geräthschaften dort Kron-, Wand- und Armleuchter, Gueridons, Tafeln u. s. w. bestanden aus massivem Golde. Der König hatte bei aller seiner Knauserei in Kleinigkeiten, doch die Königin höchst anständig dotirt. Sie erhielt für ihren Hofstaat 80,000 Thaler jährlich. Die erste Königin von Preußen, die berühmte Charlotte hatte nur 52,000 Thaler gehabt. Die Königin Sophie mußte aber auch Kleider und Wäsche für den König und die Prinzessinnen bezahlen.

Außerdem schenkte der König seinem Fiekchen, wie er die Königin, wenn er bei guter Laune war, nannte, alle Winter ein Winterkleid und jedesmal zu Weihnachten erfolgte ein sehr anständiges Cadeau. Im Jahre 1735 war das Weihnachtsgeschenk der Königin eine goldene Brandruthe fürs Kamin, die 16,000 Thaler werth gewesen.

Die Weihnachtsgeschenke für die Prinzen und Prinzessinnen waren ebenfalls sehr kostbar; immer von bedeutendem Metallwerth in Gold und Silber; sie bestanden

aus silbernen Schüsseln, Tellern, Wandleuchtern, einem silbernen Tisch und anderen Geschenken dieser Art.

6.

Uebrigens würde man sehr irren, wenn man aus dem geraden derben Wesen des Königs und dem rohen Ton, der in den nächsten Umgebungen desselben herrschte, auch auf eine gewisse Rohheit am Hofe der Königin und in der höheren Gesellschaft von Berlin schließen wollte. Im Gegentheil hatte der preußische Hof trotz dem Mangel an Lustbarkeiten und dem vorherrschenden soldatischen Wesen unter Friedrich Wilhelm I. auch für Fremde seine Anziehungskraft. Zeitgenossen äußerten sich darüber so günstig, daß August II., der in Hinsicht des feinen pariser galanten Tons, welcher an seinem Hofe herrschte, sehr verwöhnt war, sich in Berlin wohlgefallen konnte.

Ein vielgereiseter Tourist, Herr von Leon schreibt darüber: „Die Lebensart in Berlin hat mir besser gefallen, als an irgend einem Orte der Welt. Die französischen Manieren haben sich daselbst mit den deutschen auf das Glücklichste vereinigt und machen zusammen ein solches vernünftiges Temperament, daß wenn man bei Hofe weder die ausschweifende Lebhaftigkeit der Franzosen, noch das steife und gezwungene Wesen der Deutschen

bemerkt, welche meinen, es ließe schön und vornehm, wenn sie sich hochmüthig und schwülstig geberden."

„Man kann mit Recht," fährt der Tourist fort, „den preußischen Hof die Schule der Höflichkeit nennen; es herrscht an demselben durchgängig eine solche Leutseligkeit und ein solches angenehmes, ungezwungenes Wesen, daß man öfters nicht wußte, daß ein Unterschied der Stände sei, wenn einem nicht zuweilen ein Ordensband oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiele und diesen Unterschied bemerklich machte; denn im Umgange sind die Markgrafen, die Prinzen, die Generale, die Staatsminister und sowohl der hohe als der niedere Adel überhaupt leutselig und höflich. Man sieht hier keine großen Staatsperücken mit steifen Köpfen und spreuſtigen Mienen. Man macht keine Complimente, die nichts heißen. Man hält nichts auf ein thörichtes Gepränge und große Ceremonien, welche heut zu Tage fast die halbe Welt zu Komödianten machen. Man kommt zusammen, man ißt, man trinkt, man spielt und geht wieder von einander, ohne daß man sich ängstigen darf, wie man das Ceremonial beobachten und was man für eine Rede halten soll. Die wahre Höflichkeit ist leicht, angenehm und natürlich. Man redet hier bei Hof meistens französisch und dieses so gut als in Frankreich. Demungeachtet glaube ich nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß

auch die deutsche Sprache hier ihren reinsten Geschmack bekommen habe.

„Was die Lustbarkeiten bei Hofe betrifft, so kommen diese mit denjenigen des wiener und dresdner Hofes in keinen Vergleich. Ja ich muß sagen, man findet hier gar keine, wenn man solche nicht in einem artigen Gespräch, kleinem Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmer Gesellschaft, in angenehmen Spaziergängen, in mittelmäßigen Concerten, in Künsten und Wissenschaften und dergleichen Dingen zu suchen gewohnt ist.

„Der König ist von Jugend auf gewohnt, die artigsten und belebtesten Leute um sich zu haben und deshalb muß man es ihm zu Gute halten, wenn er die Gelehrten mit wenig Hochachtung betrachtet. Ich kenne unter den preußischen Militärpersonen mehrere kluge Köpfe, welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenige, deren Handwerk es eigentlich ist Gelehrter zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und allerhand Verschickungen an andere Höfe. Er kann damit mehr ausrichten als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläufige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß.

Friedrich Wilhelm I. protegirte keineswegs den Adel, den er wie die gelehrten Pedanten durch die Erhebung seines viel gefoppten Hofnarren Gundling zum Freiherrn und Präsidenten der Academie der Wissenschaften verspot=

tete, und sein Herz neigte sich mehr dem wohlhabenden und achtbaren Bürgerstand zu, als den eitlen Junkern, deren Privilegien und Steuerfreiheit er mächtig beschnitt.

Einst sagte er öffentlich zu dem Baron von Pöllnitz: er sei ein wahrer Republikaner. Damit meinte aber der absolute König, dessen Willen ihm unbedingt als Gesetz galt, nichts Anderes, als daß er gut bürgerlich gesinnt sei.

Und das war er wirklich. Er liebte es mit dem Volke unmittelbar ganz bürgerlich und freilich auf seine eigenthümliche Weise, auch wohl mit dem Korporalstock, ganz leutselig zu verkehren. So besuchte er Gastmähler und Hochzeiten bei Vornehmen und Geringen; nur verbat er sich beim Mittagsessen die Anwesenheit der Damen, die ihn im tapfern Pokuliren und in seinen oft derben Späßen doch ein wenig genirt haben würden. Selbst bei Hochzeitschmäusen, wenn sie der König mit seinem Besuch beehrte, durften vom schönen Geschlecht nur die Braut und die Brautmutter zugegen sein.

Sehr häufig hat Friedrich Wilhelm I. beim Gastwirth Nicolai auf der Burgstraße in Potsdam, unweit der langen Brücke gespeist. Dessen Frau setzte ihm dann seine Lieblingsspeise, Schinken mit Grünkohl so nach seinem Geschmack bereitet vor, wie er es nirgends weiter, am wenigsten aus seiner Hofküche erhielt. Den Wirth belohnte der König mit seinem Bildniß en minia-

ture, welches dieser dankbare Gastwirth wie einen Orden im Knopfloch mit sich herumtrug.

Friedrich Wilhelm wollte populär sein und genoß auch einer gewissen Popularität im Volke, obwohl es nicht selten bedenklich war ihm auf offener Straße zu begegnen. Denn wer ihm auffiel, den rief er an. Der Gerufene mußte so dicht herantreten, daß der Kopf des Pferdes die Brust des Angeredeten berührte. Dann begann das Examen: „Wer ist er, woher, wohin?“ u. s. w. und erfolgten die Antworten nicht rasch oder gefielen sie ihm nicht, oder hatte er Jemanden auf Müssiggehen ertappt, so ließ er seinen braunen Krückstock so lange auf dem Rücken des Angeredeten tanzen, als er diesen erreichen konnte.

In dieser Art ging es einmal seinem Hofapotheker in Berlin schlimm, den er dem Titel Geheimrath für 1000 Thaler verliehen hatte. Er begegnete ihm im Lustgarten und fragte: „Wer ist er?“ „Ew. königliche Majestät Geheimrath N . . . .“ Der König wurde darüber aufgebracht und rief ihm unter einer Prügelsuppe zu: „Hundsfott, kann Er nicht sagen: Ich heiße Geheimrath N . . . .?“

Bekannt ist die Geschichte mit den Juden, die vor ihm flohen, denen er nachjagte, indem er ihnen unter Stockschlägen zurief: „lieben, lieben sollt Ihr mich, nicht fürchten!“

Bei alle dem hatte der König treffliche Eigenschaften. Er war der ausgeprägte Choleriker, kein Hauch von Phegma in ihm. Einen rastlos thätigern Mann als er war, hat es nie gegeben.

„Der König," schreibt Seckendorf im Jahre 1725 „kann allem menschlichen Ansehen nach unmöglich in die Länge die Art zu leben, ohne an Gemüth und Leib zu leiden, continuiren, maßen der Herr von Morgens bis in die späte Nacht in continuirlichem Mouvement ist, bei sehr früher Tagesstunde das Gemüth mit verschiedenen und differenten Materien, Resolutionen und Arbeiten angreift, hernach den ganzen Tag mit Reiten, Fahren, Gehen und Stehen sich unglaublich fatiguirt, mit starkem Essen und ziemlichen, doch nicht bis zur Debauche kommenden starken Getränken sich erhitzet, wenig und dabei sehr unruhig schläft, folglich sein ohnedem vehementes Naturell dermaßen schauffiret, daß mit der Zeit üble Folgen daraus entstehen dürften."

In der That war der König ein höchst wunderliches Gemisch der mannichfaltigsten Eigenschaften, die sich gradezu direct widersprachen. Zu Hause war er ein halber Wütherich. Auf Reisen dagegen konnte er ungemein leutselig, gnädig und herablassend sich bezeigen. Er war sogar bei solchen Gelegenheiten freigebig mit dem Gelde; während er zu Hause am Pfennig knauserte, war er unter Umständen generös und prächtig. Auch gegen

Damen, die er in Berlin nicht ansah und aus seinen Gesellschaften verbannte, konnte er auf Reisen artig sein.

Bei allem Anschein von Treuherzigkeit eines geraden und bieder derben deutschen Charakters, war der König doch ungemein schlau, wie schon aus den merkwürdigen Worten in seinem Testamente hervorging: „Schatz und Armee sind da und nun bedarf mein Nachfolger weiter keiner Maske."

Trotz der ihm eigenen aufbrausenden Heftigkeit konnte Friedrich Wilhelm doch zu Zeiten, wenn er seinen: „Profit" dabei ersah, Vieles über sich ergehen lassen.

Kurz die Originalität dieses Königs war so groß und seltsam, daß man sie kennen muß um ihn nicht einseitig zu verurtheilen. Er gab dabei dem preußischen Hof jene ganz eigenthümliche Färbung, in welcher Zopf und Corporalstock mit der feinsten französischen Sitte, welche die Königin repräsentirte, ein seltsames Gemisch bildete. Und da der König wenn er, was freilich selten der Fall war, bei besonders feierlichen Veranlassungen nicht allein den Adel, sondern auch andere reputirliche Leute vom Bürgerstande mit ihren Frauen und Töchtern zu den Hoffesten einlud; will man nicht ohne Grund behaupten, daß von dieser Mischung der Stände der feine leichte und angenehme Ton herrührt, der noch heute in der besseren berliner Gesellschaft herrscht.

So fand König August die Verhältnisse am preußischen Hofe, als er im Januar 1729 dort eintraf.

7.

Bei diesem Gegenbesuche zeigte sich der berliner Hof überaus stattlich. Alle wirklichen geheimen Staatsräthe hatten Befehl erhalten Mittags und Abends Tafel zu 12 Couverts zu halten, die übrigen Geheimenräthe zu acht Couverts. Allen Hofchargen war angesagt worden, sich nach ihrem Range mit reichen Kleidern, die mit Gold oder Silber besetzt werden sollten, zu versehen; aber nur Stoffe und Galonen von einheimischen Manufacturen (damit das Geld im Lande bleibe), zu verwenden; auch ohne andere Mode, als die im Lande eingeführte zu beobachten.

Am Morgen nach Ankunft des Königs von Polen in Berlin war großer Empfang in den königlichen Staatszimmern, die wir schon geschildert haben mit ihren reichen Schätzen aus gediegenem Silber.

Der ganze Hof, die Königin und die Prinzessinnen hatten sich dort versammelt. Bald darauf traten beide Könige durch die von den beiden Kammermohren weit aufgerissene Flügelthüren des Saales ein in den weißen Saal.

Der König von Polen hatte dreihundert polnische und sächsische Edelleute in seinem Gefolge, alle glänzend

und prächtig gekleidet, die Polen in ihrem reichen Nationalcostüm und die sächsischen Herrn in gestickten seidenen und sammtnen Kleidern von französischem Schnitt; jene mit prächtigen Schleppsäbeln, diese mit feinen Galanteriedegen an der Seite, Alle reich mit Diamanten geschmückt.

Die preußischen Hofbeamten stachen freilich dagegen ab. Doch wie einfach auch die preußischen Uniformen waren, so gaben doch die militärische Haltung, der Zopf und Degen mit den weißen Kamaschen, dem preußischen Hofe eine so martialische Haltung daß sie selbst den windigen Franzosen, den stolzen Polen und den dünkelvollen Sachsen imponirten, die sich in August II. Suite befanden.

Die dreihundert Edelleute im Gefolge des Königs von Polen wurden erst der Königin, dann der Prinzessin Wilhelmine vorgestellt. Der erste darunter war der Prinz Johann Adolph von Weißenfels, ein sächsischer Generallieutenant, ein Mann von einnehmenden Wesen und imposanter Figur.

Auch alle Übrigen wurden der Königin und der Prinzessin bei der Vorstellung einzeln genannt. Obgleich es besonders unter den Polen barbarische, wenigstens schwer auszusprechende Namen gab, so hatte doch Prinzessin Wilhelmine ein so glückliches Gedächtniß, daß sie die meisten dieser Namen behielt und unter den Polen

eine wahre Begeisterung für sich erweckte, indem sie später mehrere dieser Cavaliere sogleich bei ihren Namen nannte.

Nach der Vorstellung war offene Tafel, wobei das Publikum durch den Saal gehen und die Pracht der Majestät anstaunen durfte.

Der König von Polen und die Königin von Preußen saßen in der Mitte. Der König, ihr Gemahl neben seinem erlauchten Gast; dann der sächsische Erbprinz und der preußische Kronprinz, worauf alle sächsische und preußische Prinzen folgten. Neben der Königin saß Prinzessin Wilhelmine, bei dieser ihre älteste Schwester, dann die andern Prinzessinnen nach der Reihe. Eine rauschende Tafelmusik von Pauken und silbernen Trompeten machte jede Unterhaltung bei Tafel unmöglich. In den übrigen Appartements waren die Marschallstafeln für das Gefolge beider Könige gedeckt. Dort speiseten auch die Damen.

Der Kronprinz Friedrich blickte mit Sehnsucht dorthin. Was hätte er darum gegeben, wenn er, als der geringste Edelmann bei der schönen Gräfin Orzelzka hätte sitzen dürfen, mit der sich seine Phantasie Tag und Nacht beschäftigte.

Nach aufgehobener Tafel, die mehrere Stunden dauerte, zog sich ein Jeder zurück.

8.

Abends war Appartement bei der Königin. Wider Erwarten erschienen dabei auch die beiden natürlichen Töchter des Königs von Polen, die Gräfinnen Orzelzka und Bilinska. Die Erstere war weniger eine regelmäßige Schönheit, als eine ungemein einnehmende Persönlichkeit. Prinz Friedrich wagte es nicht sie in Gegenwart des ganzen Hofes anzureden, aber er stellte sich in eine weniger erleuchtete Fenstervertiefung, indem er seine glühenden Augen fortwährend auf sie gerichtet hielt.

Einem vorübereilenden Pagen nahm er ein Glas Eis von dem silbernen Präsentirteller und flüsterte ihm zu: „Sie ist himmlisch, Knith! ist Dir mein Leben lieb, so verschaff' mir Gelegenheit sie allein zu sprechen."

„Ich kann Ihnen sagen, Hoheit," entgegnete der Page, „daß Gräfin Orzelzka es selbst wünscht Sie zu sprechen. Ich weiß es von ihrem allerliebsten Kammerkätzchen, dem ich die Cour mache, um Ew. Königl. Hoheit desto besser dienen zu können."

Der vertraute Page des Prinzen scheint seine Sache gut gemacht zu haben; wenigstens brachte Prinz Friedrich nach Beendigung der Hoffeste die glücklichsten Abende seines Lebens bis in die späte Nacht bei der jungen Gräfin Orzelzka zu.

Im Anfange war seine Liebe mehr platonisch als sinnlich. Der königliche Jüngling hielt sie für rein und

tugendhaft. Ihr Geist belebte den seinigen und das Gefühl der ersten Liebe machte ihn zum Dichter. Zehn Jahr später schrieb er darüber in süßer Erinnerung an Voltaire: „Eine liebenswürdige Person hauchte mir in meiner zartesten Jugend zwei Leidenschaften auf einmal ein: Liebe und Dichtkunst. Dieses kleine Wunder der Natur, mit allen nur möglichen Reizen begabt, besaß Geschmack und Zartheit und versuchte mir beides mitzutheilen. In der Liebe gelang es mir vortrefflich, in der Dichtkunst schlecht; seit jener Zeit nun war ich öfter verliebt und allezeit Dichter." Aber dem feurigen erfahrenen Weibe genügte nicht dieses idyllische Verhältniß; sie umschlang den Unerfahrenen mit der Gluth der Leidenschaft und wurde im vollen Sinne des Worts die Verführerin des jungen Prinzen. Man sagt, daß dieses Verhältniß nicht ohne Folgen geblieben sei; wenigstens wurde ein von ihr gebornes Kind bei dem französischen Richter Carrel in Frankfurt a. d. O. zur Erziehung untergebracht.

Ist es wahr und nicht von weiblicher Indignation und der in den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth. Prinzessin Wilhelmine, vorherrschenden Neigung zu einer scharfen Medisance übertrieben, so war die Gräfin Orzelzka allerdings ein schon tiefgesunkenes weibliches Geschöpf, das gleichzeitig die Mätresse ihres natürlichen Vaters war, diesem ihrem alten Liebhaber aber noch

ihren Halbbruder den Grafen Rudofsky, Sohn einer Türkin von dem König August II. vorzog. Ja," fährt die Markgräfin fort, „die Lästerchronik behauptete, daß sie alle ihre Brüder deren es einen Schwarm gab (wie die Prinzessin behauptete, soll der König von allen seinen Mätressen 354 Kinder gehabt haben), nach und nach ebenso begünstigt habe."

Wenigstens konnte es nicht fehlen, daß diese erste Geliebte des Kronprinzen so wenig geeignet war ihm Achtung für ein Geschlecht beizubringen, dem er sich wohl im Sturm einer heißblütigen Jugend sinnlich hingeben konnte, das aber niemals Macht und Einfluß auf seine Entschließungen gewonnen hatte und das er später von seinem Thron fern hielt.

Jugend muß austoben, das ist ein alter Erfahrungssatz, und nur ein starker Geist und feurige Thatkraft geräth in der Jugend leicht in das tolle Leben hinein, aber ein edler Geist, wie Kronprinz Friedrich, wird an sinnlichen Ausschweifungen bald Ekel empfinden und zur sittlichen Würde zurückkehren.

So auch Kronprinz Friedrich, der weder als Prinz, später als großer König jemals eine Mätresse gehabt, wie damals so viele galante Höfe das verderbliche Beispiel gaben.

So viel ist gewiß: Prinz Friedrich war durch die liebenswürdige Orzelska selbst vollständig von der Liebes-

krankheit geheilt, die sie ihm eingeflößt hatte. Er sah sie ohne Bedauern abreisen und sehnte sich nie wieder in ihre Umarmung zurück. War sie das Ideal seiner süßesten Jugendträume gewesen, so hatte er doch eben durch sie ein Geschlecht verachten gelernt, von dem er gerade die Achtungswerthen nicht kannte.

Zehntes Capitel.

Das Tabackscollegium. — Gesellschafter des Königs. — Gundling. — Faßmann. — Zweikampf zwischen Beiden. — Kronprinz Friedrich im Tabackscollegium. —

1.

Zu den Lustbarkeiten, womit der König seinen hohen Gast zu amüsiren suchte, gehörte auch die Jagd in Wusterhausen und das Tabackscollegium in Berlin und Potsdam. Prinz Friedrich mußte daran Antheil nehmen, obwohl es nur mit dem größten Widerwillen geschah.

Beide Lustbarkeiten geben ein zu characteristisches Bild jener Zeit und jenes Hofes, um uns enthalten zu können, eine Schilderung davon zu geben.

Das famose Tabackscollegium, das überall, wo der König sich aufhielt, in Berlin, Wusterhausen und besonders in Potsdam, mit Ausnahme der Sonntage seine Abendstunden füllte, war der eigentliche Areopag, in welchem die wichtigsten Angelegenheiten der innern und äußern Politik des berliner Hofes, wechselnd mit derben Späßen, verhandelt wurden.

Friedrich der Große bezeichnete die Tabacksstube in Berlin: la chambre rouge, avec les nues de Tabac, qui composent la moyenne région d'air de la Chambre.

Dieses Gemach befand sich in der Nähe des weißen Saals. Es war wie eine holländische Prachtküche mit einen Gestell, das mit blauen Porzellantellern besetzt war, blankgescheuerten kupfernen Geräthschaften und einem Herd von Fliesen, eingerichtet. Diese holländische Küche wird zum Andenken an den strengen Soldatenkönig noch heute im damaligen Stande erhalten und ist nicht das uninteressanteste Zeichen einer längst vergangenen Zeit. Man sieht dort noch die große silberne Bierkanne, aus welcher der weiße schäumende Duckstein aus Königslutter, dieser Ahnherr des heutigen berliner Weißbieres, in die Krüge und Deckelbecher eingelassen wurde, die auch noch gezeigt werden. Dann wird auch dort das Fremden-Willkomm-Buch gezeigt, in welchem sich u. a. die Namen des Czar Peter und des Prinzen Friedrich eingezeichnet fanden. Dieser schrieb als elfjähriger Kronprinz im Juli 1723 den merkwürdigen Spruch hinein:

„Alles ist sterblich,
Die Tugend aber unsterblich,
Der ich nachtrachte
Und nichts achte."

In Potsdam, wo der König den größten Theil des Jahres vom Frühling bis Herbst, meistens mit Exer-

ciren und Parforcejagden hinbrachte, wurde damals das Tabackscollegium in einem kleinen Lusthause gehalten, das der König sein Manly nannte. Es lag in dem Obst- und Gemüsegarten, der sich vor dem brandenburger Thore bis ziemlich nach Sanssouci welches damals noch nicht existirte, hinzog. Es war dort die Schießbahn angelegt, wo sich der König mit Scheibenschießen amüsirte. Der untere Stock des Hauptgebäudes war nach Art der natürlichen Felsen grottirt. Dieses Lusthaus ließ später Friedrich der Große abrechen und daraus die neuerlich sehr verschönerte Sellesche Hofgärtnerwohnung erbauen. Die hölzernen Nebengebäude des Lusthauses standen noch vor einigen Jahren als Stallgebäude einer Hofgärtnerwohnung an der Stelle, wo heute das zweite Cabinetshaus (Dienstwohnung des Herrn Geheimen Cabinetsraths Illaire) als reizende italienische Villa sich befindet.

Das zweite Tabackscollegium in Potsdam, das noch heute im vorigen Stande erhalten wird, befindet sich auf einer Insel mitten in dem Bassin auf dem Bassinplatz. Man setzt dorthin auf einer Fähre über. Der König hatte die Idee dort in dem im chinesischen Geschmack erbauten Pavillon ganz abgeschlossen zu sein von allen Störungen der Welt; indeß wurde dieses Tabackscollegium, das noch heute diesen Namen trägt, wenig benutzt, vielmehr war meistens ein Zimmer im königlichen Schlosse dazu eingeräumt.

In Wusterhausen, wo der König nur im Sommer einige Wochen der Jagd wegen sich aufzuhalten pflegte, hielt er sein Tabackscollegium gewöhnlich im Freien.

2.

Seine Genossen bei dieser eigenthümlichen Abendunterhaltung waren meistens seine höheren Officiere, die zum Theil auch zu den bedeutendsten Staatsmännern des preußischen Hofes gehörten.

Man sah dort jenen Obrist, Christian Wilhelm von Derschau der als Generaladjutant des Königs höchst einflußreich auf seine Entschließungen war. Er war ein tapferer Mann und strenger Soldat, der sich dadurch einen traurigen Namen gemacht hatte, daß er als Beisitzer des Kriegsgerichts wegen der versuchten Flucht des Kronprinzen für dessen Enthauptung gestimmt hatte. Er erlebte noch die Thronbesteigung des Prinzen, den er dem Kopf abgesprochen hatte. Jeder hielt ihn für verloren; doch Friedrichs Seele war zu groß, um es ihm entgelten zu lassen, was er ohne Zweifel im allzustrengen Pflichtgefühl verbrochen hatte. Er starb 1742 als Generalmajor und Chef eines Infanterieregiments.

Dann waren dort ein General Graf Alexander Dönhof, Großvater der bekannten Gräfin Dönhof, welche als Geliebte Friedrich Wilhelms II. Mutter des hochverdienten verstorbenen Premierministers, Grafen von Bran-

denburg wurde; die Generale Gersdorf und von Sydow, welche vier, wie Seckendorf schreibt, auf den Willen des Königs mehr Einfluß hatten, als alle Minister. Dann jener Marquis Jean, Guerin de Forçade, der kaum seinen Namen schreiben konnte, aber als Hauptcreatur des Fürsten von Anhalt Dessau fortwährend intriguirte durch die Gouvernante der Prinzessin Wilhelmine, die berüchtigte Leti, die seine Mätresse war.

Ferner jener Peter von Blankensee, von dem der Kronprinz Friedrich in einem Briefe an Grumbkow 1733 in seiner sarkastischen Laune urtheilte: „Entre l'ame de ce général et celle des bêtes la difference n'est pas grande. Sodann der Generalfeldmarschall Christoph Adam von Flanz, den der König schätzte als den besten Rebhuhnschützen, welche er für sich schießen ließ, wenn er krank war, um der Königin ihr Deputat in die Küche zu liefern, ein Ehrenmann der 18 Jahre dem Hause Brandenburg schon unter dem großen Kurfürsten gedient hatte. Auch Heinrich Carl von Morwitz, ein Enkel Derflinger's, Friedrich Wilhelm von Rochow der Obrist, der 1729 neben dem Kurländer Kaiserling dem Kronprinzen als Gesellschafter zugewiesen wurde. Er war ein Schwager des unglücklichen Katte. Auch der Obrist Wilhelm Dieterich von Buddenbrock, der sich durch seine energische Sprache für den Kronprinzen Friedrich im Kriegsgericht, als derselbe nach dem Willen des Königs zum

Tode verurtheilt werden sollte, ausgezeichnet hatte. Er erhielt von Friedrich dem Großen gleich nach seiner Thronbesteigung den schwarzen Adlerorden und starb 1757 im Alter von 85 Jahren als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Schlesien. Ferner von Waldow, der den Kronprinzen nach seinem Fluchtversuch in Wesel mit eigener Lebensgefahr gegen den väterlichen Jähzorn schützte und damit das Leben rettete.

Diese beiden Männer standen trotz ihrer kleinen Figur, wegen ihrer militärischen Tüchtigkeit bei dem Könige Friedrich Wilhelm in besonderer Gunst. Als die größte martialische Figur unter seinen Officieren und ein strenger Soldat stand im vollen Sonnenschein der königlichen Gnade der Obrist, Generaladjutant und Hofjägermeister Johann Christoph Friedrich von Haake, der schon 1715 bei den langen Grenadieren in Potsdam eingetreten war. Als Beweis seiner Gunst hatte ihn der König auf seine Weise beglückt; er hatte ihm eine reiche Frau geschenkt, Sophie Albertine, die Tochter seines Lieblings des Ministers Creutz. Die Vermählung geschah auf Befehl des Königs gegen den Willen des Vaters und der Braut. Graf Haake, der Erbe reicher Güter, erwies sich dem Könige dankbar, indem er der bekannten Baulust desselben genügend in Berlin den Haakschen Markt auf seine Kosten erbaute.

Zu diesen kamen noch als weniger ausgezeichnete

Persönlichkeiten, die Generalfeldmarschälle von Natzmer, von Glasenapp und Andere.

3.

Außer diesen Generalen und Obristen wurden noch zum Tabackscollegium die Minister und Gesandten eingeladen. Unter den letzten stand bekanntlich der österreichische Gesandte, Freiherr von Seckendorf, der niemals in der Suite des Königs fehlte, bei dem Könige besonders gut angeschrieben. Auch den holländischen Gesandten General Ginkel mochte der König gern leiden. Fremde Fürstlichkeiten und durchreisende Fremde von Bedeutung erhielten als besondere Auszeichnung, womit der König sie zu ehren glaubte, ebenfalls Einladungen in das Tabackscollegium. König August von Polen, so sehr ihm auch diese Rauchzimmer unangenehm waren, ließ sich doch aus höflicher Rücksicht für die Neigungen seines königlichen Wirths dort einführen.

Alle Bedienung war entfernt. Gegen 7 Uhr ging der König zur Königin, wo stets ein Couvert für ihn gedeckt war; er kam aber bald wieder zurück. Wer von den Gästen speisen wollte, fand auf einem Nebentisch kalte Küche, Braten und Pasteten, die der König vom Mittagstisch aufheben ließ.

Um den aus starkem Eichenholz gezimmerten Haupttisch im Tabackscollegium herum saßen auf dreibeinigen

hölzernen Schämeln die Generale und hohen Staatsbeamten mit ihren breiten Ordensbändern decorirt; die am höchsten Geehrten trugen das orangegewässerte Band des schwarzen Adlerordens und ihre langen Zöpfe die über die Lehnen ihrer Schämel herabhingen. Alle waren unbedeckten Hauptes, nur der König der am obern Theil des Tisches auf einem hölzernen Lehnsessel, welcher nicht weniger hart war, als jeder der andern Sitze, hatte seinen kleinen dreieckten mit Tressen bordirten Hut auf.

Alle Anwesende rauchten aus langen holländischen Pfeifen die aus weißem Töpferthon gefertigt waren, aber längst schon vom vielen Rauchen eine schwärzlich braune Farbe angenommen hatten. Nach gemachtem Gebrauch wurde jede Pfeife sorgfältig in ein hölzernes Futteral gelegt, um bis zum folgenden Abend unbeschädigt bleiben zu können. Der König würde sehr böse geworden sein, hätte einer dieser Herren die Unvorsichtigkeit gehabt, eine solche Pfeife zu zerbrechen. Auf dem Tische brannten auf silbernen Leuchtern ein Paar Wachskerzen. Vor jedem Gast stand ein weißer porzellanener Bierkrug, der aus der großen silbernen Kanne von jedem Gast selbst nach Belieben wieder gefüllt wurde.

Es ergötzte den König, der ein Freund von „Scheueren" war, höchlich, wenn fremde Prinzen durch das starke Ducksteinerbier betrunken gemacht werden konnten,

oder wenn das ungewohnte Tabackskraut ihnen Sterbens-Uebelkeiten. machte.

Er selbst rauchte passionirt, nicht selten an einem Abend an dreißig Pfeifen, die freilich damals sehr kleine Köpfe hatten.

Auf dem Tische lagen Zeitungen, die Berliner, die Leipziger, die Breslauer, die Wiener und Frankfurter. Ein Vorleser war angestellt, der die Aufgabe hatte, diese Zeitungen vorzulesen und was etwa unverständlich war zu erklären. Dieser Zeitungs-Interpret, wie er sich selbst im vollen Selbstbewußtsein nannte, war Jacob Paul Freiherr von Gundling.

4.

Gundling, geboren 1673 war der Sohn eines Pfarrers in Franken. Durch Dankelmann war er nach Berlin berufen als Professor an der Ritterakadamie, welche der König bald nach seinem Regierungsantritt aufgehoben hatte. Er machte sich zuerst als Historiograph bekannt, indem er die brandenburgische Geschichte schrieb. Auf Gundling's Empfehlung berief ihn der König nach Berlin, wo er unter dem Titel eines Hofraths als Zeitungsreferent im Tabackscollegium bestellt wurde. Er erhielte freie Tafel, freien Trunk aus der königlichen Kellerei, Wohnung im potsdamer Schloß und mußte den König auf allen seinen Gängen begleiten, um ihm mit seiner

Gelehrtheit und instructiven Unterhaltung nahe zu sein; gelegentlich auch zur Belustigung des Königs als Zielscheibe der derbsten Späße und Neckereien zu dienen, die sich der König sowie auch dessen Umgebungen, bis zum jüngsten Fähndrich oder Pagen herab gegen ihn erlaubten.

Gundling fehlte bei keiner Einladung, die der König annahm. Grumbkow, der einen trefflichen Tisch führte und bei dem der König oft und gern speisete, hatte sogar für diesen königlichen Zeitungs-Interpreten im Speisesaale einen besondern Katheder errichten lassen. Gundling war ein feiner Wohlschmecker, der die Freuden einer guten Tafel, welche ihm die ökonomische Hofhaltung des Königs nicht gewährte, ungemein liebte. Es konnte ihm daher auch keinesweges angenehm sein, wenn er, während die köstlichsten Gerichte ihm unter der Nase dampften, mit oft hungrigem Magen vom Katheder herab im Professorton die Zeitungen vorlesen und erklären mußte, worauf denn eine Disputation mit den opponirenden Gästen erfolgte.

Da es Gundling in der Hand hatte, politische Zeitereignisse vor dem König nach seiner Ansicht zu wenden, zu drehen und zu erklären, so war er für die fremden Gesandten ein Mann nicht ohne Wichtigkeit. Der russische und kaiserlich österreichische Hof verschmähten es auch nicht ihn durch Gnadenketten und Medaillen für ihre Interessen zu gewinnen.

In naiver Weise drückt sich Seckendorf darüber aus. In einem Brief an Prinz Eugen vom 25. October 1726 schreibt er: „Ich bekomme in diesem Augenblick einen Brief von Berlin von einem bekannten guten Freund, darin er mir meldet, daß uns Niemand dort mehr Schaden thäte, als ein gewisser Geheime-Rath Gundling, welcher zwar wider seinen Willen einen Narren agiren muß, aber alle Abend in des Königs Gesellschaft ist und an seiner Tafel. Diesem wird geglaubt, als ein Orakel in publicis. Sobald nun eine kaiserliche Materie kommt, so wirft er solche über den Haufen und insinuirt dem König falsche principia. Interessirt, wie alle dergleichen Leute sind, ist er mit einer Gnadenkette von etlichen 100 Gulden, daran die Medaille hängt, zu gewinnen. Moskau hat schon dergleichen glücklich practicirt."

Gundling erhielt darauf vom Kaiser von Oesterreich eine mit Diamanten besetzte Medaille, die 1000 Thaler werth war, „weil," wie Prinz Eugen am 15. Juni 1727 an Seckendorf schreibt, „es vor eine weit größere Distinction gehalten wird, Medaillen als Ketten zu verleihen, indem letztere sogar an ordinaire Couriere gegeben werden."

Um die Pedanterie des Gelehrtenstandes recht eclatant lächerlich zu machen, welche Gundling bei aller tiefen Gelehrsamkeit besaß, mußte er beim Könige die Rolle eines Lustigmachers und Hofnarren übernehmen. Der

König erhob ihn 1717 zu der bereits abgeschafften Würde des Ober-Ceremonienmeisters, welche zuletzt der Hofpoet Besser bekleidet hatte. Er schenkte Gundling das Staatskleid, welches der vom Könige bei seinem Regierungsantritt abgesetzte Hofpoet Friedrichs I., Besser, am Krönungs- und Ordensfest getragen hatte. Es war ein rothes Kleid von altfranzösischem Schnitt, mit schwarzem Sammt gefüttert und eben solchen großen Aufschlägen. Die Knopflöcher waren mit Goldborten besetzt. Dazu mußte er eine große Staatsperücke mit hundert lang herabhängenden Locken von weißem Ziegenhaar tragen, einen großen Hut mit weißen Straußfedern, paille Beinkleider mit rothseidenen Strümpfen mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit rothen Absätzen.

Dann erhob der König Gundling an die Stelle des großen Leibnitz im Jahre 1718 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Im Adreßkalender von 1720 steht er zudem als „Geheimer-Ober-Appellationsrath auch als Hof- und Kammergerichtsrath und Historiograph.“ Im Jahre 1729 wurde er in den Freiherrnstand erhoben, „vorerst nur,“ wie es in dem Diplom hieß, „da seine großen Verdienste längst meritirt, daß er mit dem Grafenstand beehrt werde.“

Gundling war eitel genug, alle diese Standeserhöhungen, womit doch der König nichts weiter bezweckte als ihn selbst und die gelehrten Pedanten lächerlich zu machen

und das hochmüthige Junkerthum zu demüthigen, für gebührende Anerkennung seiner Verdienste zu nehmen.

Um auch den eiteln Hofadel zu demüthigen, verlieh der König diesem seinem vielgefoppten Hofnarren 1726 die Kammerherrnwürde. — Einst als man ihn betrunken gemacht hatte, schnitt man ihm den Kammerherrnschlüssel ab. Der König, der allerdings um den Spaß wußte, bedrohte ihn nun wie einen Soldaten zu behandeln, der sein Gewehr verloren habe. Nachdem man dem viel Geplagten mit solcher Drohung weidlich Angst gemacht hatte, befahl der König, daß er zur Strafe einen eine Elle langen hölzernen vergoldeten Kammerherrnschlüssel am Halse tragen sollte. Das geschah zur großen Belustigung des ganzen Hofes. Als endlich Gundling seinen goldenen Schlüssel wieder erhielt, ließ er ihn von einem Schlösser mit starkem Eisendraht an seinen Rockschoß befestigen, was natürlich wieder zu neuem Gelächter Veranlassung gab.

Der König ernannte Gundling auch zum „Geheimen-Finanzrath", weil von ihm der Vorschlag: Maulbeerbäume im preußischen Staate anzupflanzen ausgegangen war. Der Geheime Etats-Minister erhielt dabei die Weisung, ihn feierlich in das Collegium zu introduciren und ihn cum voto sessionis anzustellen und ihm das Departement aller seidenen Würmer im ganzen Lande zu übertragen.

Im Tabackscollegium belustigte man sich mit Gundling auf das Ergötzlichste, wenn auch oft auf eine sehr ausgelassene, ja nicht selten rohe und derbe Weise.

Dem Könige galten nur die Soldaten etwas; die Gelehrten waren ihm „Pedanten, Tintenklexer, Schmierer.“ Man mußte ihnen die soldatische Ueberlegenheit beweisen. Freilich hatte der König im Allgemeinen recht. Die Leibnitze waren selten und das deutsche Gelehrtenwesen war damals meistens mehr nicht als Affectation und Schein von Vielwisserei, ohne alle tiefere wissenschaftliche Bildung.

Der König, der selbst stark poculirte, liebte es bekanntlich seine Gäste betrunken zu machen. Gundling besonders wurde oft so stark zugesetzt, daß er seiner nicht mächtig blieb. Nachdem man auf diese Weise den Sieg über seine Gelehrsamkeit davon getragen hatte, wurde Gundling die Zielscheibe der massivsten und handgreiflichsten Schnurren und Späße des Königs und seiner Officiere. Man heftete ihm allerlei Figuren von Eseln, Affen und Ochsen an sein Staatskleid, und malte ihm einen Schnurrbart. Man ließ ihn aus den Zeitungen die boshaftesten Artikel über seine eigene Person ablesen, die der König an die Redactionen hatte einschicken lassen und gaudirte sich dann köstlich über seinen Gift und Geifer sprudelnden Aerger.

Dann wieder wurde ein Affe, ganz wie Gundling

gekleidet und, wie er, mit dem Kammerherrnschlüssel geschmückt, an seine Seite gesetzt und der König behauptete nun, er sei ein natürlicher Sohn von ihm und dagegen durfte sich Gundling nicht einmal einen Widerspruch erlauben. Er mußte den Affen vor dem ganzen Tabackscollegium umarmen.

In Wusterhausen wurden die Späße noch derber getrieben. Dort auf dem Schloßplatze liefen immer mehrere junge Bären herum, denen man die Vordertatzen abgeschnitten hatte, damit sie auf den Hinterbeinen gehen mußten. Von diesen eben nicht saubern Thieren legte man ihm einst, als er sinnlos betrunken war, einige ins Bett, die ihn mit ihren Umarmungen so drückten, daß er einige Tage Blutspeien hatte.

Einmal im Winter taumelte er schwergeladen über die Schloßbrücke, der König stand am Fenster und sah es, da packten ihn auf Befehl des Königs vier Grenadiere und ließen den dicken schweren Mann an Stricken in den leicht zugefrornen Schloßgraben herab, wo sie ihn so lange auf und nieder wippten, bis er mit dem Hintertheil seines Körpers das Eis aufgestoßen hatte.

Ueber diese nach dem damaligen Zeitgeschmack für komisch geltende Scene lachte der König recht herzlich und ließ sie sogar malen.

Ein andermal machte man mit ihm das Manoeuvre, das Kotzebue in seinem Pachter Feldkümmel angebracht

hatte. Er stieg in eine Portechaise, um sich austragen zu lassen; aber plötzlich brachen Sitz und Boden ein, die vorher losgemacht waren und je mehr Gundling „Halt!“ schrie, um so mehr liefen die Portechaisenträger und er mußte mitlaufen.

Oder wenn er schwer betrunken auf seine Stube gehen wollte, fand er die Stubenthür zugemauert und konnte den Eingang nicht finden. Anstatt sich zur Ruhe legen zu können, mußte er die Nacht mit Suchen zubringen, bis er in irgend eine Ecke taumelte und dort liegen blieb. In allen solchen Fällen waren gewiß die Lacher nicht weit. Auch beschoß man ihn, wenn er schlief, in seinem Studirzimmer mit Schwärmern und Raketen; einmal in Potsdam wurde der sinnlos betrunkene Mann in seinem Staatskleide auf Befehl des Königs auf einen Düngerwagen gepackt und mit Ochsen durch die ganze Stadt gefahren, wobei ein Ausrufer des Magistrats bei Trommelschall ausrief: „Allhier ist zu sehen der Freiherr von Gundling, Sr. M. Oberceremonienmeister und Präsident der Akademie der Wissenschaften, der damit als Trunkenbold seine Strafe empfängt.“

Gundling war wohl derben Spaß gewohnt, obgleich er sich immer so darüber ärgerte, daß selbst sein Aerger die Belustigung noch erhöhte; aber am Ende wurde es dem schwergeplagten Mann doch zu arg; er entfloh nach Halle, wo er bei seinem Bruder Nicolaus Hierony-

mus Gundling, der dort Professor und Kanzler war, Zuflucht suchte. Doch auch hier fand er keine Ruhe. Der König ließ ihn wieder holen und machte anfangs Miene ihn als Deserteur bestrafen zu wollen; nahm ihn aber am Ende wieder zu Gnaden an. Doch da Gundling auf keinen Scherz mehr einging und sehr still geworden war, so nahm der König zu dem alten Köder, der Eitelkeit dieses vielgefoppten Gelehrten seine Zuflucht. Er ließ ihm die übertriebensten Lobsprüche ertheilen, gab ihm 1000 Thaler Zulage und erhob ihn 1724 mit der Anciennität von 16 Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite in den Freiherrnstand.

Drei Jahr später ließ der König noch den stärksten Schreck an ihm verüben. Auf königlichen Befehl schrieb Faßmann aus Sachsen, sein Rival und Nachfolger, eine der derbsten Satyren gegen Gundling, unter dem Titel: „Der gelehrte Narr.“ Der Verfasser erhielt den Auftrag diese Broschüre Gundling im Tabackscollegium persönlich zu übergeben. Man gaudirte sich zum Voraus über die Wuth, worin dieser ausbrechen würde und in der That überschritt sein Zorn alles Maß. Trotz der Gegenwart des Königs ergriff Gundling die Pfanne mit glühenden Torfkohlen, die zum Anzünden der Pfeifen auf dem Tische stand, und warf sie seinem Gegner ins Gesicht, so daß ihm die Augenwimpern versengt wurden. Faßmann war ein großer, starker Mann und dem schwäch-

lichen Gundling an Körperkraft weit überlegen. Sofort setzte er sich vor den Augen Sr. Majestät in Avantage, ergriff Gundling, zog ihn nieder, entblößte ihn von den hintern Kleidungsstücken und bearbeitete ihn mit der eisernen Pfanne so, daß Gundling vier Wochen lang nicht zu sitzen vermochte.

Seitdem begegneten sich die beiden gelehrten Herren niemals im Tabackscollegium, ohne daß es zu neuem Faustkampf kam. Endlich forderte der König, die beiden Herren sollten ihre Ehrensache durch ein rechtschaffenes Duell ausmachen. Faßmann forderte Gundling auf Pistolen. Gundling mußte die Forderung annehmen. Als aber die beiden Combattanten auf dem Kampfplatz ankamen, warf Gundling sein Pistol weg und Faßmann schoß ihm die seinige, die blos mit Pulver geladen war, in die Perücke, so daß diese davon anbrannte. Gundling fiel vor Schreck auf die Erde. Stallknechte eilten herbei und gossen ihm ganze Eimer voll kalten Wassers über den Kopf und es kostete Mühe ihm das Bewußtsein beizubringen, daß er noch lebe.

Gundling schloß endlich im Jahre 1731 in Potsdam sein viel geplagtes Leben 58 Jahr alt, auf seinem Zimmer im königlichen Schlosse. Noch im Tode verfolgte ihn der derbe Spaß des Königs. Auf dessen Befehl wurde er in seinem Staatskleide angethan, statt des Sarges in ein leeres Weinfaß gelegt und trotz der Protesta-

tion der Geistlichkeit in Bernstadt bei Potsdam feierlich beigesetzt. Und die letzte Ironie seines Schicksals war es, daß Faßmann, sein Erbfeind und Nachfolger dem königl. preußischen Freiherrn, mit der Anciennität von 16 Ahnen, dem Kammerherrn, Historiographen und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Geheimen Finanz ꝛc. ꝛc. Rathe von Gundling die spöttelnde Leichen-Parentation hielt.

5.

Und in dieses Tabackscollegium, wo ein Ton herrschte der dem feinfühlenden, geistig höher stehenden Kronprinzen Friedrich unmöglich zusagen konnte, mußte der Prinz jeden Abend um 8 Uhr eintreten, um seinem königlichen Vater gute Nacht zu sagen. Es war Gesetz im Tabackscollegium, daß die Anwesenden vor Niemandem, wenn er eintrat, selbst nicht vor dem Könige aufstehen durften. Das war bisher auch nicht geschehen, wenn der Kronprinz eintrat.

Als aber der Kronprinz Friedrich mit dem 24. Januar 1729 sein achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte und damit mündig geworden war, so daß statt der bisherigen Hofmeister, der Obristlieutenant von Rochow und der lebenslustige Lieutenant von Kaiserling als Gesellschafter bei ihm commandirt wurden; so erhob sich bei seinem ersten Eintreten in die nächste Versammlung des Tabackscollegiums die ganze Gesellschaft, um ihm damit ihre

Glückwünsche zu bezeugen. Der König aber, der sehr eifersüchtig auf seine Autorität war, wurde darüber sehr böse. Er befahl, daß der Kronprinz sich augenblicklich entfernen sollte und schalt die Anwesenden, die aufgestanden waren, tüchtig aus, daß sie der aufgehenden Sonne sich zuwendeten und gegen die untergehende ihr devoir negligirten.

Ende des ersten Theils.



Druck von C. G. Renkert in Meerane.

Kronprinz Friedrich

seine

Zeit und der Hof seines Vaters

Friedrich Wilhelms I.

Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild

von

H. E. R. Belani.



Zweiter Theil.

Leipzig,

Verlag von C. L. Fritzsche.

1853.

Erstes Capitel.

Bildungsgang des Kronprinzen. — Verstimmung des Königs darüber. — Ueberraschung bei den Büchern. — Musik am Hofe: des Königs Concert. — Jagdmusik. — Virtuosenthum. — Locatelli. — Geistliche Musik. — Das Schweineconcert im Tabakscollegium. — Musik der Königin. — Musik des Kronprinzen. — Quanz. — Heimliche Concerte im Keller und auf der Jagd. — Ueberraschungen. — Haare verschneiden. — Schloß Wusterhausen. — Das Leben daselbst. — Parforcejagden. — Wildschweine. — Feldjagd. — Reiherbeize. — Jagdpartie zu Ehren des Königs August von Polen. — Der Jagdnarr Ressig.

1.

Der König war sich klar bewußt, daß er dem Staate einen Kriegsfürsten erziehen müsse, der einmal lerne von der tüchtigen Armee und dem Schatz, welchen er ihm hinterlassen würde, den rechten Gebrauch zu machen um den Staat zu kräftigen und zu vergrößern. Deshalb war ihm Alles zuwider, was in der geistigen Richtung, welche die Bildung des Kronprinzen einschlagen zu wollen schien, ihn nach seiner Meinung von diesem hohen Ziel, das ihm vorschwebte, ablenken mußte.

Es war daher die Sorge des Königs, alles nach seiner Meinung Ungehörige, und dazu rechnete er jede wissenschaftliche oder künstlerische Bildung, vom Kronprinzen fern zu halten. Das Exercirreglement und die Bibel, das waren die einzigen Bücher, die der König ihm erlaubte zu lesen. Die einzige ernstliche Beschäftigung, die ihm nicht nur erlaubt, sondern auch nachdrücklichst anbefohlen war, bestand darin, das für den Kronprinzen errichtete Cadettencorps von 160 Knaben zu exerciren und der Prinz konnte seinem Vater keine größere Freude machen, als wenn er dieses Corps vor ihm manövriren und paradiren ließ, und wenn dann Alles propre war, bis auf die weißen leinenen Kamaschen und wenn die gepuderten Köpfe tüchtig eingeschwärzt waren und Alles ein Schritt und Tritt, Griff und Schlag bei dem Parademarsch und dem „Präsentirt's Gewehr," wie am Schnürchen gezogen ging.

Aber schon frühzeitig hatte sich im Kronprinzen ein Geist geregt, der ihm diesen Zwang völlig unerträglich machte.

Er hatte in der Königin eine höhere gebildete Mutter, die nur mit wahrer Freude diese geistige Richtung ihres ältesten Sohnes und Thronfolgers wahrnahm, und sie nach Kräften förderte, obgleich eben dieses ihr Streben, sowie der feinere Geschmack und die höhere geistige Ausbildung des Kronprinzen den Zorn des Königs er=

regte und eine der Hauptquellen des Unfriedens wurde, worin der König mit seiner Gemahlin lebte und der mancherlei oft thätlichen Mißhandlungen, die der Prinz von dem cholerischen Temperament seines königlichen Vaters zu erdulden hatte.

Während der König in seinem Tabakscollegium sich an den derben Neckereien seiner Hofnarren ergötzte, saß der junge Kronprinz mit seinem geliebten Lehrer Duham und auch wohl mit einigen vertrauten Freunden bei der stillen Lampe in seinem einsamen Cabinet, studirte Wolf's Metaphysik oder französische Schriften von moderner freigeistiger Philosophie, die sich damals von Frankreich aus über ganz Europa verbreiteten.

Besonders bildeten Voltaire's Schriften seine Lieblingslectüre, sowohl die fein geistigen Komödien, als die philosophischen Schriften desselben und schon früh gewann Friedrich die tiefe Hochachtung für den feinen Geist dieses Dichters, die sich später in die innigste Freundschaft des großen Königs für den geistreichen Franzosen umwandelte.

Auch war es schon damals eine stille Lieblingsbeschäftigung des jungen Kronprinzen seinen poetischen Neigungen, die ihm die anfänglich so schwärmerisch gewesene Liebe für die Gräfin Orzelzka eingeflößt hatte, zu folgen. Er machte damals schon kleine französische Gedichte, die meistens eine geistreiche Pointe hatten.

Selbst die alten römischen und griechischen Klassiker studirte der Prinz mit großem Eifer; jedoch nur in französischen Uebersetzungen, da man nicht gewagt hatte dem strengen Verbot des Königs, ihn in den alten Sprachen zu unterrichten, entgegen zu handeln. Oft hat Friedrich selbst als König diese Lücke in seiner Bildung lebhaft beklagt, da sich nicht verkennen ließ, daß die französischen Uebersetzungen jener alten Klassiker meistens erbärmlich genug waren.

Was aber davon haften blieb, war die Philosophie der Alten; der Glauben an ein Fatum, die freiere Religionsansicht der griechischen Philosophen und die Lehren der Weisheit, die sich aus Cicero's Büchern vom Staate und von den Pflichten schöpfen ließen.

Doch einst war es dem Könige verrathen worden, wie der Kronprinz seine Zeit mit Studiis und Bücherlesen verlor. Wie sehr man auch sich bemüht hatte, die Wissenschaften nur bei verschlossenen Thüren zu treiben und die Bücher nach gemachtem Gebrauch sorgfältig zu verstecken, so hatte doch der schlaue Eversmann eines Tages dem Könige Alles verrathen. Dieser war wüthend und ging mit seinen schweren Schritten einst unerwartet und zur ungewöhnlichen Zeit nach dem Zimmer des Kronprinzen; kaum hatte dieser und Duham so viel Zeit die französischen Bücher zu verstecken und auf dem Lesepult vor dem Prinzen die Bibel und Exercirreglement aufge-

schlagen, als der König eintrat. Schon schien er beruhigt zu sein über die ordonnanzmäßige Lectüre, womit er seinen Fritz beschäftigt fand, da machte ihn ein Wink von Eversmann auf die Tapetenthür eines Wandschranks aufmerksam, welche in der Eile nicht so ganz verschlossen war, und die ganze kleine Bibliothek des Prinzen, die überall hinter Tapeten und in Schränken versteckt war, wurde entdeckt. Der König gerieth in den heftigsten Zorn. Er ließ alle Bücher fortnehmen und an die damals bedeutendste Buchhandlung in Berlin von „Haude" verkaufen. Dieser achtbare Buchhändler gab aber dem Kronprinzen nach und nach seine Lieblingsbücher heimlich unentgeltlich zurück und erwarb sich damit den lebhaftesten Dank desselben, der ihm und der Spenerschen Buchhandlung später die Concession einer noch heute viel gelesenen Zeitung eintrug.

2.

Der König war grade kein Feind von Musik; aber er hatte seinen eigenen Geschmack auch in dieser Hinsicht.

Der Aufwand der italienischen Oper und für die Capelle am prächtigen Hofe Friedrich's I., stimmte nicht zu den von Friedrich Wilhelm I. angeordneten Einschränkungen. Die Capelle, wie die Oper wurden verabschiedet; der König behielt nur einen einzigen Musiker, Gottfried Pepusch und ernannte ihn zum Capellmeister der Haut=

boisten seines Garderegiments in Potsdam. Da er Militärmusik liebte, so genügte ihm dieses Hautboistencorps vollständig. War der König in Potsdam, so hatte er wöchentlich Abends einmal in seinem Zimmer Musik, die oft einige Stunden dauerte. Er liebte besonders die Händel'sche Musik, vorzüglich aus den Opern desselben, als: **Alessandro** und **Siroé**, deren Arien und Chöre mehr als hundertmal vor dem Könige durchgespielt werden mußten.

Die Art dieser Aufführung war ebenso originell, als in musikalischer Hinsicht unvollkommen. Die Hautboisten in ihren Uniformen hatten sich dann am untern Ende eines langen Saals mit ihren Pulten und Lichtern aufgestellt. Der Capellmeister stand vor ihnen. Die Musik bestand nur aus lärmenden Blaseinstrumenten, Pauken und Trompeten. Der König saß dann ganz allein auf einem hölzernen Großvaterstuhl am andern Ende des Saals, wobei es ihm denn auch widerfuhr, daß er mitten unter den schönsten Passagen oder bei den heroischen Stellen der Musik fest einschlief; das geschah besonders wenn er eine gute Mittagstafel gehalten oder stark pokulirt hatte. Merkten die Musiker, daß der König die Augen schloß, so erlaubten sie sich auch wohl, um schneller fertig zu werden, einige Blätter in der Partitur zu überschlagen, um nur recht bald fertig zu werden mit dem für Leute ohne höhere musikalische Bildung langweiligen Concert.

Aber der König kannte seinen hundertmal gehörten Händel zu gut, um nicht, wenn er vielleicht bei einem Paukenschlage erwachte, den Unterschleif zu bemerken und den Musikern zuzurufen: „Ihr laßt was aus!“ oder auch wohl: „da fehlt die und die Arie ꝛc.“ und er sang dann, so gut es gehen wollte mit seiner unharmonischen Commandostimme das Thema vor. Wenn er aber nichts gemerkt hatte, so pflegten die Musiker das Schlußchor recht rauschend und lärmend zu spielen, so daß der König davon aufwachen mußte. Kam es ihm aber vor, daß die Musik doch wohl so lange nicht gedauert habe, wie er berechnet hatte, so befahl er auch wohl die ganze Oper noch einmal durchzuspielen und ein solches Strafexempel wirkte. Das Musikchor wagte alsdann sobald nicht wieder sich Auslassungen zu erlauben.

In der Regel bestimmte der König selbst, welche Oper gespielt werden sollte. Geschah das nicht, so wählte der Dirigent und benutzte diese Gelegenheit, um auch Stücke seiner eigenen Composition aufzuführen. Aber der König war nicht so ganz ohne alles musikalische Gehör, um nicht es sogleich zu bemerken, wenn ein neues Stück gegeben wurde. Er pflegte alsdann seine Bemerkung darüber, entweder durch Lob oder Tadel auszusprechen.

Der Kronprinz Friedrich durfte an solchen Concerten nicht Theil nehmen; „denn,“ sagte der König: „ich will keinen Musikanten und Querpfeifer aus ihm ziehen. Er

soll einmal Soldaten und Land und Leute commandiren; er hat so schon einen übermäßigen Hang zu solchen Dummheiten, wie Musik ist.“

Vor Allem aber liebte der König ganz ungemein die Jagdmusik. Das oft unharmonische Blasen der Jagdhörner im grünen Walde ging ihm über Alles. Dagegen hatte er vor dem eigentlichen Virtuosenthum so wenig Respect, daß man sich folgende ergötzliche Anekdoten erzählte.

Im Gefolge des Königs August von Polen befand sich unter Andern der berühmte Violinvirtuose Locatelli. Obwohl der König weder Kenner noch Freund von Virtuosen war, so mußte er doch ehrenhalber der Einladung seines königlichen Gastes nachgeben und Locatelli hören. Dieser trat in einem reich mit Silber gestickten himmelblauen Sammetkleide auf, trug an den Fingern kostbare Brillanten und an der Seite einen feinen Stahldegen.

Der König fand diesen Anzug eines „Geigers“ höchst lächerlich und sagte: „Dieser Kerrel sieht ja wie ein Kriegsrath aus.“

Am folgenden Tage schickte er ihm durch den Silberjungen Riedt zwanzig Thaler. Locatelli gab mit echtem Künstlerstolz dieses Geschenk dem Ueberbringer desselben als Trinkgeld für seine Mühewalung und ließ sich bei dem Könige allerunterthänigst bedanken.

Der König beschwerte sich bei dem Könige von Po-

len über die Arroganz seines Musikanten. Dieser bedeutete ihn jedoch, daß ein solcher Künstler nicht gewohnt sei, wie ein Tagelöhner behandelt zu werden, sondern gewohnt sei, goldne Uhren, Brillantringe, Tabatièren u. dergl. zu erhalten.

„So so," sagte der König, „das müssen wir denn wohl das nächste Mal besser machen." Es wurde darauf ein zweites Concert befohlen. Locatelli spielte abermals mit dem allergrößten Beifall. Der König hatte bereits eine schwere goldene Dose mit Ducaten bei sich. Nach dem Concert rief er Locatelli zu sich und gab ihm die Dose mit den Worten: „Ihr seid so splendid, daß ich mir diesesmal das Trinkgeld für mein Geschenk selbst verdienen möchte." „Ein solches Geschenk," erwiderte Locatelli sogleich, „aus der Hand eines Königs, hat zuviel Gewicht, als daß ich jemals mich davon trennen könnte."

Sodann liebte der König ganz besonders die geistliche Musik des Glockenspiels, das er aus Holland hatte kommen lassen; anstatt aber die ganze Harmonie desselben zusammen zu halten und damit etwas Vollständiges herzustellen, ließ er das Glockenspiel theilen, zwischen den Garnisonthürmen von Berlin und Potsdam, so daß an beiden Orten nur etwas Unvollständiges im Glockenspiel zu hören ist.

Außerordentliche Freude hatte der König, so daß er sich den Bauch vor Lachen hielt an einem ganz extraor-

dinären Concert, das ihm einst sein alter Capellmeister Papusch im Tabakscollegium aufführen ließ. Es war vor ihm für 6 Fagotte componirt. Indeß derselbe hatte die Aufgabe die Stimme der Schweine möglichst genau nachzumachen und jede Stimme führte die Ueberschrift: „Porco primo, porco secundo etc." Auch der Kronprinz Friedrich wollte es hören. Er hatte dazu eine große Gesellschaft bei sich in keiner andern Absicht, als um den Componisten lächerlich zu machen. Aber Papusch war ein alter Schlaukopf. Er roch den Braten und wappnete sich dagegen.

Papusch versuchte erst auszuweichen, doch der Kronprinz bestand darauf und er mußte nachgeben. Er stellte sich darauf nicht mit sechs, sondern mit sieben Hautboisten ein, und legte ganz ernsthaft selbst die Noten auf die Pulte und blickte dann im Saal herum, als fehle noch etwas. „Herr Capellmeister," fragte der Kronprinz, „fehlt Euch noch etwas?" „Es wird wohl noch ein Pult fehlen," entgegnete der Musikmeister. „Ich meine," versetzte der Kronprinz lächelnd, „es wären nur sechs Schweine in seiner Musik." „Ganz recht," entgegnete der alte Musiker, „es ist aber noch ein Ferkelchen hinzu gekommen: **Flauto solo**! „Prinz Friedrich verstand die Pointe, daß er mit dem Flötenspieler selbst gemeint war. Er liebte aber resolute Antworten und äußerte später lachend gegen seinen Lehrer Quanz: Ich dachte den alten Kerl

anzuführen, aber er hatte mich angeführt und ich mußte ihm noch dazu gute Worte geben lassen, daß er sein Ferkelchen nicht vor meinem Vater zur Aufführung brachte.

Einen feinen Geschmack für Musik hatte die Königin. Musik war ihre Lieblingsbeschäftigung. Aufseher ihrer Musik und Leiter ihrer Concerte war der frühere Kammerherr, nachmaliger Oberhofmeister von Brandt. Sie war die Beschützerin der musikalischen Neigungen des Kronprinzen, des Querpfeifers, wie ihn der König schalt, dem er die Flöte hatte wegnehmen lassen. Sie hielt ihm heimlich einen Musiklehrer für die Flöte und auf Bitten des Kronprinzen wendete sie sich an den König von Polen mit dem Ersuchen ihr den berühmten Flötist Quanz zu überlassen, der sich in dessen Gefolge befand. Der König August machte sich ein Vergnügen daraus dem künftigen so hoffnungsvollen Thronfolger Preußens gefällig zu sein und ertheilte dem Virtuosen unbestimmten Urlaub, worauf die Königin ihn mit 800 Thalern für den Unterricht ihres Sohnes, des Kronprinzen, engagirte, ohne daß der König ein Wort davon wußte.

Begreiflich mußten diese Musikübungen sehr heimlich betrieben werden. Der König hatte dem Kronprinzen keine andere Musik zu treiben erlaubt, als auf einem Spinet Choralmelodien zu spielen, wozu ihm der Organist Gottlieb Heine vom Könige als Lehrer bestellt

war. Der Kronprinz zog indeß sein liebes Flötenspiel vor, und benutzte die Zeit dazu, wenn der König des Morgens ausritt, oder übte sich in den entlegensten Theilen des Schlosses, sogar im tiefsten Keller, wo die Gewölbe unter der Erde die Töne der Flöten und Geigen dieser heimlichen Concerte dämpften, so daß auf der Oberwelt wenig davon bemerkt werden konnte.

Selbst die Jagden des Königs wußte der Kronprinz zu benutzen, um seiner Lieblingsneigung zu huldigen. War der König im eifrigen Verfolgen eines Hirsches begriffen, so sah er sich nach seinem Gefolge nicht weiter um. Der Kronprinz benutzte dann diesen Umstand einen Seitenweg einzuschlagen. Seine musikalischen Freunde, die von seiner Absicht unterrichtet waren, folgten ihm dann und begaben sich in den dichtesten Wald, so fern als möglich von der Jagd. Die Pferde wurden von verschwiegenen Reitknechten zur Seite geführt und der Prinz mit seinen musikalischen Begleitern zogen Flöten, Geigen und Musikalien aus ihren Jagdtaschen und machten ein Concert, das mit dem fernen Knallen der Büchsen, dem Halloh der Jäger und dem Blasen der Jagdhörner einen seltsamen Contrast bildete. Nach beendigter Jagd sagte man dem Könige, der Kronprinz sei auf eine unrichtige Fährte gerathen, oder angegriffen von der Jagd nach dem Schlosse zurückgekehrt.

Diese Stunden der Weihe im einsamen Waldes-

dunkel gehörten zu den innigsten Freuden des Kronprinzen, besonders wenn er sicher war vom Könige nicht überrascht zu werden und das war der Fall, wenn der König abwesend war und der Kronprinz, um den Spionen Eversmann's zu entgehen, eine Jagdpartie vorschützte, wo er dann ungestört eins seiner lieben Waldconcerte halten konnte.

Erfuhr der König, trotz aller Vorsicht, daß der Kronprinz allen Verboten entgegen sich mit Flötenblasen abgebe, so schalt er ihn einen Querpfeifer und Musiknarrn. Es kam dann auch wohl in der Heftigkeit des königlichen Zorns zu einer fühlbaren Bestrafung des ungehorsamen Sohnes.

Einmal hätte ihn der König in seinem schönsten Vergnügen beinahe überrascht.

3.

Die steife Soldatenmontur war nicht nach dem Geschmack des Prinzen. Morgens, wenn er vor dem Könige und auf der Parade erscheinen mußte, konnte er nicht umhin sich mit Widerwillen im steifen Zopf mit runden Ohrlocken, kleinem dreieckten Bortenhut, blauer Uniform mit rothen Aufschlägen, gelben Unterkleidern und weißen leinenen Kamaschen, in der Uniform des königlichen Garderegiments zu präsentiren. Auch an der Tafel mußte er so erscheinen; aber Nachmittags, wenn ihm die In=

struction erlaubte sich nach eigenem Belieben zu divertiren, wenn es nur nicht gegen Gottes Gebot war, ließ er sich den Zopf auflösen, das Hinterhaar in einen französischen Haarbeutel stecken, das Seitenhaar flattern und zog den goldbrokatenen Schlafrock an, welchen er von der Königin zum Geschenk erhalten hatte, und so überließ er sich mit seinem Quanz den Genüssen der Musik.

So à la ancien **Marquis** ausstaffirt, blies er eines Tages mit Quanz ein Duo für zwei Flöten nach dem andern, und beide vertieften sich so in diese musikalischen Genüsse, daß ihnen die Stunden wie Minuten verstrichen. Damit hatten sie den Zeitpunkt der gewohnten Rückkehr des Königs verpaßt und plötzlich stürzte der Liebling des Prinzen, Herr von Katte, der damals schon Lieutenant war, herein und rief fast athemlos, „der König!“ Nun war der Schreck groß. Das Zimmer hatte keinen andern Ausgang als die Hauptthüre und schon erschallte auf dem Parkettboden der Vorgemächer der schwere soldatische Schritt des wohlbeleibten Königs. Hätte er die beiden Querpfeifer mit dem vollen Apparat ihrer Beschäftigung überrascht, so würde keiner von ihnen sicher gewesen sein, vom königlichen Krückstock eine fühlbare Reprimande zu empfangen. Zum Glück aber wurden Flöten und Musikalien noch schnell genug versteckt. Quanz, der zum Unglück sein rothes Staatskleid trug, was den König noch mehr in Zorn gebracht haben würde, ver-

steckte sich in den Kamin, in welchem zum Glück kein Feuer brannte und der Kammerdiener schob den eisernen Ofenschirm vor die Oeffnung desselben. Der Kronprinz aber warf schnell den Schlafrock ab und zog die Uniform an; aber die Zeit erlaubte nicht mehr den Zopf „einzuschwärzen" und in der Eile war es übersehen den Haarbeutel wenigstens in den Rock zu verbergen.

Der König trat ein, als diese Vorkehrungen kaum vollendet waren; im Anfange ging Alles gut, bis der König unglücklicher Weise den an der Erde liegenden brokaten Schlafrock bemerkte.

Er ergriff ihn mit seinem Krückstock, hob ihn auf und sagte: was sollen die französischen Lappen? Fort damit ins Feuer! Und damit näherte er sich dem Kamin und war eben im Begriff den eisernen Ofenschirm fortzuschieben, da rief der Kronprinz in höchster Angst, daß Quanz entdeckt würde: „Dem Schlafrock geschieht sein Recht, aber im Kamin brennt kein Feuer."

„Eversmann," rief der König, und der vertraute Kammerdiener, der eigentlich dem Kronprinzen den Streich gespielt hatte, indem er auf die Frage des Königs, womit er sich beschäftige, geantwortet: das Flötenblasen im Zimmer seiner Hoheit höre sich gar seltsam an und schalle durch das ganze Schloß — trat ein.

„Die Querpfeifer," polterte der König, „haben wir nicht attrapirt; aber hier ist ein anderer Skandal entdeckt,

der Cujon kleidet sich wie ein französischer Narr; doch wollen wir dem Ding bald ein Ende machen."

„Hier, nehme er den französischen Plunder," rief der König, und warf dem Kammerdiener den kostbaren Schlafrock zu, „und werfe er das Zeug ins Feuer; aber sogleich!"

„Ueberhaupt," fuhr er gegen den Prinzen fort, „sind das Locken, wie sie sich für einen Officier schicken? Er Hannsnarr, Er mit seinem flatterndern Haar, ich werde ihm den Profoß schicken, der soll Ihm einmal das Haar stutzen, wie sichs gehört, eine Locke über jedes Ohr, fest und rund gewickelt, festgestrichen mit Talg und gehörig gepudert, so gehört sichs; so ist es ordonnanzmäßig. Ich will dem Cujon die Mucken schon austreiben! Und wie wird der Zopf sitzen, gewiß eben so negligent! Allons: Achtung, rechtsumkehrt!"

Der Kronprinz dachte in diesem Augenblicke nicht an seinen Haarbeutel und machte kehrt, mit Schlag und Tritt eines Grenadiers. Seine Position war dabei so militärisch promt, daß er den König, wie er hoffte, schon dadurch versöhnt haben würde. Aber unglücklicherweise war der verdammte Haarbeutel den Blicken des Königs nicht entgangen. Nun aber brach der Zorn desselben aus. Mit einer Menge der kräftigsten Schimpfworte, worunter besonders: „französischer Windbeutel, Querpfeifer und Musiknarr paradirten, hob der König

den Stock und würde sicher den Thronerben auf gut soldatisch zur Subordination gebracht haben, hätte dieser nicht schnellfüßig die Flucht ergriffen. Für den Ruf: Fritz! Fritz! — hatte er kein Ohr. Er lief, was er konnte und war natürlich schneller, als der König, der ihn mit aufgehobenem Stocke verfolgte, während der fast zu Tode geängstigte Quanz aus seinem Versteck hervorkroch und sich mit seinen Musikalien und seiner Flöte eiligst davonmachte.

Prinz Friedrich wußte gar wohl, daß, wenn der erste Zorn seines Vaters verraucht war, es auch keine Gefahr mehr hatte, ihm zu nahen. Doch bald darauf ließ ihn der König rufen. Der Kronprinz hatte sich indeß sorgfältig einschwärzen lassen und militairisch propre gemacht. Der König, der in seinem hölzernen Lehnsessel saß und aus einer kurzen holländischen Thonpfeife rauchte, sah ihn einige Augenblicke mit Wohlgefallen an; doch plötzlich röthete aufwallender Zorn sein volles Antlitz. — Er schalt über die flatternden Seitenlocken, die dem jungen Prinzen so wohl kleideten, und ließ seinen Hofchirurg — Sternemann — der sich auf Befehl des Königs im Vorzimmer befand, eintreten. Diesem befahl er, ohne an den Prinzen ein Wort des Vorwurfs zu richten, ihm die französischen Narrenlocken abzuschneiden und den Prinzen ordonnanzmäßig zu accommodiren. Da durfte nun freilich kein Widerstreben nur versucht werden.

In Gegenwart des Königs mußte sich Prinz Friedrich auf einen Stuhl setzen und der Hofchirurg begann ihm das Haar zu accommodiren. Aber Sternmann war eine gutmüthige Seele; er sah es an den schönen sprechenden Gesichtszügen und den großen blauen Augen, die sich mit Thränen füllten, wie wehe es dem Prinzen that, seinen jugendlichen Lieblingsschmuck verlieren zu müssen, da wußte der Chirurg sie geschickt zu operiren, daß er die meisten flatternden Seitenhaare nach hinten hin kämmte und nur ein Weniges abschnitt. Damit beschäftigte er sich so lange, bis er sah, daß der König die Aufmerksamkeit darauf verloren hatte und so war denn die Metamorphose nur zum Schein vorgenommen und Prinz Friedrich behielt seine schönen Haare, um sie zur Zeit, wenn er sich sicher wußte, nach der neuesten pariser Mode coeffiren lassen zu können.

4.

Schloß Wusterhausen, wo der König seine ergötzlichsten Jagdfeste feierte, an welchen Kronprinz Friedrich Theil nehmen mußte, enthält so viel Charakteristisches für das Bild jener Zeit, daß wir im Folgenden eine kleine Skizze davon und von einem solchen Jagdfeste zu geben uns versucht fühlen.

Schloß Wusterhausen in der Mark, wo Friedrich Wilhelm am liebsten einige Sommermonate zubrachte,

war ein altes Schloß, das der König mit großen Kosten nach seinem Geschmacke hatte neu erbauen und einrichten lassen.

Mit unsäglicher Arbeit hatte der König einen dürren Sandhügel aufführen lassen, der den Anblick des Schlosses so gut verdeckte, daß man dasselbe nicht eher sah, als bis man die Hälfte des Hügels erreicht hatte und das Schloß dicht am Fuß desselben vor sich liegen sah.

Das nannte der König nicht ohne Genugthuung eine Ueberraschung (Attrape), und er konnte sich nicht mehr ergötzen, als wenn Fremde, die er dort einführte, darüber ein großes Erstaunen affectirten.

Dieses Schloß bestand in einem kleinen Hauptgebäude des Palais und zwei kleinen Flügelgebäuden, welche den Schloßhof von zwei Seiten schlossen. Die Hauptzierde des Erstern war ein alter Diebesthurm, der noch aus der Zeit der Raubritter herstammte und einmal der Kern einer alten Raub- und Ritterburg gewesen war. Eine hölzerne Wendeltreppe führte hinauf. Das Schloß war, wie eine kleine Festung, von einem Erdwall, der als Terrasse diente, und einem Wassergraben umgeben, deren Gewässer so schwarz waren, wie der Styx, und einen stehenden Sumpf bildeten, der keinesweges wie Lavendel roch. Ueber diesen Graben führten drei Zugbrücken, deren Aufzüge durch ein hohes Gebälk mit Ketten Abends gehoben und Morgens wieder niedergelassen

wurden. Diese Zugbrücken verbanden das Schloß mit dem Hofe, dem Garten und einer gegenüber liegenden Mühle, beide Flügelgebäude, welche die Cavaliere vom Hofe und die Dienerschaft bewohnten, umschlossen den innern Hof dieses Palastes. Am Eingangsthore waren zwei weiße und zwei schwarze Adler, auch zwei große zottige Bäre, als Schildwachen angekettet. Die übrige Besatzung bestand aus 10 bis 12 Bären, mit Maulkörben angethan, denen man die Vordertatzen abgeschnitten hatte, damit sie aufrecht, wie schwarze, mit zottigem Pelz behangene Männer auf den Hinterfüßen umher spazieren müßten. Mitten im Hofe erhob sich ein Born zum Gebrauch für die Küche, aus dem man mit vieler Kunst einen kleinen Springbrunnen gemacht hatte. Er war mit einem eisernen Geländer umgeben. Einige Stufen führten hinauf. Diesen angenehmen Platz hatte der König zu seiner Tabagie ausersehen. Dort saßen die Herren in blauen Uniformen mit weißen Stiefeletten und gelben Schoßwesten und kurzen Hosen und breiten Ordens-Bändern, der König an der Spitze auf einem höheren hölzernen Sessel als die Schämel der Andern waren, rauchten gravitätisch aus ihren kleinen holländischen Thonpfeifen und tranken ihren Krug blaßgelben Ducksteiner Biers dazu. Bei ungünstigem Wetter oder bei noch Abends belästigendem Sonnenschein ließ der

König ein blau und weiß gestreiftes Zelt über die Tafel aufschlagen, und war das geschehen, so pflegte die Neckerei mit den Hofnarren nur um so freier und derber loszugehen.

Der Raum in diesem unwohnlichen Schlosse war für eine große Hofhaltung so beschränkt, daß die Prinzessinnen mit ihrem ganzen Gefolge in zwei Zimmer, oder eigentlich in zwei Bodenkammern, zusammengedrängt logirt waren. Diese schmucklosen Gemächer mit ihren im Laufe der Zeit nachgedunkelten Tapeten glichen mehr einem Hospital, als einer fürstlichen Wohnung.

Da einmal der Sommeraufenthalt des Hofes in Wusterhausen bestimmt war, so viel als möglich dort die freie Luft zu genießen, so war ein für alle Mal angeordnet, daß die Tafel in einem Zelte servirt wurde, welches sich unter einer großen Linde befand. Dort wurde gespeist, das Wetter mochte noch so abscheulich sein und der Regen in Strömen vom Himmel gießen, wobei die Decke des alten Zeltes, Tisch, Speisen und Gäste nicht immer geschützt blieben gegen segensreiche Ergüsse des Jupiter pluvius. Wenigstens versicherte Prinzessin Wilhelmine, von der die Hauptzüge dieser Schilderung in ihren Memoiren herrühren, daß die Strenge und Rücksichtslosigkeit dieser Gewohnheit unter dem Zelte zu speisen, die Anwesenden an der Tafel nicht selten genöthigt habe, bis an die Knie im Wasser zu

sitzen. Denn der Platz war vertieft und verwandelte sich leicht in eine Pfütze. Dann versichert sie — die Tafel war immer von 24 Personen besetzt, von denen jederzeit drei Viertel fasteten, denn es wurden nie mehr als sechs Schüsseln gegeben und diese waren so schmal zugerichtet, daß ein Mann von gutem Appetit sie alle sechs hätte verzehren können. — Mag auch diese Schilderung ein wenig übertrieben sein, denn die Prinzessin liebte es, ihre pikanten Beschwerden gegen ihren Königlichen Vater stark aufzutragen; so dürfte doch so viel wahr sein, daß der König als ein abgehärteter Soldat und Waidmann sich wenig um das Wetter und die Belästigung der weiblichen Mitglieder seines Hofes kümmerte, deren Klagen, wenn sie ihm zu Ohren gekommen wären, er für Ziererei gehalten haben würde. Im Uebrigen ist die Oekonomie des Königs bekannt, die sich gerade in der Requisition der Küche bis in das kleinste Detail erstreckte.

Die Tafelstunde dauerte nur von 12 bis ein Uhr. Dann setzte sich der König auf der Terrasse in seinen harten hölzernen Lehnsessel und hielt dort Mittagsruhe bis zwei ein halb Uhr. Die Prinzessinnen hatten das Glück, dieses Vergnügen zu theilen, indem sie auf der Erde zu seinen Füßen sitzen mußten; selbst in der ärgsten Sonnenhitze, ohne laut sprechen zu dürfen, sie erlitten dabei oft Qualen, welche die Prinzessin Wilhelmine bezeichnete, indem sie sagte: „In Berlin hatte ich nur die

Qualen des Fegefeuers, in Wusterhausen aber die der Hölle zu erdulden.“

5.

Bei Wusterhausen sowohl, wie bei Potsdam hatte der König große Parforcegärten. Das waren mehrere Meilen große eingehegte Waldungen, die mit allerhand Wild in großer Menge angefüllt waren. Diese Waldungen waren von vielen sogenannten Schneusen durchschnitten; das waren schnurgerade durch den Wald gehauene Alleen, in welche das verfolgte Wild, weil seiner Flucht darin keine Hindernisse entgegen standen, am liebsten lief, aber auch am leichtesten verfolgt werden konnte. In diese Wildgärten waren Wiesen und Seen eingeschlossen. Auf die Unterhaltung dieser Wildgärten verwendete der sonst so ökonomische König bedeutende Summen. Für die Königl. Parforcejagden waren zwölf Piqueurs angestellt, die aber so tüchtige Jäger, als gute Reiter sein mußten; dabei aber auch das Waldhorn zu blasen verstehen mußten. Sie trugen Jagdröcke von Scharlach, mit grünem Sammet aufgeschlagen, grüne lange Schoßwesten mit goldnen Borten und gelbledernen Beinkleidern. Jeder hatte sein eigenes Pferd. Außerdem wurden zu den Parforcejagden noch einige dreißig Pferde, die alle gut, rasch und dauerhaft sein mußten, und einige hundert große Jagdhunde gehalten.

Eine der Parforcejagden bei Wusterhausen auf einen starken Edelhirsch, bei welcher auch der Kronprinz Friedrich mit reiten mußte, schilderte ein Augenzeuge wie folgt:

„So wie das Signal vom Oberjäger im Parforcegarten gegeben ist, schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher in pfeilschneller Flucht zu entrinnen sucht. Aber er hat stets seine Verfolger, die Piqueurs und Hunde hinter sich und neben sich. Gleich hinterdrein folgten der König und der junge Kronprinz. Vor ihnen her reitet der Hofjägermeister, auch wohl der Oberjägermeister. Der Hirsch lief viele Stunden, bis er endlich ermattet niederfiel. Noch länger hielten es die guten Jagdpferde vom Königlichen Marstall aus. Es ereignete sich auch wohl noch, daß der Hirsch an ein Wasser kam, sich mit lechzender Zunge hinein stürzte und hindurch schwamm; dann folgten ihm im bunten Gewimmel die Piqueurs und Hunde und schwammen ihm nach, was für den König und seine Jagdgenossen einen lustigen Anblick gewährte. Sie umritten den See im Galopp und setzten die Jagd dann fort, wenn der Hirsch auf dem andern Ufer weiter floh. Wurde ein Hirsch erlegt, so wurde die Jagd noch gegen einen zweiten und dritten fortgesetzt.

So ereignete es sich denn einst, daß der König und der Kronprinz, auf gewechselten Pferden fünf bis sechs Stunden im gestreckten Galopp herum gejagt waren.

Eine solche Jagd, die um 6 Uhr Morgens ihren Anfang nahm, dauerte oft bis Nachmittags zwei Uhr. Gewöhnlich aber wurde eine solche Parforcejagd in drei bis vier Stunden abgemacht.

Dem Könige, der groß und dick am Körper war, sah man keine Ermüdung an, desto mehr wurde der junge schwächliche Kronprinz davon angegriffen, der nicht selten in Folge einer solchen übermäßigen Anstrengung krank wurde, was der König dann gar nicht glauben wollte, obgleich er selbst in der seinen Erziehern gegebenen Instruction verboten hatte, daß der Prinz mit Reiten und Jagden allzu sehr fatiguirt werde.

Eine solche Parforcejagd hatte ihre Etikette, wie eine jede Ceremonie am Hofe.

Ist der Hirsch gefallen, so giebt ihm der Ober- oder Hofjägermeister, unter dem Blasen des Hallali den Genickfang. Alsdann löſ't er ihm die beiden vordern Läufe ab und präsentirt sie dem König auf einem silbernen Teller. Die Jagdhörner lassen eine Fanfare ertönen und jeder Theilnehmer an der Jagd steckt den Victoria-Bruch auf den Hut — das ist ein grüner Zweig. Den erlegten Hirsch legen die Jägerburschen auf einen Wagen, der ebenfalls mit grünen Zweigen ausgeschmückt ist, und damit geht der Jagdzug nach Wusterhausen zurück. Auf dem Schloßhofe wird der Hirsch abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücken zerlegt. Bisweilen, wenn der

Hirsch gut und recht feist ist, nimmt man die besten Stücken davon in die Königliche Küche. Den Rest aber und öfter den ganzen Hirsch, bis auf die Haut und den Kopf, erhalten die Parforcehunde. Diese Mahlzeit heißt das Jagdrecht. Es geht dabei lustig her. Während der Hirsch zerlegt wird, zieht sich der König in sein Wohnzimmer zurück, um auszuruhen, sich zu waschen und auch wohl umzukleiden oder doch zum wenigsten weiße Kamaschen anzulegen, denn der König ritt nie in Stiefeln, sondern jederzeit in den weißen ledernen Stiefeletten seines riesigen Grenadierregiments.

Nachdem der Hirsch zerlegt ist, werden die Theile desselben so gut als möglich wieder zusammen gefügt, und diese Theile werden wieder mit der Haut bedeckt, woran sich noch der Kopf mit Geweihe befindet. Die Parforcehunde, mehrere hundert an der Zahl, warten außerhalb des Schloßhofes vor dem zugemachten Eisengitterthore und verrathen auf alle Weise ihre freudige Ungeduld. Ihre Wärter — und die Hundejungen — halten mit den Peitschen, die sie wacker gebrauchen, Ordnung in dieser heulenden und jauchzenden Menge.

Erscheint endlich der König wieder im Schloßhofe, so sammelt sich Alles um ihn her. Man öffnet die Gitterthür und die Hunde stürzen herein. Sie eilen auf den zerlegten Hirsch zu und wollen darüber herfallen, aber um sie im Gehorsam zu üben, erschallt ihnen ein Halt

zu. Sie gehorchen. Man führt sie einige Male um den Hirsch herum und dann wieder hinaus. Erst nachdem dieses Spiel zur Belustigung der Allerhöchsten, Höchsten und hohen Herrschaften sich einige Male wiederholt hat, und die Begierde der Hunde aufs Höchste gereizt ist, heißt es: „Faß!" und die hundert heißhungrigen Jagdrüdden stürzen sich mit einer Wuth auf ihr Mahl, indem sie schon nach wenigen Minuten jede Spur davon vertilgen, außer der Haut, dem Geweih und den Knochen, mit deren Zernagung sich die Jagdhunde, unter Knurren und Beißen und Peitschenhieben noch lange beschäftigen, während die Piqueurs in ihren rothen Röcken ein lustiges Jagdstück dazu blasen.

Prinz Friedrich wußte sich meistens durch den Vorwand der Ermüdung von diesem, seinem feinen Gefühl widerwärtigen Anblick zu befreien, indem er sich nach Beendigung der Jagd oder vorher schon auf sein Zimmer zurückzog.

Die umgatterten Waldungen waren ungemein wildreich. Bei den wilden Schweins-Jagden wurden die Keuler zu 200 bis 300 in mit Garnen eingeschlossene Gehäge von 600 bis 700 Schritten lang und breit eingetrieben, wo sie die Jäger zum Fang einlaufen ließen. Bei dieser Gelegenheit passirte es einmal dem Generaladjutant des Königl. Generals v. Haake, einem Mann von riesiger Größe und kolossalen Formen, daß ihm das

Fangeisen beim Anrennen des Keulers abbrach und dieser ihm gerade zwischen den Beinen lief, so daß der Jäger verkehrt darauf zu sitzen kam und mit dem Rüssel des Schweins, statt des Zügels in der Hand, zur großen Belustigung der Jagdgesellschaft, um Hülfe schreiend, davon jagte. Das Thier lief auf den Oberstlieutenant v. Münchow zu. Dieser wollte den Keuler von der Seite durchbohren, um den General zu befreien. Sein Eisen traf aber den seltsamen Reiter in die Wade, wodurch derselbe eine bedeutende Wunde erhielt. Endlich packten die großen Fanghunde den Keuler bei den Ohren und der General wurde befreit.

Wie viel auch bei dieser Anekdote in das Gebiet der lustigen Jagdgeschichten gehören mag, die es mit der Wahrheit bekanntlich nicht so genau nehmen, so geht doch soviel wenigstens daraus hervor, daß diese Jagd nicht ohne Gefahr und körperliche Strapaze war, wie sie für den Soldatengeist Friedrich's Wilhelm I. und seine Umgebungen ganz geeignet war.

Von dieser Jagd auf Schwarzwildpret wurde Prinz Friedrich dispensirt, weil ihn der König noch nicht für männlich reif genug dazu hielt.

Dagegen war es die Feldjagd auf Rebhühner, woran Prinz Friedrich häufig Theil nehmen durfte, welche Jagd ihm auch Vergnügen gewährte. In dieser Jagd verdiente der Kronprinz seinen ersten Sporn, indem er,

11 Jahre alt, zur Freude des Königs sein erstes Rebhuhn schoß. Der König selbst schoß auf den Feldmarken von Wusterhausen und Machnow in manchem Herbst eigenhändig an 4000 Stück Rebhühner.

Im Frühlinge und Herbste wurde noch in der Nähe von Potsdam die ritterliche Jagd einer Reiherbeize gehalten, wobei auch die Königin bisweilen erschien. Gewöhnlich saß sie dann im Wagen und sah dem Kampf der Reiher mit den losgelassenen Edelfalken, hoch in den blauen Lüften zu. Doch fand sie auch an diesem Jagdvergnügen so wenig Gefallen, daß sie einst, als der Herzog von Braunschweig mit seinem Erbprinzen Carl in Potsdam zum Besuch war, zwar mit ihrem Gast hinaus fuhr, doch da auch der Herzog für diese Jagd sich nicht besonders zu interessiren schien, so ließ die Königin im Walde unter einem dicht belaubten Baum einen Spieltisch aufstellen und machte dort — unbekümmert um das Gevögel in den Lüften — mit dem Herzoge und ihrem Manne ihre Partie, wie im Salon ihres Schlosses.

Eine der glänzendsten Jagdpartien des Königlichen Hofes war die dem Könige von Polen zu Ehren auf der Jungfernhaide bei Berlin gegebene Jagd, welche die Reihe der Feste beschloß, die dessen Anwesenheit veranlaßt hatte.

Auserlesenes Roth- und Schwarzwild war in großer

Anzahl aus den verschiedenen Königlichen Wildgärten dorthin gebracht worden, und binnen fünf Stunden wurden — meistens durch eigene Hände der hohen Herrschaften — 400 Stück Dammwild, 30 Wildschweine und zwei Füchse erlegt.

Augenzeugen erzählen, daß der Graf Moritz von Sachsen einem tüchtigen Keuler, mit seinem Damascenersäbel, in einem Hiebe den Kopf abgehauen habe und der Kronprinz von Polen habe mehreren Hirschen nach einander im Kampf die Köpfe abgehauen. Die preußischen Jäger, die niemals die Wirkung eines echten Damascenersäbels gesehen hatten, waren darüber höchlich erstaunt. — Auch das ist eine Jagdgeschichte, deren Wahrheit nicht gerade wie ein Evangelium geglaubt werden darf. In ähnlicher Weise erzählte man auch von einem Wettkampf zwischen den besten Schützen des Königs von Polen und des Königs von Preußen.

August II. rühmte sich, in seinem Gefolge einen Leibjäger zu haben, dem es keiner gleich, noch viel weniger zuvor thun könne. Der König Friedrich Wilhelm I. wettete dagegen, daß er einen Schützen habe, den der beste Schütze des Königs von Polen an Kunstfertigkeit im Schießen nicht erreichen könne.

Das Wettschießen begann. Der sächsische Jäger machte sein Meisterstück, das darin bestand, daß er auf 400 Schritt in einen Pfahl drei Kugeln auf einander

schoß, so daß alle drei ein Loch bildeten. Der preußische König stellte einen Artillerielieutenant Namens Brink, der ihm dasselbe Kunststück sogleich nachmachte, ohne daß eine Kugel auch nur um ein Haar breit aus der Bahn der andern wich. Darauf aber steckte Brink einen scharfgeschliffenen Säbel in die Erde und schoß dreimal hintereinander eine Kugel so genau gegen die Klinge desselben, daß sie genau in zwei Hälften gespaltet wurde. Vergebens versuchte der sächsische Leibjäger diesen Schuß nachzuthun. Der preußische König gewann die Wette.

Nach beendeter Jagd bewirthete der Oberjägermeister, Freiherr v. Hartenfeld, die hohen Herrschaften und ihr Gefolge, im Walde unter einem hohen großen Jagdschirm, der von grünen Zweigen errichtet und mit Hirschgeweihen, Gewehren und Jagdhörnern geschmückt war. An drei langen Tafeln wurde gespeist und zahlreiche Köche, Pasteten- und Kuchenbäcker hatten dafür gesorgt, daß die Gerichte, selbst ihrer äußern Form nach, an Jagd- und Waidmannslust erinnerten.

6.

Bei den Jagdbelustigungen hatte der König später einen besonders dazu bestellten „Jagdnarren" im Dienst. Diesen Ehrenposten bekleidete ein gewisser Johann Erdmann Nessig, aus Polen gebürtig.

Im Jahre 1731 erhielt er die Bestallung eines

lustigen Jagdraths, die originell genug ist, für die Bezeichnung des Geschmackes jener Zeit, um die wörtliche Mittheilung derselben zu rechtfertigen:

Sie lautete:

„Es haben Se. Königl. Majestät ꝛc. Allergnädigst resolviret, daß der Jagd- und lustige Rath Nessig in Consideration seiner gegenwärtigen und künftigen zu hoffenden raren Meriten monatlich eine Zulage von sechs Thalern auf den Karten-Kammer-Etat haben soll. Bei solcher ihm zugewandten Gnade, wollen Se. K. M. aber auch ausdrücklich, daß er in seiner bisher lustig und eifrig jagenden Mühenwaltung, mit dem größesten Fleiß continuiren soll, und sollte er seine Gurgel weder im Schreien, noch, wenn sie trocken geworden, im Trinken sparen, auch sich bemühen, bei allem diesen noch mehr rare und lustige Qualitäten zu acquiriren.

„Und da dessen große Capacité in Staatssachen sattsam bekannt ist, so sollen zugleich der Doctor und Procurator eine Stunde in Staatssachen informiren, mit ihnen die Zeitung durchgehen, sie ihnen expliciren, dabei überall und jede Welthändel seine vernünftige und weit aussehende Remarques entdecken und dahin sehen, daß sie davon, wie sich's gehört, profitiren.

„Und da der Schneider fast mehr Geist zu haben scheint, als die beiden Untergebenen, so soll er nicht weniger dieses Genie zu cultiviren suchen, weil ihm wegen

dieser Mühewaltung die von Sr. Königl. Maj. accordirte Zulage expresse mitgegeben wird.

„Da auch bei ihm wahrgenommen, daß er im Reiten sonderliche Proben seiner Geschicklichkeit spüren lassen, und darin sehr habil sein muß, so soll er den Doctor und Procurator von Zeit zu Zeit in der Reitkunst exerciren, wozu vor der Hand sein moscovitischer Schimmel, weil der zur Genüge schon dressirt ist, noch gute Dienste wird thun können.

„Sollte sich im übrigen bei den ihm anvertrauten beiden Subjectis, dem Doctor und Procurator, eine nicht genugsame Geschicklichkeit finden, seine Lehre und Maximes genugsam zu begreifen, so soll er ihnen, doch keineswegs mit groben Worten oder Schlägen, das Gedächtniß öffnen, sondern er soll fleißig mit ihren Gemahlinnen correspondiren und solche dahin vermögen, daß sie ihren possierlichen Männern und renommirten Hahnreien wegen ihres Unvermögens und Unfähigkeit zur gebührenden Strafe ziehen, welches das beste Mittel sein wird, sie zur gehörigen Attention zu bringen. Wusterhausen, den 7. November 1731.

„Bestallung für den Jagd- und lustigen Rath Nessig."

Im folgenden Jahre ward Nessig sogar mit dem Prädicat „von Rabenpreiß" in den Freiherrnstand erhoben.

Eben so charakteristisch, in einem Witz und Humor abgefaßt, worüber man heute nicht mehr lachen kann, war das Diplom, das ihn und seine ehrlichen Nachkommen zum Freiherrn erhob. Es wurde darin gesagt, daß er in den Zeiten seines Soldatenstandes keine sonderliche Merkmale einiger ihm anklebenden Tapferkeit oder Heldenmuthes dargelegt, man auch dergleichen in's künftige wohl schwerlich von ihm zu erwarten haben möchte, ihm auch noch über das zur Last gelegt werden will, daß er zum großen Desertions= oder Galgencircul, wo nicht völlig, doch zum größten Theil absolviret und vollendet und fast bei allen Potentaten, Armeen und Kriegsvölkern, aus einer ihm angeborenen übermäßigen Lebhaftigkeit, welche ihm nicht gestattete, lange an einem Ort zu verbleiben oder sich aufzuhalten, Eid und Fahnen verlassen hätte; so haben Wir dennoch in mildester Erwägung, daß er solches Alles von ihm bis dahin geschehene rühmliche und ganz ungewöhnliche Application auf die Etats= und Jagdsachen, reparirt und ausgewischt, er auch gar angenehme Dienste durch seine männliche und mit vielen Zierrathen begleitete Beredtsamkeit, lustige Einfälle, und ein sehr fähiges weit ausgespanntes Ingenium, anzeigende hurtige Antworten, sich bei uns beliebt gemacht, aus eigener Bewegniß allergnädigst resolviret, denselben nebst seinen ehelichen Leibeserben und

deren Erbes=Erben, Mann= und Frauenspersonen, in den freiherrlichen Stand rc. . . . . . zu setzen.

So war auch das freiherrliche Wappen nach allen Regeln der Heraldik ihm genau vorgeschrieben. Es enthielt dieses Wappen „einen aus churländischem Hanf gesponnenen Strick, oder Corde in Gestalt eines angenehmen Liebes= oder Zweifelsknotens; dann Rabenflügel, Raben auf den Halmen, und als Wappenhalter einen „zum Streit und Grimm empoergerichteten Auerochsen, einen Affenkopf mit herausgeschlagener, blökender Zunge," Alles genau beschrieben und mit sinnreich gesuchten Anspielungen begleitet.

Der König hatte ihm ein kostbares Staatskleid machen lassen, das von grünem Sammet war, umher mit Hasen, Affen, Schweinen und andern Thieren in Gold und Silber bordirt. Hinten auf dem Schlusse des Rockschlitzes sah man einen eben so gekleideten Jäger im Anschlage liegend. Der übrige Putz war dem Kleide angemessen.

Einst hatte der Jagdrath Nessig von Rabenpreiß, der vielen derben Späße und Neckereien müde, den Entschluß gefaßt, nicht wieder am Hofe zu erscheinen; aber der König ließ ihn, nach vergeblichen Aufforderungen, mit Gewalt wiederholen.

Das geschah in einer feierlichen Procession, die ganz Potsdam in Bewegung setzte. Voran schritt ein König=

licher Abgeordneter; darauf folgte der Kunstpfeifer von Potsdam mit seinen sämmtlichen Gesellen, welche einen lustigen Marsch aufspielten; dann der Jagd-Rath Nessig in seinem eben beschriebenen Kleide. Hinter diesem her marschirten die 12 Piqueurs in ihren rothen Jagduniformen, und andere Jagbediente, die abwechselnd mit dem Kunstpfeifer auf ihren Jagdhörnern ein Charivari blasend, einen höllischen Lärm machten. So kam der Zug ans Schloß, wo Nessig vor den König geführt wurde und eben keine angenehme Audienz hatte.

Zur Strafe seiner Desertion schickte ihn der König am 30. Juni nach Spandau, wo er noch im Jahre 1742, 70 Jahre alt, gefangen saß. Friedrich II., der niemals Freude an den Späßen und derben Neckereien dieses Jagdnarren gefunden hatte, entließ ihn bald nach seiner Thronbesteigung aus dem Arrest. Erst im Jahre 1766 ist Nessig im 88sten Jahre seines Lebens zu Kassenblatt, wo er von einer kleinen Pension, die er durch die Gnade des Königs empfing, gestorben, und mit ihm erlosch für den preußischen Hof das zahlreiche Geschlecht der Hofnarren.

Doch, nachdem wir zur Vervollständigung des Bildes vom Jagdleben des Königlichen Vaters Friedrichs des Großen vorangeeilt sind, kehren wir wieder zurück zu den Ereignissen seines Jugendlebens und des väterlichen Hofes, bald nach der Zeit der Abreise August's III.

— wo zwei große Bewegungen die Königliche Familie in tausend Aengsten und Beunruhigung setzten: Die Intriguen wegen der sich kreuzenden Heirathsprojecte für den Kronprinzen und die Prinzessin Wilhelmine, und dann der unglückliche Fluchtversuch des Erstern und dessen schreckliche Folgen.

Zweites Kapitel.

Der Kronprinz wird confirmirt — für majorenn erklärt. — Seine Gesellschafter v. Kaiserling und v. Rochow. — Prinz Friedrich wird Obristlieutenant. — Keith und Katte. — Philosophie und Debauchen des Kronprinzen. — Schreiben desselben an den König. — Dessen Antwort. — Appartements der Königin. — Neues Heirathsproject mit dem Kronprinzen von Polen. Die Kammerfrau Ramon. — Heirathsproject mit dem Prinzen von Weißenfels. — Noch ein Versuch die englische Doppelheirath zu Stande zu bringen. — Unglückliche Lage der Prinzessin Wilhelmine. — Grumbkow's Intriguen. — Portrait der Königin. — Ausweichende Antwort aus England. — Deren Folgen. — Absicht des Prinzen von Wales heimlich nach Berlin zu kommen, um die Prinzessin zu heirathen. — Folgen einer Indiscretion.

1.

Am Charfreitage 1727 war der Kronprinz Friedrich confirmirt. Er hoffte damit den Mißhandlungen seines Vaters entwachsen zu sein; aber hundert Vorfälle der schmerzlichsten Art enttäuschten ihn auf das Bitterste.

Noch bis zum September desselben Jahres behielt er seine beiden Militärgouverneurs; dann aber nahm

ihn der König persönlich unter seine Aufsicht. Was das heißen will, begreift man leicht, wenn man sich an die soldatische Denkungsweise, den aufbrausenden Charakter und das Stockregiment des Königs erinnert.

Der König von Polen hatte während seiner Anwesenheit in Berlin zwei glänzende Beweise von königlicher Freigebigkeit gegeben. Dem Kronprinzen verlieh er den weißen Adlerorden mit einer Decoration in Diamanten, die auf 15,000 Thlr. Werth geschätzt wurde, und die Prinzessin Wilhelmine ließ er absichtlich im Spiel einige hundert Ducaten gewinnen, was dieser sehr zu statten kam, da sie in Hinsicht des Geldes sehr kurz gehalten wurde.

Mit dem Antritt seines achtzehnten Lebensjahres, am 24. Januar 1729, wurde der Kronprinz für mündig erklärt. Es wurden ihm nun zwei Gesellschafts-Cavaliere gegeben: Der heitere, lebenslustige Baron von Kaiserling und der militärisch strenge Oberst von Rochow.

Herr von Rochow war dem Könige bekannt als ein Mann von strengen Sitten, ehrlich und gehorsam bis zur pünktlichsten Aengstlichkeit.

Weniger erklärbar war die Wahl des andern Gesellschafts-Cavaliers für den Kronprinzen. In allen Dingen war er das Gegentheil von dem, was der König für eine solche Stellung verlangte. Kaiserling war leb-

hafter und unruhiger, als ein Gascogner; er sprach wie ein Buch, deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, polnisch und holländisch; ja zuweilen redete er alle diese Sprachen durcheinander in einer Gesellschaft. Sein gutes Gedächtniß diente ihm statt des Verstandes; alles wußte er besser, als die Andern; überall war er zu Haus und doch waren seine Kenntnisse nur sehr oberflächlich. Dabei fehlte es ihm nicht an persönlicher Liebenswürdigkeit. Er war die Herzensgüte selbst; seine verbindliche Gefälligkeit trieb er so weit, daß er Jedermanns Freund war, weshalb man aber keinen hohen Werth auf seine Freundschaft legte. Doch war er allgemein als Mann von Ehre anerkannt. Die Frömmlinge haßten ihn wegen seiner Freigeisterei. Sie beschuldigten ihn, er habe keine Religion; das waren aber Eigenschaften, die den Kronprinzen anzogen. Er schloß sich ihm an mit Freundschaft und Vertrauen und schätzte ihn noch, als er schon den Thron bestiegen hatte.

Dieses günstige Urtheil eines sonst sehr scharf tadelnden Zeitgenossen *) bestätigte später nach der Thronbesteigung des Königs, in den Hauptzügen ein Anderer. **)

„Kaiserling," schreibt Bitterfeld, „ist ein lieber Mann, der mancherlei weiß, gut schreibt und gut spricht, sogar

---

*) Memoiren des Baron von Pöllnitz.

**) Bitterfeld in seinen vertrauten Briefen.

Verse macht und nebenbei ein aufgeweckter Kopf ist, der das beste Herz besitzt. Sein Aeußeres ist kurz und gedrängt; er hat kleine Augen, eine breite Nase, kleinen, angenehmen Mund und eine gelbe Hautfarbe. Sein Wesen ist offen und ungezwungen; seine Haltung gut. Er hat ganz die Sprache und Manieren eines Weltmanns. Er war immer in der Gesellschaft des Prinzen.

Nach dessen Thronbesteigung stand Kaiserling an der Spitze aller freudigen Unterthanen. Seine Zimmer wurden nie leer. Man bestürmte ihn förmlich mit Glückwünschen. Er war außer sich vor Wonne und Entzücken; er beantwortete alle schriftliche Glückwünsche und beschäftigte 50 Secretäre damit. — Kaiserling wurde Friedrich's II. General-Intendant und von ihm in den Grafenstand erhoben. Er starb im Jahre 1745 kurz nach Jordan, und Friedrich II. gab ihm das schöne Zeugniß warmer Anerkennung, indem er schrieb: Ich habe in weniger als drei Monaten meine treuesten Freunde verloren, mit denen ich immer gelebt habe, und deren angenehmer Umgang und tugendhaftes Leben, wie die wahre Freundschaft, die ich für sie hegte, mir oft den Kummer haben besiegen und Krankheit haben ertragen helfen.

Eine in den Augen des Königs wichtige Beförderung erhielt der Prinz, indem er 1728 vom Hauptmann (seit 1725) zum Obristlieutenant ernannt wurde

Um diese Zeit traten die unglücklichen Mißverhältnisse zwischen Vater und Sohn ein, die später zu dem Fluchtversuch führten.

Friedrich's feiner, rascher und feuriger Geist fühlte sich durch das pedantische Schlendrianleben, das er unter den Augen seines Vaters führen mußte, durch das unablässige Exerciren, das Absperren von Musik und Büchern, zu denen ihn seine tiefste Neigung hinzog, und durch die harte Behandlung seines Vaters, die er täglich zu erdulden hatte, in eine ungemein gepreßte Lage versetzt.

In dieser Stimmung hatte er 1728 die Reise nach Dresden angetreten, wo sich ihm gleichsam eine neue Welt eleganter Lebensformen und ein Feenreich sinnlicher Freuden aufschloß, das der bis dahin noch unschuldig gewesene Prinz noch nicht gekannt hatte. Nicht ohne Erfolg hatte die reizende Circe Friedrich's, die Gräfin Orzelzka, ihre verführende Macht geübt.

Der Prinz trat damit in die wüste Periode seines Lebens, worin er sich allen Debauchen einer glühenden Jugend überließ. — Seine beiden vertrautesten Freunde, der Königliche Page Keith und der Lieutenant von Katte wurden auf diesem Wege der Ausschweifungen die Führer und Verführer des Prinzen.

Besonders war dieses Keith, einer der Pagen des Königs, der sich besonders dadurch bei dem Thronfolger

zu insinuiren wußte, daß er ihm Gelegenheit verschafft hatte zu geheimen Zusammenkünften mit der Gräfin Orzelzka. Der Prinz, der ein warmes Gefühl hatte, liebte ihn bald leidenschaftlich und schenkte ihm sein intimstes Vertrauen.

Keith hatte ein sanftes, theilnehmendes Gemüth und bezeugte dem Kronprinzen Mitgefühl bei der Strenge, die er von seinem Königlichen Vater zu erdulden hatte. Prinz Friedrich gab ihm dafür manchen Beweis des Vertrauens, woraus er erkennen mußte, wie lieb und werth er dem Thronfolger sei. Es läßt sich begreifen, daß in dem vom künftigen Könige so sehr ausgezeichneten junge Mann der Gedanke erwachte, daß er bestimmt sei, einmal eine große Rolle zu spielen und dadurch sich verleiten ließ, den Neigungen des Kronprinzen auf jede Weise zu schmeicheln.

Hatte des Prinzen Lieblingsschwester Friederike Wilhelmine bemerkt, daß er den Pagen freundschaftlicher behandelte, als es die Standesverhältnisse wohl hätten zulassen dürfen, und machte die Prinzessin ihm darüber ihre Vorstellungen, so antwortete er ihr: Ich habe diesem jungen Menschen viel zu verdanken; denn er trägt mir jede Aeußerung des Königs über mich zu und setzt mich dadurch in den Stand, seinen Zorn zu beschwichtigen, oder seinen Mißhandlungen auszuweichen.

Als der König bemerkte, daß sein Page Keith mit

dem Kronprinzen auf einem vertrauten Fuße stand, ernannte er ihn zum Officier bei einem Regimente, das in Wesel lag. Prinzessin Wilhelmine freute sich dieser Beförderung, weil sie hoffte, daß der Prinz nun seine Debauchen unterlassen werde, da sein Verführer entfernt war. Allein Prinz Friedrich fand einen andern Freund, der nicht nur seinen Neigungen schmeichelte, sondern auch einen nachtheiligen Einfluß auf das Sittlichkeits-Princip ausübte. Das war der schon genannte Lieutenant von Katt, ein Sohn des Obristen Hans Heinrich v. Katt, aus einer alten magdeburgschen Familie. Sein mütterlicher Großvater war der bekannte Feldmarschall v. Wartensleben.

Der junge Katt hatte gute Studien gemacht. Seines ausgezeichneten Genies wegen war er zum Civildienst bestimmt. Der König aber, dem das nicht gefiel, hatte ihn ins Militär gesteckt. Er wurde bald Capitän der Garde-Gensdarmen.

Der häufige Besuch desselben in dem Hause des französischen Gesandten in Berlin, des Generallieutenants Graf von Rothenburg, mehrere Reisen ins Ausland, der Besuch fremder Höfe, Fleiß, Lectüre und Genie hatten Geist und Sitten des jungen Katt verfeinert. Er war höchst gebildet und besaß dabei eine feine Tournüre und angenehme Unterhaltungsgabe.

Sein Aeußeres war nichts weniger als einnehmend.

Sein Gesicht war unbeschreiblich häßlich, von einem ungewöhnlich dunklen Teint und voller Nähte, die durch tiefe Pockengruben veranlaßt waren. Sein Bart war unregelmäßig gewachsen und verwildert. Seine dicken, schwarzen Augenbrauen, die ihm fast die Augen bedeckten und sich über der Nasenwurzel vereinigten, gaben ihm eine finstere Physiognomie.

Seine Lebensweise war ungeheuer ausschweifend. Dabei machte er den starken Geist.

In seinem Umgange verlor leider der Kronprinz den religiösen Glauben, welcher freilich durch das formulirte Beten und Bibellesen, wie es dem Prinzen in der Instruction seines königlichen Vaters vorgeschrieben war, für einen so regen freien Geist wie der seinige war, wenig Nahrung empfangen hatte.

Daher fand Katte mit seiner modernen Philosophie bei ihm Eingang, wenn er den Lehrsatz vertheidigte, daß sich der Mensch der Sünde nicht erwehren könne, sobald er für dieselbe vorher bestimmt sei.

Ein entsetzlicher, Sitten verderbender Grundsatz! und so war es eben so sehr Verirrung des Geistes, als eines lebhaften Temperaments, wenn der Kronprinz Friedrich an der Hand dieses Vertrauten sich mit aller Gluth einer jugendlichen, verlangenden und unbefriedigten Seele, mit den französischen Debauchen auch der französischen modernen Philosophie seiner Zeit in die Arme warf, wie sie da=

mals Voltaire ausgebildet hatte, in die ihn Katte zuerst einweihte.

Dem sittlich strengen Könige konnte diese veränderte Lebensrichtung seines Sohnes und Thronerben unmöglich entgehen. Anstatt aber die Verführer zu entfernen und solche Debauchen durch bessere Aufsicht unmöglich zu machen, behandelte ihn der König mit rauher Strenge. Der Prinz suchte seinen Vater zu versöhnen, indem er ihm am 11. September 1728 von Wusterhausen aus folgenden charakteristischen Entschuldigungsbrief schrieb:

„Mein lieber Papa! Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein und aus Furcht meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa mir gnädig zu sein und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeigt hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider meinen Willen und Wissen gethan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinem Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen, ich könnte mich sonst

gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse nun das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indeß versichere ich Ihn, daß ich doch meine Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa getreuester und gehorsamster Diener und Sohn.

Friedrich.''

König Friedrich Wilhelm war sehr übel auf den Briefsteller zu sprechen. Er nannte ihn, wie schon erwähnt ist, ,,den Querpfeifer und Poeten.'' Er war wüthend darüber, daß Prinz Friedrich eine Neigung hatte den französischen Petit-maitre zu machen. Allerdings war der Prinz in seiner Jugend von Eitelkeit nicht frei. Er rühmte gegen seinen Tanzmeister, daß er den kleinsten Fuß unter allen Cavalieren am Hofe habe. Als er im Jahre 1724 von den Pocken befallen war, äußerte er sich sehr ängstlich darüber, daß sein Gesicht durch Pockengruben entstellt werden würde. Zum Glück ließen bei ihm die Pocken nicht die geringste Spur zurück. Seiner flatternden Seitenlocken, welche der Hofbarbier Sternmann ordonnanzmäßig accommodiren sollte, aber verschonte und in den Zopf einband, sowie seiner Neigung sich nach der

französischen Mode zu kleiden, was Alles bei dem Könige schwer verpönt war, haben wir schon gedacht.

Und so hielt denn Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn für weichlich, hartnäckig und stolz, und seine kräftige Antwort sprach sich darüber auf eine originelle Weise aus, die den Prinzen leicht zu einem Heuchler hätte machen können, hätte ihm nicht das tief in seiner Seele schlummernde Selbstgefühl wenigstens seine geistige Unabhängigkeit erhalten.

Der König schrieb ihm:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nur Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit, wenn er dabei steht, sondern wenn er nit Alles sieht. Zum Andren weiß er wohl, daß ich keine „effeminirten" Kerl leiden mag, der keine männliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet und ich Alles dieses tausendmal reprimandirt, aber Alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffärthig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, nur mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er Alles dazu nits Lust hat, als seinem

eignen Kopf folgen, sonste Alles nits nütze. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm."

Zu dem Zorn des Königs gegen den Kronprinzen, sowie überhaupt zu der steten Aufgereiztheit des Erstern und den Mißhelligkeiten mit der Königin trugen noch die unglücklichen Heirathsintriguen bei, die eben, indem sie die Stimmung des Königs erbitterten, einen so bedeutenden Einfluß auf das Geschick des Kronprinzen hatten, daß wir darin eine der mitwirkenden Ursachen erkennen müssen, welche die entsetzliche Katastrophe des Fluchtversuchs des Kronprinzen herbeiführte.

Folgen wir diesen Familienereignissen, nach den interessanten Mittheilungen der Prinzessin Wilhelmine.*)

2.

Bald nach der Abreise des Königs von Polen traf der König Friedrich Wilhelm I. eine Reise nach Königsberg in Preußen an.

Der Kronprinz blieb in Potsdam zurück, wo er seine militärischen Uebungen, die ihm so sehr zuwider waren, fortsetzen mußte und nur Umgang mit Officieren haben durfte, von denen ihm die Mehrzahl, die roh war und wenig Geist hatte, nicht zusagte.

*) In den Memoiren der Markgräfin von Anspach.

Während der Abwesenheit des Königs waren viele vornehme und hochgebildete Fremde in Berlin und dieser Umstand gab die Veranlassung, daß die Königin, die sich jetzt frei fühlte, auf Befehl des Königs einen Hof hielt, der durch die Anwesenheit jener Fremden und einer reichen und eleganten Diplomatie einen Glanz gewann, wie man bisher in Berlin nicht gesehen hatte.

In diesen glänzenden Abendgesellschaften der Königin ging es begreiflich viel feiner her, als in den nächsten Umgebungen des Königs. Der König August von Polen hatte gegen die Königin und den Kronprinzen die Aufmerksamkeit gehabt, die besten Musiker seiner Capelle nach Berlin zu senden, die dann in den Appartements der Königin treffliche Concerte aufführten, deren Kunstgenüsse dem Kronprinzen seine glücklichsten Stunden während der Abwesenheit des Königs gewährten.

Auch Prinzessin Wilhelmine, welche Musik ebenso sehr liebte, als ihr Bruder, genoß die Freuden dieser Unterbrechung eines sonst so stillen Hoflebens, in welchem heitere ungezwungene Conversation mit Tanz und Kunstgenuß wechselten. Wir haben bereits erwähnt, daß Prinzessin Wilhelmine schon als Kind so reizend tanzte, daß sogar der sonst so strenge König seine Freude daran hatte. Die Prinzessin war eine leidenschaftliche Freundin vom Tanz. Sie genoß dieses ihr selten zu Theil werdende

Vergnügen um so mehr, als die Heirathsintriguen, die ihr so oft Verdruß machten, ganz zu ruhen schienen.

Und dennoch war ein neues Project dieser Art im Werke gewesen.

Der König, ungeduldig über das Zögern des englischen Hofes mit der Vollziehung der projectirten Doppelheirath, hatte im Geheim ein anderes, ihm vortheilhafter scheinendes Project für die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Kronprinzen von Polen unterhandelt. Der sächsische Gesandte Graf Flemming hatte dieses Project während der Anwesenheit des Königs und des Kronprinzen von Polen in Berlin angeknüpft und ebenso diplomatisch fein, als eifrig betrieben. Bald nach der Rückkehr des Königs August nach Dresden, war dieses Geschäft schon dem Abschluß nahe, als sich der Erbprinz demselben widersetzte. Die Verbindung wäre für beide Könige vortheilhaft gewesen; denn der König Friedrich Wilhelm I. würde dem Könige August II., der immer Geld brauchte, für seine verschwenderische Mätressenwirthschaft und prächtige Hofhaltung drei Millionen Thaler geliehen und der Prinzessin Wilhelmine einen ansehnlichen Brautschatz mitgegeben haben, wogegen der König von Polen versprach dem Erstern die Lausitz auf zwanzig Jahre zu verpfänden und ihm die Einkünfte dieser fruchtbaren Provinz zu überlassen. Auch war der Prinzessin ein bedeutendes Witthum zugesagt und im

Betreff der Religion war jedes Hinderniß beseitigt worden. Dabei sollte die Prinzessin stets in Dresden und der schönen Umgegend residiren und nicht gezwungen werden mit nach Polen zu gehen.

Doch dieser schöne Plan scheiterte an der entschiedenen Weigerung des Erbprinzen von Sachsen diese Artikel zu unterzeichnen.

Die Königin war glücklich, als sie vernahm, daß dieses Project, welches sich mit ihren englischen Heirathsplänen gekreuzt haben würde, völlig gescheitert war. Sie hatte nicht aufgehört in dieser Beziehung mit den Gesandten von England und Frankreich zu intriguiren. Dem Könige waren alle diese Schritte nicht unbekannt geblieben. Bei der Schwäche der Königin für die Ramon, der sie nichts verschweigen konnte, erfuhr die so intriguante Kammerfrau nicht allein jeden Schritt der Königin, sondern auch die geheimsten Gedanken ihrer Seele. Die Ramon aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als so schnell wie möglich durch den malitiösen Eversmann, oder den vertrauten Leibchirurgus Holzendorf, solche Entdeckungen dem Könige zutragen zu lassen.

„Der Kronprinz, Prinzessin Wilhelmine und die Damen des Hofes kannten diese Verrätherеien der intriguanten Person, aber die Königin war so von ihr eingenommen, daß sie keiner Anschuldigung dieser Art Glauben geschenkt haben würde, und die Ramon war als eine

so boshafte und rachsüchtige Creatur bekannt, daß Niemand es wagte der Königin darüber Mittheilungen zu machen.

Die Indiscretion der Königin gegen ihre Vertraute ging so weit, daß der französische Gesandte der Prinzessin einigemale mit Empfindlichkeit sagte, daß er nicht begreife, wie man in Grumbkow's Hause Alles, auch das Geheimste, was er der Königin anvertraue, sogleich erführe.

Prinzessin Wilhelmine, die das Räthsel leicht hätte lösen können, wollte begreiflich ihre Mutter nicht compromittiren und beschränkte sich darauf ihm zu entgegnen, daß sie nichts davon wisse, indeß sehr froh sei, wenn sie Dinge, die sie nichts angingen, nicht erführe.

„Ich werde," erklärte er zuletzt, „der Königin gar nichts mehr sagen; dagegen Ew. königliche Hoheit Alles mittheilen, was Ihr eigenes Interesse betreffen wird. Das würde jedenfalls besser sein."

„Nein, nein," entgegnete sie, „ersparen Sie mir solche Mittheilungen. Es ist mir schon unangenehm, wenn mir die Königin einmal etwas anvertraut. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gerne unwissend bleibe in allen solchen Angelegenheiten."

„Sie betreffen aber doch," antwortete er dringender, „das Glück des ganzen Staats und Volks."

„Das will ich gern glauben," versetzte die Prin-

zessin, ablenkend, „aber bis jetzt habe ich mich noch nicht um die Zukunft bekümmert.“

„Glücklicher Weise,“ fügte sie hinzu, „ist mein Ehrgeiz sehr beschränkt. Ich habe in dieser Hinsicht meine eigenen Ansichten, die von denen anderer Personen sehr abweichen mögen.“

3.

Alle diese Intriguen brachten den König sehr auf. Aber die Pläne Seckendorf's und Grumbkow's waren noch nicht völlig zur Reife gediehen; sie verhinderten daher den König jetzt schon loszubrechen, veranlaßten ihn sich eine Verstellung aufzulegen, die seinem sonst graden und offenen Charakter ganz zuwider war.

Lange aber vermochte der König diesen Zustand nicht zu ertragen und gegen die Königin den Freundlichen zu spielen, während er tief im Innersten von Groll und Aerger angefüllt war.

Bald nach der Rückkehr des Königs aus Ostpreußen, ging die königliche Familie von Berlin nach Wusterhausen. Wenige Tage hatte der Hof in diesem tristen Aufenthalt zugebracht, und vergebens hatte der König versucht sich seinen Unmuth durch die wilden Freuden der Parforcejagd zu vertreiben, da aber vermochte er sich nicht länger zu halten, der Sturm brach los. Eines Tages

trat er ungewöhnlich aufgeregt in das Zimmer der Königin und schloß die Thür hinter sich zu.

Prinzessin Wilhelmine und ihre jüngeren Schwestern befanden sich in einem der daranstoßenden Zimmer. Die jüngern Prinzessinnen hatten weniger Arg daraus; aber Wilhelmine gerieth in furchtbare Angst, besonders da sie bald einen heftigen Wortwechsel im Zimmer der Königin vernahm. Der König sprach sehr laut und heftig, die Königin weinte. Wilhelmine gerieth in eine Unruhe, daß sie heftig zitterte und weinte; denn sie vermochte nicht zu errathen, warum es sich handle. Auch die jüngern Prinzessinnen wurden nun ängstlich und weinten. Die Damen in den Vorzimmern sahen einander änglichst an und flüsterten einander zu mit bedenklichen Mienen. Dabei dämmerte der Abend und kein Lakai konnte eintreten und die silbernen Armleuchter mit brennenden Wachskerzen hinein tragen. Auch im Zimmer der Prinzessinnen und in den Vorgemächern, wagte man aus Furcht vor dem Könige noch kein Licht anzuzünden. Alles war schauerlich still; um so deutlicher hörte man die polternde Stimme des Königs und das Schluchzen und Weinen der Königin.

So vergingen anderthalb peinliche Stunden, bis endlich der König heftig die Thür aufriß und mit einem wüthenden Gesicht davon ging.

Kaum war er fort, so rief die Königin die Prinzessin Wilhelmine zu sich ins Zimmer. Diese ahnete so-

gleich, daß der ganze Streit ihre Verheirathung betroffen habe. Längst war sie gewohnt in dieser wichtigsten Angelegenheit für das weibliche Herz nicht gefragt zu werden. Ein Fieberschauer ging ihr über, wenn sie daran dachte und mit Wehmuth sah sie die blauen Augen ihrer Mutter in Thränen schwimmen.

Die Königin rief sie sogleich zu sich. Sie umarmte ihre Tochter zärtlich und sagte weinend: „Alles ist verloren: man will Dich verheirathen, Wilhelmine, und Du erräthst nicht an wen?"

Wilhelmine blieb ganz erstarrt, bis sie endlich antwortete: „Ich muß fürchten, daß es keine gute Versorgung ist, liebe Mama, da ich Sie so bekümmert sehe."

„Nein, das ist es nicht," entgegnete sie immer noch mit dem Ausdruck vom tiefsten Schmerz, „und doch ist es auch in dieser Hinsicht eine unglückliche Partie. Der König will Dich vermählen, rathe mit wem? nun, Du erräthst es nicht, das Project ist zu unsinnig, mit dem Prinzen von Weißenfels."

Wilhelminens Erstaunen war ungeheuer. Er war ein apanagirter Prinz, der kaum genug Einkommen hatte, um für sich allein nur standesmäßig zu leben.

Anfangs kam ihr dieses Heirathsproject so unwahrscheinlich vor, daß sie zu der Königin sagte: „Ich glaube, der König hat nur um Sie zu beunruhigen von dieser Sache gesprochen; unmöglich kann es sein Ernst sein."

„Wenn ich Dir nun aber sage," entgegnete die Königin, „daß er hierher kommen wird, und daß dann sogleich Deine Verlobung mit ihm gefeiert werden soll. Waffne Dich mit Standhaftigkeit, meine Tochter. Ich verspreche Dir, Dich zu unterstützen. Aber was auch vorgehen möge, willige niemals ein."

Wilhelmine küßte unter Thränen die Hand ihrer Mutter und da sie selbst einen Abscheu gegen diese Verbindung hatte, so sprach sie den festen Entschluß aus, zu widerstreben, so lange es nur möglich sein würde.

Noch an demselben Tage bestätigten Briefe aus Berlin diese unangenehme Nachricht. Wilhelmine befand sich in der entsetzlichsten Gemüthsbewegung. Sie sah vorher, welches Urtheil dieses neue Vermählungsproject und ihre Weigerung in die königliche Familie bringen würde. Sie zitterte bei dem Gedanken, den Zorn des Königs, der fürchterlich war, gegen sich selbst zu reizen.

„Gebe ich dem Willen meines Vaters nach," sprach sie zu ihrem Bruder, dem Kronprinzen, „so lade ich den Zorn meiner Mutter auf mich. Und folge ich dieser, wer sichert mich dafür, daß mein Vater sich nicht so weit vergißt, mich thätlich zu mißhandeln? — Ach ich unglückliches Kind! — wäre ich doch die Tochter des geringsten Bürgers, so hätte doch mein Herz Freiheit zu wählen und meine Hand würde nicht wie eine

Waare an irgend einen mir völlig gleichgültigen Abnehmer fortgegeben."

Prinz Friedrich suchte sie zu trösten so gut es gehen wollte und machte ihr Muth, so lange als möglich auszuharren im Widerstande. „Es giebt ja," sprach er, „eine Art von Widerstreben, wobei man kaum einmal nein zu sagen braucht. Es kommt am Ende nur darauf an, den Bewerber so zu behandeln, daß er als Mann von Ehre selbst zurücktreten muß — meiner Mitwirkung dabei darfst Du versichert sein."

Aber der arme Prinz — hat er eine solche Mißhandlung von meiner Seite verdient? — Doch ich werde sehen, wie weit man mit entschiedener Sprödigkeit kommen kann, ohne ihn allzu tief zu kränken.

4.

Am 27. September des Jahres 1728 kam der Prinz von Weißenfels, in Folge einer Einladung von Seiten des Königs, wirklich in Wusterhausen an. Wilhelmine sah daraus den furchtbaren Ernst ihres Vaters, der, was er einmal beschlossen hatte, auch mit einer unaufhaltsamen Energie durchzuführen wußte.

Kaum hatte der König den Prinzen begrüßt und ihm ohne Umschweife seine Absicht kund gegeben, so begab er sich zur Königin und befahl ihr, schleunigst ihre und der Prinzessin Juwelen von Berlin kommen zu lassen,

da er verlange, daß Wilhelmine damit aufgeputzt werde; denn er wolle sogleich ihre Verlobung mit dem Prinzen feiern.

Die Königin war außer sich, indem sie damit alle ihre längst gehegten Lieblingspläne durchschnitten sah. Sie antwortete mit der eisigen Kälte, die ihr eigen war: „Das wird nicht geschehen; lieber will ich sterben, als in diese unglückliche Heirath willigen, die mir so verhaßt ist.“

Der König ging fort, indem er weiter nichts sagte, als: „Es bleibt dabei!“ Aber das sprach er in einem so rauhen und gebieterischen Tone, daß an einen Widerspruch nicht zu denken war.

Am folgenden Morgen, als am Michaelistage, ging die ganze Königliche Familie in die Kirche. Der Herzog von Weißenfels wendete während des Gottesdienstes kein Auge von Prinzessin Wilhelmine. Diese befand sich, seit seiner Ankunft, in der schrecklichsten Gemüthsbewegung; sie hatte weder am Tage, noch in der Nacht Ruhe. Sie stand an der Schwelle eines Schrittes, der für ihr ganzes Leben entscheiden sollte, zugleich vor dem Anfange eines Kampfes, der jedenfalls von der Seite ihres Vaters oder ihrer Mutter ihren häuslichen Frieden zertrümmern mußte. In den Staaten des Königs gab es keine unglücklichere Jungfrau, als die älteste Tochter des Königs.

Kaum war der Gottesdienst beendigt, so stellte man den Herzog von Weißenfels der Königin vor. Diese aber kehrte ihm den Rücken zu, ohne ein Wort zu sagen.

Prinzessin Wilhelmine hatte sich eiligst und unbemerkt aus der Kirche entfernt, um seine Anrede zu vermeiden.

Man kann sich denken, in welcher peinlichen Lage sich der Herzog befand, der aus diesem Benehmen der Königin und der Prinzessin nur zu deutlich erkennen mußte, wie sicher beide gegen eine Heirath eingenommen waren, zu der er selbst, ohne alle Neigung, sich nur durch die Befehle des Königs hingedrängt fühlte.

Die Königin, die in Wusterhausen einige Personen, denen sie vertrauen zu dürfen glaubte, in ihrer Umgegung hatte, beschloß, den Herzog benachrichtigen zu lassen, daß er, im Fall er auf seinen Ansprüchen beharren sollte, riskire, öffentlich abgewiesen und beschimpft zu werden; und dazu würde sie selbst das ihrige beitragen. Sie fügte hinzu, man solle ihm ausdrücklich sagen, daß weder sie, noch die Prinzessin jemals in diese Heirath willigen werde; sie könne ihm daher nur rathen, sich auf eine gute Art zurück zu ziehen, um einen Eclat, der ihm auf keine Weise Ehre bringen würde, zu vermeiden.

Ohngeachtet der Abneigung, welche die Prinzessin gegen diesen Prinzen hatte, der ihr zum Gemahl aufgedrungen werden sollte, ließ sie ihm doch Gerechtigkeit

widerfahren und gestand sich selbst, daß er ein rechtlicher Mensch, aber von höchst beschränktem Verstande sei, der sich ohne fremden Antrieb gewiß niemals ein solches Hirngespinnst — wie den Prinzen eines so kleinen Staats, das Project einer Vermählung mit der Tochter eines so großen Königs erscheinen müßte — in den Kopf gesetzt habe.

Er faßte sogleich seinen männlichen Entschluß und schrieb dem König, daß er die ihm zugedachte Ehre, ihn zu seinem Schwiegervater zu wählen, geziemend zu schätzen wisse, sich aber ihrer unwürdig bekenne, und dem Könige gestehe, daß er, wie groß auch das Glück sein würde, Prinzessin Wilhelmine, Königl. Hoheit, zu besitzen, er doch lieber entsagen, als dieselbe gegen ihren Willen heirathen würde.

„Ich bitte also Ew. Majestät auf das Inständigste“ schloß er seinen Brief, „Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin in dieser Hinsicht die vollkommene Freiheit zu lassen und ihrer Neigung keinen Zwang anzulegen.“

Kaum hatte der König diesen Brief empfangen, so brachte er ihn der Königin, und die Mißhelligkeiten gingen von Neuem an.

Die Königin bat und weinte so lange, bis sie endlich noch einen Aufschub erhielt.

„Aber nur unter der Bedingung,“ erklärte der

König auf das Bestimmteste, „daß Sie sogleich an die Königin von England schreiben und auf eine sofortige und entscheidende Erklärung in Hinsicht der Vermählung meiner Tochter mit dem Prinzen von Wallis dringen. Ist die Antwort, wie ich sie wünsche, so entsage ich allen Partien, die sich für Wilhelmine anbieten; fahren sie aber fort, mich mit schönen Worten hinhalten zu wollen, so breche ich ohne Umstände, und soll mich alsdann nichts abhalten, sie zu verheirathen, wie es mir beliebt.“

„Ich bin dazu bereit,“ entgegnete die Königin, „nach England zu schreiben und zweifle keinen Augenblick am günstigen Erfolg.“

„Das wollen wir sehen,“ antwortete der König, „ich sage Ihnen aber voraus, daß, wenn man mich nicht zufriedenstellt, keine Gnade mehr für Ihre Mademoiselle Tochter zu hoffen ist.“

„Und was Ihren Thunichtgut anbetrifft,“ fuhr der König fort, und meinte damit den Kronprinzen, „so erwarten Sie nicht, daß ich ihn verheirathe. Ich will keine Schwiegertochter, die die Nase hoch trägt, und mir den Hof mit Intriguen anfüllt, wie es gewisse Andere schon mehr als zu viel thun. Der R... nase von Ihrem Herrn Fritz werde ich eher die Peitsche als eine Frau geben lassen.“

Und damit kam er in Fluß der Rede, indem er

über den Prinzen einen Strom von Schmähungen ergoß. Zum Glück war dieser nicht anwesend.

5.

So war die Unterredung denn endlich beschlossen, aber auf eine Weise, die der Königin bei reiferem Nachdenken einen Theil jener Zuversicht nahm, die sie dem Könige gegenüber auf die Erfolge ihrer Schreiben nach England gezeigt hatte.

Da sie indeß in solchen Fällen sich selbst gern zu täuschen suchte, so sagte sie, gewiß gegen bessere innere Ueberzeugung, zu der Prinzessin: „Ich wenigstens gebe den Muth nicht auf und hoffe noch immer, daß es gut gehen werde."

„Ich, liebe Mama," entgegnete die Prinzessin, „muß leider bekennen, daß ich nicht im Stande bin, diese Zuversicht zu theilen. Der König von England wird nie einwilligen in meine Heirath, ohne die meines Bruders. Sie wissen aber, daß mein Vater entschieden gegen diese Partie des Kronprinzen gestimmt ist. Und sollte, wie zur erwarten steht, die Antwort aus England nicht ganz nach seinen Wünschen ausfallen, so sind Auftritte zu befürchten, die zu verhindern weder in Ihrer Macht steht, Mama, noch in der meinigen."

Die Königin fuhr auf. Ihr Angesicht röthete sich vor Aerger. Ein heftiger Zornausbruch, der oft mit Krämpfen endete, war zu befürchten. Doch nahm sie sich zusammen, im Gefühl, daß ihre Tochter doch wohl so unrecht nicht habe, und sagte sanfter, als es sonst ihre Weise war:

„Du verlierst schon den Muth. Dann aber fuhr sie heftiger fort: „Heirathe meinetwegen den dicken Johann Adolph, aber sei meines Mutterfluchs gewiß.“

„Theuerste Mama,“ entgegnete Wilhelmine im wehmüthigsten Tone, „seien Sie überzeugt, daß mir mein eigener Vortheil nur zu wohl bekannt ist, um nur einen Augenblick blind zu sein gegen das Nachtheilige dieser Vermählung für meine Zukunft. Und so hängt mein eignes Wohl davon ab, daß ich Alles anwende, um sie wo möglich zu vermeiden.“

Diese Antwort besänftigte die Königin; Prinzessin Wilhelmine durfte es nicht wagen, ihr das Wahre ihrer innersten Gedanken und Befürchtungen zu sagen; denn sie sah wohl, wie jeder nur leise angedeutete Zweifel am Erfolge ihres Widerstandes die Königin aufbrachte.

Indeß wurde sie nachdenkend. Nach einer Pause sagte sie: „Mir fällt ein unfehlbares Mittel ein, unseren Zweck zu erreichen. Aber mein Sohn — der Kronprinz — muß uns auch zum Werkzeuge dienen.

Er muß mit mir zu gleicher Zeit an meine Schwester, die Königin von England, schreiben und ihr sein fürstliches Wort verpfänden, nie einer Andern seine Hand zu geben, als ihrer Tochter, der Prinzessin Amalie; doch nur unter der Bedingung, daß sie einwillige, Deine Heirath mit dem Prinzen von Wales zu vollziehen."

Prinzessin Wilhelmine durfte es nicht wagen, gegen diesen Vorschlag, von dem sich die Königin große Erfolge versprach, das Geringste einzuwenden.

Aber der Kronprinz, der jetzt eintrat und sogleich von dieser Idee der Königin in Kenntniß gesetzt wurde, gab seine Hand darauf. Er selbst wünschte leidenschaftlich, sich mit einer englischen Prinzessin zu verheirathen. Er hoffte dann am englischen Hofe gegen die Mißhandlungen seines Vaters, die ihm von Tage zu Tage unerträglich wurden, Schutz zu finden. Und so schrieb er denn den unseligen Brief unverzüglich und die Königin schickte ihn im Geheimen ab.

6.

Prinzessin Wilhelmine befand sich in der traurigsten Lage, die man sich nur denken kann. Der Prinz von Wales, den sie nie mit Augen gesehen hatte, war ihr völlig gleichgültig. Ja sie spürte gegen ihn noch eine Art von Abneigung in ihrem Innern. Daran aber

war die Königin selbst schuld gewesen. Sie hatte von ihm eine sehr wenig einnehmende Schilderung gemacht.

„Es ist ein guter Prinz," sagte sie zuweilen zu ihrer Tochter, wenn sie von dem ihr bestimmten Gemahl aus dem englischen Hause sprach, „er ist gutmüthig, aber einfältig, und wenn Du einst die Gefälligkeit haben wirst, seine Maitressen zu dulden, so wirst Du mit ihm machen können, was Du willst; denn liederlich ist er im höchsten Grade."

„Für meine Mutter," sprach die Prinzessin zu dem Kronprinzen im Vertrauen, nachdem sie ihm Mittheilung über diese Aeußerung derselben gemacht hatte, „möchte ein solcher Gemahl wohl eben recht gewesen sein; denn die regierte sehr gern; da ich aber wenig nach diesem Glücke frage, so ist meine Ansicht vom Glück der Ehe eine ganz andere. Ich wünschte mir einen Gatten, dem ich aus wirklicher Achtung meine Hand geben könnte und der mir ein wahrer Freund für das ganze Leben sein würde. Nach meinen vielleicht zu idealen Ansichten sollten gegenseitige Achtung und Zärtlichkeit die Richtschnur der Handlungen zweier Vermählten gegen einander sein, und aus diesen Empfindungen allein sollte mein Bemühen, meinem Gemahl zu gefallen hervorgehen. Der Begriff von Pflicht schließt bei einer Frau alle Freundschaft für ihren Mann aus. Wenn man wahrhaft und in der Tiefe des Herzens liebt, wird

nichts mehr schwer, um dem geliebten Gegenstande zu gefallen.“

Prinz Friedrich lächelte. „Meine kleine Freundin,“ sprach er im gutmüthig spöttelnden Tone, „hat noch ihre phantastische Mädchenphilosophie. Die Philosophie des Lebens ist eine andere. Wer auf den Stufen eines Throns geboren ist, hat weder Recht noch Macht, seine Hand nach der Richtung hin zu geben, welche das Herz einschlägt. Die Heirath in den höchsten Regionen der Gesellschaft ist nicht mehr, als ein politischer Alliance-tractat. Er verbindet nicht zu mehr, als den Schein und die äußeren Formen eines ehelichen Lebens achtungsvoll zu beobachten. Ich wenigstens darf versichern, wenn mir, wie ich erwarten muß, eine Gemahlin aufgedrungen werden sollte, die nicht Gegenstand meiner Wahl und meiner Neigung ist, so werde ich mich ohne Gewissensvorwürfe von jeder andern Verpflichtung gegen meine Gemahlin losgesagt sehen, als von der, ihr die Hand vor dem Altare zu geben, auf die Frage des Priesters mit: Ja, zu antworten, ihr einen anständigen Hausstand zu machen und dafür zu sorgen, daß man sie achte und ehre, wie es der Rang meiner Gemahlin erfordert. Uebrigens mag Madame in Hinsicht ihres Privatlebens es halten wie sie will; ich werde auch leben wie es mir beliebt, und wenn mein Herz seine Neigungungen auf einen andern Gegenstand überträgt, so werde

ich denken, diese Richtung meiner Gefühle sei Vorherbestimmung des Menschen, wofür man weder Gott, noch Menschen verantwortlich ist."

„Das sind entsetzliche, frevelhafte Grundsätze!" rief Wilhelmine aus.

Friedrich zuckte mit den Achseln und sprach: „Es sind die Principien der modernen Philosophie — die Lehren eines Voltaire, Wolf und anderer großen Geister — enfin, schloß er, les grands esprits se rencontrent.

7.

Die Königliche Familie war nach Berlin zurückgekehrt. Der König ging zur Musterung seines Garderegiments in Potsdam. Diese Zeit benutzte die Königin mit dem englischen Gesandten Herrn von Bourguait, täglich Unterredungen zu halten. Gegenstand derselben war natürlich das unglückliche Heirathsproject. Der Gesandte gab in den höflichsten Formen die besten Hoffnungen; aber die Königin wurde dadurch nicht beruhigt. Schon waren 4 Wochen vergangen und noch keine Antwort! — Sie mußte sich sagen, daß, wenn der Königliche Hof in London auf ihre Wünsche hätte eingehen wollen, schon seit 14 Tagen ein Courrier hätte die Antwort überbringen können.

Dazu war Grumbkow offenkundig gegen sie erbittert und intriguirte offen und heimlich gegen ihre Wünsche,

in der Weise, daß er den König durch boshafte Einflüsterungen, immer mehr gegen die Königin aufzubringen suchte und gegen den König von England und die Heirathsprojecte einzunehmen wußte.

Die Königin hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, diesen damals so einflußreichen und so höchst intriguanten Minister schwer zu beleidigen. Grumbkow hatte sich damals in Berlin ein sehr schönes Haus gekauft, das er prachtvoll einrichten ließ. Das Geld dazu hatte ihm unter Vermittelung Seckendorf's, der Kaiser von Oesterreich geschenkt, da er bekanntlich sich dem österreichischen Interesse ganz verkauft hatte. Um den Schmuck des Hauses in eitler Weise noch zu erhöhen, bat er die Königin, ihm ihr Portrait zu schenken. Seine Absicht war dadurch mit der persönlichen Gunst der Königin zu prahlen. Die Königin mochte das fühlen. Gern hätte sie sein Gesuch ganz abgeschlagen; aber das wagte sie nicht. Sie versprach es ihm, mit dem Zusatz, daß sie für ihn eine Copie machen lassen würde von einem Originalportrait, welches für den König von Dänemark bestimmt sei. Sie setzte hinzu: es sei nicht üblich, daß Königinnen die Originale ihrer Portraits, wie sie dem Maler selbst gesessen hätten, an andere Personen als an Fürsten verschenkten.

Grumbkow verneigte sich und zog sich zurück, um das Weitere zu besorgen.

Nach einiger Zeit kam er zu der Königin, um ihr für ihre hohe Gnade zu danken. Er schwatzte viel von der Schönheit der Malerei, und daß das Bild eines der vollendetsten Arbeiten des berühmten Malers sei, der es verfertigt habe.

Die Königin wurde betroffen. Sie sagte heimlich zur Prinzessin Wilhelmine: „Ich besorge, daß man einen Irrthum begangen und ihm statt der Copie das Original gegeben hat." Und gleich darauf befragte sie ihn selbst darum. Das geschah öffentlich an der Mittagstafel im Beisein des Königs.

„Da ich ein Original-Portrait vom Könige habe," antwortete er, „so war es nicht mehr wie billig, daß ich auch ein solches von Ew. Majestät besitze. Ich habe mir deshalb, in der Hoffnung auf Ihre Allerhöchste Genehmigung, vom Maler das Original geben lassen."

„Auf wessen Befehl?" fragte die Königin mit der schärfsten Betonung, „denn ich beehre keinen Privatmann auf solche Weise und denke bei Ihnen keine Ausnahme zu machen."

Der König verhinderte Grumbkow zu antworten, indem er vom Tische aufstand. Auch die Königin war im Begriff sich zu entfernen. Da der Minister aus der Bewegung des Königs schloß, daß dieser die Dreistigkeit, die er sich herausgenommen hatte, nicht billigte, so suchte er einzulenken und folgte der Königin in das Zimmer,

wo der Kaffee eingenommen wurde, und dort wendete er sich mit der respectvollen dringenden Bitte an die Königin, ihn nicht so unglücklich zu machen, zu befehlen, daß er dieses Originalgemälde, den schönsten Schmuck seines Hauses herausgeben solle.

Eine zweite, ziemlich trockene Weigerung der Königin zog ihr von dem dreisten Höfling, der seines Einflusses auf den König nur zu gewiß war, einige empfindliche Spitzreden zu, worauf die Königin, um dem unangenehmen Auftritt ein Ende zu machen, sich zurückzog.

Kaum war der König, wie gewöhnlich um diese Zeit, nach vollendetem Mittagsschlaf, auf die Jagd geritten, so ließ die Königin den alten Grafen Finkenstein, ihren Hofmarschall rufen und erzählte ihm, noch sehr aufgeregt, den ganzen ärgerlichen Vorfall.

Der alte Graf Finkenstein, der Grumbkow's geschworner Feind war, freute sich jetzt Gelegenheit zu haben, dem verhaßten Günstling des Königs einen argen Streich zu spielen. Anstatt das wahre Beste der Königin zu berücksichtigen, folgte er unüberlegt den Eingebungen seiner Leidenschaftlichkeit und rieth der Königin, um noch mehr Aufsehen zu machen, wie es der freche Mensch verdient habe, so möge sie einige zuverlässige und handfeste ihrer Lakaien zu ihm senden, um das Gemälde zurückzufordern und ihnen zu befehlen, unter keinen

Umständen ohne dasselbe zurückzukehren. Zugleich sollten sie aber Grumbkow sagen: daß er niemals eine Copie davon erhalten würde, wenn er sich nicht anständiger gegen Ihre Majestät die Königin betragen und ihr die Ehrerbietung erweisen würde, die er ihrem hohen Range schuldig sei.

Prinzessin Wilhelmine war bei diesem Gespräch zugegen. Sie fühlte das Bedenkliche und Mißliche einer solchen neuen Beleidigung des mächtigen Premierministers; aber sie durfte nicht wagen, der Königin, die ganz davon eingenommen war, sich eine solche Genugthuung zu verschaffen, Gegenvorstellung zu machen. Und so befolgte dieselbe pünktlich den übeln Rath und erhielt das Bild zurück, nachdem die Lakaien der Königin erklärt hatten, es mit Gewalt von der Wand nehmen zu müssen, wenn ihnen die Auslieferung versagt werde.

Grumbkow gab es heraus, konnte sich aber nicht enthalten, der Königin sagen zu lassen, er besitze die Portraits so vieler großer Prinzen und Prinzessinnen, daß er sich über den Verlust des Ihrigen wohl zu trösten wissen werde.

Grumbkow war auf das Aeußerste gegen sie erbittert. Weder er noch seine Töchter setzten wieder einen Fuß in die Soiréen der Königin. Er sprach von derselben nur im wegwerfenden Tone und ging so weit, den König

schriftlich um Genugthuung über den von der Königin erlittenen Schimpf, wie er es nannte, zu bitten.

Indeß ein guter Geist leitete damals den König. Er wollte doch seine Gemahlin, wenn er auch ihr Verfahren nicht billigte, wenigstens nicht öffentlich compromittiren. Grumbkow erhielt keine Antwort vom Könige und nun war er schlau genug, mehrere Personen zu veranlassen, sich für ihn bei der Königin zu verwenden, indem er ihr Entschuldigungen seines Benehmens machte. Die Königin gab darauf keine Antwort und Grumbkow machte sich bei dem Könige ein Verdienst daraus, daß er, obgleich der beleidigte Theil, aus Respect für den König, vergebens die Hand geboten habe, die Königin zu versöhnen.

Doch erkannte die Königin mit Beunruhigung, daß es nicht politisch klug genug von ihr gewesen sei, einen so einflußreichen Gegner, der das Ohr des Königs habe, gegen sich aufgebracht zu haben.

8.

Endlich kam die längst ersehnte Antwort aus England an. Zagend erbrach die Königin die Briefe und erblaßte, nachdem sie solche gelesen hatte.

Die Königin von England schrieb darin, daß ihr Gemahl sehr geneigt sei durch eine doppelte Heirath in ihrer Familie die Bande der Vereinigung derselben noch

fester zu knüpfen; daß sie aber diese Vermählungen nicht vollziehen könne, ohne sie vorher dem Parlament vorgeschlagen zu haben.

Ein anderer geheimer Brief, der für die Königin beigefügt war, ermahnte sie standhaft zu bleiben und enthielt allerlei widrige Reden, die den Umständen nicht angemessen waren.

Die Antwort, welche der Kronprinz bekommen hatte, führte ungefähr dieselbe Sprache, schöne Worte, ohne die geringste feste Zusage.

Nie hat das Medusenhaupt so zu erstarren vermocht, als das Lesen dieser Briefe der Königin. Sie zitterte schon bei dem Gedanken sie dem König zeigen zu müssen, überzeugt, daß derselbe darin eine versteckte Weigerung finden würde.

Fast war sie entschlossen sie zu unterdrücken und zum zweitenmal nach England zu schreiben. Als aber Herr von Bourguait kam und sie versicherte, er habe den Ihrigen ganz ähnliche Aufträge für den König erhalten, sprach sie ohne Rücksicht gegen den Gesandten ihre Besorgnisse wegen dieser Handlungsweise aus und sagte ihm geradezu:

„Wenn England so handelt, so werde ich für nichts mehr stehen können und schon jetzt nach der Rückkehr des Königs soviel Unannehmlichkeiten zu erwarten haben, daß ich ohne eine schleunige Abhülfe Alles für verloren halten muß.“

Herr von Bourguait suchte sie nach Möglichkeit zu beruhigen; aber es gelang ihm nicht. Die Königin zitterte bei dem Gedanken an den Zorn des Königs; und doch faßte sie sich, so gut es gehen wollte.

Die erste Frage des Königs, als er nach Berlin zurückgekehrt und bei der Königin eingetreten war, betraf die englische Angelegenheit. Die Königin gab ihm die Briefe mit einer erheuchelten Unbefangenheit und sagte: „Da ist die Antwort; ich hoffe Sie werden zufrieden sein.“

„Zufrieden?“ rief der König, nachdem er den Brief gelesen hatte, „zufrieden, wenn man mich nochmals zu betrügen versucht?“

Und damit ging er ohne ein Wort zu sagen aus dem Zimmer.

Nach einer langen Unterredung mit Grumbkow, die unmittelbar darauf folgte, worin dieser nur zu geschickt die Gelegenheit, böse Saat auszustreuen, benutzte, kam er zurück zu der Königin und ließ sich nichts weiter merken; behandelte sie sogar, wie auch die Prinzessin und den Kronprinzen mit ungewöhnlicher Güte.

Die Königin war froh und vergnügt. Sie hoffte das Ungewitter sei vorübergegangen. Allein Prinzessin Wilhelmine kannte ihren Vater besser. Trieb man ihn bis zur Verstellung, so war er darauf tausendmal schlim-

mer in den Ausbrüchen seines Zorns, die am Ende nie ausblieben.

Sein Aufenthalt in Berlin dauerte zum Glück nicht lange und er ging bald darauf wieder zurück nach Potsdam. Doch Wilhelmine durfte nicht zweifeln, daß der König irgend einen entsetzlichen Entschluß gefaßt habe, in Beziehung auf ihre möglichst schnelle Vermählung.

Noch einmal schien sich indeß das Blatt günstiger, in Hinsicht der Wünsche der Königin, für die englischen Heirathspartien wenden zu wollen, indeß ging der bereits sich zeigende Vortheil, durch eine unvorsichtige Indiscretion der Königin wieder verloren und verkehrte sich in das Gegentheil.

9.

Im Anfange des Jahrs 1729 kam ein hannöverscher Officier, ein Herr von Lamotte, nach Berlin und besuchte, unter Anempfehlung der größten Verschwiegenheit, einen nahen Anverwandten, den Herrn von Sastot, Kammerherrn der Königin.

Er theilte ihm als ein Geheimniß mit, daß er einen Auftrag von der höchsten Wichtigkeit habe, der aber die strengste Discretion erfordere, wenn nicht Alles verloren gehen solle.

„Vor allen Dingen,“ sprach er zu seinem Verwandten, „müssen Sie mich in Ihrer Wohnung ver-

bergen, damit meine Ankunft geheim bleibe, und dann müssen Sie einen meiner Briefe in die Hände des Königs gelangen lassen."

Sastot gestand Alles zu; da aber sein Gast sich gegen ihn nicht weiter erklärte, so fragte er wenigstens: ob der Auftrag eine gute oder schlimme Angelegenheit betreffe?

„Eine gute," antwortete Lamotte, „das heißt, wenn man zu schweigen weiß. Sie kann aber sehr übel werden, wenn man schwatzt. Da ich aber Ihre Discretion und Ergebenheit für die Königin kenne und Ihres Beistandes für die Zwecke meiner Mission bedarf, indem Sie im Geheim darüber mit der Königin reden müssen, so muß ich Ihnen Alles anvertrauen."

„So hören Sie denn," fuhr er fort, „spätestens in drei Wochen will der Prinz von Wales hier sein in Berlin. Er will heimlich aus Hannover entweichen, um auf die Gefahr hin, den Zorn seines Vaters auf sich zu ziehen, die Prinzessin Wilhelmine zu heirathen. Er hat mir die Sorge des ganzen Unternehmens anvertraut und mich hierher geschickt, um zu erfahren, ob seine Ankunft dem Könige und der Königin angenehm sein wird und ob man hier noch immer gesonnen ist, ihn mit der Prinzessin zu vermählen."

„Uebernehmen Sie es," schloß er, „mit der Königin darüber zu sprechen; das heißt, wenn sie im Stande

ist, das Geheimniß zu bewahren und keine verdächtige Personen um sich hat, von denen sich besorgen läßt, daß sie es erfahren und weiter ausplaudern würden. Doch um nichts zu wagen, sprechen Sie zuvörderst mit dem Fräulein von Sonnenfels, deren Discretion, Ergebenheit und Treue für die Königin mir bekannt ist.''

Noch an demselben Abend kam Sastot wie gewöhnlich zu der Königin, bei der eben kein Appartement war. Er trat, sobald es sich ohne Aufsehen zu erregen thun ließ, mit der Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels, in eine Fenstervertiefung und erzählte ihr den ganzen Vorgang, worauf er sie bat, in dieser wichtigen Angelegenheit ihm Rath zu ertheilen.

,,Mit Lamotte,'' fügte er hinzu, ,,habe ich nicht offenherzig darüber reden dürfen, denn ich fürchte sehr der Königin diese erfreulichen Nachrichten mitzutheilen, weil mir bekannt ist, daß diese nicht das Mindeste ihrer intriguanten Kammerfrau, der Ramen, die in Seckendorf's Solde steht, verschweigen kann, und dann wäre Alles verloren.''

Fräulein von Sonnenfels war sehr verlegen. Allein nach einigen Berathschlagungen wurde beschlossen, daß Sastot dennoch mit der Königin sprechen müsse.

Das geschah, mit bescheidener Hindeutung auf die Wichtigkeit des Geheimhaltens dieser Mittheilung.

Die Königin war außer sich vor Freude. Sie hatte

nichts Eiligeres zu thun, als der jungen Gräfin Amalie von Finkenstein und dem Fräulein von Sonnenfels die erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Beide empfahlen ihr auf das Dringendste Verschwiegenheit.

Prinzessin Wilhelmine war an diesem Tage sehr krank. Einer starken Ohnmacht, die sie am Tage zuvor gehabt hatte, war ein Fieber gefolgt, welches sie nöthigte im Bett zu bleiben. Die Königin hatte der Sonnenfels befohlen, sie nach und nach auf das glückliche Ereigniß vorzubereiten.

Am folgenden Morgen kam Fräulein von Sonnenfels an das Bett der Prinzessin, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und vor ihrem Bett den Thee einzunehmen, eigentlich aber nur um den Befehl der Königin auszuführen.

„Ich weiß nicht," begann sie, nachdem sie die erste Tasse mit Behagen getrunken hatte, „was dem Sastot im Kopfe stecken mag. Er ist ganz wie närrisch, singt, tanzt und macht alle möglichen Possen, und das Alles aus Freude, wie er sagt, über eine gute Nachricht, die er Niemand mittheilen will."

„Er mag vielleicht zu viel getrunken haben," entgegnete die Prinzessin, „und im Rausche so fröhlich sein."

„Nein, nein," versetzte die Hofmeisterin, „die Nachricht soll Sie angehen, Hoheit, wie er andeutet."

„Guter Gott," rief Wilhelmine, „welche angenehme

Nachricht könnte ich in meiner Lage wohl erwarten? und wie könnte sie von einem Sastot kommen?"

„Aber," fiel Fräulein von Sonnenfels ein, „wenn er sie nur unmittelbar von dem Prinzen von Wales erhalten hätte?"

„Nun? würde denn das Glück so groß sein?"

„Nein, Ihre königliche Hoheit, Sie vergehen sich gegen Gott und er wird Sie strafen, wenn Sie so einen Prinzen verachten, der Alles wagt, um Sie zu besitzen. Was wollen Sie denn? vergehen und verblühen, oder den liebenswürdigen Prinzen von Weißenfels heirathen?"

„Die Hofmeisterin hätte sich für diese englische Heirath, der Wilhelmine im Grunde des Herzens so sehr abgeneigt war, verbrennen lassen. Sie war so davon eingenommen, daß schon oft darüber ein Streit zwischen ihr und der Prinzessin entstanden war. Beide waren in allen Dingen einig, ausgenommen über diesen Punkt."

Jetzt aber lachte Prinzessin Wilhelmine über die behauptete Raschheit, womit der Prinz seine Pläne verfolgen sollte und hörte kaum weiter auf das Zureden der Sonnenfels. Sie dachte sich, der Prinz von Wales hätte eine ähnliche Versicherung gegeben, wie der Kronprinz in Hinsicht der englischen Heirath und dadurch sei die Thorheit von Sastot und die allgemeine Freude veranlaßt worden.

Als aber die Königin zu ihr kam und ihr nun das

ganze schöne Geheimniß enthüllte, da wurde ihr ganz anders zu Muthe. Sie blieb starr wie eine Salzsäule und sagte kein Wort.

Die Königin glaubte, die Freude habe diese Wirkung auf ihre Tochter gehabt; sie umarmte dieselbe und sprach: „Ich werde Dich also glücklich sehen und meinen Zweck erreichen, welche doppelte Freude auf einmal!"

Wilhelmine küßte ihre Hände, die sie mit Thränen benetzte.

„Du weinst?" rief die Königin, „was fehlt Dir?"

Wilhelmine wollte die Glückseligkeit ihrer Mutter nicht stören. Sie antwortete deshalb: „Der Gedanke, Sie zu verlassen, betrübt mich mehr, als alle Kronen der Welt wieder gut machen könnten."

Die Königin verdoppelte ihre Liebkosungen und begab sich dann hinweg.

Wilhelmine liebte ihre Mutter auf das Innigste. Sie hatte ihr bei der Gleichgültigkeit, die sie gegen den Prinzen von Wales hegte, im Grunde nichts, als die Wahrheit gesagt; allein die Königin ließ die Prinzessin in der fürchterlichsten Stimmung zurück. Diese hatte einen grausamen Kampf zu bestehen, zwischen ihrer Zärtlichkeit für die Königin und ihrer Abneigung gegen den Prinzen von Wales. Endlich kam sie zu dem Entschluß sich den Fügungen ihres Geschicks unbedingt zu unterwerfen.

10.

Abends war die unglückliche Soirée bei der Königin, worin durch ihre Unvorsichtigkeit das ganze schöne Project des Prinzen von Wales zu Wasser wurde.

Ihr Unstern hatte den englischen Gesandten in ihre Appartements geführt, der ihr sogleich alle von seinem Hofe erhaltenen Neuigkeiten auskramte. Nach und nach wurde das Gespräch lebhafter. Und die Königin, in der Offenherzigkeit ihrer Freude, theilte dem Gesandten, im engsten Vertrauen, das ganze Geheimniß wegen des beabsichtigten Eintreffens des englischen Kronprinzen in Berlin mit.

„Ist das wahr, Majestät?“ fragte Bourguait voll Erstaunen.

„So wahr,“ antwortete die Königin, „daß er einen Herrn von Lamotte hergeschickt hat, um das Terrain zu recognosciren. Der König ist schon von Allem unterrichtet.“

Bourguait zuckte mit den Achseln und sprach: „Aber mein Gott Ihro Majestät, warum sagen Sie mir das? ich bin darüber unaussprechlich unglücklich, denn ich muß es verhindern.“

Voll Schreck fragte ihn die Königin, warum dieses nöthig sei.

„Weil ich,“ erwiederte er, „Minister meines Kö=

nigs bin und meine Stellung mich verbindet, ihn von einer so wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen; noch diesen Abend muß ich damit einen Courrier absenden."

Die Königin erkannte jetzt die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit; sie bat und flehte, daß der Gesandte von dieser Mittheilung keine Notiz nehmen möge.

Alles vergebens, das Wort war einmal gefallen und nicht wieder zurückzunehmen.

„Wollte Gott," sprach Bourguait, mit dem Ausdruck inniger Theilnahme, „daß ich nie ein Wort von dieser unglücklichen Geschichte gehört hätte. Aber ich kenne meine Pflicht und nichts in der Welt könnte mich davon abwendig machen."

Er ging und sendete noch an demselben Abend den Courrier ab, der alle Pläne des Prinzen von Wales und alle Wünsche und Hoffnungen der Königin durchkreuzte.

Die Bestürzung derselben war unbeschreiblich. Sie war in Verzweiflung.

Am folgenden Morgen kam die Gräfin von Finkenstein zu Prinzessin Wilhelmine und erzählte ihr was vorgefallen war.

Dieser Auftritt erschien der Prinzessin als ein Rettungsanker in der Noth, doch rieth sie die Sache, soviel als möglich geheim zu halten. Es sei dieses das einzige Mittel die übelsten Folgen abzuwenden.

Acht Tage später kam der König wieder nach Ber=

lin, um den Prinzen von Wales zu empfangen. Der König hatte mit Lamotte eine geheime Unterredung, worauf man täglich die Ankunft des englischen Prinzen erwartete.

Endlich traf eine Staffette von Hannover ein. Die Depesche, die sie brachte, verkehrte die Freude in Leid. Sie meldete, daß der Prinz von Wales auf Befehl seines Vaters plötzlich von Hannover nach England abgereist sei.

Für den König und die Königin war diese Nachricht ein Donnerschlag. Sie vernichtete die Hoffnung alle englische Intriguen gegen diese Heirath, auf einmal, wie den gordischen Knoten durchhauen zu sehen.

Doch es wird Zeit, um in dieser Angelegenheit klar zu sehen, einen Blick auf die englischen Verhältnisse zu werfen.

11.

Mit der beabsichtigten Reise und heimlichen Vermählung des Prinzen von Wales hatte es eine ganz eigene Bewandtniß, sowie denn oft in der Politik große Wirkungen aus den kleinsten Ursachen entspringen.

Die englische Nation wünschte die stete Anwesenheit des Thronfolgers in England und hatte deshalb den König vielfach schon mit Petitionen bestürmt. Der König aber war dagegen, im Grunde nur aus einer kleinlichen Eifer=

sucht. Er fürchtete einen Theil seines Ansehens zu verlieren, wenn das Volk und besonders die Großen des Hofes sich zu sehr um die aufgehende Sonne, den Prinzen von Wales, schaaren würde. Er sah voraus, daß sich alsdann Parteien bilden würden und fürchtete, daß die Ruhe des Landes dadurch gestört werden könne.

Um nun mit guter Manier die Rückkehr des Prinzen nach England ablehnen zu können, hatte er ihm vertraulich geschrieben, er möge nach Berlin gehen und die Prinzessin Wilhelmine heirathen, damit er, der König, einen Vorwand habe, ihn noch einige Jahre in Hannover zu lassen. Er würde alsdann dem Parlament anzeigen, daß der Prinz ungehorsam gewesen und deshalb zur Strafe noch wenigstens drei Jahre in Hannover bleiben sollte.

Auf diesen allerdings seltsamen Antrag ging der Prinz von Wales ein, da er für seine Person die Verbindung mit einer preußischen Prinzessin lebhaft wünschte, und da er im schnellen Vollziehen der Heirath das einzige Mittel sah, die endlosen Formalitäten der Zustimmung des Ministeriums und des Parlaments zu umgehen. Mit Freuden wollte er den Befehlen seines Vaters folgen, als Bourguait's Courrier Alles verdarb.

Dessen Depesche war an das englische Secretariat des Ministeriums gelangt. Dieses setzte augenblicklich den König davon in Kenntniß, und wollte sich König Georg keine Blöße geben, daß er darum wisse, oder gar

die Intrigue hinter dem Rücken des Ministeriums angestiftet habe, so mußte er sofort dem Thronfolger den Befehl senden, sogleich nach England zurückzukehren.

Den armen Lamotte trafen die Folgen der Indiscretion der Königin am härtesten. Er wurde als Officier cassirt und zwei Jahre auf die Festung nach Hameln geschickt. Später trat er in preußische Dienste, wo er nach einiger Zeit als Obrist ein Regiment erhielt.

Drittes Capitel.

Krankheit und Zorn des Königs. — Mißhandlung seiner Kinder. — Krankheit der Prinzessin Wilhelmine. — Verheirathung der Prinzessin Louise an den Markgrafen von Anspach. — Die Mißhelligkeiten vermehren sich. — Ueberraschung bei der Königin. — Noch ein Versuch einer Verbindung mit dem Kronprinzen von Polen. — Erste Andeutung des Kronprinzen, sich den väterlichen Mißhandlungen durch die Flucht entziehen zu wollen. — Aufenthalt in Wusterhausen. — Rückkehr des Hofes nach Berlin. — Thätliche Mißhandlungen des Kronprinzen von Seiten des Königs. — Androhung des Mutterfluches. — Fräulein von Bülow. — Intriguen der Ramon. — Eversmann. — Das Jahr 1730. — Verfahren des Königs gegen die Königin. — Berathung der Königin mit ihren Frauen darüber. — Die Königin spielt die Kranke. — Schreiben nach England. — Neue Gesandtschaft vom Könige. — Antwort von England.

1.

Der König war indeß auf das Heftigste gereizt, wie er sich abermals von England getäuscht sah. Wenige Tage, nachdem die Depesche mit der Nachricht von der

schleunigen Zurückberufung des Kronprinzen nach England in Berlin eingetroffen war, ging er nach Potsdam, wohin ihn seine Familie begleiten mußte.

Dort aber gingen erst recht die Martertage für die Königin, die Prinzessin Wilhelmine und den Kronprinzen an.

Der König war kaum in Potsdam eingetroffen, als er von einem heftigen Anfall von Podagra betroffen wurde, das ihn schon seit einiger Zeit geplagt hatte.

Die Schmerzen der Krankheit kamen nun zu dem Unmuth über getäuschte Hoffnungen, und beides zusammen stimmte ihn zu der unerträglichsten Laune.

Seine Tochter Wilhelmine nannte er nicht anders, als die englische Canaille und mißhandelte sie, sowie den Kronprinzen mit den härtesten Worten auf das Aergste.

Und bei dieser Verstimmung gegen seine Kinder durften sie ihn doch keinen Augenblick am ganzen Tage verlassen. Sie mußten ihre Mahlzeiten neben seinem Bette einnehmen. Wir wollen nicht glauben, daß es, wie die Prinzessin später in ihren Memoiren sagte, auf Befehl des Königs geschah, um sie noch mehr zu plagen, wenn er ihr und ihrem Bruder nur solche Speisen und noch dazu in der schlechtesten Zubereitung zu essen geben ließ, vor denen sie einen Widerwillen hatten. „Gut oder übel,“ sagte sie weiter, „mußten wir sie hinunter=

schlucken, auf die Gefahr hin, das Fieber zu bekommen oder sich den ganzen Tag zu erbrechen.“

Geschah es wirklich, so wie sie klagt, so mag wohl eher von Seiten des Küchenmeisters oder auf Anstiften Eversmann's diese knauserige Wirthschaft eingeführt sein, um sich bei dem ökonomischen Könige zu insinuiren, der gleich mit dem Stock bei der Hand war, wenn etwa zu viel Fett an dem Gemüse nach seiner Meinung verschwendet, oder mehr gekocht, als nöthig war.

Kein Tag verging an seinem Krankenbett ohne irgend ein unseliges Ereigniß.

Seine Ungeduld erlaubte dem Könige nicht, lange das Bett zu hüten. Er setzte sich auf seinen Rollstuhl und ließ sich durch das ganze Schloß herum schieben, sogar in die untere Etage oder auf dem Schloßplatz, wozu im westlichen Flügel des Schlosses zu Potsdam eine noch heute zu sehende Treppe angelegt war, die aus einer geneigten Ebene besteht. In jeder Hand hielt er einen Krückstock, um sich zu unterstützen, gelegentlich auch Hiebe damit auszutheilen. Der Kronprinz und die beiden ältern Prinzessinnen mußten diesem Triumphwagen wie arme Gefangene folgen, wohin er auch fuhr.

Es war überhaupt für die Dienerschaft nicht unbedenklich, in seiner Nähe sich zu befinden. Hatte einer das Geringste versehen oder sonst den Zorn des Königs auf sich gezogen, so war er im Stande, ihm eine mit

Salz geladene Pistole, die er immer zur Hand hatte, gegen die Beine zu schießen, was einen brennenden Schmerz dem Getroffenen veranlaßte, ohne ihm erheblich zu schaden.

Eines Tages, als seine Laune besonders schlimm war, erzählte er der Königin, daß er Briefe aus Anspach habe, die ihm mittheilten, daß der Markgraf nach Berlin kommen werde, um sich mit der Prinzessin Friederike Louise, der zweiten Schwester Wilhelminens, zu verheirathen. Er fragte sie, ob ihr das Freude mache, und wie sie ihre Wirthschaft einrichten wolle?

Prinzessin Louise war munter, lebhaft und witzig und durch rasche, oft tröstende Antworten und kindische Liebkosungen des Vaters Liebling geworden. Da diese Zuneigung weder durch Heirathsprojecte, noch durch die Eifersucht der Königin gestört wurde, so hatte sie nach und nach die Freiheit gewonnen, dem Könige sagen zu dürfen, was ihr eben einfiel, oft sogar recht derbe Wahrheiten, ohne daß er es übel nahm.

So gab sie denn auch jetzt auf die Frage des Königs unbefangen und vorschnell die Antwort: „Nun, wenn ich einmal einen Haushalt einrichten werde, so halte ich mir immer einen wohlbesetzten Tisch, der sicher besser sein soll, als der Ihrige, Papa, und hätte ich Kinder, so würde ich sie bestimmt nicht so quälen, wie

Sie die Ihrigen, indem Sie sie zwingen, Dinge zu essen, die ihnen widerstehen."

„Was fehlt meinem Tisch?" fragte der König, indem ihm vor Aerger schon das Blut ins Gesicht stieg.

„Was ihm fehlt?" entgegnete sie lachend, „nicht genug zu essen giebt es, und was da ist, sind Kohl und Rüben, die wir nicht ausstehen können."

„Das hat die englische Canaille da und der französische Coujon angestiftet, der Querpfeifer, der ..." und damit warf er seinen Teller nach dem Kopf des Kronprinzen, der nur mit Mühe dem Wurf auswich. Ein zweiter flog auf Prinzessin Wilhelmine zu, die eben so glücklich war, auszuweichen, und ein Strom von Schimpfreden folgte diesem ersten Angriff nach. Der Königin warf er vor, ihre Kinder schlecht erzogen zu haben, und zu dem Kronprinzen sagte er: „Du solltest Deiner Mutter fluchen; sie ist daran schuld, daß Du ein Taugenichts geworden bist."

„In Karthago," fuhr er fort, „ward ein Mann wegen einiger Verbrechen zum Tode verurtheilt; wie er zum Richtplatze geführt war, forderte er seine Mutter zu sehen; sie kam; er näherte sich ihr und unter dem Vorwande, leise mit ihr reden zu wollen, biß er ihr ein Stück vom Ohr ab, wobei er sagte, so behandle ich dich, damit du allen Müttern zum Beispiel dienest, die ihre Kinder nicht in der Uebung der Tugend erziehen."

Und nun kam die entsetzliche Nutzanwendung dieser Geschichte. Der König wendete sich gegen den Kronprinzen und sagte: „So kannst Du auch thun; denn wie gesagt, die schlechte Erziehung Deiner Mutter ist schuld, daß aus Dir ein Taugenichts geworden ist."

Nun versuchte er aufzustehen; da das aber nicht gehen wollte, ließ er sich auf seinem Sessel fortrollen. Als aber Prinzessin Wilhelmine und der Kronprinz an ihm vorbeigehen wollten, um das Zimmer zu verlassen, übermannte ihn der Zorn so, daß er mit den Krücken nach ihnen schlug und sie schwer getroffen haben würde, hätten sie nicht noch Gewandtheit genug gehabt, auszuweichen. So entkamen sie glücklich aus dem Zimmer.

Schrecken und Gemüthsbewegung hatten so auf die arme Prinzessin eingewirkt, daß sie, in ihrem Zimmer angekommen, fast ohnmächtig auf einen Stuhl sank.

Der Kronprinz suchte sie mit der zärtlichsten Theilnahme zu trösten. Die Königin kam ihren Kindern nachgegangen. Sie bemühte sich, sie zu beruhigen, obgleich sie selbst des Trostes bedürftig war.

Sie that alles Mögliche, sie zu bewegen, sich wieder zu dem Könige zu begeben; aber Teller und Krücken machten ihnen solche Angst, daß sie es nicht wagten. Endlich mußte es aber doch geschehen und sie fanden den König, nachdem sein Jähzorn verraucht war, ganz ruhig, als ob nichts geschehen sei, mit seinen Officieren reden.

2.

Auf den zarten Organismus der Prinzessin Wilhelmine hatte indeß jene entsetzliche Scene einen solchen Eindruck gemacht, daß sie sich höchst unwohl befand. Sie mußte sich, schwindelnd, in das nahe liegende Zimmer der Königin begeben, wo sie von einer Ohnmacht befallen wurde.

„Mein Gott, Königliche Hoheit, was fehlt Ihnen?" rief die Dienst habende Kammerfrau der Königin voll Schreck, als man die Prinzessin mit Hülfe des Flacons wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, „Sie sehen ja fürchterlich aus!"

Wilhelmine blickte auf und sah Gesicht und Hals in dem großen Spiegel, der sich ihr gegenüber befand, ganz mit rothen Flecken bedeckt. Sie beantwortete erschreckend darüber die theilnehmende Frage durch die Erklärung, daß sie eine heftige Gemüthsbewegung gehabt habe, und diese müsse die Veranlassung der Flecken sein, die sie auf ihrer Haut bemerke.

Aber diese Erscheinung wiederholte sich. Wenn sie sich in der Kälte befand, verschwanden die Flecken und in der Wärme kamen sie wieder zum Vorschein. Die Prinzessin befand sich im höchsten Grade unwohl; aber die Königin, die sehr hart war, wollte daran nicht glauben und Wilhelmine mußte den ganzen Tag, fest einge-

schnürt, wie es die Königin befohlen hatte, um ihre volle Taille feiner zu machen, im Zimmer der Königin bleiben.

Doch in der Nacht wurde sie von einem heftigen Fieber befallen und am folgenden Morgen war sie so ermattet, daß sie die Königin um Entschuldigung bitten lassen mußte, nicht mehr zu ihr kommen zu können.

Die Königin wurde darüber sehr ungehalten. Sie ließ ihr sagen: Todt oder lebendig müsse sie kommen.

Die Prinzessin ließ ihr zurücksagen, daß sie in der That sich zu schwach fühle, um gehen zu können, auch habe sie einen Ausschlag bekommen, der zurücktreten würde, wenn sie sich einer Luftveränderung aussetzen würde.

Das half aber Alles nichts. Die Königin wiederholte ihren Befehl. Vier Personen mußten sie in einem Sessel aus ihrem Bett in das Zimmer der Königin tragen, wo sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Dennoch schleppte man sie zum Könige. Dort war ihre Schwester Friederike Louise, die heftig erschrak, als sie die Prinzessin Wilhelmine wirklich so krank sah. Sie sagte mit der größten Lebhaftigkeit zum Könige: „Ich beschwöre Sie, mein lieber Vater, lassen Sie meine Schwester in ihr Zimmer zurückbringen. Sie hat das Fieber und kann sich nicht aufrecht erhalten.“

„Ist das wahr?“ fragte sie der König, „Du siehst

allerdings sehr schlimm aus; aber wart nur; ich werde Dich sogleich heilen.“ Und damit ließ er ihr einen großen Becher sehr feurigen alten Rheinwein geben, den sie mit Gewalt austrinken mußte.

Dieses gut gemeinte heroische Mittel hätte sie aber bald getödtet. Der Ausschlag trat zurück und sie rang mit dem Tode.

Kaum hatte sie den Wein getrunken, so fing sie an, irre zu reden. Sie beschwor die Königin, sich hinweg begeben zu dürfen; das wurde ihr denn endlich erlaubt, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie am Abend wieder komme.

Wilhelmine legte sich in ihrem Kopfputz nieder aufs Bett. Das Fieber nahm so überhand, daß sie auf das Heftigste delirirte. Der Arzt, der herbeigerufen wurde, erklärte den Zustand für ein hitziges Fieber. Er gab ihr drei Mittel, die jedoch die Krankheit noch heftiger zu machen schienen.

Von Zeit zu Zeit kehrte im lebhaften Phantasiren ihre Besinnung zurück. Dann bat sie im inbrünstigen Gebet den lieben Gott auf das Innigste, sie zu sich zu nehmen, und sie durch den Tod aus der unglücklichen Lage zu befreien, worin sie sich befand.

Sie sah ihre Hofmeisterin, die Sonnenfels, in Thränen schwimmen.

„Warum weinen Sie?“ fragte sie dieselbe, „die

Vorsehung hat mich durch alle Leiden, die über mich ergingen, gegen die Welt gleichgültig gemacht, und nun will sie mir das höchste Glück gewähren, davon erlöst zu werden. Ich bin, ohne es zu wollen, an allem Kummer meiner Mutter und meines Bruders schuld; mein Tod wird den Frieden wieder herstellen. In diesem Falle sagen Sie dem Könige, daß ich ihn nur um zwei Dinge bitten lasse: einmal, daß er mir seine väterliche Liebe wiederschenke und dann, daß er gütiger gegen meine Mutter und meinen Bruder sei, und daß er allen Zwist mit mir ins Grab legen wolle."

Sechs und dreißig Stunden schwebte die arme Prinzessin zwischen Leben und Tod, und endlich brach die damals noch so schreckliche Pockenkrankheit bei ihr aus.

Der König war noch so aufgebracht gegen seine Tochter Wilhelmine, daß er sich bis dahin seit dem Anfange ihrer Krankheit nicht einmal nach ihr hatte erkundigen lassen. Als er aber erfuhr, von welchem Uebel sie befallen sei, schickte er seinen Oberchirurg, Holzenderf, um sich zu unterrichten, ob es wirklich die Kinderblattern seien, woran sie litt.

„Dieser Grobian," beschwerte sich Wilhelmine später in ihren Memoiren, „sagte mir tausend harte Dinge im Namen des Königs und seiner eigenen widrigen Person. In jedem andern Augenblick hätte er mir

Galle erregt, jetzt litt ich zu sehr, um auf seine Unverschämtheit zu merken."

Sobald er ihre Krankheit bestätigt hatte, wurde die Prinzessin auf Befehl des Königs eingeschlossen, um zu verhindern, daß sich die Krankheit weiter verbreite. Alle Zugänge zu ihrem Zimmer wurden verschlossen und versiegelt. Der strengste Befehl war gegeben, daß Niemand, der vom Könige oder der Königin komme, ihr Zimmer betreten dürfe. So sah sie sich wie eine Pestkranke behandelt und hatte keine andere Hülfe, als ihre Hofmeisterin und ihre Kammerfrau, welche letztere noch dazu guter Hoffnung war und daher auch nicht im Stande war, die Mühseligkeit der Krankenpflege zu ertragen.

Dabei lag sie in einer Kammer, die nicht geheizt werden konnte, wo es fror, um Steine zu zersprengen. Von aller Welt verlassen, war sie es doch nicht von ihrem Bruder, dem Kronprinzen, der die Blattern schon gehabt hatte. Es war ihr einziger Trost, daß dieser ihr so theure Bruder, der ihr durch geistigen Austausch der Gedanken die angenehmste Unterhaltung gewährte, täglich zu ihr kam und alle Stunden, wenn er sich vom Könige entfernen durfte, vor ihrem Bette zubrachte.

Die Königin ließ sich alle Augenblicke nach ihrem Befinden erkundigen, durfte sie aber nicht sehen, weil sie selbst noch diese Krankheit nicht gehabt hatte.

Neun Tage lang war Prinzessin Wilhelmine sehr bedenklich krank; alle Symptome ihrer Krankheit deuteten auf Lebensgefahr, und wer sie sah, meinte, sie würde ihr ganzes Leben entstellt sein. Dennoch entging sie dem Tode und auf ihren feinen Gesichtszügen blieb von dieser grausamen Krankheit keine Spur zurück.

3.

Indeß war Herr von Bromer, Bevollmächtigte des Markgrafen von Anspach, nach Berlin gekommen, um sich **par procuration** seines Herrn mit der zweiten Prinzessin, Friederike Louise, zu verloben.

Die Ceremonie wurde ohne alles Gepränge vollzogen. Der König war seine Gicht und seine üble Laune los geworden. Nur gegen seine Tochter Wilhelmine hatte er sie behalten. Nie trat der liebenswürdige Holzendorf, ihr Arzt, in ihr Zimmer, ohne ihr im Namen des Königs, die unangenehmsten Dinge zu sagen. Dieser böse Mensch stand damals in der höchsten Gunst des Königs. Alle Welt beugte vor ihm die Knie; er aber benutzte seine Stellung nur, um allen rechtlichen Personen zu schaden. Besonders aber der Königin, dem Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine. Er war ebenfalls Seckendorf's bestochene Creatur. Das ist genug gesagt.

Der König behandelte den Kronprinzen jetzt wieder etwas milder. Das geschah aber aus Politik und auf

Grumbkow's Zurathen, der den König damals ganz in Händen hatte.

Die militärischen Begleiter des Prinzen, Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein, standen beide den österreichischen Plänen, für welche Grumbkow handelte, im Wege. Sie mußten also aus den Umgebungen des Kronprinzen entfernt werden. Grumbkow trug dem Könige seine Gründe vor und erhielt dessen volle Beistimmung, und so wurden denn beide Hofmeister ehrenvoll entlassen, unter dem Vorwande, weil der Kronprinz majorenn sei und ihrer Dienste nicht mehr bedürfe.

Das war der eigentliche wahre Grund der bereits früher erwähnten Aenderung in der Stellung des Kronprinzen, die ihm auf der einen Seite mehr Freiheit gab, denn die neuen Gesellschafter des Kronprinzen hatten nicht die geringste Gewalt über ihn, auf der andern Seite aber auch es viel leichter machte, daß der Kronprinz mit seinem Vertrauten Keith und später mit Katte seinen Debauchen nachgehen konnte. Kaiserling und v. Rochow waren beide rechtliche Männer; aber der Erstere wußte sich, da er mehr Verstand und Belesenheit, dabei ungemein viel Weltgewandtheit besaß, besser bei ihm zu insinuiren; leider trug er aber auch das Seinige bei, den religiösen Glauben des Kronprinzen zu erschüttern, wenigstens erregte er bei ihm in Sachen des Glaubens philosophische Zweifel, die durch Katte und durch die

Lectüre von Wolf's und Voltaire's Schriften nur zu sehr bestätigt wurden.

Während der täglichen Besuche des Kronprinzen bei der Prinzessin Wilhelmine beschäftigten sich beide mit Lesen und Schreiben auf eine geistreiche Weise. Unter andern lasen sie Scarron's komischen Roman und wendeten die Charaktere derselben auf die ganze österreichische Bande an, wie sie die Anhänger des Herrn v. Seckendorf am Königlichen Hofe nannten. Grumbkow, der Markgraf von Schwedt, der wieder anfing mit seinen Heirathsplänen gegen Prinzessin Wilhelmine herauszurücken; Seckendorf selbst und Andere erhielten Beinamen aus Scarron's Romane. Selbst der König wurde mit solchen satyrischen Anspielungen nicht verschont. Besonders erhielt die Oberhofmeisterin der Königin, Gräfin von Finkenstein, wegen ihrer Aehnlichkeit in der Figur mit der beschriebenen Person, den Namen: Madame Bouillon, was zu manchen Scherzen Veranlassung gab, welche diese endlich zur Belustigung der Gesellschaft sehr übel nahm.

Da der Markgraf von Anspach binnen acht Tagen ankommen sollte und weder er, noch die ihm bestimmte Braut Prinzessin Louise schon die Blattern gehabt hatten, so wurde Prinzessin Wilhelmine aus Potsdam fortgeschafft. Vor ihrer Abreise ging sie zum Könige; aber ihre Mutter ließ sie nicht lange bei dem strengen Vater,

weil er sie gewöhnlich höchst unfreundlich behandelte und die Königin fürchtete, daß die Gemüthsbewegungen ihrer kaum wieder hergestellten Gesundheit schaden möchten.

Der König und die Königin kamen ihr bald nach, als sie sich in Berlin befand. Die Hochzeit des Markgrafen von Anspach mit der Prinzessin Louise wurde mit Gepränge gefeiert. Doch Wilhelmine nahm als Reconvalescentin daran keinen Antheil und blieb ihrer Einsamkeit überlassen.

Erst als nach 14 Tagen die beiden Neuvermählten abgereist waren, durfte sie wieder in der Gesellschaft erscheinen.

Der Hof blieb nicht lange in Berlin, sondern folgte dem Könige nach Wusterhausen, welches so höchst unfreundliche und enge Schloß wieder der Schauplatz neuer Mißhelligkeiten und Unannehmlichkeiten wurde.

4.

Täglich gab es Streit in der einmal so verstimmten Königlichen Familie. Der Zorn des Königs gegen den Kronprinzen und die Prinzessin Wilhelmine ging so weit, daß sie mit Ausnahme der Mahlzeiten vor dem Könige nicht erscheinen durften. Auch hatte er ihnen verboten, zu der Königin zu gehen.

Prinzessin Wilhelmine beschwerte sich später in ihren

Memoiren *): „Kaum gestand er uns das Nothwendige zu; von früh bis Abends plagte uns der Hunger, und wir nährten uns, mein Bruder und ich, von nichts als Milch und Kaffee, und Mittags und Abends erhielten wir dabei vor aller Welt die schönsten Ehrentitel; Nachmittags ließ die Königin diese ihre beiden unglücklichen Kinder heimlich zu sich kommen. Es waren Aufpasser ausgestellt, welche die Rückkehr des Königs von seinem Spazierritt melden mußten. Dann hatten Wilhelmine und Fritz nichts Eiligeres zu thun, als dem Erscheinen ihres gestrengen Vaters zu entfliehen.

Eines Tages aber, als beide wieder im Zimmer der Königin sich befanden, war nicht gehörig aufgepaßt. Plötzlich hörte man den schweren Schritt des Königs schon im Vorzimmer der Königin. Hätte er beide dort überrascht, so würde es zu Thätlichkeiten gekommen sein. Nun aber war guter Rath theuer. Das Gemach der Königin hatte keinen andern Ausgang, als die Flügelthür, durch welche der König in jedem Augenblick eintreten mußte. Da in der Angst und Eile verbarg sich der Prinz in einen Wandschrank und Prinzessin Wilhelmine schlüpfte unter das Bett der Königin.

Kaum hatten sie Zeit, sich in diesen Verstecken in Sicherheit zu bringen, so trat der König ein.

---

*) Als Markgräfin von Bayreuth.

Unglücklicherweise war er sehr ermüdet. Er setzte sich auf seinen hölzernen Lehnsessel und schlief ein. Fast zwei Stunden lang dauerte der Schlaf. Aber jeden Augenblick konnte er aufwachen. Gefährlich wäre es gewesen, hätten die beiden ihre Verstecke verlassen wollen. Prinzessin Wilhelmine erstickte fast unter dem niedrigen Lager. Von Zeit zu Zeit blickte sie mit dem Kopfe heraus, um zu sehen, ob der König noch schlief. Diese Scene mag komisch genug gewesen sein, für die beiden Versteckten war sie nur qualvoll.

Endlich erwachte der König und ging fort.

Friedrich und Wilhelmine krochen aus ihren Verstecken hervor und baten die Königin auf das Inständigste, sie nicht wieder einer solchen Komödie auszusetzen.

Mehrmals bat Wilhelmine ihre Mutter, dem Könige schreiben zu dürfen, um die Ursache seines Zorns zu erfahren, und wenn sie ihn beleidigt haben sollte, seine Verzeihung zu erflehen. — Allein die Königin verbot ihrer Tochter unbedingt und auf das Strengste, jeden Schritt zur Versöhnung.

„Was würde es helfen?“ sprach sie zur Prinzessin, „der König würde Dir seine Gunst versprechen, aber nur unter der Bedingung, den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog von Weißenfels zu heirathen, was würdest Du alsdann thun können?“

Diese Gründe waren nicht ohne Gewicht und sie mußte sich dann wohl dem Unvermeidlichen fügen.

Auf diese Stürme folgten ein Paar gute Tage — leider nur veranlaßt durch eine Abwesenheit des Königs.

Dieser hatte sein Vermählungsproject seiner Tochter Wilhelmine mit dem Sohn des Königs von Polen keineswegs aufgegeben. Trotz allem Widerstreben desselben hoffte er immer noch die Partie zu Stande zu bringen.

Für diesen Zweck war der König nach Libnow gegangen, wo er eine Zusammenkunft mit dem Könige von Polen und seinem ältesten Sohn hatte.

Allein der Kronprinz von Polen blieb bei seiner entschiedenen Weigerung. Alles Zureden von Seiten beider Könige war vergebens. Der König Friedrich Wilhelm wurde darüber ungeduldig, und im Aerger über diese Hindernisse gab er in Gegenwart des Königs August dem Herzog von Weißenfels das feierliche Versprechen, daß er unwiderruflich der Gemahl der Prinzessin Wilhelmine werden solle. Er vollzog sogleich im Namen derselben, durch Ringewechseln, die feierliche Verlobung.

Bei seiner Rückreise kam er durch Dam, einem kleinen Städtchen, das diesem Prinzen gehörte. Dort hielt er sich einige Tage auf.

Während dieser Zeit war die Königliche Familie in

Wusterhausen geblieben, wo der Kronprinz und die Prinzessin, da sie keiner üblen Behandlung ausgesetzt waren, eine Art von Ruhe genossen.

Diese gute Zeit ging aber mit der Rückkehr des Königs zu Ende. Er sah den Kronprinzen gar nicht mehr, ohne ihm mit dem Krückstock zu drohen. Und dieser sagte oft zu seiner Lieblingsschwester: „Die härteste Behandlung von Seiten meines Königlichen Vaters werde ich immer mit schuldiger Ehrerbietung ertragen; käme es aber je zu Schlägen, so werde ich davon laufen, denn solche thätliche Mißhandlungen werde ich nie ertragen können.“

Der König hatte allerdings Grund mit der Aufführung des Kronprinzen höchst unzufrieden zu sein. Die Freigeisterei einer Philosophie der Vorherbestimmung, wonach der Mensch sich der Sünde nicht erwehren könne, wenn er dazu einmal Neigung und Vorherbestimmung habe, war Katte's Meinung, die er durch die philosophischen Schriften Wolf's, Voltaire's und anderer Franzosen zu belegen wußte. Der König erfuhr von seinen Ausschweifungen und strafte ihn auf eine Weise thätlich, wie sie ein Officier und noch dazu von dem Range eines Obrist mit der militärischen Ehre allerdings nicht für vereinbar halten kann. Einmal mußte der preußische Obristlieutenant, Kronprinz Friedrich, wieder Fähndrichsdienste thun.

5.

Endlich verließ der königliche Hof den so höchst unangenehmen Aufenthalt in Wusterhausen und kehrte nach Berlin zurück.

Da der König die Heirath der Prinzessin Wilhelmine mit dem Herzoge von Weißenfels gar nicht mehr erwähnte, so glaubte die Königin und die Prinzessin sich darüber schon ganz in Sicherheit.

Eines Abends indeß bekam Wilhelmine einen Brief von dem Kronprinzen, welchen ihr einer seiner treuesten Diener heimlich überreichte, worin er ihr schrieb: „Ich bin in Verzweiflung, denn der König hat sich neulich bis zu Thätlichkeiten gegen mich hinreißen lassen. Auf das Grausamste hat er mich mit dem Stocke gemißhandelt, so daß ich geglaubt habe, er würde in seiner Wuth mich umbringen.“

Zum Schluß sagte er: „Meine Geduld ist am Ende. Ich habe zu viel Ehre, um mich wie einen Elenden behandeln zu lassen. Erlange ich nicht bald von Seiten Englands das Ende meiner Leiden, so würde ich mich gezwungen sehen, andere entschiedene Wege einzuschlagen, deren ich mich gerne überhoben sähe.“

Das war die erste bestimmte Andeutung eines Entschlusses des Kronprinzen, der so viele entsetzliche Folgen über sein Haupt und seine Umgebungen brachte. Man

denke sich die Wirkung dieses Briefes auf die Königin und die Prinzessin. Ihr Schmerz läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Die letztere verstand besser, als ihre Mutter die Andeutungen ihres Bruders, und daß darin die Absicht einer Flucht enthalten sei.

Prinzessin Friederike Wilhelmine wagte es die Königin zu bitten, daß sie dem Könige seinen Willen ließe. Sie sähe ja die Uneinigkeit, die in der Familie herrsche, die Art wie ihr Bruder vom Könige behandelt werde und wie sehr der König seit einem Jahre erbittert sei.

„Ich wollte gern," fuhr sie weinend fort, „das Opfer von allen diesen unglücklichen Mißverhältnissen sein, wenn nur dadurch Versöhnung herbeigeführt würde. Es giebt keinen Schritt, wie schwer er auch wäre, zu dem ich mich nicht lieber entschlösse, als diesen Zwiespalt und ewigen Kummer, der daraus für meinen Bruder entsteht, länger ertragen zu müssen."

Diese Reden, welche die Heirathspläne der Königin durchkreuzten, brachten dieselbe gewaltig auf gegen ihre Tochter.

„Willst Du mir das Herz durchbohren, Wilhelmine?" rief sie in höchster Aufregung, „und Niederträchtigkeiten begehen, die meiner und Deiner gleich unwürdig sind? Thue dann, was Du willst, ich aber gebe Dir unverzüglich meinen Mutterfluch, und von diesem Augenblicke an wirst Du meine Tochter nicht mehr sein."

Dabei gerieth die Königin in eine Heftigkeit, daß sie zitterte und Wilhelmine sich erschreckte. Sie hatte alle mögliche Mühe sie zu beruhigen und ihren Frieden mit ihrer Mutter wieder herzustellen.

6.

In den Umgebungen der Königin war eine Veränderung vorgefallen, die nicht ohne Einfluß auf das Geschick der Prinzessin war.

Seit der Verheirathung der Gräfin Amalie von Finkenstein war ein Fräulein von Bülow in die Stelle der ersten Hofdame der Königin eingetreten.

Der Charakter derselben war nicht so boshaft, als der der Gräfin Amalie, im Gegentheil war sie sehr gutmüthig und dienstfertig; sie that Niemandem Schaden; indeß hatte sie den Fehler höchst intriguant zu sein.

Sie war mit Herrn von Bourguait, dem englischen Gesandten und dessen Gemahlin auf das Engste befreundet; noch mehr aber mit Herrn von Kniephausen, erstem Staatsminister des Königs, wodurch es der Königin sehr leicht wurde, alle, auch die geheimsten Staatsangelegenheiten zu erfahren.

Die boshafte Kammerfrau Ramon ging auch ungehindert ihren Weg der Intrigue. Sie hinterbrachte der Königin falsche Nachrichten über den König, während sie alle Geheimnisse der Königin an die ihr feindselige öster-

reichische Partei verrieth und diese gleichsam ihren Feinden verkaufte.

Seit dem Briefe des Kronprinzen wußte die Königin nicht mehr, welchen Heiligen sie anrufen sollte.

Der malitiöse Eversmann war damals des Königs vertrautester und einflußreichster Günstling. Die Königin wußte, daß dieser Mensch von Seckendorf und Grumbkow bezahlt, alles Mögliche that, um den König bei jeder Gelegenheit gegen seine Familie noch mehr zu erbittern. Sie beschloß daher ihn um jeden Preis zu gewinnen, und ließ darüber mit Herrn von Bourguait sprechen; Alles, was sie für diesen Zweck von ihr erhalten konnte, waren 500 Thaler. Sie legte noch ebensoviel zu und nachdem sie sich gezwungen hatte, auf das Freundlichste mit diesem gefährlichen Kammerdiener des Königs zu reden und ihm die prächtigsten Versprechungen gemacht hatte, gab sie ihm die tausend Thaler und sagte ihm dabei, daß diese Summe eine geringe sei gegen die Vortheile, die ihm künftig gewährt werden würden, wenn er sich ihrer Partei anschließen würde und seine Pflicht thäte.

Der boshafte Mensch versprach Alles, verrieth es aber augenblicklich an den König, bei dem er sich ein großes Verdienst aus dieser Verrätherei machte. Begreiflich wurde dadurch der König noch mehr gegen die Königin erbittert. Eversmann durfte zur Belohnung seiner Ergebenheit für den König die 1000 Thaler behalten und fuhr nach wie

vor fort, jede Gelegenheit zu benutzen, um der Königin und ihren Kindern zu schaden wo er nur konnte.

7.

So betrat die vielfach geplagte Familie des Königs das verhängnißvolle Jahr 1730.

Der König kam zum Neujahrstage nach Berlin. Während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts war er gut gelaunt. Die Heirathsangelegenheiten wurden gar nicht berührt.

Die Königin und die Prinzessin hatten Mittel gefunden den Kronprinzen zu beruhigen. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, nach so vielen Widerwärtigkeiten selbst endlich Ruhe und Frieden gefunden zu haben; allein wer kennt die Falten des menschlichen Herzens? wer darf auf dauerndes Glück hoffen, wo im Geheim so böse Mächte walten?

Ganz im Stillen hatte sich ein entsetzliches Ereigniß vorbereitet, das wie ein Wetterstrahl in diese nur scheinbar friedliche Häuslichkeit einschlagen sollte.

Der König hatte sich von Berlin nach Potsdam begeben. Alles schien im besten Vernehmen zu leben, aber um desto schlimmer hatte der böse Feind sein Spiel gehabt.

Nach einigen Tagen erhielt der Hofmarschall, Graf von Finkenstein, vom Könige einen versiegelten Brief,

mit der Ordre denselben nur in Gegenwart von Grumbkow und dem Feldmarschall von Bork, der indeß Staatsminister geworden war, zu eröffnen und dann gemeinschaftlich zu lesen.

Beide hatten ebenfalls vom Könige den Befehl erhalten, sich zu dem Grafen von Finkenstein zu begeben.

Sobald alle drei dort versammelt waren, erbrachen sie feierlich den Brief und lasen die Ordre, welche eine Einlage an die Königin enthielt.

Das königliche Schreiben an den Hofmarschall und die Staatsminister lautete:

„Sobald Ihr alle drei, nämlich Grumbkow, Bork und Finkenstein, versammelt seid, begebt Euch zu meiner Frau und sagt ihr in meinem Namen, daß ich ihrer Intriguen müde bin, daß ich durchaus nicht mehr das Spielwerk Englands, welches mich und meine Familie entehrt, sein will; daß ich entschlossen bin, meine Tochter Wilhelmine, Allen zum Trotz zu verheirathen; aber aus außerordentlicher Gnade gegen meine Frau ihr erlaube zum Letztenmale nach England zu schreiben, um zu erfahren, ob man die einfache Heirath eingehen wolle, oder nicht; aber dagegen auch fordere, daß meine Frau, wenn die Antwort nicht nach Wunsch ausfällt, ihr Ehrenwort gebe, sich der Verheirathung meiner Tochter, nach meinem Belieben, nicht widersetze. Sie kann alsdann zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weißen=

fels wählen. Wenn sie aber diese Bedingungen nicht eingehen sollte, so sagt ihr, daß ich auf immer mit ihr breche, und sie sich mit ihrer unwürdigen Tochter, die ich dann nicht mehr für die meinige anerkennen werde, nach ihrem Wittwensitz Oranienburg zurückziehen kann. Thut Eure Pflicht, wie es treuen Unterthanen geziemt, und wendet alle Kräfte an, sie zur Fügung in meinen Willen zu bewegen. Ich werde Euch dafür Dank wissen; es aber im entgegengesetzten Fall an Euch und Eurer Familie ahnden, und bin Euer gewogener König

Friedrich Wilhelm."

Sobald die drei Herren diese königliche Ordre gelesen hatten, begaben sie sich zur Königin. Diese errieth durchaus nicht die Absicht dieses Zuspruchs. Allein der Graf von Finkenstein hatte Wege gefunden, die Königin einigermaßen vorzubereiten auf die höchst unangenehme Angelegenheit, die sie herführte.

Als sie bei der Königin eingetreten waren, überreichte ihr Grumbkow mit kaum verhaltener Schadenfreude den an die Königin gerichteten Brief, der aber in so harten Ausdrücken abgefaßt war, daß wir billig Bedenken tragen müssen, dieselben zu wiederholen.

Alsdann übergaben sie ihr die selbst erhaltene Ordre des Königs und sprachen sich darüber aus, wie es ihnen der Inhalt gebot.

Grumbkow zeichnete sich bei dieser Gelegenheit aus.

Er folgte dem Beispiele des Teufels, der sich auf die heilige Schrift bezog, um zu beweisen, was ihm gut dünkte.

Nachdem er vergebens alle politischen Gründe erschöpft hatte, um der Königin ans Herz zu legen, wie sehr das Interesse der Krone dieses Opfer erheische, versuchte er ihr aus der heiligen Schrift zu beweisen, daß die Weiber ihren Männern unterthan sein sollten, und daß, wenn es auf kindlichen Gehorsam ankäme, die Kinder schuldig wären vorzugsweise dem Vater und nicht der Mutter zu gehorchen; auch daß der Vater das Recht habe, die Tochter, ohne ihre Neigung zu befragen, zu einer Heirath zu zwingen.

Die Königin antwortete ihm dagegen mit dem Beispiele Bethuel's, der den Dienern Abraham's, wie sie für seinen Sohn Isaac um Rebecca anhielten, antwortete: „Lasset das Mägdlein holen und fordert ihre Einwilligung."

„Ich kenne," setzte die Königin hinzu, „die Unterwerfung, welche das Weib dem Manne schuldig ist; weiß aber auch, daß sich diese Unterwerfung nur auf vernünftige Dinge beschränkt, auf Dinge, die weder der Billigkeit noch der Gerechtigkeit widerstreben; daß aber auch weder Billigkeit noch Gerechtigkeit darin zu finden ist, wenn man meine Tochter zwingen will, sich mit einem rohen, wüthenden, ausschweifenden und von Lastern ge-

brandmarkten Menschen zu verheirathen, der überdies der jüngste des brandenburgischen Hauses, nichts sei, als ein polnischer General und apanigirter Prinz, der nicht einmal soviel Einkommen habe, um nur allein standesmäßig zu leben, geschweige denn die Hofhaltung einer Königstochter anständig zu erhalten; dessen Alter mit dem der Prinzessin in gar keinem Verhältniß stehe; der ein höchst widerwärtiges Aeußere habe, und nicht das mindeste Empfehlende besitze, was doch erforderlich sei um einer jungen Prinzessin Neigung für sich einzuflößen."

„Und was endlich," fuhr sie fort, „die Drohungen des Königs, sich von mir scheiden zu lassen, betreffen; so sind diese Drohungen durchaus null und nichtig; denn die Ausführung dieser Drohung steht gar nicht in der Macht des Königs. Ich habe mich ihm niemals, weder mit Worten, noch mit Werken seinem Willen widersetzt, und habe ihm durch mein Betragen niemals gerechte Ursache zur Beschwerde gegen mich gegeben; ich halte es daher unter meiner Würde, mich gegen diesen Vorwurf weiter zu verantworten. Uebrigens werde ich den Befehlen des Königs gemäß nach England schreiben; aber nie, wie auch die Antwort ausfallen möge, in eine der beiden vorgeschlagenen Heirathen willigen. Viel lieber würde ich den Tod erleiden, als zugeben, daß meine Tochter in ein solches Unglück gestürzt werde."

Am Ende fügte sie noch hinzu: „Mir ist unwohl, man sollte mir doch in dem Zustande guter Hoffnung mehr Schonung erweisen.“

Nach einiger Anzüglichkeit, die sie mit heftiger Erbitterung Grumbkow sagte, beschloß sie die Audienz, indem sie sich in lebhafter Bewegung fortbegab.

8.

Sobald die Königin sich zurückgezogen hatte, ließ sie ihre Tochter Wilhelmine rufen. Diese fand sie heftig weinend. Die Königin erzählte ihr den ganzen unangenehmen Vorgang und zeigte ihr den Brief des Königs, worauf die Prinzessin nur mit ihren Thränen antworten konnte.

Dieser entsetzliche Brief mußte indeß beantwortet werden. Was die Königin schrieb, war rührend in den herzlichsten Worten. Sie wiederholte Alles, was sie den drei Marschällen gesagt hatte. Alsdann ging sie mit ihrer Oberhofmeisterin, Gräfin von Finkenstein und ihrer Tochter über den zu fassenden Entschluß in Berathung. Man kam einstimmig dahin überein, daß sie die Kranke spielen sollte, so gut, daß selbst die Kammerfrauen die Verstellung nicht merkten.

Die Gräfin Finkenstein sagte der Königin bei dieser Gelegenheit, nicht ohne Absicht, daß sie in der That nicht wisse, wer die Person in ihren Umgebungen sei, die Alles

ausplaudere, was bei ihr vorgehe, selbst die Gespräche, die die Königin ganz allein mit ihr führe.

„Ihro Majestät,“ fuhr sie fort, „kann in diesem kritischen Zeitpunkte nicht vorsichtig genug sein; man horcht an allen Thüren und Personen, die Ihnen sehr zugethan scheinen, verrathen Sie.“

Die Königin antwortete in ihrer unglückseligen Verblendung: „Sie können von meinen Geheimnissen nichts verrathen, denn Sie wissen sie nicht. Von der Ramon aber bin ich der treuesten Verschwiegenheit gewiß.“

Die Prinzessin, die Gräfin von Finkenstein und die Hofdame Fräulein von Bülow, die bei diesem Gespräch zugegen waren, sahen sich gegenseits der Reihe nach an, auf eine Weise, die ihre Gedanken hätte verrathen müssen; aber die Königin, obwohl ihr diese Blicke nicht entgangen waren, wollte nichts davon wissen.

Noch an demselben Abende bei Tisch fing sie an die verabredete Komödie zu spielen; sie that, als ob sie unpäßlich würde. Sie spielte ihre Rolle so gut, daß auch die darum wußten, sowie alle Uebrigen getäuscht wurden; nur nicht die Ramon, die sie, ohne ihren Verrath zu fürchten, schon von dem Geheimniß unterrichtet hatte.

Tages darauf blieb die Königin im Bette und beobachtete genau die Gewohnheiten einer wirklichen Kranken.

Das Alles hinderte sie aber nicht, dem Kronprinzen heimlich zu antworten, ihm den ganzen Vorgang schrift=

lich mitzutheilen und einen Entwurf des Briefes beizulegen, den er an die Königin von England in der Heirathsangelegenheit schreiben sollte.

Er sollte darin sagen, daß er sich wegen der Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Wales schon einmal, wiewohl ganz ohne Erfolg an sie gewendet habe, aber dadurch nicht muthlos gemacht sei, indem er ihr gutes Herz und das des Königs von England, nebst ihrer Zärtlichkeit für die Königin, seiner Mutter, und ihre Familie zu wohl kenne, um glauben zu können, daß sie bei dem Zustande, in welchen sie durch den Unwillen des Königs gerathen wären, länger anstehen sollten, ihre Einwilligung zu der Heirath der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales zu ertheilen; daß sie dadurch nichts wagten, weil er sein Wort gegeben habe, nie eine Andere zu heirathen, als Prinzessin Amalie, ihre Tochter. Wenn sie aber diese Angelegenheit noch mehr in die Länge ziehen sollten, so würde er nicht nur sich ihres Versprechens für entbunden halten, sondern auch den ersten Heirathsvorschlag annehmen, den ihm sein Vater machen sollte.

Der Kronprinz stand nicht an diesen Brief abzuschreiben, der zugleich mit dem der Königin, welcher sehr stark in ihren Ausdrücken war, abgesendet wurde.

Soviel Abneigung Wilhelmine auch bis jetzt gegen diese Heirath gehabt hatte, so wünschte sie doch jetzt, daß

sie zu Stande kommen möge. Unter den drei ihr drohenden Uebeln war diese Partie immer noch das geringste. Sie sah nur zu deutlich voraus, welches Schicksal sie treffen müsse, wenn dieser Plan fehlschlagen sollte.

So währte es einige Tage. Die Königin verließ Nachmittags ihr Bett und speiste mit ihren Kindern und Damen zu Nacht.

Allein am 25. Januar kam die Krisis. Die Königin erhielt nämlich eine neue Gesandtschaft vom Könige, bestehend aus denselben Personen, die ihr die erste unglückliche Botschaft gebracht hatten. Aber ihre Aufträge waren diesesmal viel stärker als die vorigen. Der König beharrte auf seiner Drohung sie auf ihren Wittwensitz zu schicken. Zugleich drohte er aber auch Prinzessin Wilhelmine zwischen vier Mauern einschließen zu lassen, und den Kronprinzen ins Unglück zu stürzen. Englands that er weiter nicht Erwähnung; sondern sagte nur, daß er nichts mehr davon hören wolle; selbst wenn es jetzt noch nachgeben sollte, würde er die Hand seiner Tochter dem englischen Prinzen versagen, sie solle also gutwillig einen der gemachten Vorschläge wählen, oder der Ahndung des Königs für ihren Eigensinn, dessen ganze Last auf sie, die Prinzessin, zurückfallen würde, gewiß sein.

Alle diese mündlichen Mittheilungen waren von einem zweiten, noch heftigeren Briefe des Königs an die

Königin begleitet. Aber so wenig dieses Schreiben, als die hinzugefügten Drohungen erschütterten im Geringsten den festen Vorsatz der Königin, nicht einzuwilligen. Sie beharrte fest auf ihrer Weigerung und sagte: Der König kann mich tödten, aber nicht zwingen Ja zu sagen, wo meine Mutterpflicht für das Wohl meiner Tochter von mir fordert: „Nein" zu sagen.

Am folgenden Tage legte sie sich wieder nieder, um von Neuem die Kranke zu spielen.

Von einem Augenblick zum andern sahen die Königin und ihre Kinder gewaltsamen Maßregeln entgegen. Unruhe und Kummer griffen die ohnehin zarte Gesundheit der Prinzessin Wilhelmine so an, daß sie nicht schlafen konnte und allen Appetit zum Essen verlor, dabei natürlich bedeutend abmagerte.

Acht Tage verstrichen in dieser peinlichen Lage, als endlich Antwort von England ankam. Diese Antwort lautete wieder ganz in der bisherigen ausweichenden Weise.

Der König und die Königin von England erklärten sich sehr geneigt, die viel besprochene Heirath des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Wilhelmine zu vollziehen, vorausgesetzt, daß die des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Anna zu gleicher Zeit stattfände.

Der Brief der Königin an Prinz Friedrich enthielt eigentlich nur Complimente.

Die Königin theilte der Prinzessin diese Nachrichten sogleich mit; aber sie war davon so angegriffen, daß ernstliche Besorgnisse für ihre Gesundheit nur zu sehr gerechtfertigt erschienen.

Indeß mußten doch die unangenehmen Briefe aus England dem Könige vorgelegt werden. Die Königin begleitete dieselben mit einem sehr rührenden Brief, in der Hoffnung, das Herz des Königs zu erweichen. Er schickte aber den Brief mit Einlagen ungelesen wieder zurück und ließ sagen, daß er von den englischen Heirathen nichts mehr hören wolle.

Das war abermals wieder ein Werk der Verrätherei der Ramen, der die Königin Alles vertraut hatte und die nichts Eiligeres zu thun wußte, als den König davon in Kenntniß zu setzen.

Noch an demselben Abend gab es einen unangenehmen Auftritt, der für die Königin viel Verletzendes hatte, durch die Person, welche der König beauftragt hatte, in dieser Angelegenheit der Königin seine Meinung zu sagen.

Viertes Capitel.

Fortsetzung der Heirathsintriguen. — Eversmann's Auftrag und dessen Unverschämtheit bei der Königin und der Prinzessin. — Vorschlag einer Partie mit dem Markgrafen von Bayreuth. — Scene zwischen dem Könige und der Königin. — Die Markgräfin Philipp. — Tragi-komische Scene. — Gegenvorstellungen der Prinzessin. — Unwillen der Königin. — Vorwürfe vom Kronprinzen. — Des Königs Brief an den Markgrafen wird noch nicht abgesendet. — Absendung des englischen Gesandtschafts-Caplan nach London.

1.

Noch an demselben Abend kam der maliciöse Vertraute des Königs, der Kammerdiener Eversmann von Potsdam, wo der König residirte, nach Berlin und begab sich unmittelbar zur Königin. Diese lag noch im Bette und empfing ihn als Kranke, was indeß den Abgesandten nicht bestimmen konnte, schonend zu verfahren.

Er sagte ihr mit der kaltblütigsten Unverschämtheit die unangenehmsten Dinge von der Welt.

„Des Königs Majestät," sprach er, ist gegen Ew.

Majestät und Ihro Hoheit die Prinzessin auf das Höchste und mit Recht aufgebracht. Er hat geschworen, unnachsichtlich die entschiedenste Gewalt anzuwenden, wenn Hochdieselben nicht seinen Befehlen willfahren würden."

„Jedermann leidet," fuhr er fort, „von seiner übelsten Laune. Er hat meinen Bruder in die Haare gepackt und auf das Grausamste gemißhandelt."

Nachdem er der Königin noch mehr Unangenehmes gesagt hatte, verließ er sie und trat zu der Prinzessin Wilhelmine heran, die sich im Vorzimmer befand.

„Wie lange," redete er sie im unverschämten Tone an, „wollen Sie noch die Uneinigkeit in der Königlichen Familie erhalten und den Zorn des Königs auf sich ziehen? Ich sage Ihnen als Freund, unterwerfen Sie sich gutwillig seinem Befehl, oder erwarten Sie die abscheulichste Schmach. Ich weiß was im Vorschlage ist. Ihnen bleibt kein Augenblick zu verlieren; geben Sie mir einen Brief für den König und setzen Sie sich über Alles, was Ihnen die Königin sagen könnte, hinweg. Ich sage Ihnen das Alles nicht für meinen eigenen Kopf, sondern auf Befehl des Königs."

Man setze sich an die Stelle der unglücklichen Prinzessin; es war ein Gefühl der tiefsten Erniedrigung, das sie empfand bei dem Gedanken, durch einen elenden Kammerdiener so rücksichtslos behandelt zu werden. Und

dennoch mußte sie kaltes Blut behalten. Sie antwortete also mit Besonnenheit:

„Die Ungnade des Königs ist das Schmerzlichste, was mir begegnen kann. Ich werde Alles thun, um seine Gunst wieder zu gewinnen. Ich kenne das gute Herz meines Vaters und seine väterliche Zärtlichkeit zu wohl, um glauben zu können, daß er mich leichtsinnig ins Unglück stürzen wolle. Aber dennoch werde ich mich seinen Befehlen, so hart sie auch sein mögen, unterwerfen, sobald er nur mit meiner Mutter übereinstimmt. Ich weiß es, daß er als Vater alle Rechte über mich hat, allein die Ansprüche meiner Mutter auf meinen kindlichen Gehorsam sind nicht weniger gültig.“

„Ich bin bereit,“ schloß sie, „mit jedem Eid, den mir der König vorlegen wird, zu versichern, daß ich nie den Prinzen von Wales heirathen will, wenn mich der König alsdann nur mit den zwei Menschen, gegen die ich einen unüberwindlichen Widerwillen hege, zu verschonen verspricht.

Nun wendete sich Eversmann an die Hofmeisterin der Prinzessin und sagte:

„Der König befiehlt Ihnen, die Prinzessin zu einer Heirath mit dem Herzog von Weißenfels zu bereden und im Fall, daß sie diesen durchaus nicht wolle, mit dem Markgrafen von Schwedt. Wenn Sie aber die Befehle der Königin den seinigen vorziehen, wird

Sie der König bei Wasser und Brod nach Spandau schicken und Sie mit Ihrer ganzen Familie zu Grunde richten."

Man weiß, wie in der Regel die Diener gestrenger Herren die Härte derselben noch übertreiben, um ihren Leidenschaften und Neigungen zu schmeicheln. Fräulein von Sonnenfels scheint allenfalls darauf gerechnet zu haben, daß der feile Diener des Königs bedeutend übertreibe. Wenigstens hatte sie Muth genug, um sich dadurch nicht einschüchtern zu lassen. Daher antwortete sie kaltblütig:

„Das steht in der Gewalt des Königs. Er hat mich in Pflicht genommen, die Prinzessin zu erziehen, aber nicht sie zu einer Heirath zu bereden. Ich mische mich nicht darein, ihr weder die eine, noch die andere Partie in den Kopf zu setzen, und bitte Gott, daß er sie leiten möge, das ihr Zuträglichste zu wählen."

„Wissen Sie denn aber," fuhr der Kammerdiener fort, „was der König vorhat und wozu er entschlossen ist, wenn die Prinzessin in ihrer Halsstarrigkeit fortfährt?"

„Nein," entgegnete die Hofmeisterin, „ich mische mich in nichts und will es nicht wissen."

„Ich will es Ihnen aber dennoch sagen," fuhr Eversmann fort, „der König giebt der Prinzessin drei Tage Bedenkzeit, und wenn sie demnach auf ihrer Weigerung beharrt, will er beide Prinzen nach Wusterhausen

kommen lassen und die Prinzessin zwingen, einen von ihnen zu heirathen. Willigt sie nicht ein, so erwarte man die priesterliche Einsegnung nicht, sondern sperrt sie mit dem Herzog ein, und dann wird sie glücklich sein, wenn er sie alsdann noch heirathen will."

Ueber diese freche Rede, die die Prinzessin nur von ferne anhörte, waren die Sonnenfels und Frau v. Konnken vor Erstaunen ganz erstarrt.

Die Letztere vermochte aber diese Insolenz des verhaßten Kammerdieners nicht zu ertragen. Sie machte ihm über sein Benehmen die lebhaftesten Vorwürfe. Er aber blieb dabei, daß er nur die Befehle des Königs vollziehe, und daß es kein Mittel gebe, solchen Maßregeln auszuweichen, als einzuwilligen.

„Giebt es denn aber," fragte Frau von Konnken, „in der ganzen Welt keine andere anständige Partie, als gerade diese beiden, wogegen die Prinzessin, nicht ohne Grund, einen unüberwindlichen Widerwillen hegt, daß man sie gerade zu einer von beiden zwingen will?"

„Wenn die Königin," antwortete er, „eine bessere weiß, versteht sich mit Ausschluß des Prinzen von Wales, so glaube ich, würde ein solcher Vorschlag dem Könige so ziemlich genehm sein, obwohl er von Herzen wünscht, sie mit dem Herzog von Weißenfels vermählt zu sehen."

Ein Befehl der Königin, der die Prinzessin und die

beiden Damen zu sich rief, machte dieser peinlichen Unterhaltung ein Ende.

2.

Sie sah es den Gesichtszügen der Prinzessin Wilhelmine an, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte, und die Prinzessin theilte ihr, mit möglichster Schonung, Eversmann's salbungsvolle Predigt mit.

Nach langer Berathschlagung beschloß sie endlich, darüber am folgenden Tage mit dem Marschall v. Bock zu reden. Dieser Minister des Königs war ein redlicher Mann, der ihr mit Aufrichtigkeit Licht geben konnte über ihre bedenkliche Lage.

Die Königin ließ ihn also zu sich berufen und erzählte ihm, im Beisein ihrer Oberhofmeisterin, Gräfin von Finkenstein, Alles, was sich am Tage zugetragen hatte.

„Sie haben sich," fuhr sie fort, „Ihrer Aufträge von Seiten des Königs erledigt und ich habe Ihnen als Abgesandten desselben geantwortet; jetzt haben Sie mit jener Sache nichts mehr zu thun; ich fordere Ihren Rath, wie eines Freundes, und will, daß Sie mir gewissenhaft antworten."

Der biedere Marschall zuckte die Achseln. Er befand sich in einer seltsamen Lage, die wahre Aufrichtigkeit von seiner Seite kaum möglich machte. Der Wille

des Königs, seines Herrn, war für ihn bindend. Wollte er den Wünschen der Königin entgegen kommen, so war das nicht ohne Gefahr für seine Person. Doch mit Klugheit zog er sich aus seiner bedenklichen Lage und gab der Königin wirklich einen nützlichen Rath.

„Ich bin in Verzweiflung," sprach er, „die Königliche Familie in solchem Zwiespalt zu sehen und zu erfahren, welchen bittern Verdruß Ihre Majestät ertragen mußte. Bis jetzt hoffte ich immer, England würde endlich einen günstigen Entschluß fassen; da es aber in seinen ausweichenden Antworten beharrt, so sehe ich nicht, wie sich Ihre Majestät aus dieser Verlegenheit ziehen können. Was Eversmann gestern von den gewaltthätigen Schritten gesagt hat, die der König gegen die Prinzessin im Sinne hat, scheint mir nun zu wohl begründet; der Markgraf von Schwedt ist im Incognito hier in Potsdam; einer meiner Leute sah ihn, und auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß er schon seit drei Tagen anwesend ist. Er wohnt in der Neustadt und geht nur Abends spät aus. Briefe von Dresden melden mir, daß sich der Herzog von Weißenfels in einem kleinen Dorfe, nahe bei Wusterhausen, befindet; man kann also von der Heftigkeit des Königs Alles erwarten. Ihre Majestät kennen seine Gemüthsart; einmal aufgebracht, ist er schwer wieder zu besänftigen. Gegen den Kronprinzen hat er sich schon zu Thätlichkeiten, gegen Ihre Majestät

zu gewaltsamen Ausbrüchen hinreißen lassen; die folgenden Schritte kosten ihm nun nicht mehr so viel. Da mir Ihre Majestät befiehlt, meine Meinung zu sagen, so deucht mir, Sie können in dieser traurigen Lage nichts thun, als Zeit zu gewinnen suchen."

„Allein," rief die Königin, „meine Tochter soll übermorgen ihren Entschluß erklären, wie soll man da Zeit gewinnen?"

„Es bleibt unter diesen Umständen nichts übrig, als einen dritten Bewerber um die Hand der Prinzessin zu nennen. Ich bin überzeugt, daß weder Grumbkow, noch Seckendorf darein willigt. Ihre Majestät wagen also nichts, Sie gewinnen Zeit und besänftigen den König."

Die Königin stimmte diesem Rath völlig bei, und nachdem sie eine Zeit lang über die Wahl eines vorzuschlagenden Prinzen mit sich selbst und ihrer Umgebung zu Rathe gegangen war, wählte sie den Erbprinzen von Bayreuth.

Der Marschall übernahm es, dem Könige einen Wink über diese Veränderung des Entschlusses zukommen zu lassen.

„Wenn alle Stricke reißen," setzte er hinzu, „so taugt diese Heirath immer beträchtlich mehr, als alle anderen der vorzuschlagenden Partien. Man lobt diesen

Prinzen sehr; auch wird er einst regierender Herr eines schönen Ländchens werden und sein Alter paßt sich zu dem der Prinzessin.

„Nun, so bin ich zufrieden,“ sprach der König, „und wenn endlich der letzte Versuch in England nicht hilft, so mag sie ihn in Gottes Namen heirathen! wenigstens haben dann meine Feinde nicht die Freude, über mich triumphiren zu können.“

3.

Zwei Tage später kam der König nach Berlin. Wie ein Wüthender trat er in das Zimmer der Königin. Weder Prinzessin Wilhelmine, noch eine ihrer Schwestern war zugegen. Die Königin spielte in ihrem Bette noch immer die Kranke. Aeußerlich ruhig hörte sie seine furchtbare Strafpredigt an, ohne ihn nur mit einem Wort zu unterbrechen. Als er aber fertig war, suchte sie ihn durch die rührendsten Worte zu beruhigen.

Alles war vergebens.

„Wählen Sie,“ sprach er endlich, „und zum letzten Male, entweder den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog Johann Adolph von Weißenfels. Wollen Sie mir eine Freude machen, so fällt Ihre Wahl auf den Letztern.“

„Dafür behüte mich Gott!“ rief die Königin.

„Gut denn,“ sagte der König, „so gehe ich die-

sen Augenblick zu der Markgräfin Philipp *), gebe ihr mein Wort und trage ihr die Zurüstung zu der Hochzeit auf."

Mit diesen Worten ging er fort, ohne der Königin Zeit zu lassen zu antworten.

Ohne Aufschub ging er zu der Markgräfin und sagte:

„Ihre Hoheit erstaunen vielleicht über meinen Besuch; aber ich bringe Ihnen eine Nachricht, die Sie erfreuen wird," und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich komme, um Ihnen meinen Entschluß zu melden, dem zu Folge ich meine älteste Tochter mit Ihrem Sohn verheirathen will. Ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer Zufriedenheit über diese Verbindung und an Ihrer Einwilligung dazu. Schreiben Sie ihm; er ist heute nach Schwedt zurückgereist, benachrichtigen Sie ihn von meinen Absichten, und daß er nichts fürchten soll; ich will ihm schon zeigen, daß ich in meinem Hause Herr bin."

Die würdige alte Dame, beim Anfange seiner Rede von Freude durchdrungen, war zu feinfühlend, um nicht beim Ende derselben ihre Meinung zu ändern.

„Ich anerkenne, wie meine Schuldigkeit ist," antwortete sie respectvoll, aber mit Festigkeit, „die Ehre,

*) Mutter des Markgrafen von Schwedt.

welche Ihre Majestät meinem Sohn durch Ihre Wahl erzeigt; ich erkenne den Werth des Glücks, das Sie ihm bestimmt, und die Vortheile, die für ihn und mich daraus erwachsen. Dieser Sohn ist mir theurer, wie mein Leben. Gern gäbe ich dieses für sein Glück; allein in Verzweiflung würde ich sein, wenn er es auf Kosten der Prinzessin erlangte. Einer solchen erzwungenen Heirath muß ich nicht allein von meiner Seite meine Einwilligung versagen, und ich würde mich, wenn mein Sohn nichtswürdig genug wäre, die Prinzessin auch gegen ihren Willen zu heirathen, für seine ärgste Feindin erklären."

„Ist es Ihnen denn lieber," entgegnete der König, aber so betroffen als aufgebracht, „daß sie den Herzog von Weißenfels heirathet?"

„Sie mag heirathen wen sie will," antwortete die Markgräfin, „das ist mir einerlei, wenn nur mein Sohn und ich an ihrem Unglück nicht schuld sind."

Als der König nichts über diese redliche und feste Matrone gewinnen konnte, begab er sich hinweg.

Noch an demselben Abend schickte die Markgräfin durch einen vertrauten Diener der Prinzessin ein Billet, worin sie ihr die so eben mitgetheilte Unterredung mit dem Könige meldete und sie bat, dieses der Königin mitzutheilen.

So viel Großmuth verdiente die innigste Dankbar-

keit. Die Antwort der Prinzessin drückte ihr diese in den wärmsten und innigsten Worten aus.

4.

Noch hatte Prinzessin Wilhelmine ihren Vater nicht wieder gesehen, seitdem er gegen sie so erbittert war, da ereignete sich im Königlichen Schlosse, in den Appartements der Königin, eine tragi-komische Scene, die in ihrem Verlauf zu lächerlich war, um Entsetzen zu erregen und zu ernsthaft, um heiter zu stimmen.

Die Königin hatte ihre Tochter der Gegenwart des Königs nicht aussetzen wollen, aus Furcht, daß sich derselbe zu Thätlichkeiten gegen dieselbe hinreißen lassen könnte. Da aber das Zimmer der Königin nur eine Thür hatte und die Königin niemals sicher war, plötzlich vom Könige überrascht zu werden, so hatte sie ihr ganzes Zimmer mit spanischen Wänden umstellen lassen, die eine Art von Labyrinth bildeten. Dieses diente der Prinzessin zum Versteck und selbst zur Flucht, wenn der König einmal unerwartet eintrat, während sie sich bei der Königin befand.

Dieses Alles hatte die boshafte Kammerfrau der Königin, die Ramon, beobachtet und dem Könige durch dessen Vertraute, Holzendorf und Eversmann, hinterbracht. Um nun dem Könige Gelegenheit zu verschaffen, die Prinzessin in ihrem Versteck zu überraschen und da-

durch eine Scene der Mißhandlung herbeizuführen, hatte sie mit teuflischer Bosheit heimlich diese spanischen Wände anders gestellt, so daß sie keinen Durchgang mehr gewährten. Die Prinzessin hatte diese Veränderung nicht bemerkt.

Als darauf der König eintrat, wollte sie, wie gewöhnlich, fortschlüpfen und sich verstecken; aber sie verirrte sich zwischen den spanischen Wänden, so daß der König durch das Geräusch, was sie machen mußte, um sich einen Durchgang zu verschaffen, aufmerksam werdend, ihr folgte und da sich kein Ausgang fand, so wurde sie vom Könige gesehen und mußte hervorkommen.

Sogleich übergoß er sie mit einem Strom von Schimpfreden, die er mit der Faust und Stockschlägen zu begleiten, auf dem besten Wege war.

Es blieb ihr daher nichts übrig, als sich hinter ihre Hofmeisterin zu flüchten; der König drang auf sie ein. Sie zog sich zurück und die Prinzessin wurde selbst dadurch immer weiter zurückgedrängt. Indem nun der König ihnen immer näher auf den Leib rückte, drückte er sie am Ende bis vor das Kamin und es blieb ihnen nichts übrig, als entweder ins Feuer zu springen oder sich dem väterlichen Zorn des Königs zu überliefern.

Nun erschien der armen Wilhelmine das volle Gesicht des Königs, das im Zorn roth und blau geworden war, die Schultern des Fräulein von Sonnenfels über-

ragend. Er schalt mit ihr aus allen Kräften. Und jedes Mal, wenn er sich hinüberneigte, tauchte Wilhelmine unter und schlüpfte auf die entgegengesetzte Seite. Da nun der König wohl sah, daß er sie nicht erwischen konnte, so mochte ihm denn doch am Ende die Scene komisch genug vorkommen. Denn trotz seines Zorns, fing er plötzlich an zu lachen und verließ endlich das Zimmer.

Am folgenden Tage wiederholte der König alle seine Bitten und seine Drohungen. Endlich sagte ihm die Königin, nach vergeblichen Bemühungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen:

„So lassen Sie uns doch beide vernünftig sein! ich willige ein in den Bruch mit England, sprechen wir aber nie mehr von den beiden uns verhaßten Partien mit Weißenfels und Schwedt. Ich mache mich dagegen verbindlich, meine Tochter einem Jeden zu geben, der ihr nur eine anständige Versorgung anbieten kann.“

„Nun gut,“ antwortete der König, „können Sie mir eine solche nennen, so sind wir einig.“

„Da ist zum Beispiel,“ nahm die Königin wieder das Wort, „der Erbprinz von Bayreuth; er gehört Ihrem Hause an; er hat ein hübsches Land, und paßt im Alter zu unserer Tochter. Auch soll er ein artiger Prinz sein. — — —“

„Wohl!“ rief der König, „ich bin damit zufrie-

den; aber ich gebe ihr weder Mitgift noch Aussteuer, noch Hochzeitsfest, sobald sie sich nach ihrem eigenen Sinn verheirathet; gehorcht sie aber mir, so werde ich sie in jeder Hinsicht begünstigen."

„Was soll ich aber denn noch mehr für Sie thun?" sprach die Königin, „ich gebe in allen Dingen nach und Sie sind dennoch unzufrieden? Wollen Sie mich denn zu Tode quälen? Meinetwegen mag meine Tochter den dicken Johann Adolph heirathen; aber hat sie noch die geringste Liebe für mich, so thut sie es unter keiner Bedingung."

„Sie sollen Ihren Willen haben," sprach der König, der einsah, daß er gegen den Eigensinn der Weiber, wie er es nannte, mit aller Macht seiner absoluten Krone nichts ausrichten könne. „Morgen schreibe ich dem Markgrafen von Bayreuth und Sie sollen meinen Brief sehen."

Kaum war der König fort, so ließ die Königin ihre Tochter rufen. Sie war entzückt über den Erfolg ihrer Unterredung mit dem Könige. Zum ersten Male war über diese Angelegenheit zwischen den beiden eisenfesten Köpfen eine Einigung zu Stande gekommen. In ihrer Freude übersah die Königin das Mißliche der vom Könige hinzugefügten Bedingung. Indem sie ihre Tochter auf das Zärtlichste umarmte, rief sie ihr zu: „Alles geht nach Wunsch! Der König und ich haben einstimmig

den Erbprinzen von Bayreuth zu Deinem Gemahl gewählt. Morgen wird der König dem Markgrafen darüber schreiben. Nur ein Umstand beunruhigt mich, den ich aber noch zu ändern hoffe: Der König will Dir, weil ich es bin, die Dich verheirathet, weder eine Mitgift geben, noch die Hochzeit ausrichten. Aber ich hoffe: darüber wirst Du Dich hinwegsetzen."

Diese Entscheidung brachte die arme Prinzessin außer Fassung.

„Ich werde Ihnen," antwortete sie mit tiefer Wehmuth, „in allen Dingen gehorchen. Aber ich beschwöre Sie zu bedenken, welcher Behandlung mich diese Bedingungen des Königs aussetzen."

„Was wird die Welt dazu sagen," fuhr sie fort, „wenn ich mich ohne die aufrichtige Zustimmung des Königs verheirathe? und was könnte mir tiefer Kränkendes begegnen, als daß man mich, wie ein schlechtes Mädchen aus dem väterlichen Hause ausstößt? Welchen Begriff kann man selbst dem Prinzen geben, dem man mich bestimmt hat? Ich habe die beiden Vorschläge, welche der König mir machte, beharrlich abgewiesen; Ihre Majestät kann nicht dagegen sein, wenn ich auch den Vorschlag zurückweise, der mir jetzt unter so erniedrigenden Bedingungen gemacht wird. Sobald Sie und der König, bei irgend einer Wahl, ganz einig sind, will ich

mich blindlings unterwerfen, aber so, wie die Sachen jetzt stehen, kann ich es nicht."

„Nun so heirathe Du meinetwegen den türkischen Kaiser, oder den Groß-Mogul! und folge Deinem Kopf!" rief die Königin aufgebracht.

„Hätte ich Dich besser gekannt," fuhr sie fort, „so würde ich mir nicht so viel Kummer um Deinetwegen zugezogen haben. Verheirathe Dich nur meinetwegen nach des Königs Kopfe, ich werde mich nicht mehr in Deine Angelegenheiten mischen; Du kannst völlig handeln, wie Du willst."

Wilhelmine wollte antworten; aber die Königin gebot ihr Stillschweigen und schickte sie fort.

Darauf ließ sie die Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels kommen.

„Bereden Sie meine Tochter," sagte sie zu ihr, „mir nachzugeben; ich bestehe darauf, daß sie den Kronprinzen von Bayreuth heirathet. Ich will keine abschlägliche Antwort. Diese Partie macht mir soviel Freude, als eine Versorgung in England."

In demselben Ton sprach sie auch mit dem Kronprinzen und dieser, den die Verzögerung von Seiten des englischen Cabinets auch anfing zu ermüden, redete seiner Schwester sehr ernsthaft zu nachzugeben.

„Ich bin bereit," antwortete Wilhelmine, „mich bei jeder Gelegenheit für Dich aufzuopfern; aber hier in

dieser Sache steht meine Ehre auf dem Spiel. Wenn der König seine Erklärung zurücknimmt, mir meine Mitgift verabfolgen läßt, und mich mit gebührender Ehre aus seinem Hause verabschiedet, so will ich keinen Augenblick anstehen, den Prinzen von Bayreuth zu heirathen; besteht er aber auf seinem Willen, so wird mich nichts in der Welt dazu bewegen.“

Es ist unbegreiflich, daß das Vernünftige und Ehrenhafte dieser Weigerungsgründe auf den sonst so klugen und verständigen Kronprinzen, der seine Schwester liebte und selbst soviel von der Strenge und dem Eigenwillen seines Königlichen Vaters zu leiden hatte, keinen Eindruck machte; oder er war zu sehr von Bitterkeit durchdrungen, um hier gerecht zu sein.

So wurde er denn durch die Erklärung der Prinzessin so aufgebracht, daß er ihr einige sehr verletzende Worte sagte. Die Prinzessin gerieth darüber außer sich. Die Hofdame, Fräulein von Bülow, die bei dem ganzen Auftritt zugegen war, sagte zu ihr, als der Kronprinz fortgegangen war:

„Ich beschwöre Ihre Königliche Hoheit sich zu beruhigen; noch ist nicht Alles verloren. Ich weiß ein sicheres Mittel die Königin zu bereden; lassen Sie nur erst ihre erste Aufwallung verrauchen. Sobald ich sie dann gesprochen haben werde, verspreche ich Ihnen die Gnade Ihrer Frau Mutter wieder zuzuwenden.“

Vergeblich drang die Prinzessin mit Bitten in sie, ihr doch das Mittel, welches sie anzuwenden gedächte, um sie aus ihrer entsetzlichen Lage zu befreien, zu nennen. Sie wollte sich darüber nicht erklären.

Am folgenden Morgen brachte der König der Königin den an den Markgrafen von Bayreuth geschriebenen Brief. Er war in den höflichsten Ausdrücken abgefaßt und lud diesen Fürsten ein, ihre beiden Häuser durch eine Heirath zwischen seinem Sohne und der Prinzessin Wilhelmine noch enger zu verbinden.

„Ich werde," sagte der König, „diesen Brief, jedoch nur unter den Ihnen schon mitgetheilten Bedingungen absenden. Sie mögen Ihre Tochter aussteuern, einrichten nach Belieben und ihr die Hochzeit geben; denn von mir bekommt sie nie einen Heller."

Die Königin war damit zufrieden; noch mehr aber freute sie sich, als ihr an demselben Abend der Marschall von Bork geheimnißvoll sagen ließ: daß der König seine Meinung geändert und durch Seckendorf's und Grumbkow's Vorstellungen bewogen, den Brief nicht abgeschickt habe.

Die Hofdame von Bülow sagte ihr zugleich, daß Herr von Kniephausen und der englische Gesandte beschlossen hätten, den Caplan dieser Gesandtschaft, der Wilhelminens Lehrmeister in der englischen Sprache gewesen war, daher sich am besten eignete ein günstiges Zeugniß

über ihre reiche Begabung an Geist und Herz abzulegen, nach England zu senden, um einen letzten Versuch zu machen eine Beschleunigung der Entschließung des englischen Staatssecretariats, das völlig in Schlafsucht versunken zu sein schien, zu bewirken. Da er Zeuge gewesen war von allen den Unannehmlichkeiten, welche für die Königliche Familie aus dieser Zögerung des britischen Cabinets entstanden waren, sowie von den strengen Maßregeln, womit der König gedroht hatte, so konnte man nur den besten Erfolg von seiner persönlichen Einwirkung in diese für beide Königliche Familien so hochwichtigen Angelegenheiten erwarten.

Die Königin gab diesem Entschlusse ihren ganzen Beifall. Sie gab dem Caplan Briefe an die Königin von England mit, in welchen sie ihr Vorwürfe machte über Mangel an Freundschaft und ihr die traurige Lage, worin sie dadurch versetzt sei, schilderte.

5.

Die Prinzessin und der Kronprinz befanden sich noch fortwährend in der Ungnade des Königs; nur mit dem Unterschiede, daß Prinzessin Wilhelmine gar nicht vor ihm erscheinen durfte, wogegen Prinz Friedrich dem auf ihn zürnenden Vater stets unter den Augen bleiben mußte. Die Situation seiner Schwester war gegen die seinige

noch eine glückliche zu nennen. Sie war wenigstens, wenn sie so vorsichtig war zu vermeiden, daß der König sie zu sehen bekam, sicher vor Mißhandlungen und Stockschlägen, denen der Kronprinz unter den Augen des Königs stets ausgesetzt war.

Die beiden Geschwister hatten sich wieder versöhnt und fanden in der gegenseitigen Theilnahme die einzige Milderung ihres harten Geschicks. Die liebevollen Tröstungen der Prinzessin waren es allein, welche ihren Bruder, wenn er über die unwürdige Behandlung, der er täglich ausgesetzt war, in die trostlose Verzweiflung versank, einigermaßen beruhigen konnte.

Die Königin behandelte der König jetzt besser. Er schien besänftigt zu sein und sprach nicht mehr von den verhaßten Heirathen. Aber das war nur eine Pause im Rollen des Donners. Die Besorgniß lag nahe, daß der Ausbruch um so fürchterlicher sein würde, wenn auch diese Maßregel fehlschlug.

Am 18. Februar begab sich der König noch einmal nach Dresden. Dort hatte er mit dem König August II. mehrere Zusammenkünfte, deren Gegenstand sehr geheim gehalten wurde. Es leidet indeß keinen Zweifel, daß der Gegenstand dieser Conferenzen neue Versuche betraf, die Heirath der Prinzessin Wilhelmine von Preußen mit dem Kronprinzen von Sachsen und Polen, trotz

der Weigerungen des letztern, dennoch zu Stande zu bringen.

Während der Abwesenheit des Königs wurde die Königin, die so lange die Kranke gespielt hatte, nun wirklich krank, und zwar so ernstlich, daß ihre Schmerzen alle Standhaftigkeit überwanden und sie oft laut schreien mußte. Prinzessin Wilhelmine litt unendlich dabei, da sie keinen Augenblick das Bett der Königin verließ.

Sobald der König wieder in Potsdam eingetroffen war, benachrichtigte ihn ihr Leibmedicus und ihre Oberhofmeisterin von der wirklichen Lebensgefahr, in der sie schwebte.

Der König erschrak und würde sogleich zu seinem „Fiekchen" geeilt sein, hätte er nicht Briefe von Eversmann und der Ramon bekommen, wonach die ganze Krankheit der Königin, was früher allerdings wahr gewesen war, nichts weiter als Verstellung nur sein sollte, und daß die Königin sich ganz wohlauf befinde.

Der König ärgerte sich über diese neue Intrigue und weigerte sich nun sie zu sehen.

Doch als ihre Krankheit zunahm und der Arzt sie in augenscheinlicher Lebensgefahr sah, schickte man dem Könige des Nachts eine Staffette, um ihn davon zu benachrichtigen. Nun erst reisete er sogleich ab und kam Nachmittags in Berlin an.

Er trat an das Bett der Königin und fand sie

allerdings im traurigsten Zustande. Sein Oberwundarzt, den man von der Intrigue nicht gehörig unterrichtet hatte, stimmte der Meinung der Aerzte bei und brachte dadurch den König vollends in Verzweiflung.

Die Königin nahm diesen Augenblick der sichtbaren Theilnahme des Königs wahr, um mit ihm über sein bisheriges Benehmen, das ihr soviel Kummer und dadurch in Folge der Gemüthsbewegungen die Krankheit veranlaßt habe, zu sprechen. Sie beschwor ihn darauf der Prinzessin zu verzeihen und ihr seine väterliche Liebe wieder zu schenken.

Der König schien gerührt zu sein; er ließ die Prinzessin sogleich rufen.

Es kam jetzt zu einer rührenden Scene. Wilhelmine kniete nieder vor seinen Füßen, küßte und benetzte seine Hände mit Thränen und sagte ihm die beweglichsten Dinge. Um die Königin zufrieden zu stellen, umarmte der König endlich seine Tochter; aber in seinem Herzen war die Bitterkeit wegen ihres Widerstrebens gegen seine Heirathsprojecte noch keineswegs ausgetilgt. Sobald die Königin den Kopf abgewendet hatte, stieß der harte Vater seine weinende Tochter von sich und das geschah mit einem so zornigen Ausdruck, daß ihr Herz erbebte.

Da Wilhelmine ihrer Mutter aus Schonung diesen

Vorfall nicht erzählen wollte, so blieb diese in ihrer glücklichen Täuschung, und in der That trug die Freude über die Versöhnung des Königs nicht wenig dazu bei, daß eine Besserung ihres Befindens eintrat, so daß nach drei Tagen alle Gefahr vorüber war.

Fünftes Capitel.

Der erste Vorsatz des Kronprinzen zu entfliehen. — Mißhandlungen des Königs. — Schuldenmachen des Kronprinzen. — Wird knapp gehalten. — Strenges Edict gegen Schuldenmachen des Prinzen und Markgrafen. — Eingriff in die Familienrechte. — Der Kronprinz soll der Thronfolge entsagen; dessen Antwort darauf. — Das spätere günstige Urtheil des Kronprinzen über seinen Vater. — Briefe desselben an die Prinzessin. — Neues Stadium der englischen Heirathsprojecte. — Gesandtschaft von England; Hotham. — Grumbkow soll aufgeopfert werden. — Neue Forderungen Englands. — Briefe des Prinzen von Wales. — Beginnende Ungnade des Königs gegen Seckendorf und Grumbkow. — Reise des Königs nach dem Lustlager zu Mühlberg. — Abschied des Kronprinzen von seiner Schwester. — Zusammenkunft der Könige. — Schilderung des Lustlagers. — Intrigue gegen England. — Neue Mißhandlungen des Kronprinzen im Lustlager. — Fluchtpläne mit Katte — Verschiebung dieses Plans. — Der König und die Königin. — Der dänische Gesandte. — Edelmuth der Prinzessin gegen Grumbkow. — Idyllische Episode in Friedrich's Leben mit tragischem Ausgang.

1.

Kaum war die Königliche Familie dieser einen Krisis entgangen, als eine neue und viel schwerere eintrat.

Der Kronprinz war durch die Mißhandlungen seines Königlichen Vaters so aufgebracht, daß er auf durchgrei-

fende Maßregeln sann. Vor der Königin ließ er sich nichts merken; aber seine Lieblingsschwester besuchte er alle Tage ins Geheim.

„Man predigt mir," sagte er, „alle Tage Geduld; allein Niemand weiß, was ich zu ertragen habe. Täglich bekomme ich Schläge und werde behandelt wie ein Sclave. Dabei habe ich nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir alle meine Lieblingsbeschäftigungen, die mir zur Bildung meines Geistes und Erweckung der edlern Gefühle des Herzens so unentbehrlich sind, Lectüre und Musik und jede andere Wissenschaft, als die des Exercirreglements. Ich darf fast mit Niemand mehr sprechen. In beständiger Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, fehlt es mir selbst an der nöthigsten Kleidung und noch mehr an jedem andern Bedürfnisse. Was mich endlich in dieser unglücklichen Lage völlig überwältigt hat, das war der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem Könige hatte."

„Er läßt mich des Morgens rufen. So wie ich eintrete, ergreift er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und an meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich ans Fenster und legt mir den Vorhangsstrang um den Hals." *)

*) Diese ganze Erzählung ist getreulich den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der eigenen Tochter des Königs entnommen. Der Geschichte darf nichts unterschlagen werden.
D. V.

„Zum Glück," fuhr der Kronprinz fort, „hatte ich Zeit gehabt mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu ergreifen. Da er aber den Vorhangstrang mit allen Kräften zuzog und ich mich dem Erdrosseltwerden nahe fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus den Händen des Königs."

„Sage nun selbst," schloß der Prinz außer sich vor Schmerz und Entrüstung, „ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt, als die Flucht. Katte und Keith sind bereit mir bis an das Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und Alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England. Dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe dann vom Zorn des Königs nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von alle dem nichts, einmal weil sie nicht schweigen kann, besonders gegen die Ramon, und dann, weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande sein würde, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt habe. Sobald der König wieder eine Reise in die Provinz macht, werde ich meinen Vorsatz mit mehr Sicherheit ausführen können. Das Loos ist geworfen. Alles ist bereit."

Während dieser ganzen Mittheilung flossen Wilhelminens Thränen unaufhörlich. Ihr feiner Geist erkannte die Größe der Gefahren und die schrecklichen Folgen des

Unternehmens für die ganze Königliche Familie, bei unbezähmbarem Jähzorn des Königs. Auf der andern Seite litt ihr liebevolles Herz unaussprechlich bei den Leiden ihres liebevollen Bruders. Sie versuchte vergebens ihm alle die entsetzlichen Folgen seines Unternehmens, selbst im Fall des Gelingens und die großen Gefahren des Mißlingens desselben vor Augen zu stellen.

Eben so eindringlich sprach Fräulein von Sonnenfels, die zugegen war, um ihm abzurathen. Indeß wenn er auch scheinbar nachgab, so erkannten doch beide nur zu gut, daß es ihnen nicht gelungen war den Prinzen von seinem unglücklichen Vorsatz abzubringen.

Die Gefahr trat immer näher. Rettung zeigte sich nirgend, weder in der Flucht, noch in der völligen Resignation unter die grausame Behandlung des strengen Vaters.

2.

Was den König so über alle Maßen aufgebracht hatte, war wahrscheinlich das entdeckte Schuldenmachen des Kronprinzen.

Der Prinz wurde ungemein kärglich gehalten. Als Friedrich sich einst bei Tafel statt der zweizackigen Eisengabel einer dreizackigen silbernen, die er sich heimlich angeschafft hatte, bediente, wurde er von seinem Vater geschlagen. Nachdem er für majorenn erklärt war, erhielt

er bis zum Jahre 1729 nur 600 Thaler jährlich, und darüber mußte er bei Heller und Pfennig Rechnung ablegen, welche der König mit strengen Randglossen monirte.

Bei dem Sinn des Kronprinzen für vornehmes, elegantes Leben und seiner Neigung für Wissenschaft und Musik konnte er natürlich mit 600 Thalern jährlich nicht auskommen. Als künftiger Thronerbe fand er überall Credit und offene Kassen, und so wurde es seinen Freunden Katte und Keith nicht schwer, bedeutende Anleihen für ihn zu negociiren. So machte er denn Schulden. Der König, der das erfuhr, wurde wüthend über das „leichtsinnige Schuldenmachen" des ungerathenen Sohnes.

Darauf erließ er im Juni 1730 ein fulminantes Edict: „Wider Leihen an Minderjährige." Es hieß darin: „Wir wollen dieses unser Allerhöchstes Verbot so universellement heilig gehalten wissen, daß auch selbst weder an Unsere Kron- und andere Königliche Prinzen, noch an einige Markgräfliche Prinzen, oder an Jemand für dieselben etwas solle geliehen oder geborgt werden, so daß, wer diesem Unserm Allerhöchsten Befehl zuwider, solches dennoch an Jemand von gedachten Unseren Königlichen oder Markgräflichen Familien zu thun sich unterstehe, derselbe soll mit der Karre, oder nach Befinden, an Leib und Leben bestraft werden."

Was den König zunächst zu diesem strengen Edict

veranlaßt hatte, war der Umstand, daß er in Erfahrung gebracht, wie der Kronprinz von den Kaufleuten Splittgerber und Daum ein Darlehn von 7000 Thalern aufgenommen hatte. Aber das war lange noch nicht Alles. Ein Thronfolger findet leicht Credit. So hatte Prinz Friedrich schon im Jahre 1729 einen Wechsel von 5787 Thalern 12 Groschen, zahlbar in drei Jahren, an den Obristlieutenant de Mones, durch den Marquis d'Econ, negocirt gehabt und dazu waren noch andere Schulden zu dem Belauf von 15000 Thalern gekommen. Aber auch später war es dem Thronfolger gelungen, trotz jenes strengen Edicts, unter Katte's Mitwirkung, bedeutende Geldsummen aufzunehmen, so unter Andern gegen 7000 Thaler von einem eingewanderten Niederländer, einem Herrn von Vernezobre, der bei Law's Mississippi-Actien viel Geld erschwindelt hatte, und um seine Reichthümer in Sicherheit zu bringen, mit seiner Familie nach Preußen übersiedelt war, wo der König Friedrich Wilhelm I., der die Ansiedelung reicher Ausländer gern beförderte, dem Verfolgten bereitwillig ein Asyl gewährte. Dem reichen Speculanten lag viel daran, sich der Gnade des Thronfolgers zum Voraus zu versichern, und deshalb gab er demselben gern das gewünschte Darlehen. Als aber später der König davon erfuhr, wollte er zwar nicht den reichen Ausländer aus seinen Staaten vertreiben; aber er suchte ihn doch empfindlicher zu strafen, dadurch, daß

er einen armen Officier, dem er gern ein Sort machen wollte, den Capitän von Forcade zu ihm schickte mit dem Befehl, demselben die Hand seiner Tochter mit einer bedeutenden Mitgift zu geben. Bekanntlich wurde dieser Eingriff in das Familienleben nur dadurch abgewendet, daß Herr von Vernezobre sich erbot, in Berlin ein Palais zu bauen, welches der König bei seiner Baulust, wo möglich auf fremde Kosten, gern annahm und dagegen seinen Heirathsbefehl zurücknahm, und so entstand das heutige Palais des Prinzen Albrecht in Berlin.

Mit besonderer Gewandtheit hatte Keith zum Zweck der Flucht noch einige bedeutende Summen aufzutreiben gewußt.

3.

Immer ärger wurde die Behandlung des Kronprinzen von Seiten des Königs. Zu den Schlägen kam noch die Verhöhnung, die sein Ehrgefühl noch tiefer verletzte.

Der König sagte zu ihm wiederholt die harten Worte, die er immer und immer wieder hören mußte: „Du bist ein Prinz ohne Ehre; wäre ich in meiner Jugend so behandelt worden, wie ich Dich behandeln muß, so wäre ich längst zum Teufel gelaufen.“

Ja einmal sagte ihm der König: „Du sollst zu

Gunsten Deines Bruders Wilhelm, der folgsamer und gehorsamer wie Du und mein Lieblingssohn ist, der Krone entsagen."

„Ich werde es thun," erklärte Prinz Friedrich, „wenn mein Herr Vater erklären wird, daß ich nicht sein ehelicher und leiblicher Sohn bin."

Er wußte wohl, daß der gewissenhafte König, der eheliche Treue als eine streng religiöse Pflicht ansah, sich zu einer solchen Erklärung nicht entschließen würde.

Um wenigstens auf kurze Zeit eine Erleichterung zu gewinnen, bat der Prinz in einer guten Stunde seinen Vater, ihn auf Reisen gehen zu lassen. Das wurde ihm abgeschlagen, ohne Zweifel, weil es der König für einen unnützen Luxus hielt, wenn der Thronfolger fremde Länder sehen wolle und am Ende noch schlimmere Sitten für theures Geld sich aneigne.

Doch bei allem Druck fühlte die edle Seele dieses Prinzen groß genug, um seinem Vater in seinen spätern Jahren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So sagte er einst zu dem englischen Gesandten Michel: „Ich muß es für ein großes Glück halten, nicht als Prinz, sondern als Privatperson erzogen zu sein. Auch ist die große Harmonie, die unter meinen Geschwistern herrscht, indirect eine Folge des harten Regiments meines Vaters gewesen."

Die ehrenvollste Rechtfertigung gab nach seinem Regierungsantritt Friedrich der Große seinem Vater durch Anerkennung seiner Regierungsweise und durch die Thaten, die er mit dem Gelde und dem Heer seines Vaters ausführte. In seinen Memoiren schreibt er von jener Zeit mit einer schönen Pietät, die seinen Gesinnungen Ehre macht: „Wir übergehen den häuslichen Verdruß dieses großen Fürsten mit Stillschweigen. Man darf einige Nachsicht für die Fehler der Kinder haben zu Gunsten eines solchen Vaters.“

Und in der That muß wohl dieser strenge haushälterische Soldatenkönig mit seinem furchtbaren Jähzorn und seinem Mißtrauen, ihn ungeachtet seines festen Willens doch zum Werkzeug der Intriguen des österreichischen Cabinets machen, und das geschah durch die Schlauheit des Kaiserlichen Gesandten, des Grafen von Seckendorf, sowie durch den von ihm bestochenen preußischen Minister von Grumbkow, nebst der Verrätherei der andern Umgebungen des Königs und der Königin, und so läßt es sich sogar psychologisch erklären, wie dieser König bei einem im Grunde so trefflichen Herzen mit seiner sittlichfesten Ehrenhaftigkeit und seiner haushälterischen Sparsamkeit doch für seine Familie und seine Umgebungen so schrecklich war in seinem Zorn, und als Landesherr mit einer Unbeschränktheit des Willens,

im Geist jener Zeit, herrschen konnte, wonach er sich unbedingt als den Herrn und Eigenthümer, nicht nur eines Landes, sondern auch eines jeden seiner Unterthanen betrachtete.

Aus keiner andern Quelle, als aus dem zu hohen und überspannten Begriff von dem Wesen seiner Majestätsrechte, entsprangen bei ihm Regierungshandlungen, die man heute zu Tage den ärgsten Despotismus nennen würde, die aber damals ganz an der Tagesordnung gefunden wurden. — So seine Cabinetsordres, womit er Berlin verschönerte und erweiterte: „Soll bauen, weil er Geld hat,“ oder auch, wie bei Cocceji: „Soll bauen, weil er einen reichen Schwiegervater in Halle hat,“ auch die Willkür, womit er über die Hand reicher Erbtöchter verfügte, indem er ihnen einen Officier mit Mannschaft auf Execution einlegte, um sie zu heirathen; so die Zwangsmaßregeln, wodurch er große Männer in eigenen und fremden Ländern für sein Garderegiment ausheben ließ, und als dieses Loos einst einen hochgewachsenen Studenten aus Halle getroffen hatte und der ganze Senat der Universität für seine Freilassung sich verwendete, da schrieb er an den Rand des Gesuchs: „Sollen nicht raisonniren; ist mein Unterthan.“

Doch es wird Zeit sein zu dem Lauf der Geschichte zurückzukehren.

4.

Bald nach der oben erzählten Scene, als der Kronprinz zum ersten Male gegen seine Schwester den festen Vorsatz zur Flucht ausgesprochen hatte, begab sich der König nach Potsdam, wo ihn damals der Bau der Neustadt und die Ausfüllung des faulen Sees, mitten in der Stadt, sehr beschäftigte.

Prinzessin Wilhelmine benutzte die Zeit der Ruhe, welche mit der Entfernung des Königs in der Königlichen Familie eingetreten war, um in Berlin das heilige Abendmahl zu genießen. Als sie Sonntags aus der Domkirche kam, erblickte sie beim Aussteigen aus dem Wagen, im Schloßportal, den Vertrauten ihres Bruders, den Lieutenant von Katte, der sie erwartete. Er war so eben von Potsdam gekommen, wohin der Kronprinz den König hatte begleiten müssen, und hatte die Unvorsichtigkeit, ihr einen Brief von demselben zu übergeben, obwohl die Ramon, diese intriguante Kammerfrau der Königin, am Fenster ihrer gegenüber belegenen Wohnung stand und Alles beobachten konnte.

„Ich komme," sagte er dabei, „von Potsdam, wo ich drei Tage im Geheim zugebracht habe, um den Kronprinzen zu sprechen. Er hat mich mit der Ueberbringung dieses Briefes an Ihre Königliche Hoheit be-

auftragt, mit der Bemerkung, daß dieses Schreiben viel Neues enthalte."

Da die Prinzessin die Ramon am Fenster gesehen hatte, so gerieth sie in nicht geringe Verlegenheit wegen dieser Indiscretion. Doch nach kurzem Ueberlegen nahm sie den Brief an und zog sich damit in ihre Gemächer zurück.

Kaum war sie dort angelangt, so erbrach sie den Brief und las:

„Liebste Schwester!

Ich bin in Verzweiflung! Der König hat seine Mißhandlungen gegen mich verdoppelt. Ich kann dieses traurige Leben nicht mehr ertragen. Um dieses Uebel noch zu vollenden, verdirbt die Königin Alles durch ihre Verblendung gegen die Ramon; der König weiß täglich Alles, was in ihren Zimmern vorgeht; denn die Ramon läßt ihn, mit Hülfe der Kammerdiener, von Allem unterrichten. Der Racker sollte an den höchsten Galgen gehangen werden. Der König kehrt Dienstag nach Berlin zurück. Das ist noch ein Geheimniß; also sage es der Königin nicht; sie theilt es sonst sogleich dem boshaften Thiere mit. Adieu, liebe Schwester. Ganz der Deinige. Friedrich."

Der Empfang dieses Briefes versetzte die Prinzessin in die äußerste Verlegenheit. Der Königin durfte sie den

Brief nicht zeigen und doch mußte sie fürchten, daß die Ramen ihr hinterbrachte, daß sie einen empfangen habe.

Nach einigem Nachdenken warf sie ihn in das brennende Kaminfeuer und beschloß, nichts davon zu sagen. Zum Glück erwähnte die boshafte Creatur dieses Briefes gar nicht. Dieses Schweigen nannte Wilhelmine die einzige gute That ihres Lebens.

In dieser Zeit war es, im November 1729, als der Kronprinz, in der furchtbarsten Stimmung über erlittene Mißhandlungen, den Königlichen Pagen Keith in das engere Vertrauen seiner Pläne zog. Er sagte ihm, daß er diese Behandlung nicht länger ertragen könne und Willens sei, außer Landes zu gehen, und zwar nach Frankreich, „weil" fügte er hinzu, „mein Herr Vater immer ungnädiger auf mich geworden ist."

Keith war discret genug, das tiefste Stillschweigen über diese Aeußerung des Kronprinzen zu beobachten, und so wurde das Vorhaben desselben erst später bekannt.

Noch einmal trat die englische Vermählungsangelegenheit in ein günstiges Stadium. Doch Alles verdarben wieder die österreichische Intrigue, der Eigensinn, das Mißtrauen und der Jähzorn des Königs.

5.

Der englische Caplan kehrte von London zurück. Er hatte die unglückliche Lage der Prinzessin, des Kron-

prinzen und der Königin so rührend darzustellen gewußt, und dabei eine so vortheilhafte Schilderung vom Kronprinzen gemacht, daß er das englische Cabinet, das Parlament und die Nation für diese Doppelheirath gewonnen hatte.

In Folge dessen hatte der Prinz von Wales, der mit dem Caplan eine lange Unterredung gehabt hatte, dem König, seinem Vater, erklärt, daß er nie mit einer Andern, als mit der Prinzessin Wilhelmine von Preußen sich vermählen würde, und hatte ihn dringend gebeten, diese längst beschlossene Verbindung doch nun endlich vollziehen zu lassen.

Der König von Großbritannien ging auf diese Wünsche seines Thronfolgers ein. Er ernannte den Ritter Hotham zu seinem außerordentlichen Gesandten nach Berlin. Dieser kam im Mai des Jahres 1730 dort an.

Die Königin war noch immer kränklich. Sie konnte, wegen ihrer Schwäche, den Abgesandten nicht vor sich lassen; die Sendung Hotham's machte ihr aber die größte Freude und Hoffnung.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin suchte Hotham um eine Audienz bei dem Könige nach, die ihm auch sogleich gewährt wurde, indem er eine Einladung nach Charlottenburg erhielt, wo der König damals residirte. Die Königin schickte einige Vertraute dorthin, um sogleich zu erfahren, was vorgehe.

Der Ritter von Hotham hielt in aller Form, Namens des Königs von Großbritannien, um die Hand Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin Friederike Wilhelmine von Preußen, an.

Er sagte zu ihrem Vater unter Andern, der König, sein Herr, und die ganze Nation wären vollkommen überzeugt, daß Se. Majestät der König von Preußen diesen Beweis von Vertrauen auch thatsächlich anerkennen würde, durch Einwilligung in die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Anna von England. Uebrigens würde man zufrieden sein, daß die Vermählung der Prinzessin der des Kronprinzen vorausgehe, und man es ganz der Bestimmung des Königs überlassen würde, zu erklären, wann diese letztere Verbindung vollzogen werden solle.

Der König war vor Freude entzückt darüber, daß endlich seine Politik, die er mit so vieler Ungeduld betrieben, den Sieg davongetragen habe. Er umarmte den Gesandten mehrere Male und überschüttete ihn mit Freundschaftsbeweisen für seinen Herrn.

Darauf ging man zur Tafel, wobei auch Herr von Seckendorf, der österreichische Gesandte, und Grumbkow zugezogen waren.

Der König war in seiner rosenfarbenen Laune. Als die Tafel aufgehoben wurde, ließ er sich einen großen silbernen Pokal mit altem Rheinwein füllen und brachte dem Ritter von Hotham einen Toast: „Auf die Gesund=

heit seines lieben Schwiegersohnes, des Prinzen von Wales.“

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als alle Gäste aufstanden und dem Könige ihre Glückwünsche darbrachten, die er mit Freudenthränen in den Augen empfing.

Nach der Tafel nahm der König vom Gesandten Abschied. Dieser bat ihn von der Sache noch nicht soviel Aufsehen zu machen, sondern ihm vorher noch eine Audienz zu gestatten.

Grumbkow und Seckendorf waren indeß wie vom Donner gerührt. Sie hatten Mühe ihre Bestürzung zu verbergen. Die engere Allianz Preußens mit England war in ihren Augen ein Ereigniß, das den österreichischen Plänen, Preußen ganz unter seine Politik zu bringen, geradezu entgegen lief. Himmel und Erde mußte in Bewegung gebracht werden, eine solche Verbindung zu hindern.

Sobald der König von Charlottenburg abgereist war, kamen die vertrauten Diener der Königin von dorther mit verhängten Zügeln angesprengt, um ihr diese angenehme Nachricht zu bringen.

Prinzessin Wilhelmine befand sich gerade in ihrem Zimmer mit feinen weiblichen Handarbeiten beschäftigt und ließ dabei vorlesen, als plötzlich mehr wie dreißig Damen und Hofleute eindrangen, um nach englischer Sitte

sich auf ein Knie zu ihren Füßen niederlassend, nach einander Glück zu wünschen.

Erstaunt über diese unerwartete Huldigung, fragte Wilhelmine, was sie wollten? und dachte im ersten Augenblick, daß alle diese Leute verrückt geworden wären.

Nun fingen sie an Alle auf einmal zu rufen: „Es lebe die Prinzessin von Wales!“ und auf ihre weiteren Fragen erzählten sie durcheinander, was vorgefallen war.

„Weiter ist nichts?“ fragte Prinzessin Wilhelmine, die dadurch wenig angenehm überrascht war, und setzte sich zum Erstaunen Aller ganz ruhig, als ob sich nichts ereignet habe, was sie im Geringsten interessiren könne, wieder an ihre Arbeit.

Einige Augenblicke später kamen ihre jüngeren Schwestern, dann noch verschiedene Damen aus der Stadt und viele andere Personen, um ihr die freudigste Theilnahme zu bezeugen. Nie hatte Wilhelmine so rührende Beweise von allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit empfangen, und das war das einzige freudige Gefühl, das ihr bei dieser allgemeinen Beglückwünschung zu Theil wurde.

Doch war sie klug genug, alle diese Glückwünsche abzulehnen. „Ich kann sie noch nicht annehmen,“ sprach sie wiederholt, da die Mittheilungen einiger Bedienten mich noch nicht dazu berechtigen.“

Abends ging sie zur Königin. Das Herz derselben

schwamm in Freude. Sie begrüßte ihre Tochter, gleich bei ihrem Eintreten, als ihre liebe Prinzessin von Wales.

Fräulein von Sonnenfels nahm sich die Freiheit, ihr mehr Vorsicht zu empfehlen. „Der König," sagte sie, „kann sich für beleidigt halten, daß Ew. Majestät von einer Angelegenheit, von der er Ihnen noch keine Mittheilung gemacht hat, so viel Aufsehen machen. Um Gotteswillen beobachten Sie sich doch mehr, als jemals. Die geringste Kleinigkeit ist noch fähig, alle unsere Hoffnungen zu zerstören."

Die Gräfin von Finkenstein trat ihrer Meinung bei und die Königin versprach sich zu mäßigen.

Drei Tage später kam der König nach Berlin, und es mußte allerdings bedenklich auffallen, daß er von dem ganzen, die Königin doch so sehr interessirenden und für die ganze Zukunft der Prinzessin so wichtigen Vorfall kein Wort erwähnte.

Wilhelmine erkannte darin ein sehr ungünstiges Anzeichen, daß die weitere Unterhandlung keinen günstigen Ausgang genommen habe.

Dagegen theilte der König seiner Gemahlin mit, daß er seine dritte Tochter Philippine Charlotte an den Erbprinzen Carl von Braunschweig-Bevern versprochen habe, der, wie er überraschend genug hinzusetzte, am folgenden Tage mit seinem Vater in Berlin eintreffen werde.

Diese Verbindung war von Seckendorf eingefädelt worden. Es war dieselbe aber nur die Grundlage eines weitern Plans, den Kronprinzen mit einer Bevernschen Prinzessin zu vermählen, womit er aber vorerst noch zurückhielt. Diese Verbindung erklärt sich dadurch, daß der Herzog ein Schwager der Kaiserin war, damals freilich nur ein apanagirter Prinz; sein Schwiegervater aber war der Herzog von Blankenburg, wahrscheinlich Erbe des Herzogthums Braunschweig.

Der alte Herzog von Bevern war ein schätzungswerther, von allen braven Leuten geachteter Fürst. Sein Sohn trat ganz in dessen Fußtapfen, und so war denn diese dritte Schwester Friedrich's des Großen fast die einzige unter den Schwestern, die par Ordre des Königs glücklich verheirathet wurde.

Zwei Tage nach der Ankunft des Herzogs und seines Sohnes wurde dessen Verlobung mit der Prinzessin gefeiert. Da die Königin abermals bedeutend vorgerückt in guter Hoffnung sich befand, so wurde diese Verlobung in aller Stille, ohne die übliche Hofceremonie, vollzogen. Da außer Herrn von Seckendorf keiner der fremden Gesandten dabei zugegen war, so hatte Prinzessin Wilhelmine auch nicht Gelegenheit, Herrn Hotham zu sehen, indem die Königin nicht mehr im Stande war, das Zimmer zu verlassen und zur Königlichen Tafel zu gehen und die Prinzessinnen bei ihr bleiben mußten.

Erst später erfuhr Wilhelmine den ganzen Zusammenhang der Verhandlungen mit Hotham und konnte sich daraus das zurückhaltende Benehmen des Königs erklären.

6.

Obgleich der englische außerordentliche Gesandte Hotham beim Könige nicht ferner speiste, so hatte er doch häufig mit ihm lange Conferenzen, von deren Verhandlungen wenig ins Publikum drang.

Der möglichst geheim gehaltene Gegenstand der Verhandlungen war indeß sehr wichtig. Der König von England forderte für die Schritte, die er zu Gunsten der Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin Wilhelmine gethan hatte, als einen Beweis von Gegengefälligkeit, daß ihm Grumbkow aufgeopfert werde. Man kannte in England alle seine Intriguen, und daß er sich an die herrschsüchtigen Interessen des Kaiserhauses verkauft habe. Man wußte, daß Grumbkow der Anstifter aller der Mißhelligkeiten war, die fast zum gänzlichen Bruch zwischen Preußen und England geführt hätten. Hotham stellte daher dem Könige im Auftrage seines Herrn vor, daß dieser Mensch allein der Unruhstifter und der Urheber aller Mißhelligkeiten zwischen beiden Höfen sei, daß er seinen Herrn auf das Schmählichste an Oesterreich verkauft habe, und daß man bereit sei, dieses

dem Könige durch aufgefangene Briefe zu beweisen. Diese Briefe habe er an Reichenbach, den preußischen Residenten in London, geschrieben; man habe sie dechiffrirt und damit den hochverrätherischen Inhalt entdeckt.

Dann entdeckte Hotham dem Könige alle Kniffe und Schliche des Wiener Hofes in England und bestand zuletzt, als Conditio sine qua non, auf der Heirath des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Anna.

Das war aber genug, um den König in Harnisch zu bringen. Als derselbe für jetzt noch diese Vermählung wegen der Jugend des Kronprinzen, für unthunlich erklärte, lenkte Hotham wieder ein und versicherte, daß sein Hof vorerst schon mit dem Verlöbniß des Kronprinzen und der Prinzessin Anna zufrieden sein würde; daß sein Herr die Prinzessin Wilhelmine ohne alle Mitgift mit offenen Armen aufnehmen würde, ja noch mehr, daß er der Prinzessin Anna bei ihrer Verbindung mit dem Kronprinzen eine reiche Ausstattung und eine Mitgift von hunderttausend Pfund geben würde.

Alle diese Bedingungen machten den König sehr betroffen. In Rücksicht Grumbkow's antwortete er: „Wenn man mir Briefe vorlegen kann, die diesen meinen Minister hinreichend überführen werden, so bin ich bereit, ihn aufzugeben. Was aber die Heirath meines Sohnes, des Kronprinzen betrifft, so will ich es überlegen.

In Hinsicht auf die Prinzessin nehme ich aber alle Vorschläge, die mir gemacht sind, mit Freuden an.''

Hotham kannte die ökonomische Passion des Königs und glaubte mit dem Erlaß der Mitgift alle Schwierigkeiten beseitigt zu haben. Aber er kannte nicht die Hartnäckigkeit des Königs im Beharren auf einmal gefaßten Vorsätzen, und wie fest derselbe, bei allem Mißtrauen, das in seinem Charakter lag, denen anhing, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt hatte. Der Ritter kannte wohl den Einfluß Grumbkow's und die Macht der österreichischen Intriguen; er wußte aber nicht, wie scharf sie schon das Netz der Cabale gegen England zusammengezogen hatten über dem Haupte des Königs, und was ihr Einfluß in dieser Angelegenheit noch vermochte und daran scheiterte der schöne Plan, der, wenn er durchgeführt würde, Alles zum Frieden geführt und die Königin, wie ihre beiden ältesten Kinder Wilhelmine und Prinz Friedrich, beglückt haben würde.

Nach einigen Tagen ließ der König dem Ritter Hotham sagen, daß er auch in Hinsicht der Heirath des Kronprinzen zufrieden sei, wenn man ihn zum Statthalter von Hannover machen würde.

Doch eine heitere Episode in der trüben Heirathsgeschichte bildete die Reise des Königs nach dem glänzenden Lustlager des prachtliebenden Königs August II., nach Mühlberg.

Der Kronprinz mußte ihn dort hin begleiten.

7.

So lange der Minister Hotham in Berlin war, empfing er mit jedem Posttage Briefe von dem Prinzen von Wales. Mehrere derselben ließ er, nicht ohne Absicht, der Prinzessin Wilhelmine zu Gesicht kommen.

Der Refrain dieser Briefe waren stets die Worte: „Ich bitte Sie, lieber Hotham, bringen Sie meine Heirath zu Stande; meine Ungeduld steigt aufs Höchste; denn ich bin ganz närrisch verliebt.“

Wilhelmine lächelte und sagte zu ihrer Hofmeisterin: „Es ist nicht zu leugnen, daß dieses sehr romantische Gesinnungen sind, denn er hat mich noch nie gesehen.“

„Ich glaube auch,“ fuhr sie lächelnd fort, „daß er mehr aus Eigensinn, wie aus Liebe in mich verliebt ist, und finde das eben nicht besonders schmeichelhaft für mich.“

Der Verdacht, den Hotham in die Seele des Königs gegen die österreichische Politik und gegen Grumbkow geworfen hatte, war doch nicht so ganz ohne Erfolg geblieben. Grumbkow war ganz sichtlich in Ungunst gefallen. Der König redete beinahe nicht mehr mit ihm, und sprach sehr ungünstig über ihn gegen Personen, von denen er voraussetzen durfte, daß sie es ihm wiedersagen würden.

Auch Seckendorf stand sehr niedrig in seiner Gunst, und dem Anschein nach war die Heirath zwischen dem Prinzen von Wales und der Prinzessin Wilhelmine so gut als gewiß.

8.

Am 23. Mai wurde die Königin von einem Prinzen entbunden, der den Namen August Ferdinand erhielt. Die ganze braunschweigische Familie, die damals anwesend war, stand dabei Gevatter.

Auf den 30. Mai war endlich die Abreise des Königs nach dem Lustlager zu Mühlberg angesetzt. Auch in Berlin waren große Vorbereitungen dazu getroffen. So gern auch sonst der König incognito reiste, und um schneller reisen zu können, sich nur von wenigen Cavalieren und Dienern begleiten ließ; so wollte er doch dem prachtliebenden Könige von Polen zeigen, daß ein preußischer König auch die Macht und das Ansehen habe, einen Königlichen Nimbus um sich zu verbreiten. Es hatten an 200 Officiere und Edelleute seines Hofes Befehl erhalten, sich mit neuen Kleidern zu versehen und sich bereit zu halten, die Königliche Suite zu bilden.

Der Kronprinz kam am Abend vor seiner Abreise heimlich zu seiner Schwester Wilhelmine, um sie noch einmal zu sehen. Die Prinzessin erschrak, als sie ihn in französischer Kleidung sah, die doch den Prinzen des

Königlichen Hauses, wie allen Officieren, auf das Strengste, bei Strafe der Cassation, verboten war. Das wäre aber noch die geringste Gefahr, bei der cholerischen Gemüthsart des Königs gewesen, denn es würde ein solches Uebertreten seines Verbots von Seiten des Kronprinzen noch viel schrecklichere Folgen gehabt haben.

Durch ihre sichtbare Betroffenheit ließ sich indeß der Kronprinz nicht abhalten, ihr zu sagen:

„Ich komme nicht ohne den tiefsten Schmerz, um Abschied von Dir zu nehmen, liebe Schwester; denn Gott allein weiß, wann wir uns im Leben wiedersehen werden.“

Diese Worte wirkten auf sie wie ein Donnerschlag. Wie versteinert blieb sie stehen.

Ihre Hofmeisterin, Fräulein von Sonnenfels, hatte mehr Geistesstärke. Sie bewies ihm auf das Eindringendste, welches Unrecht er mit dem vorhabenden Schritt auf sich laden würde, und welche entsetzliche Folgen sein Verfahren nicht allein für ihn, sondern auch für die Königin und mehr noch für seine Schwester nach sich ziehen würde; wie der König anfinge, sich mit England auszusöhnen; wie Grumbkow und Seckendorf bereits begönnen, in ihrem Ansehen zu verlieren und Alles sich zum Glück zu fügen schiene.

„Alle diese schönen Erwartungen,“ fuhr sie fort, „würden aber durch die Ausführung Ihres Vorhabens

zerstört werden und da der König unser herzliches Verhältniß viel zu gut kennt, so würde ich das erste Opfer Ihrer unüberlegten Handlung sein, mein Prinz. Schon jetzt ist es sichtbar, wie sehr das Wohlwollen und Vertrauen, womit Ew. Königliche Hoheit und die Prinzessin mich beehren, den König verdrießt. Ich bin überzeugt, daß er nicht nur mich, sondern auch meine ganze Familie und was mehr sagen wird, auch die Ihrige, mein Prinz, ins Unglück stürzen wird.''

Mit diesen Vorstellungen der Hofmeisterin vereinigte die Prinzessin die ihrigen und unterstützte sie mit Bitten und Thränen.

Soviel Gewicht hatten doch diese Gründe und soviel wirkten die Bitten und Thränen seiner Lieblingsschwester auf das Herz des Kronprinzen, daß er endlich sich erweichen ließ und auf sein Ehrenwort versprach zurückzukehren.

9.

Nichts auf der Welt glich dem Glanz und der Pracht, die August II. in seinem Lustlager bei Mühlberg entfaltet hatte.

Dichter und Schmeichler nannten es nur das Lager von Goldstoff, indem sie es mit dem prächtigen Feldlager verglichen, in welchem einst in Frankreich die feierliche Zusammenkunft Heinrichs IV. stattgefunden hatte.

Andere rühmten, daß das Lustlager von Mühlberg jenes Camp de drap d'or an Pracht und Glanz noch weit übertroffen habe.

Beinahe die ganze sächsische Armee, an 20,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Cavallerie war dort versammelt. Die Pracht und der Reichthum der Uniformen und Livreen, im Heere wie in dem Hofstaat des Königs von Polen, übertraf alles bisher Gesehene. Die Goldstickereien der Uniformen und französischen Kleider der Hofherren waren so reich, daß man oft kaum von der Farbe des Tuches oder des Sammets, wovon der Rock gemacht war, etwas sehen konnte. Diamanten blitzten auf Rockknöpfen, am Degengriff, auf den Hutagraffen und Ordenssternen.

König August empfing den König mit seinem Gefolge, eine halbe Stunde vor Mühlberg; dort befand sich der polnische König in einem halboffenen Zelte, das von prächtigen Stoffen erbauet, ein auf reichem Silbergeschirr, von zahllosen reich galonnirten Lakaien servirtes Frühstück enthielt.

Der König von Polen ging seinem Gast, der aus dem Wagen stieg, zwanzig Schritte entgegen und umarmte ihn ceremonieller Weise. Dann fuhr er ihn in das seidene Gezelt, das Delicatessen aus allen Welttheilen enthielt.

Nach eingenommenem Inbiß fuhren beide Könige

in einem Wagen nach dem Lager. Dort waren für dieselben besondere Feldquartiere eingerichtet. Die Wohnung des Königs von Preußen bestand in einem Pavillon mit vier Eingängen und war mit Wall und Graben umgeben. Die größten Leute aus der Grenadiergarde und von den Janitscharen waren auserlesen, um vor dem Gezelte des Königs auf die Wache zu ziehen. Für das Gefolge des Königs waren zwanzig Zelte an beiden Seiten des Königlichen Pavillons aufgeschlagen. In der Nähe befand sich der Pavillon des Königs von Polen, der nicht minder prächtig ausgestattet war, als der seines Königlichen Gastes. Diese Königlichen Residenzen waren, um den Glanz derselben zu erhöhen, mit Janitscharen, Spahis, Kosacken und andern fremdartig aufgeputzten Truppen umgeben.

Das Lager mit seinen vielen Krämerbuden aller Art und seinen zahllosen Besuchern, glich eher einer besuchten Messe, als einem kriegerischen Lager. Noch mehr gewann es den Charakter eines großartigen Volksfestes durch die öffentlichen Schauspiele, Feuerwerke und großen Jagden, wodurch der König die Festlichkeiten des Lustlagers noch erhöhte.

Kaum war der König im Lustlager von Mühlberg angelangt, als der Kammerdiener Eversmann, der Leibchirurg Holzendorf und Andere, die im Solde von Seckendorf standen und als Vertraute des Königs schon et-

was wagen durften, die ganz geeignet waren, den ohne=hin so sehr zum Mißtrauen geneigten König gegen England von Neuem aufzubringen.

Man sagte ihm unter Andern, daß am ganzen Hofe nur eine Stimme darüber herrsche, daß England aufs Neue sein frevelhaftes berechnetes Spiel mit Preußens Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit treibe. Und die Intriguen bezweckten nichts Anderes, als vom Könige die treuesten und ergebensten Diener zu entfernen, um ihn dann desto leichter nach dem Willen des britischen Cabinets lenken zu können.

Dieser Hof, gab man zu verstehen, würde gern, um nur die Einwilligung für die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Anna zu erlangen, auch die schwersten Bedingungen eingehen. Aber der eigentliche Plan, der hinter diesem Schein von Wohlwollen und Entgegenkommen stecke, sei kein anderer, als den König vom Throne zu stoßen und den Kronprinzen darauf zu erheben.

Seine Abneigung gegen diesen, und sein mißtrauischer Charakter erlaubten ihm nicht den Ungrund von alle diesem Geschwätz zu prüfen und so reisete er, zwar höchst zufrieden mit der Aufnahme, die er bei dem Könige von Polen gefunden hatte, aber mißtrauisch und erbittert gegen Hotham und den König von England, dabei halb und halb schon günstiger gestimmt gegen Grumb=

kow und Seckendorf, nach Berlin zurück. Er verlieh vor seiner Abreise dem Grafen von Brühl den schwarzen Adlerorden; verschiedenen Herren vom Hofe ertheilte er goldene Medaillen zu 150 Ducaten an Werth; für die Officiere des sächsischen Heeres ließ er 30,000 Gulden und für die Soldaten 70,000 Gulden zur Vertheilung zurück, ein Beweis, daß sein Ersparungssystem keinen Einfluß hatte, wo es galt, die Königliche Würde fremden Potentaten gegenüber zu behaupten.

10.

Leider ging es aber auch in dem Lustlager bei Mühlberg für den armen Kronprinzen nicht ohne Erneuerung der Scenen von Mißhandlungen von Seiten des Königs ab. Der Jähzorn desselben war einmal aufgeregt, kannte keine Grenzen. Eines Tages befand sich der Kronprinz in einem Kreise sächsischer Officiere, als er den König vor Aerger roth und blau in seinem vollen Gesicht mit geschwungenem Stock auf sich zukommen sah. Davon zu laufen schien ihm eben so unwürdig, als unthunlich. Er war sich keines Vergehens bewußt und erwartete das Herankommen des Königs in respectvoller Haltung.

Plötzlich aber hagelten Schläge auf ihn ein, mit den heftigsten Scheltworten, die nur errathen ließen, daß irgend ein kleines militärisches Versehen den König so

in Harnisch gegen ihn gebracht habe. Auch hier, was sein Ehrgefühl noch am tiefsten kränkte, wiederholte der König die höhnende Spottrede: „Wenn mich mein Vater so behandelt hätte, wie ich Dich, so würde ich davon gelaufen sein, oder hätte mich todt geschossen, aber Du bist ein Prinz, ohne Ehre und verdienst deshalb keine andere Behandlung."

Prinz Friedrich zog sich tief beschämt und erbittert in sein Zelt zurück, wo ihm auf Befehl des Königs auf sechs Stunden Arrest angekündigt wurde. Der Prinz befand sich in einer Stimmung der Verzweiflung.

„Werde ich nicht wahnsinnig," rief er dem eintretenden Lieutenant von Katte zu, „so bleibt mir nichts übrig, als mich todt zu schießen."

„Warum nicht entfliehen, Hoheit?" sprach Katte mit gedämpfter Stimme, indem er auf die dünnen Zeltwände deutete, wodurch leicht ein Lauscher jedes Wort von Außen hätte vernehmen können.

„Weil ich mein Wort gab," entgegnete der Prinz in tiefer Bewegung eines großen innern Kampfes.

„Aber geruhen Hoheit zu erwägen," versetzte Katte, „daß in der Politik, wie im Leben Umstände die Sache verändern. Ein gegebenes Wort löset sich von selbst, wenn die Verhältnisse und Voraussetzungen aufhören, unter denen es gegeben wurde."

„Du bist ein guter Jesuit," lächelte der Kronprinz,

„aber Du hast recht; es giebt Lebenslagen, in denen man nur mit Hülfe einer geschickten Dialektik sich aus der Verlegenheit ziehen kann.“

„Zudem,“ fuhr der Vertraute fort, „ist die Gelegenheit hier günstig. Bei aller Strenge und Grausamkeit haben doch der König und Eversmann andere Dinge zu thun, als Ew. Königliche Hoheit zu beobachten.“

„Es ist wahr,“ sprach der Kronprinz nach einigem Nachdenken, „die Gelegenheit ist günstig, hier vollbringe ich's! Würdest Du mich begleiten?“

„Auf Leben und Tod,“ rief Katte feurig aus, „bei Gott,“ fuhr er fort, „die Idee einer kühnen Flucht hat so etwas Romantisches und ist das einzige Mittel Ew. Hoheit Leben und Ehre zu retten, daß ich mit Freuden den letzten Blutstropfen meines Herzens daran setzen würde, sie auszuführen.“

„Gut, aber wohin wenden wir uns? Von England haben wir noch keine Antwort auf meine confidentielle Anfrage, ob man dort den flüchtigen Kronprinzen von Preußen aufnehmen würde?“

„Dann bleibt nichts übrig, als einen einstweiligen Zufluchtsort zu suchen. Ich würde unmaßgeblich vorschlagen, Ew. Königliche Hoheit verschaffte sich sächsische Pässe für zwei Officiere, die incognito reisen wollen und

wir gingen damit über Leipzig nach Frankfurt und Straßburg nach Paris. Dort wendeten sich Ew. Hoheit an den vormaligen französischen Gesandten in Berlin, Grafen von Rothenburg, der sich ohne Zweifel eine hohe Ehre daraus machen würde, Ihnen auf seinen Gütern ein Asyl zu gewähren, wo man die Antwort aus England abwarten könnte."

„J'en suis d'accord!“ sprach der Kronprinz, „ich werde mich an den Königlich polnischen Cabinetsmeister, Grafen von Heim wenden. Der kann mir unmöglich meine Bitte um Pässe für zwei Officiere, die eine Reise incognito machen wollen, abschlagen."

Aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Der Minister war von dem sächsischen Gesandten in Berlin schon vor der Ankunft des Kronprinzen benachrichtigt, daß ziemlich bestimmte Gerüchte behaupteten, der Kronprinz gehe mit dem Plane um, seine Anwesenheit in Mühlberg zu benutzen, um der väterlichen Tyrannei zu entfliehen. Er schlug daher die Bitte des Kronprinzen ab und meldete den Vorfall dem Könige. Dieser nahm den Kronprinzen bei einer günstigen Gelegenheit bei Seite und sagte ihm, daß er mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht habe, was er, der Kronprinz, beabsichtige. Er müsse ihn aber recht dringend ersuchen, die Freude des Königlichen Besuchs nicht so schrecklich zu stören. Er hoffe, daß ihm der Prinz sein Ehrenwort

geben werde, während seines hiesigen Aufenthalts jeden Gedanken an Flucht aufzugeben, um nicht genöthigt zu werden, seinen Vater, den König, davon in Kenntniß zu setzen.

So sah Prinz Friedrich mit Schrecken seine Fluchtpläne entdeckt. Er erkannte die Unmöglichkeit der Ausführung derselben auf dieser Reise und tröstete sich mit der Hoffnung bei der nächsten Reise des Königs nach dem Reich, d. h. nach Anspach und dem Rhein, seine Absicht mit mehr Sicherheit ausführen zu können.

11.

Erst nach der Rückkehr des Königs nach Berlin, sprach er zum erstenmal mit der Königin über die neue Wendung der englischen Heirathsangelegenheiten.

Er gestand ihr, daß er seine Tochter Friederike Wilhelmine von ganzem Herzen versorgt zu sehen wünsche; dagegen aber niemals seine Einwilligung geben würde zu der Vermählung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin.

Die Königin wendete ihre ganze Beredtsamkeit auf, um ihn zu beruhigen und seinen Verdacht zu beseitigen. Endlich schien es ihr auch zu gelingen.

Der Gesandte von Dänemark, ein gescheuter Mann, auf den der König viel hielt, bot ihr redlich die Hand dazu und vollendete das Werk. Auch er sprach von

Grumbkow in den stärksten Ausdrücken und legte dem Könige alle Ränke desselben vor Augen.

„Ich bin bereit," erklärte endlich der König, „ihn zu verabschieden und noch strenger zu behandeln; aber nicht eher, als bis die Heirath mit Wilhelminen öffentlich erklärt worden ist.

England dagegen verlangte, daß man ihm Grumbkow noch vor der Heirath aufopfere.

Der König verließ Berlin in einer sehr günstigen Stimmung und ging nach Potsdam, wohin ihn der Kronprinz begleiten mußte.

Grumbkow, der überall seine Aufpasser hatte, erfuhr natürlich bald den ganzen Inhalt des Gesprächs des dänischen Gesandten, Herrn von Löwener, mit dem Könige. Sein Gewissen sagte ihm laut genug, welche Behandlung er verdient und zu erwarten habe, wenn alle seine Schurkereien an den Tag kämen. Gerade in diesen Tagen, während der Abwesenheit des Königs, hielt die Königin Appartement, und Grumbkow, der geschmeidige Höfling, der gar wohl wußte, wie schwarz er jetzt in der Hofgunst stand, hatte die Freiheit sich daselbst einzufinden mit einer Miene und Haltung, als stehe er noch in der vollen Sonne seines Glücks.

Bald aber mußte er bemerken, daß Alles sich von ihm abwendete. Wie ein Geächteter stand er allein in einem Winkel des Zimmers, ohne daß ein Mensch sich

ihm nur näherte. Die Königin wollte ihn weder sprechen, noch zur Tafel ziehen. Der ganze Hof folgte ihrem Beispiel.

Ein so grausamer Fall eines Mannes, der noch wenige Tage zuvor ebenso geehrt und gefürchtet war, wie der König selbst, gab der gutmüthigen Prinzessin Wilhelmine Stoff zum Nachdenken. Obgleich sie ihn haßte und verabscheute, so fühlte sie doch Mitleid mit dem Geächteten. Sie beschloß ihn anzureden. Lange unterhielt sie sich mit ihm über die gleichgültigsten Dinge. Sie behandelte ihn so höflich, wie sie es immer gewohnt gewesen war.

Als diese Unterredung, die allgemeines Aufsehen machte, beendet war, trat Herr von Löwener an sie heran und bezeigte ihr, mit respectvollem Ton, aber in den stärksten Ausdrücken, seine Verwunderung, daß sie mit einem solchen Schurken nur ein Wort zu sprechen vermöge und fügte hinzu: „Erfährt das der englische Gesandte, so darf ich Ew. Königliche Hoheit versichern, daß derselbe damit sehr unzufrieden sein wird.“

„Mein Herr,“ entgegnete Wilhelmine in scharfer Betonung; „ich bin nicht in England und habe bis jetzt nicht nöthig, mein Benehmen nach den Begriffen dieser Nation einzurichten. Mir ist Grumbkow als ein schlechter Mensch und mein grausamster Feind bekannt; aber sobald er unglücklich ist, muß er mir Mitleid erre-

gen. Uebrigens wünsche ich ihm keine andere Strafe, als die, daß er nicht mehr schaden könne."

Diese edelmüthige Gesinnung sollte ihr aber schlechte Früchte tragen. Grumbkow war schlau genug noch einmal den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Dann ließ er durch schlechte Cabalen die Königin, die Prinzessin und den Kronprinzen fühlen, daß er wieder am Ruder war.

12.

In diese Zeit, oder vielleicht auch etwas früher, fiel ein romantisches Ereigniß, das nicht wenig dazu beitrug das Gemüth des Kronprinzen auf das Tiefste zu erbittern und ihm eine moralische Entrüstung zu geben, welche nur geeignet war, seinen Entschluß, der allzustrengen väterlichen Zucht sich durch die Flucht zu entziehen, zu befestigen.

In einem kleinen Hause auf dem Kitz, einem vormaligen Fischerdörfchen bei Potsdam, dem jetzt dazu gehörigen Stadttheil, dessen Garten nach der sonnenhellen Havel mit ihrem reizenden Uferpanorama ein meistens offenstehendes Eingangspförtchen hatte, saß an einem schönen Sommerabend des Jahres 1730 ein schönes junges Mädchen von 16 Jahren, mit lieben, freundlichen, herzigen Augen und spielte auf dem Clavier die Choralmelodie des frommen Kirchenliedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Sie sang dazu das Lied mit einer halben klaren Stimme in wahrer kindlich frommer

Erhebung des Gemüths. Das von Weinreben, welche die ganze Gartenseite des Häuschens bekleideten, halb verhangene Fensterchen mit den kleinen, grünen Glasscheiben stand offen und die Tonwellen von dem lieblichen Spiel und Gesange wallten hinaus über den weiten stillen Havelsee, so daß man hätte meinen mögen, daß auf der Halbinsel Tornow, oder noch weiter am jenseitigen Ufer mit den bewaldeten Anhöhen die klare Stimme des lieblichen jungen Mädchens zu hören gewesen sein müsse.

Die schöne Doris, so wurde das einzige Töchterlein des Cantors Ritter von der Hof- und Garnisonschule, ein kleiner verwachsener Mann, der mit Corporalsrang bekleidet über die Soldatenkinder des Regiments baumlanger Grenadiere, welche durch rothe Halsbinden als Königliche Rekruten freie Erziehung für Königs Rechnung empfingen, den Schulscepter führte, war auch der Lehrer des Kronprinzen im Generalbaß, denn er galt für einen tüchtigen Musiker.

Friedrich achtete den braven Mann, der ihm bei aller pedantischen Wunderlichkeit seines Wesens doch manche gute Lehre zum Verständniß des Contrapunkts zu geben wußte, und so wenig der Kronprinz sonst nach dem Ausdruck seines Vaters affabel war, das heißt mit den Unterthanen freundlich verkehrte, so mochte er es sich doch nicht versagen seinen alten Lehrer von Zeit zu Zeit, auf

einsamen Abendspaziergängen im nahen Lustgarten am Schloß, wenn der Prinz sich für unbeobachtet halten durfte, einen freundlichen Besuch zu machen, wobei er denn gewöhnlich durch das offene Gartenpförtchen einging.

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob nicht die Anwesenheit des lieblichen jungen Mädchens, das so freundlich und befangen in seiner Gegenwart war, ebensoviel dazu beitrug, den Beweggrund zu diesen Besuchen abzugeben, als die Lösung musikalischer Fragen, die ihm bei dem eifrigen Alten als Vorwand seines Besuches gelten mußten.

Aber soviel dürfen wir annehmen, daß die schöne Doris, die im Alter des Schwärmens für erwachende Gefühle zärtlicher Neigungen war, an den liebenswürdigen Kronprinzen mehr dachte, als der Abstand ihrer Verhältnisse von ihm wohl für ihre Ruhe und ihr Glück ersprießlich machen konnte.

So auch jetzt. Es herrschte schon tiefe Dämmerung im kleinen Gemach. Marie befand sich allein zu Hause; ihr Gesang athmete immer tiefere Gefühle. Da vernahm sie auf einmal, daß süße melodische Flötentöne die Ihrigen begleiteten. Ihr Herz klopfte, ihr Athem stockte; sie konnte sich wohl denken, wer es war, von dem die weichen lieblichen Töne herrührten, aber sie wagte nicht es sich selbst einzugestehen; immer leiser wurden die Schwebungen ihrer Stimme. Endlich schwieg sie ganz

und ließ die kleinen Hände auf den Tasten ruhen; sie lauschte sie auf die einschmeichelnden Flötentöne, die von Außen hineindrangen in ihr stilles Stübchen, aber nun war es auch dort still. Nachdem sie eine Weile gehorcht hatte, versuchte sie es die erloschenen Klänge, die ihr so wohl und weh im Herzen thaten, wieder zu wecken. Sie begann ein anderes Lied, erst mit weicher halber Stimme; dann, getragen von der eigenen Begeisterung, immer stärker und seelenvoller ertönend. Und die geheimnißvollen Flötentöne erklangen aufs Neue und führten immer lieblicher die Begleitung.

Endlich schwieg sie erschöpft von der eigenen Aufregung. Ihre Hände ruhten auf den Tasten, ihr jugendlicher Busen hob sich unter Seufzern, die einer Welt voll ungeahneter Gefühle in ihrer Brust entquellen. Alles war still um sie her; sie hörte nur noch das Picken der schwarzwälder Wanduhr, die sie mit dem halblauten Kukuksruf aus ihren Träumereien weckte; denn sie hatte gemeint, der junge Flötenspieler habe sich längst entfernt, ungesehen und ungehört, wie er gekommen war.

Da plötzlich sah sie einen Schatten am offenen Fensterchen und eine weiche, freundliche Stimme rief halblaut: „Liebe Doris, darf ich wohl näher kommen?“

„Um Gott, Königliche Hoheit!“ entgegnete sie ihn erkennend, im süß befangenen Schreck, „mein Vater ist nicht zu Hause!“

„Um desto eher, liebliches Mädchen,“ sprach der Kronprinz in das dunkle Fenster hinein, „so wirst Du mir erlauben Dein Spiel mit meiner Flöte zu begleiten. Es wird mir ja so selten das Glück zu Theil meinen süßesten Neigungen Gehör geben zu dürfen, immer das ewige Exercirreglement und pedantische Soldatenspiel! Ich komme, holde Doris, um nur einmal an Deiner Seite zu fühlen, daß ich nicht blos ein an Freuden und Lebensglück armer Königssohn bin, sondern auch ein an Kunst, Poesie und Liebe reichbegabter Mensch.“

Und damit begann er, leicht und gewandt in das niedrige Fenster herein zu steigen.

Doris beschwor ihn doch wenigstens durch die Thür einzutreten, sie welle sogleich Licht anzünden und öffnen.

„Wozu Licht?“ fragte er und war schon halben Leibes im Zimmer; „es ist ja so wonnig im lauschigen Dunkel und wo Töne und Gefühle wallen, da leuchtet der Geist im Innern und das Herz glüht in der Brust, da brauchen wir weder Licht noch Wärme von Außen.“

Damit stand er im Zimmer und suchte im Dunkeln die liebe Hand der kleinen Sängerin zu haschen, aber das sittsam erzogene junge Mädchen, schüchtern wie ein flüchtiges Reh, stand schon an der Stubenthür, die sie öffnete, indem sie sprach: „Nein nein, Hoheit, das schickt sich nicht, wenn mein Vater käme, er würde schelten,

wenn ich so wenig Respect hätte, meinen gnädigsten Herrn im Dunkel zu empfangen; ich hole Licht."

„O laß die Gnade aus dem Spiele," rief Prinz Friedrich ihr nach, denn sie war mit jenen Worten hinausgeeilt und hatte die Thür hinter sich zugezogen, „denn wo die Liebe waltet," setzte er leise hinzu, „da hat die Gnade keine Bedeutung mehr über das menschliche Herz."

Und als sie verschwunden war, setzte er sich ans Clavier und phantasirte über das Thema des so eben gehörten Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und seine Gedanken streiften dabei über seine unglückliche Lage dahin, und ein wahrer Gottesfrieden zog ein in seine für alles Gute und Schöne so offene und weichgeschaffene Seele.

Da trat Doris mit dem Lichte ein und er sah das liebliche Mädchen jungfräulich erröthend und freundlich befangen bei seinem Anblick.

Kein Gedanken, diese Rose zu brechen, stieg ihm auf in seiner Seele, die bekanntlich seit der verführenden Macht der schönen Formera und der reizenden Gräfin Orzelzka, nicht mehr so frei von Sinnlichkeit geblieben war; sondern zum ersten Male in seinem jungen Leben empfand er die höhere Macht einer reinen schönen Weiblichkeit, die ihm ganz andere Gefühle gab, als jener

Sinnentaumel, der am Ende immer das Herz unbefriedigt läßt.

Er stand auf, ergriff sie freundlich bei der Hand und führte sie zu dem Tabouret am Clavier mit der Bitte, fortzufahren und ein schönes frommes Lied zu spielen und zu singen, das er dann mit seiner Flöte begleiten wolle.

Doris spielte und sang das schöne alte Kirchenlied:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her!" und die einfache fromme Weise, vorgetragen so innig und seelenvoll von der reinen jungfräulichen Stimme, hatte Prinz Friedrich begleitet mit seinen weichen, melodischen Flötentönen, so zart, seelenvoll und innig, wie er noch nie in seinem Leben geblasen hatte, und eine ganz neue Welt von Gefühlen war in ihm aufgegangen, statt des philosophischen Unglaubens, den die Schriften eines Wolf und Voltaire, Diderot und Anderer in ihm geweckt hatten, war ein ihm neues Gefühl getreten, das ihm sagte: „Ja, wahrlich, es giebt einen Gott der Liebe, und dieser Gott ist in mir, denn ich fühle die Liebe."

Und mit diesem frommen Gedanken nahm er seine kostbare Brillant-Tuchnadel, deren Steine ein strahlendes F. bildeten, und steckte sie ihr vor den Busen. Dann neigte er sich nieder zu der lieblichen Sängerin, die jetzt schwieg und mit ihren großen blauen Augen schwärmerisch, und sich selbst vergessend, zu den seinigen auf-

blickte, und während er sanft sie umschlang und das holde erröthende Kind mit zärtlicher Innigkeit an sich zog, küßte er sie auf die Stirn, und Doris war zu sehr ergriffen von den höheren Gefühlen einer, wie aus dem göttlichen Wesen entflammenden Liebe, um sich dieser Hinneigung seiner liebenden Seele zu entziehen, und er schloß, ohne daß sie ihn abwehrte, den unschuldigen Bund zweier liebenden Herzen durch einen Kuß auf ihre wie eine aufbrechende Rosenknospe schwellenden Lippen.

Da, plötzlich in Mitten dieser glückseligsten Gefühle, wurden die beiden Liebenden unterbrochen durch eine rauhe, scheltende Stimme, die dem Kronprinzen zurief: „Gratulire submissest, Königliche Hoheit, werde pflichtschuldigermaßen rapportiren."

Erschreckend blickten beide auf und im offenen Fenster, vom Weinlaub eingerahmt, sahen sie bei dem schwachen Lichtschimmer die gelben, scharf markirten, malitiösen Gesichtszüge des teuflischen Eversmann, der im nächsten Augenblick auch schon verschwunden war.

„Gott, der Schändliche!" rief Doris, „der mich schon lange mit seinen verruchten Liebesanträgen verfolgt hat und immer nur, wie er es verdient, von mir abgewiesen worden ist!"

„Ein Beweggrund mehr für den eingefleischten Teufel, das arme Mädchen unglücklich zu machen," dachte der Kronprinz, indem er im Augenblick die Größe der

Gefahr und die schrecklichen Folgen dieser Entdeckung erkannte.

Im ersten Moment wollte er ihm nacheilen, um ihn zu bitten, daß er schweigen möge, wo möglich ihn bestechen; aber einer solchen Erniedrigung widersetzte sich sein Königlicher Stolz. — Er vertraute im Bewußtsein seiner Unschuld auf die Hoffnung, daß ihm sein Vater wenigstens einige Worte der Rechtfertigung erlauben werde. — Um die Gefühle des allerdings auch erschrockenen jungen Mädchens nicht allzusehr zu beunruhigen, bemühte er sich, ihr seine Besorgnisse zu verbergen. Er ging nach einem kurzen Abschiedsgruß, bei dem aus seinem erstarrten Gemüth kein inniges Wort, kein zärtlicher Kuß den kurzen Traum von Glückseligkeit fortsetzte, den er in ihrer jugendlichen Seele geweckt hatte, und Doris ahnete nicht, daß auf ihr eigenes unschuldiges Haupt das Gewitter, welches in Folge dieser Scene aufsteigen sollte, sich entladen würde.

Als Prinz Friedrich kaum auf seinem Zimmer angekommen war und das französische Kleid, das er so gern trug auf seinen Abendpromenaden, wenn er den König im Tabakscollegium wußte, und sich sicher fühlte, nicht zu ihm gerufen zu werden, abgelegt hatte, erschien der Officier von der Schloßwache, gefolgt von zwei Mann von der Grenadiergarde, vor dem Kronprinzen und kündigte ihm, auf Befehl des Königs, Arrest an.

So war denn der Schlag schon geschehen, den er erwartet hatte, ohne die Möglichkeit, ihn abzuwenden. Und er hatte noch von Glück zu sagen, daß der König in seinem Zorn ihn nicht vor sich beschieden hatte; denn in diesem Falle würde er thätlichen Mißhandlungen nicht entgangen sein. Aber um so schwerer fiel es ihm aufs Herz, daß der König, sein Vater, sich gegen seine Person mäßigte. Mit Recht mußte er daraus schließen, daß er einen andern Ableiter für seinen Jähzorn gefunden haben müsse, und mit Schauder dachte er daran, daß die arme, unschuldige Doris das Opfer desselben sein werde.

Nach einer schlaflosen Nacht schrieb er in seiner Angst einen beweglichen Brief an den König, worin er alle Schuld des Rendezvous auf sich nahm und seinen Vater beschwor, das unschuldige Mädchen nicht zu bestrafen, besonders da nichts Unehrbares vorgefallen sei. Doch den Brief erhielt er unerbrochen zurück mit dem mündlichen Bescheide, den der König ihm durch Eversmann hatte sagen lassen, von einem so liederlichen Querpfeifer nehme er keine Briefe an; seine Metze aber werde ihrer Strafe nicht entgehen.

Kaum eine Stunde später wurde der Kronprinz durch Trommelschlag und einen Volksauflauf ans Fenster gelockt. Auf sein Befragen aus dem Fenster rief man ihm hinauf: „Die schöne Doris wird vom Henker mit

Staupenschlag aus der Stadt gebracht und nach Spandau geschickt.“

Prinz Friedrich sank fast in Ohnmacht. Er griff nach seinen Pistolen und würde Hand an sich gelegt haben, hätte ihm nicht sein alter treuer Kammerdiener ins Gewissen gerufen, daß er sich damit an seinem Volke versündigen werde, weil er für den Thron geboren sei.

Dann ergriff ihn eine tiefe Trauer, und er beschloß nun unwiderruflich, solchen Gräuelscenen sich durch die Flucht zu entziehen.

Was den König so furchtbar gegen sie aufgebracht hatte, war der Umstand, daß man die kostbare Diamant-Busenadel des Kronprinzen bei ihm gefunden hatte.

Die arme Doris überlebte ihre schreckliche Strafe. Nach drei schweren Leidensjahren der Gefangenschaft im Spinnhause zu Spandau wurde sie mit der Freilassung begnadigt, doch nur unter der Bedingung, daß sie sich nach dem Willen des Königs verheirathe. — Mit kaltem Herzen nahm sie die Hand eines braven Mannes, die ihr angeboten wurde. Es war die des Berliner Fiaker-Pächters Schorner. Ihr alter Vater verlor Amt und Stellung und starb bald darauf in Gram und Noth.

Friedrich hat diesen unglücklichen Gegenstand seiner zartesten Jugendliebe nie wieder gesehen. Aber eine tiefe Wehmuth blieb darüber in seiner Seele zurück, und als

er zur Regierung kam, war eine seiner ersten Handlungen, daß er der armen Doris eine Pension aussetzte.

Sie starb erst im hohen Alter einige Jahre später als Friedrich der Große, dessen Andenken sie stets in ihren frommen Gebeten segnete, bis ihr der Himmel endlich milde die lebensmüden Augen schloß.

Sechstes Capitel.

Indiscretion des Herrn von Rochow. — Katastrophe mit Hotham. — Seckendorf's Unterredung mit dem Könige. — Audienz von Hotham. — Folgen davon. — Abschied des Kronprinzen von der Prinzessin. — Grumbkow's Briefe. — Gesellschaften in Monbijou. -- Grumbkow daselbst. — Sendung Gödicken's nach England. — Katte's Indiscretion. — Abreise des Königs und des Kronprinzen. — Intriguen am Hofe. — Die Ramon. — Grumbkow im Garten von Montbijou. — Spuk im Cabinet der Königin. — Soirée bei der Königin. — Katte's Aengstlichkeit. — Prophezeihung der Prinzessin. — Grumbkow's Schadenfreude. — Beunruhigung wegen der Correspondenz mit dem Kronprinzen. — Die verschlossene Chatulle. — Rückkehr des Königs. — Das entsetzliche Geheimniß.

1.

Prinzessin Wilhelmine fand den Kronprinzen schon unmittelbar nach seiner Rückkehr von Mühlberg in der entsetzlichsten Stimmung. Diese wurde noch erhöht durch das soeben erzählte Ereigniß, das wenige Tage nachher vorgefallen zu sein scheint. Er war so erbit-

tert, daß die Prinzessin vergebens flehende Bitten und Thränen, wie Vernunftgründe aufbot, ihn zu beruhigen.

Leider war aber auch der Kronprinz nicht mehr Herr seiner Aeußerungen der Entrüstung. Eines Tages, als wieder eine Unannehmlichkeit mit dem Könige stattgefunden hatte, ließ er einige Worte gegen seinen Gesellschafts-Cavalier, Herrn von Rochow, fallen, welche seine Absicht, sich diesen Leiden durch die Flucht zu entziehen, wenigstens errathen ließen. Dieser redliche Officier hatte mehr Gewissenhaftigkeit als Verstand. Er beobachtete den Prinzen genauer und bemerkte allerdings in dessen Thun und Treiben mehrere Anzeichen, die darauf hindeuteten, daß seine Aeußerungen nicht blos ein bedeutungsloser Ausbruch von Schmerz gewesen war, sondern daß der Prinz in der That Alles mit Bedacht vorbereite, um den Fluchtplan zur Ausführung zu bringen.

In seiner Angst und Rathlosigkeit wagte es der ehrenwerthe Obrist doch nicht, dem Könige davon unmittelbar Mittheilung zu machen, weil er nicht ohne Grund besorgte, damit die furchtbarsten Ausbrüche seines Zorns herauf zu beschwören; aber er beschloß die Königin davon zu benachrichtigen und dieser das Weitere zu überlassen. Zu diesem Zweck begab er sich zu dem Fräulein v. Bülow, der jetzt hoch in Gunst stehenden Hof-

dame der Königin. Er erzählte ihr die Aeußerungen des Kronprinzen und seine Wahrnehmungen und Entdeckungen, und bat sie, die Königin davon in Kenntniß zu setzen.

Die Hofdame versprach ihrer Pflicht gemäß den Auftrag auszurichten.

Ein kluger Mann hätte es dabei bewenden lassen und im Uebrigen die strengste Discretion beobachtet; da aber Herr von Rochow ein beschränkter Kopf war und sich selbst bei dieser Geschichte in einer höchst bedenklichen Lage befand, so suchte er überall Rath und Trost zu erlangen. Er ging bei allen seinen zahlreichen Bekannten von Haus zu Haus und vertraute Jedem, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, das entsetzliche Geheimniß und seine gräßliche Verlegenheit. Ueberall empfing er statt des guten Raths ein verlegenes Achselzucken. Niemand wollte sich in dieser kitzligen Angelegenheit die Finger verbrennen. Kaum aber hatte er den Rücken gewendet, um sich mit gleichem Erfolg bei Andern Raths zu erholen, so wanderte das Geheimniß von einem Munde zum andern, und bald war es in der ganzen Stadt verbreitet.

Als in Folge dieser Mittheilung die Hofdame von Bülow der Königin diese Entdeckung ehrerbietig vortrug, befand sich Prinzessin Wilhelmine zugegen. Die Köni-

gin erschrak heftig und fragte sogleich ihre Tochter, ob sie etwas davon wisse.

Wilhelmine antwortete mit Besonnenheit, daß ihr nur zu wohl die Verzweiflung ihres Bruders bekannt sei, daß sie es ihr bis jetzt nur verschwiegen habe, um ihr Kummer zu ersparen. Allein zu dem ihm schuld gegebenen Anschlag hielte sie ihn doch nicht für fähig.

Aus Rücksicht auf die Spionin, die Ramon, die der Königin Alles wiedergesagt haben würde, durfte die Prinzessin nicht offen mit ihrer Mutter sprechen. Sie beschwor indeß dieselbe, mit ihrem Bruder darüber zu reden; aber doch so sanft und herzlich, wie nur immer möglich; denn Wilhelmine war überzeugt, daß die Königin auf diese Weise Alles über ihren Sohn vermögen würde.

Die Königin folgte dem Rathe ihrer Tochter und erhielt vom Prinzen darüber die beruhigendsten Versicherungen, daß er an ein so bedenkliches Mittel, wie die Flucht sei, nie ernstlich gedacht habe.

Die Besorgnisse der Prinzessin wurden dadurch nicht geringer. Wegen der Ramon durfte sie es nicht wagen, der Königin ihre ernstlichen Bedenken anzuvertrauen und doch wußte sie kein Mittel, den drohenden Schlag abzuwenden.

Indeß waren die Antworten von England ange-

kommen, und die Sache schien dadurch abermals eine andere Wendung nehmen zu wollen.

2.

Alles, was der König in Betreff der Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Anna gefordert hatte, war zugestanden. Aber der londoner Hof bestand aufs Neue darauf, daß Grumbkow entlassen werden sollte; weil, wie es in der Erklärung des britischen Cabinets hieß, nie darin gewilligt werden würde, daß eine Vermählung beide Königliche Familien verbinde, so lange dieser intriguante Mensch noch Minister des preußischen Hofes sei.

Zugleich war dem Könige in dem Antwortschreiben angekündigt worden, daß Hotham dem Könige aufgefangene Briefe von ihm vorlegen würde, welche den Minister seiner Schurkerei überführen würden.

Der österreichische Gesandte, Baron von Seckendorf, der überall sein Ohr und seine Spione hatte, bekam sogleich Kunde von dem Inhalte dieser Antwort, und ohnerachtet er seit der englischen Anklage von dem Könige mit einiger Kälte behandelt wurde, so erkannte er doch sogleich, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, wo Alles gewagt werden müsse, um die Vertreibung Grumbkow's und die Allianz mit England zu hindern.

Für diesen Zweck erbat er sich eine möglichst bal=

dige Audienz vom Könige in einer wichtigen Angelegenheit von der dringendsten Eile. Diese Bitte konnte der König, bei aller Mißstimmung, doch einem kaiserlichen Gesandten nicht abschlagen. Er empfing ihn in einer Privataudienz.

Seckendorf war ein gewandter Redner und feiner Diplomat, der die schwachen Seiten des Königs kannte und sie schlau zu benutzen wußte. In einer längern Rede stellte er dem Könige ausführlich vor, wie sein Herr, der Kaiser, sich stets alle ersinnliche Mühe gegeben habe, um seine, des Königs Freundschaft zu gewinnen und sich zu erhalten; wie er ihm nicht nur freie Werbung der größten Leute in seinen Staaten zugestanden, sondern auch dafür Bürgschaft geleistet habe, daß der König die Herzogthümer Jülich und Berg erwerben würde. Jetzt nun sei der Kaiser in Verzweiflung, daß sich Seine Majestät, trotz aller seiner Bemühungen, ganz in die Arme Englands geworfen habe; „wenn ihm aber," fügte Seckendorf hinzu, „an der Heirath seiner Prinzessin Tochter mit dem Prinzen von Wales so gar viel gelegen sei, so wäre der Kaiser gern bereit, für dieses Ziel durch seinen Gesandten in London selbst mitzuwirken."

„Und nun," fuhr er im heuchlerischen Tone fort, „ich bin ein redlicher Mann, und Ew. Majestät schon seit vielen Jahren aufrichtig ergeben; Ihr Zustand setzt mich

in der That in die äußerste Bestürzung. Sehen Sie hier die Briefe, die ich in Beziehung auf diese Angelegenheit aus England erhielt. Der Kronprinz steht mit diesem Hofe im genauesten Einverständnisse; die Königin hat sich über die Schritte, die er gethan, auf die unvorsichtigste Weise erklärt. Er hat sich ohne ihr Wissen mit der Prinzessin Anna heimlich verlobt und über diesen Gegenstand zweimal an die Königin von England geschrieben. Grumbkow hat darüber noch genauere Nachrichten erhalten, die er bereit ist, Ew. Majestät vorzulegen. Urtheilen Sie nun selber, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie diese Heirath des Kronprinzen genehmigen und Ihre treuesten Diener entfernen. Sie erhalten dann eine Schwiegertochter, für deren Aufwand das Einkommen des Staats nicht hinreichen würde; Ihr Hof würde mit Intriguanten und heimlichen Ränkeschmieden angefüllt werden; der Kronprinz würde sich unter dem Schutz und Einfluß Englands bald der Regierung bemächtigen und Ihrer Majestät nichts als den Königlichen Titel lassen, während er, dem Wesen nach, das Amt des Königs verwaltet. Sie werden die Wahrheit aller meiner Vorhersagungen um so mehr erkennen, da Sie den Anfang aller Vorbereitungen zu einem solchen Ausgang schon vor Augen sehen.“

Und da Seckendorf bemerkte, daß seine Rede nicht

ohne Eindruck auf den König blieb, so fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

„England behandelt jetzt schon Ihre Majestät wie ein Kind: es schreibt Ihnen Gesetze vor in Ihrem eigenen Hause; es scheint Ihnen ein Stück Zucker vorzuhalten und zu sagen: „Wenn Du Grumbkow fortjagst, bekommst Du Zucker, sonst wird nichts daraus.“

Diese lange Rede, die Seckendorf mit dem Gesichterschneiden seiner frappanten Physiognomie, wie er es gewohnt war, begleitete, verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König entließ ihn ohne ein Wort darauf zu erwidern. Aber Seckendorf, dem feinen Beobachter war es nicht entgangen, daß der König nachdenkend geworden war, und das genügte ihm vorerst, indem er wußte, daß man in die Seele des Königs nur einen Funken von Mißtrauen zu legen brauche, um gewiß zu sein, daß derselbe auch ohne Weiteres aufgehen und sich dann durch irgend eine energische Handlung dieses so thatkräftigen Fürsten entladen würde.

Und so kam es auch.

Am 14. Julius hatte der englische außerordentliche Gesandte Hotham aufs Neue die erbetene Audienz.

Er fing damit an, daß England sehr geneigt sei, ihm alle von ihm gestellten Bedingungen zuzugestehen, und daß es alle seine Absichten gern fördern würde; daß sein König und Herr aber auch nicht zweifle, daß Seine

Majestät ihm zu seiner Befriedigung Grumbkow aufopfern würde.

Zugleich zeigte er ihm die aufgefangenen Briefe desselben und übergab sie dem Könige mit der Bemerkung: „Nun geruhen Ihre Majestät selbst zu sehen, welchem Schurken Sie Ihr Vertrauen geschenkt haben.“

Dem Könige, der schon durch diese Anrede bei dem in seinem Innern von Seckendorf erregten Mißtrauen aufs Aeußerste gebracht war, schwollen die Adern der Stirn, sein volles Antlitz wurde glühendroth und blau vor Wuth; er entriß dem Gesandten die Papiere und warf sie ihm, seines Zornes nicht mehr mächtig, ins Gesicht.

„Ihr wollt mir in meinem Hause Gesetze vorschreiben? Daraus wird nichts, ich bin kein Kind und werde wissen auf eigenen Füßen zu stehen!“

Damit hob er den Fuß, als wollte er ihm einen Fußtritt geben. Entrüstet trat Hotham zurück, und der König drehte sich kurz um und verließ das Zimmer, indem er die Thür hinter sich zuschlug.

So endete jene unglückliche Audienz, welche damit längst gehegte und gepflegte Wünsche der Königin, des Kronprinzen und selbst das Glück der Prinzessin Wilhelmine zertrümmerte, damit auch die englische Königsfamilie unversöhnlich vor den Kopf stieß, und der schlaue und intriguante Minister, dessen Hochverrath klar vorlag,

dessen Intriguen alle das Unheil in den Königlichen Familien angestiftet hatten, blieb an seinem Platze und befestigte sich aufs Neue in der Gunst seines Herrn, während er nur fortfuhr, den selbstsüchtigen und herrschsüchtigen Plänen und Intriguen Oesterreichs zu dienen, und alles das war nur eine Folge der leidenschaftlichsten Kurzsichtigkeit des Königs, wenn einmal das in ihm stets schlummernde Mißtrauen aufgeweckt worden war.

Kaum war der König in sein Zimmer zurückgekehrt, so erkannte er die ganze Größe der möglichen Folgen seiner leidenschaftlichen Uebereilung. Er war darüber außer sich und rathlos, und quälte sich mit dem Gedanken, daß ein Krieg mit England die nächste Folge der Beleidigung seines Gesandten sein würde.

3.

Die Königin hatte unmittelbar den Ausgang dieser Audienz durch ein Billet von Hotham an ihre Hofdame, Fräulein von Bülow, erfahren. Sie sah damit alle ihre Hoffnungen und lang gehegten Lieblingspläne gescheitert; wie sehr das sie betrübte, läßt sich leicht denken.

Man ging zur Tafel. Die unglückliche Geschichte war schon bekannt geworden; Jeder schwieg. Der König selbst befand sich in der peinlichsten Lage. Er wollte sich seine eigene Betroffenheit nicht merken lassen und doch vermochte er es nicht über sich, sie ganz zu ver-

bergen. Er sprach wenig und war sichtbar in der übelsten Laune. Jeder in den Umgebungen des Königs zitterte. Man wußte noch nicht, wohin sich sein Unwillen entladen würde.

Nach aufgehobener Tafel, als man sich zum Kaffee in die anliegenden Zimmer vertheilte, ließ der König den holländischen und den dänischen Gesandten rufen. Er erzählte ihnen den Hergang und bat um ihre Vermittelung bei Herrn Hotham.

Während des ganzen Tages, der mit Hin- und Herschicken verging, quälte der König die Königin, indem er ihr immerfort wiederholte: „Mit England sei nunmehr Alles abgebrochen,“ und „Wilhelmine,“ setzte er spottend hinzu, „soll nun, da ich gar nicht weiß, mit welcher Brühe ich sie auftischen soll, Aebtissin von Herfort werden.“

Die Königin wagte nicht dagegen einen Einwurf zu machen. Sie sagte blos mit ihrer kalten Ruhe: „Ich bin damit zufrieden,“ obgleich es ihr ganz anders ums Herz war; denn auch dieser Plan machte ihr Kummer.

Der König schrieb darauf sogleich an die Markgräfin Philipp und bat sie, seiner Tochter Friederike Wilhelmine den Platz im Stift zu geben, den damals ihre jüngste Schwester besaß. Daß sie den Wünschen des Königs leicht Gehör gab, läßt sich wohl denken.

Als der König erfuhr, daß alle Bemühungen, den englischen Minister zu versöhnen, vergeblich waren, ließ er ihm endlich durch die beiden Gesandten von Holland und Dänemark eine förmliche Ehrenerklärung anbieten.

Der Kronprinz, der davon durch den dänischen Gesandten, Herrn von Löwener, sogleich in Kenntniß gesetzt worden war, schrieb es sofort der Königin und fügte hinzu, daß dieser Minister ihn gebeten habe, dem englischen Gesandten einige Zeilen zu schreiben, worin er ihn bäte, den Vorschlag des Königs anzunehmen. Die Königin gab diesem Verhaben ihren vollen Beifall, und der Kronprinz schrieb an Herrn von Hotham:

„Mein Herr!

Ich habe von Herrn von Löwener die letzten Vorschläge des Königs, meines Vaters, erfahren und zweifle nicht, daß Sie seinen Wünschen nachgeben werden. Bedenken Sie, mein Herr, daß mein und meiner Schwester Glück sowohl, wie die Verbindung der beiden Häuser von Ihrer Antwort abhängen. Ich zweifle nicht, daß Sie unserm Verlangen entsprechen und unsern Bitten nachgeben werden. Nie werde ich diesen Dienst vergessen und ihn lebenslang durch die vollkommenste Hochachtung erkennen. Seien Sie davon überzeugt, daß ich zeitlebens verharren werde Mein Herr,

Ihr sehr zugethaner und herzlicher Freund,

Friedrich."

Katte war der Ueberbringer dieses Briefes. Die Königin hatte auf die dringende und vielfache Empfehlung dieses jungen Mannes, von Seiten des Kronprinzen, demselben ihre Gunst geschenkt.

Eine halbe Stunde nach der Absendung seines Briefes empfing der Kronprinz von Hotham folgende Antwort:

„Gnädigster Herr!

„Herr von Katte stellt mir soeben Ihrer Königlichen Hoheit Brief zu. Ich bin von Dankbarkeit über das darin geäußerte Vertrauen durchdrungen; beträfe die Sache nur mich persönlich, so würde ich selbst das Unmögliche versuchen, um ihnen meine Ehrerbietung und meine Achtung Ihrer Befehle zu beweisen; allein der Schimpf, den ich erlitten habe, trifft den König meinen Herrn; ich kann also den Wünschen Ew. Königlichen Hoheit nicht nachgeben. Ich werde dieser Sache die bestmögliche Wendung zu geben suchen, und obschon sie die vorliegenden Unterhandlungen unterbricht, so hoffe ich doch, daß sie nicht ganz dadurch abgebrochen werden sollen. Ich bin u. s. w."

Man kann leicht denken, wie sehr diese Antwort die Königin betrübte.

Der Kronprinz war ebenfalls verstimmt; doch suchte er sich in bitterer Ironie zu fassen. Er warf den Kopf in die Höhe und sagte spöttelnd zu seiner Schwester:

Was ists denn weiter? Im Grunde ist das Unglück nicht so groß. Werde Du Aebtissin, so hast Du nichts mehr zu fürchten, weder vom Herzog von Weißenfels noch vom Markgrafen von Schwedt. Es ist gar nicht der Mühe werth, daß die Königin so ein Aufhebens davon macht! Ich bin der ganzen Wirthschaft müde und will mich schon aus ihr herausziehen. Thue Du, was Du willst; ich habe mir in Rücksicht Deiner nichts vorzuwerfen; ich habe Alles gethan, um Dich in England zu versorgen; nun ist es Zeit, daß ich auch an mich denke.''

Als Wilhelmine versuchte ihn zu erweichen und auf andere Gedanken zu bringen, sprach er mit einer bei seinem sanften Charakter ungewohnten Bitterkeit:

,,Die Zeit, mir mit Bitten und Thränen in den Ohren zu liegen, ist vorbei; ich habe genug gelitten und Du magst selbst sehen wie Du fertig wirst.''

Diese Worte, in einem scharfen, spöttischen Ton gesprochen, thaten der Prinzessin unendlich weh. Anfangs suchte sie ihn zu besänftigen; aber seine rauhen und bittern Antworten brachten sie endlich auch auf; sie sagte ihm einige Anzüglichkeiten, die er übel nahm und beide gingen entzweit auseinander.

Der Kronprinz sollte am andern Morgen sehr früh mit dem Könige nach Anspach abreisen.

Die Prinzessin liebte ihren Bruder zu sehr, um lange

auf ihn zürnen zu können. Ihres Unwillens ohnerachtet wollte sie noch einen letzten Versuch machen, den gefürchteten Streich abzuwenden. In dieser Absicht ließ sie sich nach der Abendtafel noch einmal in ein Gespräch mit ihm ein. Seine Antworten blieben aber immer gleich kalt.

„Ich weiß nicht," sagte er, „warum Du mich quälst, Dir mein Wort zu geben, daß ich zurückkommen will. Ich habe darüber nachgedacht und den Plan aufgegeben." Da in diesem Augenblick der König eintrat, hatte Wilhelmine nicht Zeit ihm zu antworten. Sie schloß ihn daher in ihre Arme und sagte ihm laut: sie wünsche ihm glückliche Reise. Er sagte ihr leise, um sie zu beruhigen, daß er vielleicht noch später zu ihr kommen würde; aber die Prinzessin erwartete ihren Bruder auf ihrem Zimmer vergeblich, noch länger als eine Stunde nach ihrer Rückkehr. Endlich brachte ihm sein Kammerdiener ein Billet, das mit nichtssagenden Entschuldigungen und flüchtigen Freundschaftsversicherungen angefüllt war. Wilhelmine schöpfte daraus die Ueberzeugung, daß es mit seiner Versicherung, den Fluchtplan aufzugeben, nicht Ernst gewesen sei; sie zitterte vor den Folgen.

Die Unterredungen, welche die Prinzessin mit ihrem Bruder gehabt, sein ganzes Benehmen und ihre Angst über einen Vorsatz, der soviel Unglück über sie und das ganze Königliche Haus bringen mußte, ließ sie in dieser

Nacht kein Auge schließen. Sie brachte die ganze unglückliche Nacht mit ihrer Hofmeisterin im Gespräch und unter Thränen zu. Das Unglück, welches beide voraussahen, gab reichlichen Stoff zu dieser traurigen Unterhaltung.

4.

Hätte der König nur soviel Gemüthsruhe und Besonnenheit gehabt, um wenigstens einen Blick in die ihm von Hotham vorgelegten Briefe zu werfen, so würde er von dessen Hochverrätherei und von den österreichischen Intriguen sogleich die volle Ueberzeugung gewonnen haben.

Der englische Gesandte von Hotham schickte am folgenden Tage, nach der Abreise des Königs, um sich selbst zu rechtfertigen, die Briefe, welche der König ihm ungelesen ins Gesicht geworfen hatte, an die Königin.

Es waren sechs bis sieben Briefe, welche sie, nachdem sie dieselben gelesen hatte, ihrer Tochter mittheilte. Diese Briefe waren im Februar desselben Jahres geschrieben, in der Zeit, als die Königin wirklich ernstlich krank war. In jedem Briefe sagte er: „Man spricht zwar viel von der gefährlichen Krankheit der Königin; es ist aber nur eine Komödie, die sie spielt, um den König von England zu erweichen.“ Die Königin ist wohl, wie ein Fisch im Wasser (das war sein eigener Aus=

druck); lassen Sie das nur, wenn Sie können, den König von England erfahren."

Dann wieder: „Ich habe schon wieder zwei meiner Creaturen angestellt, um dem Kronprinzen Possen zu spielen. Fahren Sie nur fort, mir Alles, was Sie von diesem listigen Treiben an Ihrem Hofe merken, zu schreiben."

In einem andern Briefe sagt er: „Ich habe mit dem Freund (damit war Seckendorf gemeint) verabredet, daß er dem Könige sage, der Kronprinz stehe mit dem londoner Hofe im geheimen Briefwechsel. Schreiben Sie mir darüber einen Brief, den ich dem Dicken (er meinte den König) zeigen kann. Sorgen Sie nur für nichts; ich will Sie schon zu unterstützen wissen, und dennoch sehen, daß wir nicht entdeckt werden; denn ich mache ja mit dem Dicken Alles was ich will."

Und dabei lautete immer der Schlußreim: „Die Königin befindet sich, wie der Fisch im Wasser."

Die andern Briefe waren noch neuer, vom März. In diesen schrieb er unter Andern: „Die Schritte von Seiten Englands, aber besonders des Prinzen von Wales, setzen mich in das äußerste Erstaunen. Was in aller Welt, lieber Reichenbach, soll die Gesandtschaft des Ritters Hotham heißen? Warum giebt man sich denn so viel Mühe, eine Prinzessin zu verheirathen, die so häßlich ist, wie der Teufel, kupferig, ekelhaft und stumpf-

sinnig? ich begreife es nicht, wie dieser Prinz, der unter Allem, was schön ist, die Wahl hat, sich mit so einem Mondkalb abgeben kann. Sein Schicksal thut mir in der Seele weh. Man sollte ihn wenigstens davon in Kenntniß setzen. Ich überlasse Ihnen diese Sorge."

Alle anderen Briefe waren in einem ähnlichen Styl geschrieben. Grumbkow gab damit die unwiderleglichsten Beweise seiner schändlichen Gesinnung und Intriguen gegen die Königin, den Kronprinzen, die Prinzessin und die ganze englische Heirath, im alleinigen Interesse Oeststerreichs. Es läßt sich denken, daß er sich dadurch nicht besonders bei der Königin insinuirte. Die Prinzessin war über jede kleinliche Empfindlichkeit erhaben; aber sie sagte: „Es ist merkwürdig, wie dieser Mann meine Güte belohnt, als ich aus Mitleid mich seiner annahm, wie er als ein Geächteter vor dem ganzen Hofe dastand."

Die Königin nahm während der Abwesenheit des Königs viermal in der Woche in Monbijou Gesellschaft an. Das war ein kleines Lustschloß mit Garten vor der Stadt, welches sie nach ihrem Geschmack und ihrer Neigung verschönert hatte. Und hier war es, wo Grumbkow, der durch seine Spione genau wußte, daß die Königin seine aufgefangenen Briefe gelesen hatte, die Unverschämtheit besaß, jedesmal zu erscheinen, und nicht ohne Absicht gab er durch sein Benehmen zu erkennen, daß er wieder fester als jemals in der Gunst des Königs stehe.

Er that das, damit Niemand es wage, den König von dem Inhalt dieser Briefe auf irgend eine Weise in Kenntniß zu setzen und für die Königin, wie für die Prinzessin erforderte die Nothwendigkeit nicht nur seine Gegenwart zu ertragen, sondern auch den allmächtigen Günstling des Königs mit Höflichkeit zu behandeln, eine nicht geringe Ueberwindung.

5.

Als der Kronprinz seine Absicht von Mühlberg aus zu entfliehen entdeckt sah, hatte er den Plan aufgegeben; aber um desto größere Vorbereitungen getroffen, um das Gelingen der Flucht auf der bevorstehenden Reise des Königs ins Reich zu sichern.

Ganz im Geheim hatte er schon in Mühlberg den Legationssecretär der großbritannischen Gesandtschaft, Gödike beauftragt gehabt, am englischen Hofe zu sondiren, ob er dort Protection finden würde; wo nicht dahin zu wirken, daß er in Frankreich bleiben könne. Gödike übernahm den Auftrag und reisete ab; und das war ein neuer Grund die Flucht noch zu verschieben. Erst nach der Rückkehr des Kronprinzen nach Berlin kam auch Gödike von London zurück. Aber er hatte keine günstige Nachricht zu überbringen. Um das gefährliche Geheimniß besser zu bewahren, mußte Katte ihn zu einer nächtlichen Unterredung am Schloßportal ein=

laden. Im Dunkel der Nacht erschienen beide Männer in ihre weißen Mäntel gehüllt und führten flüsternd ihre gespenstische Unterredung.

„Leider,“ sagte Gödike, „muß ich es Ihrer Klugheit überlassen, dem Kronprinzen auf die mildeste Weise, aber auf das Allerentschiedenste zu eröffnen, daß man ihn in England nicht haben wolle, und daß er auch von dort aus, im Fall seine Flucht nicht die mindeste Verwendung bei der französischen Regierung zu erwarten habe. Man riethe ihm wohlmeinend den Gedanken daran aufzugeben, denn es würde einen Feuerbrand in ganz Europa anzünden heißen, wenn der Prinz, bei den jetzigen Conjuncturen, eine solche Flucht ausführen würde und namentlich würde der Bruch mit England dadurch unheilbar werden. Uebrigens würde man ihn von dort aus gern auf jede nur mögliche Weise soulagiren, um ihn in den Stand zu setzen seine Schulden bezahlen zu können.“

Katte konnte dem Kronprinzen das Unangenehme dieser Antwort nicht mildern. Die Wichtigkeit der Sache forderte volle Wahrheit und die wörtliche Mittheilung der Antwort, die Gödike überbracht hatte.

Der Kronprinz war dadurch keinen Augenblick betroffen. „Halb und halb,“ sagte er, „konnte ich diese Erklärung voraussehen. Man wünscht in England die Allianz mit Preußen und will sich deshalb, so lange

mein Vater lebt, nicht die Finger verbrennen; ich aber werde deshalb meinen Plan nicht aufgeben."

„Auch nicht die Hoffnung, Königliche Hoheit," nahm Katte das Wort, „daß in England Alles sich doch noch zum Guten wende. Wer weiß wie ungeschickt dieser Herr von Gödike seine Mission angefangen hat. Ich würde gern bereit sein für Ew. Hoheit selbst nach England zu gehen und hoffe dann bessere Erfolge zu gewinnen, wenn Sie nur, mein Prinz, mir einen Brief an den König mitgeben wollen."

Der Kronprinz war damit einverstanden. Er schrieb sogleich einen Brief an den König von England, den er an Katte übergab.

Zugleich gab er ihm zweitausend Thaler baares Geld, einige werthvolle Ringe, eine goldene Dose und den polnischen Orden, der mit Brillanten besetzt war, von welchen jedoch die größeren Steine schon durch unächte ersetzt waren.

Auch beauftragte er Katte, ihm ein grautuchenes Kleid, von französischem Schnitt, mit silbernen Tressen machen zu lassen, um sich desselben auf der Flucht zu bedienen.

Dann wurde verabredet, daß Katte unter dem Vorwand Urlaub zu nehmen, als Postillon verkleidet dem Kronprinzen folgen und mit ihm in Anspach zusammentreffen solle, um dann die Anstalten zur Flucht zu fördern.

Der König aber schlug das Urlaubsgesuch des Vertrauten des Kronprinzen geradezu ab. Die Vermuthung lag nahe, daß der König Verdacht geschöpft haben müsse, wegen der Flucht des Kronprinzen, oder gar schon etwas Bestimmteres davon wisse. Und beides war leider der Fall. Theils waren es einige unvorsichtige Aeußerungen desselben, besonders gegen Rochow; dem auch von anderer Seite, von einem Verwandten Katte's die Warnung durch ein Billet zugegangen war. „Ich avertire Sie als guter Freund, auf Ihren hohen Untergebenen ein wachsames Auge zu haben.“ Und so hatte dieser in seiner Pflichttreue nicht mehr umhin gekonnt, den König davon in Kenntniß zu setzen; auf der andern Seite hatte Katte in seiner Eitelkeit mit dem Vertrauen des Kronprinzen geprahlt, hatte verschiedenen Personen die ihm zur Aufbewahrung anvertrauten Präziosen gezeigt und Andeutungen fallen lassen, daß der Kronprinz auf der bevorstehenden Reise des Königs ins Reich schon Mittel und Wege finden werde, um sich für immer der Tyrannei seines Vaters zu entziehen.

Solche unvorsichtige Reden gingen wie ein Lauffeuer weiter, wurden vergrößert und bestimmter formulirt und kamen so natürlich durch Eversmann und Grumbkow zu dem Ohr des Königs.

Der König hielt zurück mit jeder Aeußerung des Unwillens darüber gegen den Kronprinzen, ein Beweis,

daß er seinen Plan schon gefaßt hatte, und dieser bestand darin entweder die Flucht desselben unmöglich zu machen, oder doch, bei dem geringsten Versuch dazu, ihn auf der That zu ertappen, um ihm dann die Schwere der Königlichen Hand desto nachdrücklicher fühlen zu lassen.

Anfangs wollte der König den Kronprinzen unter strenger Aufsicht in Potsdam zurücklassen; doch nach einiger Ueberlegung beschloß er ihn mitzunehmen, weil er ihn unter seinen Augen für sicherer bewahrt hielt. Indeß gab er dem Begleiter des Prinzen, Obristlieutenant von Rochow, die gemessenste Instruction, wonach im Wagen des Kronprinzen Rochow und die beiden Vertrauten des Königs, Budenbrock und Waldow fahren sollten, die schon früher bei der Schilderung des Königlichen Tabakscollegiums, als dessen Genossen näher charakterisirt sind. Allen Dreien wurde bei Leib und Leben anbefohlen, den Kronprinzen auf das Schärfste zu beobachten. Stets müsse einer von ihnen bei ihm sein, so daß der Prinz weder bei Tage, noch bei Nacht nur einen Augenblick unbeobachtet sei.

Dem Kronprinzen sagte man nichts davon, aber es konnte ihm nicht entgehen, daß er genauer beobachtet wurde, als je zuvor.

Vor der Abreise traf der Kronprinz noch einmal mit Katte in Potsdam zusammen. Er sagte ihm, daß er das Anerbieten Englands seine Schulden zu bezahlen

unmöglich habe von der Hand weisen können. Er habe deshalb dem Legationssecretär Gödike geschrieben, daß er 15,000 Thaler Schulden habe; er möge ihm diese Summe vom Könige von England verschaffen.

Katte beschwor den Kronprinzen ja nichts zu übereilen und erst von Wesel aus die Flucht zu unternehmen, dieses sei um so zweckmäßiger, weil er von dort aus leicht über die Grenze und am schnellsten über Holland nach England kommen könne.

Der Kronprinz sah das Gewicht dieser Gründe ein, und erklärte sich damit einverstanden. Allein schon am folgenden Tage schrieb er an Katte, daß er dem Könige nicht bis Wesel folgen, sondern schon auf dem Anspachischen Gebiet seine Flucht antreten würde, weshalb er ihn in Canstadt erwarte. Zugleich überschickte er ihm seine Musikalien, Sattel und Zeug, um Alles in sichere Verwahrung zu geben.

6.

Einige Tage nach der Abreise des Königs und des Kronprinzen, benutzte Katte die günstige Gelegenheit einer Soirée bei der Königin in Montbijou, um die Prinzessin Wilhelmine zu fragen, ob sie nichts an Se. Hoheit, Ihren Bruder, den Kronprinzen zu bestellen habe? Er fügte hinzu, daß er ihm eine Staffette schicken würde und die Gelegenheit vollkommen sicher sei.

„Ich bin erstaunt," entgegnete die Prinzessin, „wie Sie solche Dinge wagen können; wenn es der König erführe, so kostete es Ihnen Ihr ganzes Glück und meinem Bruder würden Sie den bittersten Verdruß zuziehen. Ich wenigstens würde einer Staffette nicht das Geringste anvertrauen."

Herr von Katte ließ sich indeß dadurch nicht abhalten. Er schickte durch einen Courrier einen Brief für den Kronprinzen an seinen, in Erlangen auf Werbung liegenden Bruder, den Rittmeister von Katte, worin er ihm meldete, daß er noch immer keinen Urlaub erhalten habe, weshalb er nochmals den Kronprinzen bitte, die Flucht bis Wesel zu verschieben. Uebrigens war der Rittmeister durchaus nicht ins Geheimniß gezogen, und die Besorgniß lag nahe, daß dieser wichtige Brief nicht mit der gehörigen Vorsicht dem Kronprinzen zugestellt werde. Zu dieser Unvorsichtigkeit kam noch eine unbegreifliche Indiscretion dieses vertrauten Günstlings des Prinzen.

Während so die Sache immer mehr auf die Spitze getrieben wurde, kamen einige Tage nach diesem Vorfall die Hofdame der Königin, Fräulein v. Bülow, und einige andere eben so wohl gesinnte Personen zu der Prinzessin und erzählten ihr, daß Katte in der ganzen Stadt die Nachricht aussprenge, der Kronprinz wolle entfliehen. Er rühme sich dabei der Gunst, worin er

bei demselben stehe, und in seiner leichtsinnigen Eitelkeit habe er dieses gefährliche Geschwätz vor Personen gewagt, die nicht ohne Grund im Verdacht ständen, Seckendorf's und Grumbkow's Creaturen zu sein, so daß sich durchaus nicht bezweifeln lassen könne, daß der König durch diese Alles erfahren werde.

Auch wurde hinzugesetzt, dieser indiscrete junge Mensch zeige aus Eitelkeit überall eine Dose mit dem Portrait des Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine, um sich damit ein Ansehen zu geben, welches ihm durchaus nicht gebühre.

Wilhelmine war der Meinung, man solle es der Königin sagen, sowohl um ihm Stillschweigen aufzulegen, als um ihm die Dose aus den Händen zu ziehen. Begreiflich war die Königin äußerst aufgebracht gegen Katte durch diese Mittheilung der Bülow. Sie befahl, ihm das Miniaturgemälde abzufordern und ihm tüchtig den Kopf zu waschen, wie sie sich ausdrückte.

Das geschah; aber Katte weigerte sich standhaft, die Dose herauszugeben; doch versprach er, sie nicht mehr zu zeigen. Er gestand später dem Fräulein von Sonnenfels, daß er das Portrait der Prinzessin selbst gemalt habe nach einem Miniaturgemälde von ihr, welches sie ihrem Bruder geschenkt gehabt und dieser ihm in Verwahrung gegeben habe. Auch gestand er zu, daß er allerdings gegen einige Personen von der beabsichtigten

Flucht des Kronprinzen gesprochen habe, die seines Wissens jetzt schon stattgefunden haben müsse, aber diese Mittheilung sei nur an vertraute und zuverlässige Personen, unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, geschehen, und er hoffe deshalb keine Vorwürfe zu verdienen.

„Sie sehen, daß wir darum wissen," entgegnete die Hofmeisterin der Prinzessin im pikirten Tone, „läßt sich daraus abnehmen, wie vorsichtig Sie in der Wahl Ihrer Vertrauten gewesen sind und wie sorgfältig diese ein Geheimniß bewahrt haben, das durch Sie die ganze Stadt erfahren hat."

„Ein Zusammentreffen der ungünstigsten Umstände," entgegnete er betroffen, „ich bin darüber in Verzweiflung."

„Zu spät," entgegnete die Sonnenfels, „das hätten Sie früher bedenken sollen."

Damit ließ sie ihn stehen, und bei der Königin, wie bei der Prinzessin fiel er durch diesen Vorfall so gänzlich in Ungnade, daß er kaum noch wagen durfte, in den Appartements der Königin zu erscheinen, und wenn er erschien, stand er allein.

7.

Mit den Intriguen an diesem Hofe war es schon so weit gekommen, daß ganz untergeordnete Creaturen

sich erlauben durften, ganz offen eine Rolle dabei zu spielen.

Trotz der Gefahr, in welcher der Kronprinz schwebte, und der Angst, die sich der Prinzessin deshalb bemächtigt hatte, ruhte doch die Heiraths-Cabale keinen Augenblick.

Eines Morgens, als die Prinzessin Wilhelmine erwachte, sah sie die begünstigte Kammerfrau der Königin, die intriguante Ramon, bei sich eintreten.

„Entschuldigen, Hoheit," begann sie, „wenn ich störe; aber ich bin ausdrücklich gekommen, um Ihnen etwas anzuvertrauen, was ich auf dem Herzen habe."

„Ich wüßte nicht," entgegnete die Prinzessin spöttelnd, „wie ich zu der Ehre Ihres besondern Vertrauens komme?"

Fräulein von Sonnenfels, die gerade anwesend war, wollte sich hinweg begeben; doch die Ramon bat sie zu bleiben, da die Sache auch sie beträfe.

„Sie sind," sagte sie darauf, „so betrübt, weil Ihnen die Königin schlecht begegnet. Danken Sie Gott dafür, denn es ist genug, bei ihr gut angeschrieben zu sein, um fortgejagt zu werden. Ich habe nun zwar nichts davon zu befürchten; denn ich habe einen guten Rückhalt."

Bei dieser Anrede verzog die Prinzessin keine Miene und schwieg.

„Ich sehe wohl," fuhr die Ramon, davon frappirt, mit der ihr eigenen Effronterie fort, „daß Ihnen meine Schliche nicht fremd sind, und will sie Ihnen eingestehen; aber hüten Sie sich wohl, davon etwas der Königin zu sagen; sonst mögen Sie sich nur vor meiner Rache in Acht nehmen. Seien Sie überzeugt, der König würde es sogleich erfahren, und dann würde sein Zorn gegen Sie keine Grenze mehr kennen."

„Uebrigens," fuhr sie fort, „ist die Königin bekanntlich eben kein großes Genie. Bei der erkläre ich Alles für Verleumdung, was Sie auch immer von mir sagen mögen. Seien Sie überzeugt, daß es mir gelingen würde, alles Ueble, das Sie mir zufügen wollten, auf Sie selbst zurückfallen zu lassen."

„Es werden hier schreckliche Dinge vorgehen," sprach sie weiter, „und über Sie gerade, Prinzessin, wird ein entsetzliches Unglück hereinbrechen. Deshalb erlaube ich mir, Ew. Hoheit den wohlgemeinten Rath zu geben: Nehmen Sie einen herzhaften Entschluß; denn Sie können sich nicht anders mehr helfen, als indem Sie den Herzog von Weißenfels heirathen. Es ist ja auch am Ende gar nicht eine so wichtige Sache, sich zu verheirathen; die Königin kenne ich, die wird sich schon trösten, wenn nichts mehr zu ändern ist. Der König aber wird Sie dann freundlich ansehen, und alsdann ist alles Andere recht."

Die Prinzessin war außer sich über diese Unverschämtheit einer so niedrigen, von ihr verachteten Creatur. Hätte sie gedurft, sie würde diese Person zum Fenster hinausgeworfen haben; aber die Klugheit legte ihr den Zwang auf, sie zu schonen. Unter dem Druck erzogen, wußte sie sich zu beherrschen, und so mußte sie, trotz ihres tiefen Grolls, noch freundlich und nachgiebig sich gegen sie benehmen.

Eine Scene, die sie am 11. August mit Grumbkow hatte, diesem malitiösen Erzfeind der Königin und der Prinzessin, bezeichnet ebenfalls die überaus seltsamen Verhältnisse an diesem Hofe, an welchem absolute Machtstellung und ruhelose Intrigue ein beständiges Kreuzfeuer unterhielt, um jede natürliche Entwickelung in der Lebensstellung des Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine unmöglich zu machen.

Es scheint, daß Grumbkow im Nachdenken über die Gefahr, seine einflußreiche Stellung zu verlieren, die ihn umschwebte, zu jener Art von Reue gekommen ist, die auch der hartgefallene Sünder empfindet, wenn er die Folgen seiner Thaten fürchtet. In solcher Stimmung, wenn sein Gewissen erwacht zu sein schien, wurde er finster und verschlossen. Er zeigte alsdann Neigung, zu religiösen Tröstungen seine Zuflucht zu nehmen; sei es, um wenigstens vor Gott Gnade zu finden, wenn er sich bewußt war, vor Menschen verdammt zu sein, oder

daß er die Welt täuschen wollte durch den Schein einer Frömmigkeit, an dem vielleicht sein Herz, wie sein innerster Glauben keinen Theil hatte.

Mögen nun die Motive gewesen sein, welche sie wollen; er hatte erfahren, daß an diesem Tage, eines Sonntags, die Prinzessin Wilhelmine das Abendmahl nehmen wolle und hatte sich ebenfalls dazu angemeldet. Um sich zum Mahle des Herrn würdig vorzubereiten, hatte er den Hofprediger Jablonsky den ganzen Tag vorher bei sich gehabt und mit religiösen Gesprächen, Bußpredigten und Gebeten die Zeit zugebracht.

Nach der kirchlichen Feier begab sich die Königin mit ihrem Hof nach Montbijou. Es war Soirée bei der Königin, oder Appartement, wie diese Abendgesellschaften damals genannt wurden. Die Spielpartien waren arrangirt, wobei auch Prinzessin Wilhelmine die ihrige hatte. Indeß war ihr Gemüth so voll Unruhe, wenn sie an das angedrohte Vorhaben ihres geliebten Bruders dachte, und an die Gefahren, welche durch die Indiscretion Katte's nur noch vergrößert werden mußten, daß sie keine Ruhe beim Spiele hatte, sondern ihre Partie frühzeitig aufhob, um an dem lauwarmen Sommerabend frische Luft in dem kleinen, aber sehr freundlich angelegten Garten von Montbijou schöpfen zu können. Da die Königin an ihrem Spieltisch wechselnd mit Spiel und Conversation beschäftigt war und auch dabei Cour

empfing, so konnte Fräulein von Bülow, auf den Wunsch der Prinzessin, dieselbe in den Garten begleiten.

Da saßen nun die beiden Damen auf einer Bank unter blühendem Gebüsch von Rosen und Jasmin und besprachen die Ereignisse des Tages und die Besorgnisse der Gegenwart und Zukunft. Gegen die Theil nehmende Freundin konnte Wilhelmine ihren schwermüthigen Gedanken und den Beängstigungen ihres Herzens Worte geben, die gleichen Gefühlen begegneten. Beide Frauen versuchten vergebens einander zu trösten und Beruhigendes zu sagen, was begreiflich keine Wirkung haben konnte, da keine von ihnen an die Wahrheit der Hoffnung glaubte, die ihr Mund aussprach. Schon hatte sich ihre Wehmuth in Thränen aufgelöset, und Hand in Hand saßen sie im gefühlvollen Schweigen, als sie am Knistern des Kiessandes auf den Gartenwegen hörten, daß Jemand sich näherte. Plötzlich bog ein Mann, in der Gallauniform des Hofes, um die nahe Taxushecke und näherte sich der Prinzessin mit respectvoller Verbeugung. — Zu ihrer nicht angenehmen Ueberraschung erkannten beide im nächsten Augenblick den verhaßten Günstling des Königs, Premierminister und Feldmarschall von Grumbkow.

Er begann mit einer Anrede, die voll religiöser Salbung und moralischen Betrachtungen war. Diese Rede kam der Prinzessin vor, wie die heilige Schrift im Munde des Teufels. Die Prinzessin hätte gern so-

gleich sich entfernt, doch aus Rücksichten, die sie gegen den einflußreichen Günstling des Königs zu nehmen hatte, blieb sie noch einige Augenblicke und hörte mit dem innersten Widerwillen sein frömmelndes Geschwätz an.

Doch als sie an das Mißtrauen der Königin dachte, fühlte sie die Nothwendigkeit, sich zurück zu ziehen und sobald es, ohne allzu auffällig zu werden, geschehen konnte, stand sie unter einem passenden Vorwande auf und ging dem Palais zu.

Grumbkow, mit seiner gewohnten Zudringlichkeit, folgte ihr immer nach und kam jetzt erst auf sein eigentliches Thema.

„Es thut mir sehr leid," sagte er endlich, „Ihre Hoheit und Seine Hoheit, Dero Herrn Bruder, den Kronprinzen, so hart behandelt zu sehen. Der Kronprinz hätte aber sollen dem Könige mehr nachgeben."

Und nun hielt er dem Könige eine große Lobrede. Prinzessin Wilhelmine schritt immer schneller zu; aber er ließ sich nicht unterbrechen und sagte: „Ihre Hoheit haben so viel Einfluß auf Höchstdero Herrn Bruder, daß Sie ihn gewiß zu seiner Pflicht zurückrufen könnten. Er ist ein liebenswürdiger Prinz, aber in schlechten Händen."

„Mir sind," antwortete Wilhelmine im gemessenen Tone, „die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern wohl bekannt. Wenn mein Bruder meinem Rathe folgte,

würde er sie nie verletzen und des Königs Willen, sobald er ihm bekannt wäre, gewiß erfüllen."

Grumbkow wollte darauf etwas erinnern, aber verschiedene Damen, die der Prinzessin und ihrer Begleiterin entgegen kamen, unterbrachen das Gespräch.

An demselben Abend, den 11. August, ereignete sich noch ein Vorfall, der, wenn man damit die alte Sage von der weißen Frau, die sich im berliner Schlosse sehen läßt, so oft in der Königlichen Familie ein bedeutender Todesfall, oder ein schweres Unglück sich ereignet, in Verbindung bringt, allerdings für ominös gehalten werden konnte, eine Vorbedeutung, die leider nur zu sehr in Erfüllung ging.

Als die Königin spät in der Nacht neben der Bülow saß und ihren Kopfputz abnahm, hörten beide in dem anstoßenden Cabinet der Königin einen fürchterlichen Lärm. Dieses Cabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzellanstreifen belegt und enthielt viele werthvolle und merkwürdige Gegenstände von Porzellan, von Steinen und Krystall, Gold und Silber; es waren Tassen, Vasen, Uhren, niedliche Figuren und Büsten von Porzellan, womit theils die Wände auf Consolen, theils die Marmortische geschmückt waren. Auch alles goldene Geräth, die mit Brillanten besetzte Krone und der reiche Schmuck der Königin befand sich darin.

Der Lärm in diesem Cabinet war so seltsam und

klirrend, daß die Königin aufschrie: „Mein ganzes Porzellan ist zerschlagen. Wer ist im Cabinet? Man sehe doch sogleich nach!"

Darauf ging die Bülow mit drei Kammerfrauen, nicht ohne Zittern und Zagen, hinein. Sie fanden aber nicht das Geringste in Unordnung gebracht und kehrten mit unheimlichem Erstaunen zurück.

Dieser Lärm wurde dreimal wiederholt und darauf hörte man ein großes Geräusch in einer Galerie, die sich zwischen den Zimmern des Königs und der Königin befand, an deren Ende eine Schildwache stand. Da sagte die Königin: „Jetzt wird es zu arg, ich muß selbst sehen, was das ist."

Mit großer Unerschrockenheit nahm die Königin das Licht, während ihre Damen zitterten. Doch bewaffneten sie sich alle mit brennenden Wachskerzen, überzeugt, daß Gespenster fliehen, wo das Licht erscheint, und so folgten sie der Königin, die zur Thür hinaustrat.

Jetzt hörten sie Alle in der Nähe etwas seufzen und ächzen, doch ohne nur das Mindeste zu sehen.

Die Schildwache, die ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie etwas wahrgenommen habe? mit Nein! Doch setzte der Soldat hinzu, daß er dasselbe Geräusch gehört habe.

Die Königin ließ rundherum Alles durchsuchen, sogar die Zimmer des Königs, allein man fand nicht das

geringste Verdächtige. — Sie sowohl, als die übrigen zugegen gewesenen Damen erzählten am folgenden Tage übereinstimmend diese Begebenheit, so daß sich wenigstens an der Wirklichkeit der Wahrnehmung eines solchen Geräusches nicht zweifeln ließ, wenn auch Niemand einen natürlichen Grund desselben entdecken konnte. Um so mehr hatten die abergläubischen Personen, deren es nicht wenige am Hofe gab, Oberwasser. Sie zweifelten keinen Augenblick daran, daß dieser Spuk durch die weiße Frau des Schlosses veranlaßt sei und ein großes Unglück in der Königlichen Familie bedeute. Und in der That, mit der ängstlichsten Spannung wurden Nachrichten aus dem Reiche von der Reise des Königs erwartet.

Indeß sollte Nachricht von der Erfüllung dieses bösen Omens nicht mehr lange auf sich warten lassen.

8.

Wenige Tage darauf war bei der Königin Concert. Prinzessin Wilhelmine begleitete dabei, wie gewöhnlich, einzelne Sängerinnen, die sich hören ließen, auf dem Clavier oder der Laute. Wer in der Stadt Liebhaber von Musik war, durfte sich dabei einfinden.

Nachdem Prinzessin Wilhelmine lange genug musicirt hatte, stand sie auf und wollte sich in ein Zimmer begeben, wo andere Damen Karten spielten. Auf diesem Gange trat ihr Herr von Katte entgegen.

„Um Gotteswillen," redete er sie an, „geben Sie mir aus Liebe zum Kronprinzen nur einen Augenblick Gehör! Ich bin in Verzweiflung; denn man hat mich beim Könige und Ihrer Königlichen Hoheit angeschwärzt, als hätte ich dem Kronprinzen den Plan zu entfliehen in den Kopf gesetzt. Ich schwöre es Ihrer Königlichen Hoheit bei Allem, was es Heiliges giebt, daß ohne mich die Sache schon geschehen wäre. Sie können von meiner Seite der Königin die feste Versicherung geben, daß ich dem Kronprinzen ganz entschieden schriftlich erklärt habe, daß ich, wenn er ja einen solchen Schritt vorhabe, ihm ganz bestimmt nicht folgen würde, und ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß dieses Mal nichts zu fürchten ist."

„Ich sehe ihn schon auf Ihren Schultern wackeln und nächstens wird er zu Ihren Füßen liegen," sprach die Prinzessin, welche die Zweizüngigkeit dieses Menschen mit Verachtung strafen zu müssen glaubte, im spöttelnden Tone, ohne nur zu ahnen, wie fast buchstäblich ihre Voraussagung bald genug in Erfüllung gehen sollte.

Schon im Begriff zu gehen, fiel ihr noch die ärgerliche Geschichte mit der Dose ein. Sie blieb abermals stehen und sagte zu ihm: „Welche Freude finden Sie denn daran, überall auszusprengen, der Prinz wolle

entfliehen, und wer hat Ihnen erlaubt, mein Bildniß auf einer Dose zu tragen?"

„Was den ersten Vorwurf betrifft," antwortete Katte mit vieler Besonnenheit, „so habe ich nur mit Herrn von Löwener davon gesprochen," „freilich auch," setzte er hinzu, „mit einigen andern Personen, die ich nicht für verdächtig hielt; den zweiten Punkt Ihrer Vorwürfe hielt ich nicht für so wichtig, da ich das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit selbst gemalt und nur als meine Arbeit gezeigt habe."

„Sie spielen ein gewagtes Spiel," entgegnete die Prinzessin, „und im Ernst, ich fürchte, daß ich nur ein zu guter Prophet gewesen sein werde!"

Katte veränderte die Farbe. Trotz seines braunen, zerrissenen Teints wurde er bald blaß, bald glühend roth und nach einigem Nachdenken sagte er mit sichtbarer Betroffenheit: „Wenn ich unglücklich werde, so ist es für eine gute Sache und der Kronprinz wird mich gewiß nicht verlassen."

Das war die letzte Unterredung der Prinzessin mit ihm und das letzte Mal, daß sie ihn sah. Damals dachte sie nicht, daß sie so gut wahrsagen könne. Sie sagte ihm das Alles nur, um ihn bescheidener und vorsichtiger zu machen.

9.

Am 15. August, als dem Geburtstage des Königs, war große Cour bei Hofe. Alles, was hoffähig war, versammelte sich in den Appartements der Königin, um ihr Glückwünsche darzubringen. Auch Grumbkow war zugegen und ungewöhnlich heiter. Ganz gegen seine Gewohnheit sagte er der Prinzessin, sowie auch der Hofdame von Bülow, die in ihrer muntern Laune es liebte, sich mit ihm zu necken, nach seiner Meinung, so viel Angenehmes als möglich. Nachdem er seiner Gewohnheit gemäß dem Könige eine Lobrede gehalten hatte, schloß er mit den Worten: „Ich werde nächstens Ihre Hoheit zeigen, wie sehr ich Ihnen zugethan bin.“ Dieselbe Versicherung gab er auch mit andern Worten dem Fräulein von Bülow. Beide wußten damals noch nicht, was ihn so heiter gestimmt hatte, daß es die teuflische Freude war über das entsetzlichste Unglück, das der Königlichen Familie zugestoßen war, wovon er früher, als jeder Andere Nachricht erhalten hatte.

Bald sollte dieses sich näher aufklären. Die Königin, die noch nichts davon ahnte, gab am folgenden Tage, zur Nachfeier des Geburtstages des Königs, in Montbijou ein kleines Fest, womit sie ihre Tochter überraschen wollte.

Die Königin hatte den Speisesaal, sowie die Tafel

auf das Niedlichste verzieren lassen. Jede Dame fand unter ihrer Serviette ein artiges Geschenk. Die ganze Gesellschaft war in der heitersten Laune, mit Ausnahme der beiden Hofdamen Gräfin von Finkenstein und Fräulein von Bülow, die an dem ganzen Abend sehr ernst und schweigend da saßen.

Nach der Abendtafel war Ball. Prinzessin Wilhelmine, eine große Liebhaberin vom Tanz, die noch dazu mit vieler Grazie tanzte, genoß dieses Vergnügen in vollem Maße. Die Bülow sagte einige Male zu ihr: „Es ist schon spät; ich wollte, man hörte auf.“ „Ei,“ entgegnete die Prinzessin, „lassen Sie mir doch die Freude, mich heute einmal recht satt zu tanzen; es wird sobald nicht wieder geschehen.“

„Das möchte wohl möglich sein,“ entgegnete sie in einem ganz eigenen, bedeutungsvollen Ton.

Nach einer halben Stunde zog sie die Prinzessin am Aermel.

„So machen Sie doch einmal ein Ende!“ sprach sie in einem gereizten Tone, „Sie haben nun genug. Sie sind so beschäftigt, daß Sie weder hören, noch sehen.“

„Aber was giebt es denn?“ fragte Wilhelmine verwundert.

„Sehen Sie doch die Königin an,“ antwortete die Bülow und deutete auf eine Gruppe, die sich in

einer Ecke des Saals gebildet hatte, wo die Königin mit der Gräfin von Finkenstein und der Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels, sich im leisen, aber, wie es schien, sehr ernsten Gespräch befand.

Erschreckend fragte Wilhelmine sogleich, worauf es ankäme, ob es ihren Bruder beträfe? Die beiden Damen zuckten die Achseln, sahen einander bedeutend an und entgegneten, daß sie das nicht wüßten; aber mit einem so unsichern Tone, der gerade das Gegentheil verrieth.

Wilhelmine wurde immer unruhiger, und so kam es ihr nur erwünscht, als die Königin sich erhob und der ganzen Gesellschaft eine gute Nacht wünschte.

Die Prinzessin fuhr mit der Königin in demselben Wagen nach dem Schlosse zurück. Auf dem ganzen Wege dorthin sprach die Königin kein Wort. Die Prinzessin bekam das fürchterlichste Herzklopfen; sie befand sich in der unaussprechlichsten Unruhe und doch durfte sie nicht wagen nach der Ursache der sichtlichen Verstimmung ihrer Königlichen Mutter zu fragen.

Kaum war die Prinzessin in ihrem Zimmer angekommen, so bestürmte sie ihre Hofmeisterin mit Fragen, was vorgefallen sei?

„Sie werden es früh genug erfahren!" entgegnete diese, mit Thränen im Auge.

„Sie martern mich zu Tode mit Ihrer Zurückhaltung,“ entgegnete die Prinzessin; „ein Unglück ahnen und es nicht kennen, ist fürchterlicher, als die entsetzlichste Gewißheit.“

Die Sonnenfels sah ihre entsetzliche Beängstigung und erklärte: „Die Königin hat mir zwar, um Ihre Ruhe zu schonen, verboten, Ihnen etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken; da ich Sie aber in diesem Zustande sehe, so wäre es grausam, Sie länger in Ungewißheit über das entsetzliche Ereigniß zu lassen. So wissen Sie denn, vom Könige ist heute früh an die Oberhofmeisterin von Konnken eine Staffette geschickt, mit der Nachricht, daß der Kronprinz habe entfliehen wollen; er aber, der König, habe für gut gefunden ihn festsetzen zu lassen; sie solle diesen Vorfall der Königin, um ihre Gesundheit zu schonen, so vorsichtig als möglich beibringen, und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen.“

„Es war,“ setzte sie hinzu, „gerade am 11., als der Kronprinz verhaftet wurde; also gerade an demselben Tage, wo man im Cabinet der Königin das ominöse Geräusch gehört hatte.

Wilhelmine glaubte bei dieser entsetzlichen Nachricht in Ohnmacht zu sinken. Ihr Schmerz über das Unglück ihres Bruders war ohne Grenzen. Sie brachte eine fürchterliche Nacht zu.

10.

Gleich am andern Morgen ließ sie die Königin rufen, und da sie ihre Tochter schon von dem Ereignisse unterrichtet sah, so zeigte sie ihr den Brief ihres Vaters, dem man es wohl ansah, daß er in der ersten Hitze geschrieben war.

Das Schreiben lautete:

„Ich habe den Schurken festsetzen lassen, und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn; er hat sowohl mich, als meine ganze Familie entehrt. So ein Elender verdient nicht zu leben.“

Die Königin und die Prinzessin waren in einem so fürchterlichen Zustande, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Darauf sagte die Königin noch, daß schon gestern Katte ganz im Geheim aufgehoben sei, und daß alle seine Effecten und Papiere unter Siegel gelegt wären. Der Marschall von Natzmer, fügte sie hinzu, habe den Auftrag dazu gehabt.

Dieser Umstand war der Prinzessin sehr auffallend und dabei beunruhigend.

Nachdem der erste Schmerz der Königin vorüber war, fragte sie ihre Tochter, ob nicht ihr Bruder, der Kronprinz, mit ihr von seinem Vorhaben gesprochen habe.

Das konnte die Prinzessin nicht leugnen, sie erzählte nun der Königin alle Auftritte, die sie mit ihm gehabt hatte, und fügte hinzu: „Ich habe Ihnen, gnädige Mama, nichts davon entdeckt, damit, wenn der Fall, wie nun geschehen, wirklich eintreten sollte, Sie nicht darin verwickelt würden. Indeß gestehe ich, daß ich nach den beruhigenden Versicherungen, die mir Katte gegeben hat, auf nichts weniger gefaßt war, als auf einen so entsetzlichen Ausgang.“

„Was hat er aber,“ fuhr die Königin fort, „mit unsern Briefen gemacht? Wir sind verloren, wenn man sie findet!“

„Ich habe mit ihm oft darüber gesprochen,“ war Wilhelminens Antwort, „und er versicherte mich stets, daß er sie verbrannt habe.“

„Ich kenne ihn besser,“ entgegnete die Königin, „und wollte wetten, daß sie sich alle unter Katte's Papieren befinden.“

„Das ist möglich,“ antwortete die Prinzessin erschreckend, „und in dem Falle ist es um meinen Kopf geschehen.“

„Wie um den meinigen,“ entgegnete die Königin und fuhr fort: „Ich habe die Gräfin von Finkenstein holen lassen, um mit ihr und der Sonnenfels zu überlegen, was zu thun ist.“

Am folgenden Tage erfuhr die Königin ganz bestimmt, daß die Sachen und Papiere des Kronprinzen

sich sämmtlich in Katte's Verwahrung befunden hätten, also mit dessen Papieren unter Siegel gelegt wären. Die Officiere, welche bei der Versiegelung gegenwärtig gewesen waren, beschrieben der Prinzessin alle die vorgefundenen Kisten und leicht erkannte sie, daß sich darunter die Chatoulle des Kronprinzen befand, welche ihre und der Königin Briefe enthielt.

Nach vielem Nachsinnen beschloß endlich die Königin ihren Caplan, Reinbeck, in dieser Angelegenheit zu verwenden. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden möge, sie aus Katte's Hause zu entfernen.

Aber Reinbeck, den die Königin rufen ließ, war krank und konnte nicht kommen. Und dennoch waren diese Briefe für die Königin und die Prinzessin von der höchsten Wichtigkeit. Mehrere derselben redeten vom Könige in ziemlich starken Ausdrücken.

Am andern Morgen sah die Prinzessin die Gräfin von Finkenstein mit allen Zeichen der Bestürzung in ihr Zimmer treten.

„Ich bin verloren!" rief sie ihr zu, „gestern, wie ich von der Königin nach Hause komme, finde ich eine Kiste mit Katte's Wappen gesiegelt und an die Königin adressirt in meinem Hause; zugleich wurde mir dieses Billett übergeben. Sie überreichte es der Prinzessin."

„Haben Sie die Güte," lautete das Billet, „bei-

gehende Chatoulle der Königin zu übergeben; sie enthält ihre und der Prinzessin Briefe an den Kronprinzen.“

„Vier vertraute Männer,“ fuhr Frau von Finkenstein fort, „brachten diese Cassette an mein Gesinde. Es wissen also mehr Personen um dieses Geheimniß, als nöthig ist, um es sogleich an den König zu verrathen. Ich bin in der schrecklichsten Verlegenheit und weiß mir weder zu rathen noch zu helfen. Soll ich der Königin davon etwas sagen? oder soll ich sie dem Könige schicken? denn wenn ich das Letztere nicht thue, kann ich mich nur gefaßt machen Herrn von Katte Gesellschaft zu leisten.“

Die Prinzessin und ihre Hofmeisterin baten und flehten so lange, bis endlich die Finkenstein mit Furcht und Zittern sich entschloß, die Königin davon zu unterrichten.

Diese war, in ihrer Kurzsichtigkeit, über die vermeintlich gute Nachricht höchst erfreut, bis ein reiferes Nachdenken sie aufmerksam machte, auf die gefährlichen Folgen dieses übel bewachten Geimnisses. Es kam nur in Frage, was sollte mit dieser Kiste geschehen? Wenn Katte in seinen Verhören ihrer erwähnte, so stürzte man die Gräfin von Finkenstein ins Verderben; und die Königin stellte sich jedem Verdacht und der ganzen Wuth des Königs blos; schaffte man aber diese verhängnißvolle Chatoulle öffentlich zur Königin, so mußte es dem Kö=

nige zu Ohren kommen und er würde die Königin gezwungen haben ihm diese unglückseligen Briefe, als Werkzeuge zu ihrem eigenen Verderben auszuliefern.

Nach vielem Hin= und Herreden und sattsamen Abwägen der von der einen oder andern Seite vorgetragenen Gründe, entschloß man sich endlich zu dem letzten Mittel. Die Chatoulle wurde öffentlich zur Königin gebracht und sie verschloß dieselbe in Gegenwart aller ihrer Leute in ihrem Cabinet.

Kaum war ein Bedenken beseitigt, so stellte sich ein anderes in den Vordergrund. Es kam jetzt darauf an, sich der Briefe zu bemächtigen, um wenigstens diejenigen cassiren zu können, welche die Königin und die Prinzessin compromittiren konnten. Die Königin war der Meinung, die Chatoulle zu öffnen und alle Briefe zu verbrennen; alsdann aber dem Könige ganz einfach zu sagen, daß sie von gar keiner Wichtigkeit gewesen, man daher die Aufbewahrung derselben nicht für nöthig gehalten habe, so wenig als sie ihm zuvor zu zeigen.

Dieser Vorschlag wurde aber bei dem bekannten Mißtrauen des Königs allgemein verworfen, und der Tag ging in lauter Debatten hin, ohne daß ein bestimmter Entschluß gefaßt wurde.

Am folgenden Tage überlegte die Prinzessin mit der Sonnenfels diese wichtige Angelegenheit aufs Neue. Endlich rief Wilhelmine: „Ich habe es! mir fällt noch

ein Mittel ein; aber man müßte, um nichts zu wagen, äußerst vorsichtig dabei zu Werke gehen. Man müßte erst das Siegel von diesem Kästchen, welches nur von Leder ist, mit Vorsicht abheben, um es später wieder aufkleben zu können; dann würde das Vorlegeschloß erbrochen; unsere Briefe würden herausgenommen und andere geschrieben und dafür hineingelegt. Ich glaube sogar, man wird das Siegel abnehmen können ohne es zu zerbrechen, und wenn die Königin verspricht der Ramon nichts davon zu sagen, so mache ich mich anheischig es auszuführen."

Fräulein von Sonnenfels gab ihr großen Beifall. Man trug den Vorschlag der Königin vor und diese war gern damit zufrieden.

Nun machte man der Königin begreiflich, daß dabei Alles auf das Geheimniß ankomme; daß aber die Ramon, die viele Menschen sehe, ein Wort, das Verdacht veranlaßte, fallen lassen könne und dann sei Alles verloren.

Die Königin versprach ihr nichts zu sagen, und hielt Wort.

Nachmittags schickte sie alle ihre Hofdamen und die Kammerfrauen fort und behielt nur ihre Tochter allein bei sich.

Da die Chatoulle für diese und die Königin allein zu schwer war, um sie ins Zimmer zu tragen, so mußte

noch ein Mensch ins Geheimniß gezogen werden, das war einer der Kammerdiener der Königin, eine sonst treue Seele, der dabei half.

Wilhelmine untersuchte nun die Siegel und fand, daß es nicht möglich war die Stricke, womit die Kiste umwunden war, zu lösen, ohne das Siegel zu zerbrechen. Dieses Hinderniß machte sie zitternd vor den Folgen. Indeß war das Wappen so einfach, indem es einen Hund mit Waffen umgeben darstellte, daß Wilhelmine hoffte, leicht ein ähnliches aufzufinden. In der That hatte auch der Kammerdiener der Königin ein ganz ähnliches Petschaft. Das Siegel konnte also nur geöffnet und das Vorlegeschloß erbrochen werden und die Briefe lagen offen vor ihren Blicken da.

Der Anblick dieser verhängnißvollen Papiere gewährte der Prinzessin tödtliche Angst. Sie hatte oft heimlich an ihn geschrieben und von ihm Antwort erhalten und, um jede Entdeckung zu verhindern, im Fall die Briefe dem Könige in die Hand fallen sollten, schrieben sie aneinander mit Citronensaft, welche Schrift erst durch Erwärmung sichtbar wird. Die Briefe der Prinzessin enthielten meistens Schmähungen gegen die Ramon und Klagen über ihren Einfluß auf die Königin. Kamen diese Briefe der Königin zu Gesicht, so konnte das für Wilhelmine sehr unangenehme Folgen haben. Eben wollte die Königin nach einem solchen Briefe greifen, als

ihr der Prediger Reinbeck gemeldet wurde. Da sie ihn vor einigen Tagen hatte rufen lassen, so konnte sie jetzt nicht umhin, ihn zu empfangen. Zum Glück war sie über Alles, was vergegangen war, noch so aufgeregt, daß sie beim Weggehen sagte: „Um Gotteswillen verbrenne alle diese verfluchte Papiere."

Die Prinzessin und ihre Hofmeisterin durchsuchten den Inhalt der Chatoulle weiter und fanden außer diesen Briefen noch zwei Reisepässe eines Franzosen, Namens Ferrand, einen Brief des Kronprinzen an Katte, verschiedene andere, ziemlich gleichgültige Briefe, einen Beutel mit 1000 Louisdors, eine Menge von philosophischen Betrachtungen, die der Kronprinz über die Moral als Geschichte geschrieben hatte, und noch einige andere Kleinodien, sowohl an Geld als Edelsteinen.

Der an Katte gerichtete Brief enthielt im Wesentlichen Folgendes: „Ich reise ab, lieber Katte, und habe meine Maßregeln so gut genommen, daß mir nichts droht. Meine Reise geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d'Ambreville ausgebe. Keith ist schon benachrichtigt und geht geradeweges nach England. Verlieren Sie keine Zeit; denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Sein Sie guten Muths."

Die Prinzessin hielt alle diese Schriften für geeignet, verbrannt zu werden; dann brachte sie und die Königin damit zu, mehrere unverfängliche Briefe von ver-

schiedenem Datum zu schreiben. Aber wie wäre es möglich gewesen, deren 12 bis 1500 herauszubringen, soviel etwa Originalpapiere vorhanden waren? Noch gebrauchte sie die Vorsicht, Papiere von den verschiedenen Jahrgängen, welche das Datum der Briefe bezeichnete, zu nehmen. Das Ganze wurde so zusammen gepreßt, daß die Täuschung vollkommen gelungen zu sein schien. Dem ohnerachtet war die große Kiste so leer, daß schon dieser Umstand sie hätte verrathen müssen. Die Königin kam daher auf die Idee, einen ganzen Kram von diesen und andern Kleinigkeiten hineinzustopfen. Der Prinzessin kam das bedenklich vor. Sie hielt es für sicherer den ganzen leeren Raum mit Briefen wieder auszufüllen, und sie erbot sich bis zur Rückkehr des Königs noch einige hundert Stück zu schreiben. Allein der Königin erschien das zu langweilig. Der Kasten wurde also wieder verschlossen, zugebunden und versiegelt, und Alles so geschickt gemacht, daß man von außen nicht die geringste Verletzung sehen konnte.

Siebentes Capitel.

Aengstlichkeit und Ungewißheit. — Fluchtversuch des Kronprinzen. — Reise. — Umgebungen des Prinzen. — Sein Kammerdiener Werner. — Wißbegierde des Kronprinzen. — Versuch in Anspach. — Brief an Katte. — Unvorsichtige Adresse und Folgen. — Der rothe Surtoutrock. — Nachtquartier in Steinfurth. — Verabredung mit dem Pagen Keith. — Dessen Fehlgriff. — Nächtliche Scene in der Scheune. — Auf dem Pferdemarkt. — Ueberraschung. — Zurückführung des Kronprinzen. — Abreise. — Ankunft in Mannheim. — Neue Entdeckungen. — Strenge Ordre: „Lebend oder todt!"

1.

Mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit wurde die Rückkehr des Königs von seiner Reise erwartet. Diese erfolgte am 27. August, Abends sieben Uhr, nachdem seine Dienerschaft schon eine Weile vor ihm eingetroffen war.

Vergebens erkundigte sich die Königin, sowie die Prinzessin mit ihren Umgebungen nach dem Kronprinzen, der nicht mit gekommen war. Niemand im Gefolge des Königs konnte oder wollte sagen, wo er sich befand.

Ehe wir mittheilen, wie furchtbar der zurückgekehrte

König seinen Zorn ausließ, und was mit der der Königin zugestellten Chatoulle geschah, haben wir einen, durch Zusammenstellung aller Quellen, möglichst vollständigen Bericht über seinen Fluchtversuch zu geben.

Wie schon erwähnt, hatte der König mit dem Kronprinzen, am 15. Juli 1730, mit einem kleinen Gefolge Potsdam verlassen und nahm seinen Weg über Leipzig, Meußelwitz, dem Gute des Herrn von Seckendorf, der sich ihm hier anschloß, Altenburg, Coburg, Bamberg, Nürnberg und Anspach, wo er am 21. eintraf und bei dem Markgrafen einen Tag verweilte.

Es ist bekannt, daß der Prinz sich vorgenommen hatte, um jeden Preis auf dieser Reise durch die Flucht sich dem väterlichen strengen Regiment zu entziehen, daß aber der König schon Verdacht geschöpft hatte und den Kronprinzen auf das Schärfste beobachten ließ, weshalb seine Begleiter, der Obristlieutenant von Rochow und die beiden Vertrauten des Königs, von Buddenbrock und von Waldow, mit ihm in einem Wagen fahren mußten und die geschärfteste Instruction erhalten hatten, daß wenigstens einer von ihnen seine Person keinen Augenblick, weder bei Tag noch bei Nacht aus den Augen verlieren sollte.

Dazu kam noch der ungünstige Umstand für den Prinzen, daß eigentlich in der ganzen Reisegesellschaft sich Niemand befand, dem er vertrauen konnte; weil Katte

keinen Urlaub erhalten hatte, und der ihm innigst befreundete frühere Page Keith, wegen seiner dem Könige hinterbrachten zu großen Vertraulichkeit zu dem Kronprinzen, vor zwei Jahren als Lieutenant nach Wesel versetzt war.

Schon damals entwickelte der Kronprinz jene entschlossene Thatkraft und beharrliche Verfolgung eines einmal gefaßten Plans, von dem er sich durch kein Hinderniß abschrecken ließ, also Eigenschaften, die ihn später als König so groß und so siegreich in seinen Erfolgen gemacht hatten.

So sah er sich denn genöthigt den Beistand eines jüngern Bruders seines Vertrauten, des jetzigen Lieutenant Keith, den an dessen Stelle bei dem Könige eingetretenen Pagen Keith, wenn auch nicht in das Geheimniß zu ziehen, doch seinen Beistand für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Unter seiner Dienerschaft hatte er Niemanden, dem er glaubte einigermaßen trauen zu dürfen, als seinen Kammerdiener Namens Werner. Dieser war ein gebildeter junger Mensch, den er immer wohl hatte leiden können, der alle seine Leibesübungen und sogar seine Studien mit ihm gemacht hatte. Er hatte Verstand und war dem Prinzen früher immer treu und ergeben gewesen, so daß derselbe niemals den geringsten Verdacht gegen ihn geschöpft hatte. Unglücklicherweise verliebte sich aber die-

ser junge Mann in eine schöne junge Kammerfrau der Königin, die eine geschworne Feindin der Ramon war. Eines Tages warf er sich dem Kronprinzen zu Füßen, gestand ihm seine Liebe und flehte um die Gnade, den Gegenstand seiner Flamme heirathen zu dürfen. Prinz Friedrich war sonst aus Grundsatz gegen die Verheirathung seiner Diener, und gestattete auch später als König eine solche Verheirathung nur in den seltensten Fällen; aber gerade diesem Diener war er so gewogen, daß er ihm erlaubte, die Kammerfrau zu heirathen.

Seitdem schien Werner seine Dienstbeflissenheit für den Prinzen nur zu verdoppeln. Wie konnte die edle, echt königliche Gesinnung des Kronprinzen an der Treue eines Menschen zweifeln, den er glücklich gemacht hatte? Der Prinz wußte gar wohl, daß auch er von Creaturen Grumbkow's und Seckendorf's umstellt war, die im österreichischen Solde standen und jede seiner Handlungen an diese Partei verriethen, doch auf die Treue seines Werner würde er Häuser gebaut haben. Aber er ahnte im entferntesten nicht, wie auch jener undankbare Mensch ihn verrieth.

Kaum war die Verbindung geschlossen, so schmiegte sich die schlaue und gewandte Ramon an die junge Frau des prinzlichen Kammerdieners. Sie sagte ihr so viel Schmeichelhaftes, Liebes und Schönes, daß sie erst die Zuneigung der arglosen Frau gewann; alsdann rückte

sie mit ihrem Antrage heraus, daß sie ihr Glück machen wolle, wenn sie sich anheischig machen würde, ihren Mann zu bewegen, Alles zu verrathen und ihr mitzutheilen, was der Prinz nur immer thun und lassen, reden und schreiben würde. Das gelang ihr leider nur zu gut, und so wurde denn der undankbare Mensch einer der gefährlichsten Spione in den Umgebungen des Kronprinzen, der denn auch gerade bei dem Fluchtversuch seine schändliche Rolle spielte, während der Prinz, von seiner Heuchelei getäuscht, ihm immer noch vertraute.

Man schrieb es der Wißbegierde des Prinzen zu, daß derselbe in Leipzig verschiedene Landkarten kaufte, besonders von rheinischen Gegenden und den anstoßenden Ländern, und diese auf das Eifrigste studirte, auch daß er von dem General-Adjutanten, Obrist von Köcher, der als Reisemarschall des Königs fungirte, immer zum Voraus wissen wollte, wie der König allzeit seine Reiseroute einrichten lassen und wo er jedesmal übernachten würde.

Kurz vorher, ehe der König mit dem Kronprinzen in Anspach ankam, erhielt der Letztere durch eine Staffette, die ihm von Katte's Bruder, dem Rittmeister Katte, der in Erlangen auf Werbung stand, geschickt wurde, den schon erwähnten Brief, worin ihm Katte dringend rieth, seine Flucht bis Wesel aufzuschieben, da er noch keinen Urlaub habe erhalten können.

Nichts aber konnte den Kronprinzen von seinem einmal gefaßten Vorsatz, sobald als möglich zu entfliehen, abbringen.

Kaum war der Prinz in Anspach angekommen, so beschwerte er sich bitter bei seinem Schwager, dem Markgrafen, über die harte Behandlung, die er vom Könige zu erdulden habe. Das Schlimmste und Unerträglichste sei, setzte er hinzu, daß sich solche väterliche Mißhandlungen nicht blos auf den engern Familienkreis beschränkten, sondern daß er auch öffentlich beschimpft werde. Er erzählte ihm einzelne Vorfälle und namentlich die öfter wiederholte Aeußerung des Königs: „Hätte mein Vater mir begegnet, wie Dir, so wäre ich tausendmal davon gelaufen; aber Du hast keinen Muth; Du bist nichts, als ein feiger Schurke.“

Der Markgraf, der den König sehr fürchtete und schon von Berlin aus von dem allgemein bekannten Geheimniß, daß der Kronprinz beabsichtige, auf dieser Reise zu entfliehen, Kunde empfangen hatte, war sehr zurückhaltend mit seinen Aeußerungen des Mißfallens.

„Im Grunde,“ fuhr der Kronprinz wie im scherzenden Tone fort, „was wäre es denn auch weiter? Mein Vater hat mich ja gewissermaßen öffentlich aufgefordert, diesen Schritt zu wagen; was kann ein gehorsamer Sohn Besseres thun, als dem Beispiel seines glorreichen Herrn Vaters folgen, und ist es nicht be-

kannt, daß Friedrich Wilhelm I. schon als Kronprinz seinem Herrn Vater, dem Könige Friedrich I. desertirt war? Unmöglich kann der König es ungnädig aufnehmen, wenn ich seinem Beispiel und seiner Aufforderung nachkomme. Die einmal vollbrachte That wird er anerkennen müssen, und dann giebt es ja auch kein anderes Mittel, mich vor einer öffentlichen Beschimpfung zu retten, die sich mit meinem Selbstgefühl als Mensch, meiner Ehre als Officier nicht verträgt, und worüber ich noch dereinst als König erröthen müßte."

So suchte der Kronprinz sich selbst durch Sophismen über die möglichen Folgen seines Schritts zu täuschen, obgleich er recht gut wußte, daß der König darüber unversöhnlich aufgebracht sein würde.

Der Markgraf gerieth in die äußerste Verlegenheit. Er schwieg und zuckte mit den Achseln.

Prinz Friedrich war davon betroffen. Er erkannte, daß er in seinem Vertrauen, hingerissen von einer Idee, die ihn Tag und Nacht beschäftigte, zu weit gegangen war. Und nun suchte er wieder einzulenken, indem er sagte: „Uebrigens, wenn ich es so recht bedenke, sind es Grillen. Um mich ihrer zu entschlagen, möchte ich einen Spazierritt machen, mich in der Gegend umzusehen, und da ich gewohnt bin, nur gute Pferde zu reiten, so möchte ich Ew. Liebden bitten, mir eines Ihrer besten Pferde aus Ihrem Marstall zu geben, hö-

ren Sie, Liebden, wenn ich sage: das beste Pferd, so meine ich das schnellste, ich reite gern rasch."

Der Markgraf merkte natürlich sogleich, worauf es abgesehen war; doch wollte er es auch mit dem künftigen Beherrscher eines so mächtigen Staats nicht verderben, noch weniger aber wagte er die Möglichkeit zur Flucht zu gewähren, aus Furcht, an seinem cholerischen Herrn Schwiegervater einen schlimmen Gast zu haben. Zum Glück hatte dieser erklärt, daß er am folgenden Tage seine Reise weiter fortsetzen würde, und so kam es denn jetzt nur darauf an, den Kronprinzen unter mancherlei Vorwänden hinzuhalten, bis es zu spät war zu einem Spazierritt, und während er diesem immer die Benutzung aller seiner Pferde aus dem Marstall zusagte, wußte er den Ritt unter hundert verschiedenen Vorwänden so lange zu verzögern, bis endlich am Abend der Kronprinz erkannte, daß sein Schwager absichtlich gezögert habe, um seine Flucht zu vereiteln.

Da nun der Prinz sah, daß die Ausführung seiner Flucht von Anspach aus unmöglich sein würde, veränderte er seinen Plan und schrieb noch spät Abends an Katte:

„In zwei Tagen bin ich frei; ich habe Geld, Kleider, Pferde; meine Flucht wird unfehlbar gelingen, und sollte ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man unter Scapulier und

Kutte den armen Ketzer nicht herausfinden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich Dir anvertraut habe, und wenn wir uns auch erst jenseits des Meeres wiederfinden. Nimm Deinen Weg über Leipzig nach Holland; dort wirst Du von mir hören.

Friedrich."

Da der Prinz in jedem Augenblick fürchten mußte, überrascht zu werden, so war er im höchsten Grade eilig mit Versiegeln und Adressiren dieses Briefs. So lautete denn die Aufschrift: „An den Lieutenant von Katte. Ueber Nürnberg." In der Eile und Zerstreuung hatte er vergessen hinzuzusetzen, in Berlin. Um recht vorsichtig zu gehen, brachte dieser Prinz, in einen Mantel gehüllt, unerkannt, den Brief selbst auf die Post.

Katte aber hat denselben nie erhalten, vielmehr wurde er auf der Weiterreise des Königs in Frankfurt a. M. in die Hände desselben ausgeliefert.

Und das war die Folge seiner Uebereilung. Der Postmeister in Nürnberg, der keinen Bestimmungsort auf der Adresse angegeben fand, erinnerte sich, daß ein preußischer Officier von Katte sich in Erlangen auf Werbung befand. Er sandte also den Brief an diesen, der in das Geheimniß nicht eingeweiht war und natürlich sehr erstaunte, aus dem Inhalt des Briefes zum ersten Male etwas Bestimmtes über den Fluchtplan des Prinzen zu erfahren. Er war ein zu loyaler Officier, um nur

einen Augenblick seine Pflicht zu verkennen; auch erkannte er sogleich die große Gefahr, die für seine eigene Person daraus entstehen würde, wenn er die Hand dazu bieten würde, eine solche Flucht zu befördern. Er beeilte sich daher, dem Könige diesen Brief per Estafette zu übersenden.

Doch ehe der König diesen Brief erhielt, waren noch andere Ereignisse eingetreten, die zu der schrecklichen Katastrophe führten.

2.

Die weitere Reise des Königs ging über Ludwigsburg, um dem Herzoge von Würtemberg einen Besuch zu machen, Heidelberg und Mannheim, nach Frankfurt am Main.

In Ludwigsburg trug der Kronprinz, immer noch mit seinem Fluchtplan beschäftigt, noch spät Abends sein rothes Tuch zu einem Schneider, den er durch reiche Geschenke bewog, ihm noch in der Nacht einen französischen Surtout-Rock daraus zu machen.

Als der König mit seinem Gefolge nach Mannheim kam, fand der Prinz Gelegenheit, mit dem Pagen Keith im Geheim und mit Anempfehlung der größten Verschwiegenheit den Auftrag zu geben, ihm, im Fall der König, wie verlautete, im Dorfe Sinzheim übernachten würde, in der Nacht Postpferde zum Reiten zu bestellen.

Da der junge Mensch ein wenig beschränkt vom Verstande war, so wollte ihm der Kronprinz seine Absicht, über den Rhein nach Speier zu gehen, nicht anvertrauen; er sagte ihm lachend, daß er auf ein nahes Dorf zu einem galanten Abenteuer ausreiten wolle.

Wäre der König an diesem Tage bis dahin gekommen, so hätte die Flucht leicht gelingen können; aber ein Zufall hatte veranlaßt, daß der König bis Steinfurth, zwei Stunden von Sinzheim, kam und dort übernachten mußte.

Da der König in der mit Tabaksqualm zum Ersticken angefüllten Gaststube des Bauernkrugs nicht bleiben wollte, so ließ er sich in einer nahen Scheune ein Strohlager mit darüber gelegten Bettstücken zurechtmachen. Der Kronprinz erhielt sein Quartier in einer gegenüber liegenden Scheune, wo er mit seinem Kammerdiener und Herrn von Rochow übernachten sollte, und der General Buddenbrock und Obrist von Waldow waren in einer dritten Scheune untergebracht. Ehe der König sich zur Ruhe legte, empfahl er den drei zuletzt genannten Officieren bei Leib und Leben, auf die Person des Kronprinzen Acht zu haben. Herr von Rochow, der diese Nacht die Wache bei dem Prinzen hatte, sagte zu dessen Kammerdiener: „Höre Er, Werner, ich bin verteufelt marode; bei Tage will ich schon den Prinzen wohl be=

wachen; aber Nachts darf Er kein Auge zuthun. Er muß mir für ihn repondiren."

„Seien Excellenz nur außer Sorgen," entgegnete der Kammerdiener, „indeß werde ich mich doch zum Schein niederlegen; aber mein Ehrenwort darauf: ich bleibe wach wie ein Spitzhund."

Am Abend suchte der Kronprinz den jungen Pagen Keith auf und sagte zu ihm: „Nun, ich denke, im nächsten Dorfe wird es auch wohl hübsche Bauermädchen geben. Du kannst mit mir reiten, aber besorge um 4 Uhr Pferde zum Spazierritt. Wir wollen uns einen köstlichen Spaß machen. Um 3 Uhr weckst Du mich; aber ganz leise, daß keiner von den Andern aufwacht, und auf dem Dorfplatz werde ich Dich und die Pferde erwarten."

Der junge Page hatte einen heiligen Respect vor den Befehlen des Kronprinzen. Er hatte auch wohl Ursache an die Wahrheit der Absicht eines galanten Abenteuers zu glauben, da ihm nicht unbekannt war, daß sein Bruder dem Prinzen in solchen Fällen manchen Dienst geleistet hatte. Er trug daher kein Bedenken, die Pferde heimlich zu bestellen, was um so leichter sich thun ließ, als im Dorfe gerade Pferdemarkt war.

Der junge Mensch, der gewohnt war, dem Könige auf Reisen und auf der Jagd zu Pferde zu folgen, bestellte die Pferde und schlich sich dann um 3 Uhr Mor-

gens in die Scheune, wo eine trübe Hornlaterne ein so dunkles Licht auf die Schläfer warf, daß der Page sich irrte und statt des Kronprinzen, dessen Kammerdiener, der trotz der angelobten Wachsamkeit doch fest eingeschlafen war, weckte.

Dieser schöpfte sogleich Verdacht und hatte indeß Geistesgegenwart genug, zu thun, als ob er noch nicht vollständig erwacht sei. Er gähnte auf, rieb sich die Augen und legte sich auf das andere Ohr; aber er behielt seine Augen offen, um Alles beobachten zu können, was jetzt vorgehen werde.

So sah er denn, daß der Page mit Schrecken seinen Irrthum bemerkte, und als er aus den tiefen Athemzügen des absichtlich sich schlafend stellenden Kammerdieners abzunehmen glaubte, daß dieser wieder eingeschlafen sei, näherte er sich leise dem Lager des Kronprinzen, der indeß schon wachte.

Flüsternd sagte ihm dieser, es sei die höchste Zeit die Pferde vorzuführen; jenseits des königlichen Wagens würde er ihn erwarten. Behende und leise schlich sich der Page davon, um den prinzlichen Auftrag auszuführen. Er war für diesen Zweck reichlich mit Geld versehen worden.

Als der Kronprinz sich allein sah, horchte er auf die tiefen Athemzüge seiner Begleiter. Er zweifelte nicht,

daß beide wirklich schliefen; doch das war nur bei Herrn von Rochow der Fall; der Kammerdiener blinzelte zwischen den halb geschlossenen Augen durch und beobachtete genau jede Bewegung des Kronprinzen.

So war denn der große Augenblick gekommen, der ihn für immer befreien sollte von der harten, für einen jungen Mann von Ehrgefühl unerträglichen Behandlung seines autokratischen Vaters. — Sein Herz klopfte hörbar. Wird die That gelingen? fragte er sich selbst. — Sie muß gelingen, war die stille Antwort, die er sich gab, die Gelegenheit ist günstig, Alles schläft, die Rheingrenze nahe, wer wird in meiner Kleidung den Kronprinzen von Preußen erkennen? — Damit zog er ein Packet mit Kleidungsstücken unter seinem Kopfkissen hervor und bekleidete sich statt der Uniform mit dem grauen mit Silber bordirten französischen Kleide und zog darüber den rothen französischen Roquelaure an und setzte den kleinen dreieckigen Tressenhut auf, wie ihn damals die Cavaliere des pariser Hofes trugen. Seinen Officierdegen ließ er zurück, um dadurch nicht verrathen zu werden. So in aller Eile und Stille in einen französischen Marquis metamorphosirt, verließ er vorsichtig und eiligst die Scheune.

Erst draußen athmete er wieder freier. Noch war die Sonne nicht aufgegangen; aber im Osten graute schon der Morgen, der über den Saum des in weiter

Nebelferne liegenden Horizonts den ersten röthlichen Lichtstreif gezogen hatte.

Noch war der Page mit den Pferden nicht da. In peinlicher Unruhe zählte der Prinz jede Minute, die ihm lang wie eine Stunde erschien. Jeder Augenblick konnte Verrath bringen, der König hatte befohlen, früh aufzubrechen. Wenn des Königs Leute erwachten? Was dann? Er mochte den schrecklichen Gedanken an eine Hinderung der Flucht nicht ausdenken. Mit scharfem Ohr horchte er auf jedes Geräusch, endlich, Gott sei gedankt! Pferdegetrappel in der Ferne, das aber rasch auf der Dorfstraße näher kam.

Er war es, der Page mit den Pferden, er sah schon in der Morgendämmerung die Schatten des sich nähernden Reiters mit dem Handpferde. Mit größerem Jubel der Seele hat noch nie ein Seefahrer, der dem Sturm und dem Hungertode entrann: „Land, Land!“ gerufen, als Prinz Friedrich im Herzen jubelte: „Rettung, Rettung!“

Aber auch von der andern Seite her hörte der Prinz das Knarren der Scheunenthüren, das Nahen von Menschen, die halblaut mit einander sprachen. Er verstand deutlich die Worte: „Wo ist er?“ „fort zum Teufel!“ An jeder Secunde hing sein Leben; aber der Prinz verlor seine Geistesgegenwart nicht.

Kaum hatte er die Scheune verlassen gehabt, so

weckte der verrätherische Kammerdiener Herrn von Rochow und erzählte ihm eiligst den Vorfall, wobei er auf eine Belobung seiner Geistesgegenwart zu rechnen schien, daß er sich schlafend gestellt, um Seine Hoheit auf frischer That ertappen zu können; das sei nun geschehen, denn er habe französische Kleidung angezogen, worin er doch auf der Reise unmöglich vor dem Könige erscheinen dürfe, also sei es klar, daß er habe desertiren wollen.

„Das danke Ihm der Teufel!“ rief Rochow, „daß er mit seiner verdammten Klugheit nicht lieber versucht hat, dem Prinzen jede Flucht unmöglich zu machen. Ist er fort, so kostet das mir und Ihm Kopf und Kragen. Eilen wir, die Andern zu wecken, um noch zu retten, was zu retten ist.“

Kaum halb angekleidet eilten sie in die andere Scheune, und weckten die diensteifrigen Begleiter des Kronprinzen und Vertrauten des Königs, von Buddenbrock und von Waldow, denen sie in geflügelter Eile mittheilten, was vorgefallen war.

Auch der General von Derchow war zugegen, ein höchst malitiöser Mensch, der die Verdienste eines Satan hatte, und zudem ein geschworner Feind des Kronprinzen und serviler Diener des Königs war.

Dieser stellte sich an die Spitze der Verfolger des Kronprinzen.

Nachdem sie in ihrer Angst halb angekleidet das

ganze Dorf durchsucht hatten, fanden sie ihn endlich auf dem Dorfplatz vor der Schenke, wo an diesem Tage Pferdemarkt gehalten werden sollte, wozu schon viele Koppelpferde geführt wurden, an den Wagen des Königs angelehnt.

Seine französische Kleidung befremdete sie. Anfangs fragten sie den Kronprinzen ehrerbietig, was er da mache?

Der Kronprinz war durch diese Ueberraschung so in Wuth und Verzweiflung gesetzt, daß er sich vielleicht zum Aeußersten hätte hinreißen lassen, wenn es ihm nicht an Waffen gefehlt hätte. Doch faßte er sich und antwortete sehr rauh: „Der König hat befohlen, daß früh aufgebrochen werden solle und ich vollziehe nur seinen Befehl, mich zeitig bereit zu halten.“

„Gnädigster Herr,“ sprach darauf der Obrist von Rochow, „der König ist aufgewacht und will in einer halben Stunde abreisen; verändern Sie sich.“

„Das beliebt mir nicht,“ antwortete der Kronprinz, „ich will noch ein wenig spazieren gehen und werde schon zurückkehren, ehe der König abreist.“

Das gab zu einer lebhaften und dringenden Gegenvorstellung von Seiten der vier Officiere, die den Kronprinzen verfolgt hatten, Veranlassung. Noch stritten sie mit ihm darüber, als endlich Keith mit den Pferden ankam.

Sitze ich erst im Sattel, dachte der Prinz, dann soll keiner mich halten, und mit der ihm eigenen Gewandtheit machte er den Versuch, sich aufs Pferd zu schwingen. Doch die vier Herren fielen dem Pferde in die Zügel, umringten den Prinzen so, daß er nicht ausweichen konnte und führten ihn halb mit Gewalt, halb mit dringender Ueberredung zurück in die Scheune, wo sie ihn zwangen, seine Uniform wieder anzuziehen.

Der Prinz war wie ein Rasender; er mußte sich aber doch fügen, da er wohl einsehen konnte, daß längerer Widerstand doch vergebens sein und seine Sache nur noch schlimmer machen würde. Der Kronprinz ließ sich nun desto eher bewegen nachzugeben, da ihm die Herren auf Ehrenwort versicherten, sie würden dem Könige von diesem Fluchtversuch nichts sagen, wenn er nur selbst dazu beitragen wolle, jede Spur davon zu beseitigen.

Während noch bei schon völliger Tageshelle über diesen Gegenstand in der Scheune verhandelt wurde und der Kronprinz eiligst seine Uniform anzog und die französische Kleidung, um bei einer günstigeren Gelegenheit benutzt zu werden, unter seinem Gepäck verbarg, kam ein Befehl vom Könige an Herrn von Rochow, sogleich vor ihm mit dem Kronprinzen nach Mannheim abzureisen.

Das geschah denn auch. Prinz Friedrich immer

noch über Fluchtpläne brütend, saß meistens im finstern Schweigen mit seinen drei Reisebegleitern, die jede seiner Bewegungen beobachteten, in dem von sechs Postpferden gezogenen Wagen. Daß jetzt keine Möglichkeit zu entkommen war, mußte er wohl einsehen. Er gab sich daher den Anschein des Sorglosen, pfiff und trällerte ein Liedchen in der Absicht, seine Begleiter sicher zu machen, was ihm freilich nicht gelang.

Der König war eine Stunde nach ihm abgereist. Als er aber in Mannheim ankam, war der Kronprinz noch nicht da.

Der König gerieth darüber in die äußerste Unruhe. Da er die Absicht seines Sohnes zu entfliehen, kannte, so fürchtete er, daß derselbe dazu unterweges Gelegenheit gefunden haben könnte. Er schickte daher dem Kronprinzen auf der Route nach Heidelberg einen Stallmeister des Kurfürsten entgegen, und dieser brachte denn endlich den Prinzen mit seinen Begleitern nach Mannheim. Durch Umwege und minder rasches Fahren, als der König gewohnt war, hatte die Reise des Kronprinzen eine Verzögerung erfahren.

Der König war darüber, daß seine Besorgniß vergebens gewesen, in die beste Laune versetzt. Die Reisebegleiter des Kronprinzen hatten ihr Wort gehalten und geschwiegen über den Vorfall dieses Morgens, wohl weniger um den Kronprinzen zu schonen, als weil sie selbst

große Verantwortung fühlten, daß sie es nur so weit hatten kommen lassen, was bei pflichtmäßiger Wachsamkeit gar nicht möglich gewesen sei. Wäre Keith nur eine Minute früher mit den Pferden herangeritten, so würde der Kronprinz auf und davon geritten gewesen sein, ehe sie herankamen.

Als der Kronprinz in Mannheim angekommen war, mußte er den König begleiten. Dieser besichtigte mit ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt, und da es Tages darauf Sonntag war, so ging der König mit seinem Fritz in die Kirche, wobei er ungewöhnlich freundlich mit ihm war, weil er nicht die mindeste Ahnung davon hatte, was vorgefallen war.

Dort in der Kirche hinter dem Rücken des Königs benutzte der Kronprinz wieder die Gelegenheit, mit dem im Königlichen Gefolge anwesenden Pagen Keith im Geheim zu sprechen. Er ließ jetzt schon deutlicher seine Absicht, davon zu gehen, merken und sagte: „Im nächsten Nachtquartier verschaffe Du mir nur Pferde; wir wollen es dann vorsichtiger anfangen, und wenn es gelingt, soll es Dein Schaden nicht sein; ich sorge für Deine Zukunft.“ — Der Page antwortete nicht, hinzutretende Personen würden auch eine Antwort gehindert haben, und Prinz Friedrich war zu sehr mit dem Gedanken an den Fluchtversuch beschäftigt, um nur zu be-

merken, wie er sich bei diesem Antrage verfärbte, und daß er aus Betroffenheit keines Wortes mächtig war.

Der Page, der jetzt erst die ganze ungeheure Verantwortlichkeit einsah, der er sich aussetzen würde, wenn er zu der Flucht des Kronprinzen mitwirkte, befand sich in einer grenzenlosen Unruhe. Er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der König aus der Kirche in das Schloß zurückkehrte. Sobald das geschehen war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich dem Könige zu Füßen zu werfen und mit Thränen der Reue im Auge den Vorfall vom vorigen Morgen und seine Betheiligung dabei zu bekennen.

Der König nahm dieses Bekenntniß sehr gnädig auf, ließ sich indeß gegen den Kronprinzen noch nicht das Mindeste merken, daß er von seinem Fluchtversuch unterrichtet war. Aber es kam noch ein Umstand hinzu, der den König bedenklich machte. Man sagte ihm, daß der Intendant, der Commandant und einige andere französische Officiere aus Straßburg in Mannheim angekommen wären. Der König muthmaßte, daß diese absichtlich gekommen wären, um die Flucht des Kronprinzen zu fördern und ließ sogleich dessen Begleiter Rochow und und Waldow rufen und theilte ihnen mit, was ihm Keith gesagt hatte.

„Hier aber im Schlosse des Kurfürsten,“ fuhr er fort, „ist nicht Zeit und Ort weiter davon zu reden.

Wir wollen warten, bis wir wieder auf preußischen Boden kommen, wo ich Herr und Gebieter über Leben und Tod bin. Ihr aber, Rochow, steht mir mit Eurem Kopfe dafür, daß wir den Prinzen nach Wesel bringen, lebend oder todt, das gilt mir ganz gleich; hört Ihr: lebend oder todt!"

Aus dieser Aeußerung des Königs, die mit furchtbarem Ernst gesprochen war, ließ sich schon erkennen, daß der König es bis zur äußersten Strenge des Kriegsrechts treiben würde. In der That konnte sein soldatischer Geist in dem Attentat des Kronprinzen auch nichts Anderes erkennen, als das Verbrechen einer militärischen Desertion, welche nach preußischem Kriegsrecht mit Todesstrafe bedroht war.

Rochow antwortete befriedigend für den König. Er entgegnete: „Haben Ihre Majestät keine Sorge; ich hafte mit meinem Kopfe für ihn. Auf erprobte Diener, wie ich einer bin, können sich Ihre Majestät verlassen, wie auf sich selbst; eben so auf die Andern, die den Kronprinzen umgeben."

„Gut," rief ihm der König noch zu, indem er sich zurückzog, „also noch einmal: lebend oder todt!"

„Lebend oder todt!" sprach der Obrist feierlich, indem er wie zum Schwur seine Hand auf den Stern des schwarzen Adlerordens legte, unter welchem ein so schwarzes Herz schlug.

So in dieser Spannung aller Verhältnisse ging die Reise weiter über Darmstadt nach Frankfurt a. M.

Der Kronprinz war voll sanguinischer Hoffnung, und seine lebhafte Phantasie gaukelte ihm die reizendsten Bilder vor, von seiner endlichen Erlösung aus der väterlichen Tyrannei. Er ahnete nicht das Mindeste davon, daß das Gewitter über seinem Haupte schon zusammengezogen war, 'und obgleich er außer Keith Niemandem von seiner Umgebung vertraute, so konnte er doch nicht glauben, daß er nur von Verräthern und Feinden umgeben war. Nie hat eine hochherzige und edle Seele, wie die seinige, entsetzlichere Täuschungen erfahren.

In Darmstadt kam der König Sonntag Abends, am 7. August an. Hier war es, wo er den Kronprinzen nach jenem Fluchtversuch, den ihm der Page Keith verrathen hatte, zum ersten Male wieder sah. Noch vermochte er es über sich, seinen Zorn zu bemeistern. Er sagte zu ihm nur mit verbissenem Groll: „Ich wundere mich, Dich hier zu sehen; ich glaubte Dich schon in Paris."

Da erkannte der Kronprinz, daß er verrathen war; doch entgegnete er mit Fassung: „Wenn ich gewollt hätte, wäre ich schon in Frankreich."

Der König wendete sich von ihm ab, und nachdem der Kronprinz entlassen war, gab er den Begleitern desselben, Rochow, Buddenbrock und Waldow den Be-

fehl, ihn, sobald man auf Frankfurter Gebiet ankommen würde, zu arretiren, aber nicht in die Stadt zu lassen, sondern auf das Rheinschiff zu bringen, worauf der König mit seinem Gefolge nach Wesel fahren wollte.

Vielleicht hätte diese beklagenswerthe Angelegenheit, die der König so ernst und strenge nahm, noch eine mildere Wendung genommen, wenn nicht zwei neue Entdeckungen, die ihm in Frankfurt zugingen, seine Wuth aufs Neue und auf das Aeußerste gereizt hätten.

In Frankfurt, wo der König am 8. August Abends eintraf, erwartete ihn schon ein Courrier, der ihm von Nürnberg über Anspach nachgesendet worden war. Dieser überbrachte ihm den schon früher mitgetheilten Brief des Kronprinzen, der in Folge einer Unvorsichtigkeit beim Adressiren, statt nach Berlin, in die Hände des Rittmeisters von Katte, der in Erlangen auf Werbung lag, gekommen war. Dieser loyale Officier hatte kaum aus dem Inhalt des Briefes ersehen, daß der Kronprinz im vollen Ernst Fluchtpläne gefaßt hatte, als er auch schon sich beeilte, den König davon in Kenntniß zu setzen.

Zudem ging ihm noch am folgenden Morgen vor der Weiterreise auf dem Rhein die Nachricht zu, die ganz geeignet war, seinen Jähzorn noch höher zu steigern. Man hinterbrachte ihm, daß der Lieutenant von Katte von Berlin ab einen Diener auf der Post dem Kronprinzen nachgeschickt habe, der den Weg über Erlangen

nach Nürnberg genommen und dem Kronprinzen einen geheimnißvollen Brief, in Beziehung auf eine mit Katte verabredete Flucht, überbracht habe. Diese Mittheilung erfolgte unglücklicher Weise gerade am andern Morgen kurz vor dem Einsteigen des Königs in das Schiff und steigerte seinen Aerger bis zur höchsten Wuth.

Achtes Capitel.

Entsetzliche Scene auf dem Schiff. — Vermittlung durch den österreichischen Gesandten. — Der König spricht den Kronprinzen in Wesel.

1.

Kaum hatte der König am Bord des Schiffs seinen Sohn, den Kronprinzen, erblickt, so ging er mit aufgehobenem Stock auf ihn los, er schlug aber noch nicht, sondern packte ihn bei der Brust und in die Haare und machte Miene ihn zu erwürgen.

Der General von Waldow fiel dem Könige in die Arme; dieser aber war so in Wuth, daß er seiner selbst nicht mächtig mit dem goldenen Knopf seines Krückstocks dem Kronprinzen so heftig ins Gesicht stieß, daß ihm das Blut aus Mund und Nase quoll.

Da trat der Kronprinz einen Schritt zurück und sprach mit der Würde der Indignation einer auf das Tiefste gekränkten stolzen und edlen Seele die denkwürdigen Worte:

„Jamais visage de Brandenbourg n'a souffert un affront pareil!“

Die Herren von Waldow und von Rochow warfen sich zwischen den König und den Kronprinzen und erhiel- von Jenem durch die dringendsten Vorstellungen endlich die Erlaubniß, den Kronprinzen auf ein anderes Schiff bringen zu dürfen, um ihn als Gefangenen nach Wesel zu führen. Sie versprachen abermals mit ihren Köpfen für die sichere Verwahrung desselben einstehen zu wollen. Zuvor war ihm der Degen abgenommen.

Auch wurden ihm die Taschen untersucht, ob er Briefe bei sich habe; aber man fand nichts. Die Briefe und Papiere, die den Kronprinzen oder Andere compromittiren konnten, hatte der Prinz schon am Abend vorher ins Wasser geworfen gehabt.

So kam man am Abend auf der Rheinfahrt nach Bonn. Der König in seiner jetzigen unglücklichen Stimmung wünschte dem Besuche am pfälzischen Hofe ausweichen zu können; aber der Kurfürst von der Pfalz und dessen Bruder Theodor standen mit ihrem Hofstaat am Ufer des Rheins, als der König anlandete und empfingen ihn auf das Freundlichste mit der Einladung des hohen Gastes nach dem Schlosse.

Jetzt ließ sich nicht mehr ausweichen; der König machte gute Miene zum bösen Spiel und nahm die Einladung an. Da er aber besorgte, daß der in der nach-

folgenden Rheinjagd befindliche Kronprinz einen neuen Fluchtversuch machen werde, so befahl er ihn, mit möglichster Vermeidung alles Aufsehens, aufs Schloß zu bringen und in ein Zimmer einzuschließen. Zugleich aber gab er in Gegenwart des Kronprinzen den ihn begleitenden Cavalieren die Ordre, daß sie dafür einstehen müßten, ihn lebend oder todt am folgenden Morgen vor der Abfahrt wieder auf das für ihn bestimmte Schiff zu bringen. Diese Reden hörte der Prinz mit völliger Ergebung in sein hartes Schicksal an.

In Bonn fand der österreichische Gesandte, Graf von Seckendorf, Gelegenheit den Kronprinzen in seiner Gefangenschaft allein zu sprechen. Es war sein Wunsch diese schlimme Angelegenheit womöglich wieder beizulegen und den Kronprinzen zu bestimmen, des Königs Gnade in Anspruch zu nehmen.

Diese gute Absicht fand bei dem großen persönlichen Ansehen, das dieser intriguante Minister bei dem Könige genoß, bei den wachhabenden Officieren so viel Anerkennung, daß diese ihm den Eintritt um so weniger versagen zu dürfen glaubten, als ein Befehl, Niemanden zu dem Prinzen zu lassen, noch nicht gegeben war.

Der Kronprinz, der einsah, daß er sich und seine Freunde in einen schlimmen Handel verwickelt hatte, und der wenig Aussicht hatte, weder mit Gewalt noch mit

Lift seinen Fluchtplan jetzt durchzuführen, erzählte dem Diplomaten offenherzig den ganzen Vorgang.

„Es ist also allerdings wahr,“ setzte er hinzu, „daß ich den festen Entschluß gefaßt hatte zu entfliehen. Wer mag es mir verdenken können, daß ich, als ein Prinz von 18 Jahren, es nicht mehr ertragen konnte, vom Könige, meinem Vater, mit Schlägen tractirt zu werden, wie im sächsischen Lager, sogar vor fremden Officieren geschehen war. So würde ich der strengsten Aufsicht ohnerachtet schon früher entwichen sein, wenn nicht meine Liebe zu der Königin und für meine Schwester Wilhelmine mich zurückgehalten hätte. Es gereuet mich auch durchaus dieser Entschluß gar nicht, und wenn der König nicht unterläßt, mich mit Schlägen zu behandeln, so werde ich mein Vorhaben ganz bestimmt noch ausführen, es koste was es wolle, und wenn es mein Leben kosten sollte. An meinem Leben ist mir wahrlich unter solchen Qualen wenig gelegen. Ich bedauere nur, daß diejenigen Officiere, die von der Sache Wissenschaft hatten, durch mich ins Unglück gestürzt sein werden, da sie selbst keine Schuld haben, sondern nur von mir zur Theilnahme überredet sind. Wenn der König mir Pardon für diese Personen versprechen würde, so bin ich bereit ihm Alles offen und klar zu entdecken; wo nicht, so mag er mir den Kopf abschlagen lassen und ich werde doch Niemanden verrathen.“

„Die Königin und der Obrist von Kalkstein,“ fuhr er fort, „haben nichts davon gewußt; aber wegen Katte wäre es mir leid; doch hoffe ich, er wird sich zeitig salvirt haben. Ich hatte ihm meine geheimen Briefschaften anvertraut und ihm befohlen, sowie das Geringste entdeckt würde, dieselben zu verbrennen, oder ins Wasser zu werfen. Auch habe ich ihm 1000 Louisd'ors gegeben.“

„Nun aber,“ schloß er, „muß ich Ew. Excellenz bitten, mit dem König von dieser Sache zu sprechen. Sie könnten mir keine größere Freundschaft erweisen, als durch eine solche Vermittelung, und Zeitlebens würde ich Ihnen dafür dankbar sein, wenn Sie mich aus diesem Labyrinth erlösen könnten.“

Nachdem nun der österreichische Gesandte auf der am folgenden Tage fortgesetzten Reise in Meurs Gelegenheit gefunden hatte, mit dem Könige zu sprechen, setzte er ihn im Allgemeinen in Kenntniß von der Reue des Kronprinzen und wie derselbe bereit sei ein offenes Bekenntniß abzulegen, um Alles zu entdecken, wenn nur Ihre Majestät geruhen würde, diejenigen zu pardonniren, die von der Sache gewußt hätten.

Der König entgegnete:

„Wenn der Kronprinz offen und ohne Falschheit, woran ich jedoch noch sehr zweifeln muß, Alles entdecken würde, so will ich gegen ihn und diejenigen, welche da-

ran Theil genommen haben, Gnade für Recht ergehen lassen."

Bei der Ankunft des Königs in Geldern wurde ihm gemeldet, daß der ehemalige Page Keith, welcher, weil er mit dem Kronprinzen in intimen Verhältnissen gestanden hatte, vor ungefähr einem Jahre nach Wesel als Officier versetzt war, von dort bereits vor einigen Tagen desertirt sei. Das galt dem Könige als Beweis, daß derselbe mit in dem Complott wegen der Flucht des Kronprinzen verwickelt gewesen war, und darüber wurde der König aufs Neue so entrüstet, daß er den Kronprinzen mit einem seiner Officiere zum Voraus nach Wesel schickte, mit dem Befehl ihn dort zu erwarten und bei Lebensstrafe den Prinzen Friedrich als Gefangenen sicher zu bewahren.

Da Wesel die erste preußische Stadt war, wohin der König wieder kam, so war mit Recht zu besorgen, daß er dort im Gefühl seinerv ollen Souveränität, und als Herr über Leben und Tod in seinen Landen etwas Hartes gegen den Prinzen im Sinne habe.

Das geschah denn auch. Kaum in Wesel angekommen, wo der Kronprinz als Gefangener schon früher eingetroffen war, ließ ihn der König, der im Commandantenhause abgestiegen war, auf das Strengste bewachen. Er wurde in einem besondern Zimmer eingeschlos-

sen. Zwei Schildwachen mit aufgestecktem Bajonnet standen vor seiner Thür.

Am andern Morgen ließ ihn der König vor sich kommen, in der Hoffnung, daß er mit einem offenen Bekenntniß herausrücken würde. Darüber aber sah er sich getäuscht und es entstand eine furchtbare Scene.

Sobald der Prinz unter strenger Bewachung eingeführt war, fragte er ihn im wüthenden Ton: „Warum hast Du desertiren wollen?"

Der Prinz befand sich in der Entschlossenheit einer verzweiflungsvollen Lage, in welcher seine einzige Genugthuung darin bestand, dem Könige die Wahrheit zu sagen, und so antwortete er furchtlos:

„Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben."

„Ihr seid also nichts," fuhr der König ihn an, „als ein feiger Deserteur ohne Ehre?"

„Ich habe ebensoviel Ehre als Sie," sprach der Prinz; „ich that nur was Sie, wie Sie mir mehr als hundertmal selbst gesagt haben, an meinem Platze gethan haben würden."

Durch diesen Vorwurf auf das Aeußerste gebracht, zog der König seinen Degen und würde vielleicht im Jähzorn ein entsetzliches Unglück angerichtet haben, wenn nicht der General Conrad Heinrich von der Mosel (ein geborner Sachse) zugegen gewesen und den Muth gehabt

hätte den Prinzen zu retten. Er warf sich zwischen diesen und den König, und rief dem Letztern zu:

„Sire, durchbohren Sie mich; aber schonen Sie Ihren Sohn!"

Der Wuth des Königs ohnerachtet, von dem sich das Aeußerste erwarten ließ, deckte er den Kronprinzen mit seinem eigenen Körper, so daß der König, während sein Jähzorn sich legte, von seinem Vorhaben ihn zu erstechen abstand. Seit diesem Tage verhinderten die Umgebungen des Königs, einen neuen Ausbruch seiner Wuth fürchtend, auf alle Weise jedes neue Zusammentreffen desselben mit dem Kronprinzen. Man stellte dem Könige vor, er könne ja immer noch als König und Herr über das Leben desselben verfügen, allein das Tödten des Sohnes durch den eigenen Vater sei durch das Christenthum verboten.

Diese Vorstellung machte auf das religiöse Gemüth des Königs den tiefsten Eindruck. Er verlangte nicht wieder ihn zu sehen.

2.

Noch einen Tag blieb der König in Wesel; dann setzte er seine Reise nach Berlin fort.

Zuvor aber hatte er den Obrist Derschau beauftragt, den Kronprinzen über Artikel, die der König selbst aufgesetzt hatte, zu Protokoll zu vernehmen.

Der Kronprinz aber war seit jener entsetzlichen Scene nur noch verschlossener geworden. Er bekannte nichts, als daß es sein Vorhaben gewesen sei, über den Rhein nach Landau zu gehen, sich Niemandem zu erkennen zu geben und sofort über Straßburg nach Paris zu reiten, dann incognito Kriegsdienste anzunehmen und mit dem nächsten Transport von Truppen nach Italien zu gehen, wo er denn die Absicht gehabt habe, sich militärisch auszuzeichnen, in der Hoffnung dadurch die Gnade des Königs wieder zu gewinnen.

Auf die Frage, wo er das Geld, das er an Katte in Verwahrung gegeben, hergenommen habe? wollte er nicht gestehen, daß und von wem es ihm geliehen sei; er sagte nur, daß er von dem polnischen Orden, den er vor zwei Jahren von dem Könige von Polen verliehen erhalten, die größern Diamanten verkauft und durch unechte Steine dieselben habe ersetzen lassen. Am meisten aber zeigte er sich bekümmert, daß man Katte und Keith attrapiren möge.

Man hat erst später erfahren, daß Keith seinen Weg auf Nymwegen genommen hatte. Von Seiten des Königs wurde ihm der Obrist Du-Moulin nachgeschickt, um seine Auslieferung zu bewirken. Im Haag hatte der Lieutenant Keith bei dem früher als holländischer Gesandte in Berlin gestanden habenden General Keppel gespeiset. Dort aber erfuhr er, daß ihm der Obrist Du-

Moulin nachgesendet war, um seine Auslieferung zu bewirken, und deshalb begab er sich eiligst unter den Schutz des englischen Gesandten Chesterfield, bei dem er mit Bereitwilligkeit ein Asyl fand.

Indeß hatte schon der preußische Gesandte im Haag, in Folge eines erhaltenen Königlichen Befehls, bei dem Rathspensionär Slingeland auf Arretirung und Auslieferung des preußischen Deserteurs, Lieutenant von Keith, dringend angetragen; allein man gab ihm von Seiten der niederländischen Regierung die Antwort, daß man sich dazu nicht für berechtigt halte, weil zwischen Holland und Preußen, wegen Auslieferung der Deserteurs kein Cartel bestehe.

Indeß sobald der Gesandte dem Rathspensionär, der eine hohe Justizstelle bekleidete, im Geheim die eigentlichen Verhältnisse entdeckte, erklärte derselbe sich bereit den Keith arretiren zu lassen, sobald er außerhalb des Hotels der britischen Gesandtschaft betroffen werden sollte.

So schwebte über dem Haupte dieses unglücklichen Vertrauten des Kronprinzen an einem Haar das Schwert des Damokles, und er wäre verloren gewesen, hätte sich nicht der englische Gesandte seiner angenommen. Dieser ließ ihn durch einen vertrauten Diener, in der Livrée seines Hauses, auf eine Chaloupe bringen, worauf er nach England entkam, glücklicher als sein Genosse in Berlin, der Lieutenant von Katte, dessen Geschick wir später ausführlich erzählen werden.

3.

Zur Rückreise nach Berlin war Alles veranstaltet. Der König hatte befohlen, daß der Kronprinz, unter Begleitung des Generals von Buddenbrock, und bewacht von sechs Officieren, auf einem Umweg, ohne die hannöverschen und hessischen Lande zu betreten, nach Halle und von da nach Küstrin gebracht werden solle.

Der Kronprinz blieb noch einige Tage in Wesel, weil der König Befehl gegeben hatte, daß er erst vier Tage später, als der König, der zwei Tage in Wesel geblieben war, abgeführt werden solle.

Weil man aber den beiden Aufsehern des Prinzen, von Buddenbrock und von Waldow nicht recht trauen zu dürfen glaubte, so hatte der König noch unter Andern mit seiner Bewachung einen General von Dostow beauftragt, der, wie Prinzessin Wilhelmine später in ihren Memoiren als Markgräfin von Bayreuth sagte, ein eben so großer Schurke war, als Dorchow, welcher ebenfalls zu den Umgebungen und Wächtern des unglücklichen Kronprinzen gehörte.

Waldow und Rochow hatten ohnerachtet des Königs Verbot wenigstens noch die schonende Rücksicht beobachtet, ihm Besuche zu gestatten. Und so war es möglich geworden, daß der Kronprinz mit den angesehensten Personen in Wesel bekannt wurde. Bald fand sein schreck=

liches Geschick die wärmste Theilnahme. In ganz Wesel und der Umgegend wurde er fast angebetet; seine Großmuth, Herablassung und Güte hatten ihm alle Herzen gewonnen. Allgemein entschuldigte man seinen Fluchtversuch mit der grausamen Behandlung, die er vom Könige erfahren hatte und nach der Denkungsart und den täglichen Aeußerungen des Königs mußte man Alles für sein Leben fürchten. So fanden sich denn Personen genug, die freudig ihr Leben gewagt hätten, um den unglücklichen Thronfolger Preußens von einem entsetzlichen Geschick zu retten, das ihm drohte. Man hatte ihm Stricke verschafft, um sich aus dem Fenster herablassen und entfliehen zu können. Selbst weibliche Kleidung einer Bäuerin hatte man ihm zugesteckt, um in dieser Tracht desto sicherer zu entkommen. Es würde nach allem Anschein die Flucht gelungen sein, hätte nicht die Wachsamkeit des Generals Dostow diesen und alle seine Fluchtpläne zerstört.

Dieser Günstling des Königs war schlau genug gewesen sich zu verstellen. Er heuchelte die größte Theilnahme mit dem Geschick des Kronprinzen und bewog die Herren v. Rochow und v. Waldow unter dem Vorwande ihnen die Last zu erleichtern, ihm allein die Bewahrung desselben zu überlassen.

Nun traf er solche Beschränkungen und umstellte ihn so mit Wachen, daß ihm jeder Gedanke an Flucht als eine Unmöglichkeit erscheinen mußte.

So ging die Reise des Kronprinzen unter starker Bedeckung und der strengsten Bewachung am fünften Tage, nachdem der König Wesel verlassen hatte, auf der vorgeschriebenen Route, ohne Berlin zu berühren, vorerst nach dem Städtchen Mittenwalde, drei Meilen von Berlin belegen, wo er ebenfalls streng bewacht wurde, um später nach der Festung Küstrin gebracht zu werden.

Der König war am 26. August über Lippstadt, wo er noch am 21. in aller Eile die dort garnisonirenden Regimenter besehen hatte, in Potsdam angekommen.

Seckendorf hatte ihn auf dessen Befehl bis Halle begleitet. Dort ging die Nachricht bei ihm ein, daß der Lieutenant von Katte, der an dem Fluchtversuch des Kronprinzen den meisten Antheil gehabt hatte, mit allen Briefschaften verhaftet sei.

Wie dadurch die Königin und Prinzessin Wilhelmine in äußerste Verlegenheit gestürzt waren, haben wir früher schon mitgetheilt. Jetzt aber war von der Stimmung des Königs das Schrecklichste zu erwarten. Die weitere Entwickelung dieser furchtbaren Tragödie werden wir im dritten und letzten Theil dieses geschichtlichen Lebensgemäldes erzählen.

Ende des zweiten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Kronprinz Friedrich

seine

Zeit und der Hof seines Vaters

Friedrich Wilhelms I.

Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild

von

H. E. R. Belani.



Dritter Theil.

Leipzig,

Verlag von C. L. Fritzsche.

1853.

Erstes Capitel.

Katte's Geschick. — Verhaftsbefehl gegen Katte. — Dessen Zögerung. — Dessen Verhaftung. — Rückkehr des Königs. — Sein Zorn gegen die Königin. — Gegen die Prinzessin. — Katte wird zum Verhör geführt. — Er wird vom Könige gemißhandelt. — Prinzessin Wilhelmine erhält Arrest. — Die Frage nach dem Briefe, den Katte der Prinzessin überbracht. — Schlauheit der Prinzessin. — Neue Bedenken. — Sie weigert sich einen falschen Eid abzulegen. — Allgemeine Theilnahme. — Die Ramon intriguirt aufs Neue. — Kluges Benehmen der Prinzessin. — Angst der Königin. — Deren Beruhigung.

1.

Sobald der König durch den aufgefangenen Brief Kunde erhalten hatte von der Theilnahme Katte's an dem Entweichungsproject des Kronprinzen, hatte er sogleich einen Courier nach Berlin abgesendet, mit dem Befehl ihn zu verhaften und alle seine Effecten zu versiegeln.

Der Marschall von Natzmer, Commandant der Gensdarmerie, hatte den Auftrag dazu erhalten; aber da er dem jungen Mann wohlwollte, so zögerte er absichtlich einige Stunden, um ihm Zeit zu lassen der ihm drohenden Gefahr durch die Flucht sich zu entziehen.

Es schien ein glücklicher Umstand zu sein, daß Katte in der That zeitig genug gewarnt war. Von der Verhaftung des Kronprinzen hatte Grumbkow, wie wir wissen, früher schon Nachricht erhalten als jeder Andere in Berlin, und in seiner boshaften Freude darüber machte er einigen Personen im engsten Vertrauen Mittheilung davon. So erfuhr es denn auch der dänische Gesandte, Herr von Lövener, der überall seine Spione und Horcher hatte. Dieser dachte sogleich an Herrn von Katte, von dem er wußte, daß er in der Flucht-Angelegenheit des Kronprinzen stark verwickelt war. Er warnte daher in einem freundschaftlichen Billet den jungen Mann und rieth ihm sich, so lange es noch Zeit sei, eiligst aus dem Staube zu machen.

Katte war aber für die Dringlichkeit der Gefahr zu umständlich. Er wollte wenigstens Berlin nicht verlassen ohne Urlaub, begab sich zu dem Marschall von Natzmer, seinem hohen Vorgesetzten, und bat um Urlaub, um am folgenden Tage sehr früh nach Friedrichsfeld gehen zu dürfen, wo er bei dem Markgrafen Albert von Schwedt zu einer Jagdpartie und zur Tafel eingeladen worden sei. Zum Glück hatte Herr von Natzmer damals die erwähnte Ordre noch nicht empfangen und trug kein Bedenken ihm den nachgesuchten Urlaub zu bewilligen.

Hätte der Lieutenant von Katte nur diesen glücklichen Umstand schleunigst benutzt, so würde er noch Zeit

genug gehabt haben sich zu retten; allein pünktlich bis zum Pedantischen, und da er die Gefahr noch nicht für so nahe hielt, verzögerte er seine Abreise noch wegen eines geringfügigen Umstandes. Er hatte sich einen Sattel bestellt, in dessen Polster er Geld und Kleinodien verbergen konnte und dieser war noch nicht fertig geworden. Während er mit steigender Aengstlichkeit die Vollendung dieses Werks persönlich betrieb, und anfing seine Papiere zu verbrennen, verrann die Zeit und war der Befehl ihn zu verhaften vom Könige eingegangen. Dennoch ließ ihm Natzmer nach derselben noch drei Stunden Zeit zur Flucht. Aber nun konnte Katte es nicht über's Herz bringen von Berlin abzureisen ohne von einer Geliebten, die er in Berlin hatte, Abschied zu nehmen. Damit verging wieder unter Bitten und Thränen die kostbare Zeit, bis es zur Flucht zu spät war.

Endlich glaubte Natzmer, Katte sei fort und begab sich mit seinem Adjutanten und Wache nach Katte's Wohnung, um den Befehl des Königs zu vollstrecken. Schon überraschte es ihn, Katte's Reitpferd gesattelt und gepackt vor der Thür stehen zu sehen; noch mehr aber, als Katte heraustrat, um auf das Pferd zu steigen. Da freilich ließ sich keine Schonung mehr anwenden. Er forderte dem Unglücklichen seinen Degen ab und ließ ihn in Arrest führen.

2.

Sobald der König am 27. August über Magdeburg in Berlin angelangt war, unternahm die Königin den gewiß schweren Gang, sich allein in sein Cabinet zu begeben. Es war schon ein schlimmes Anzeichen gewesen, daß er nicht die sonst nur selten aus den Augen gesetzte Courtoisie, der Königin seinen ersten Besuch zu machen, beobachtet, sondern sich grollend in das Innere seiner Gemächer zurückgezogen hatte.

Sobald die Königin zitternd und zagend bei ihm eintrat, sagte er zu ihr in wüthendem Tone: „Ihr Sohn ist todt!“ und gleich darauf setzte er hinzu: „wo ist das Kistchen mit den Briefen?“

Die Königin schrie auf und rief im Tone der Verzweiflung: „Wie ist es möglich, daß Sie Ihren Sohn Ihrer barbarischen Wuth geopfert haben?“

„Er ist todt!“ wiederholte der König mit Härte, „und ich will das Kistchen haben.“

Die Königin ließ es nun hereintragen und rief dabei ganz außer sich: „O mein Gott, mein Gott!“

Prinzessin Wilhelmine hörte all das Klaggeschrei im Nebenzimmer an; es ging ihr wie Dolchstiche durchs Herz.

Kaum hatte der König die Chatoulle vor sich stehen, so schlug er sie, ohne sich aufzuhalten, in Stücken, riß die Papiere heraus und trug sie fort.

Die Königin verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart. Sie bemächtigte sich sogleich der Siegel und alles dessen, was Verdacht erregen konnte und gab es der Prinzessin zum Verbrennen.

Sodann erzählte sie ihr und ihren Damen den Vorgang noch ganz blaß und zitternd vor Entsetzen darüber. Diese Mittheilung, welche die Prinzessin auf das Aeußerste erschütterte, endigte mit einem Thränenstrom.

In diesem Augenblick trat der König ein, hochroth und blau vor Aerger im vollen Gesicht, sah er in der That furchtbar aus. In der Ungewißheit über das Geschick ihres Bruders wußte die arme Prinzessin im ersten Augenblick nicht, was sie thun sollte. Doch nahete sie sich ihm mit ihren Geschwistern, um ihm ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen. Allein kaum hatte der König sie erblickt, als er ihr drei Faustschläge ins Gesicht versetzte, von welchen der eine sie so unglücklich traf, daß sie sinnlos niedersank. Sie würde sich den Kopf gegen einen Vorsprung der Wandbekleidung zerschlagen haben, wäre Fräulein von Sonnenfels nicht so glücklich gewesen sie in ihren Armen aufzufangen.

Der König wollte seine Tochter mit Füßen treten und seine Schläge wiederholen *), allein ihre Geschwister

*) So erzählt die Prinzessin als Markgräfin von Baireuth in ihren Memoiren den Vorfall. D. V.

und die Königin bildeten einen Wall um sie her und ließen ihn nicht an sie kommen.

Eine ihrer Schwestern, die sie noch immer wie leblos am Boden liegen sah, hatte ein Glas Wasser und etwas Geistiges um sie wieder zu beleben, was endlich auch gelang. Wegen des Königs, der sich mit denen, die ihn an ferneren Mißhandlungen hindern wollten, herum balgte, konnte man sie nicht einmal vom Boden aufheben.

Endlich gelang es durch starke Gerüche und Reiben mit starkriechenden Essenzen die Prinzessin wieder ins Leben zurückzurufen und auf ein Tabouret zu setzen, das am Fenster stand, wo der ganze Vorfall sich ereignet hatte. Viel lieber wäre sie in dem bewußtlosen Zustande geblieben. Es ist unmöglich, die Trostlosigkeit und tiefe Betrübniß der Geschwister der Prinzessin und der Damen zu schildern, die bei dieser schrecklichen Scene gegenwärtig gewesen waren.

Der starkbeleibte König wäre bald erstickt in seinem Zorn; sein Blick war furchtbar; sein Gesicht aufgedunsen und vor seinen Lippen stand ihm der Schaum.

Die Königin rang die Hände und stieß die durchdringendsten Wehklagen aus. Die jüngern Geschwister der Prinzessin lagen dem Könige zu Füßen. Selbst die kleinste Prinzessin, ein zartes Kind von kaum drei Jahren, weinte und schluchzte mit den Uebrigen.

Es war eine Familienscene um Steine zum Erbarmen zu bringen.

Frau von Konnken und die Sonnenfels waren blaß wie der Tod und unfähig nur eine Sylbe zu sprechen. Und nie kam wohl ein Zustand der Verzweiflung dem der Prinzessin Wilhelmine gleich. Ein Nervenzittern schüttelte ihren ganzen Körper und kalter Schweiß rann von ihrer Stirn herab.

Endlich gab der König seine Behauptung auf, daß der Kronprinz todt sei, schwur aber bei allen Engeln und Teufeln, daß er ihn würde hinrichten lassen. Diese so oft wiederholten Drohworte erweckten endlich die Prinzessin aus ihrer Todesschwäche und sie sagte laut: „Schenken Sie mir das Leben meines Bruders und ich heirathe sogleich den Herzog von Weißenfels.“

Seine Wuth verhinderte ihn sie zu verstehen und Fräulein von Sonnenfels hielt ihr den Mund zu mit einem Taschentuche aus Furcht, daß sie diese Worte, die der Königin mißfällig sein mußten, wiederholen würde.

Nun ergoß sich aufs Neue der König in Schmähungen gegen die arme Prinzessin Wilhelmine, da sie, nach seiner Behauptung, an alle dem Unheil Schuld sei. Auch sie sollte dafür mit dem Leben büßen.

Damals hätte der König der verzweifelnden jungen Prinzessin keinen größern Dienst erweisen können, als wenn er diese Drohung ausgeführt hätte. Ihr Schmerz

war so groß, daß sie diese Welt mit Freuden verlassen haben würde.

3.

Während dieser Scene erblickte sie durch das Fenster den unglücklichen Katte, der gefangen, zwischen vier Gensdarmen nach dem Schloß geführt wurde, wo er vor dem Könige erscheinen sollte. Er war blaß und entstellt. Als er die Prinzessin am Fenster erblickte, zog er den Hut und seine Gesichtszüge nahmen den Ausdruck der größten Bestürzung an.

Hinter ihm her wurden zwei Koffer getragen. Es waren der seinige und der des Kronprinzen. Beide Koffer waren verschlossen und versiegelt.

Noch war der König bei der Prinzessin, als man ihn benachrichtigte, daß auf Allerhöchsten Befehl Katte angekommen sei.

Da rief der König erbittert aus: „Nun werde ich endlich Beweise genug gegen den Schurken Fritz erhalten, um ihm den Kopf wegputzen zu können.“

Und mit diesen Worten wendete er sich zum Abgehen. Da wagte es die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Finkenstein, den zürnenden König beim Arme zurückzuhalten, indem sie sagte: „Um Gotteswillen, Majestät, wenn Sie den Kronprinzen umbringen wollen, so tödten Sie doch nicht die Königin; ich versichere Sie, sie hat

von dieser Geschichte nichts gewußt; mit guten Worten können Sie Alles von ihr erlangen.“

Auch die würdige Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels, nahm das Wort, aber in einem weit strengern Tone wie es ihrem Alter und dem persönlichen Ansehen, worin sie stand, geziemte.

„Bis jetzt“, sagte sie, „durften Sie stolz darauf sein, ein gerechter und frommer König zu heißen und dafür segnete Sie Gott, und nun wollen Sie ein Tyrann werden, fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wuth, aber seien Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peter's des Großen und Philipp's II; sie starben ohne Nachkommenschaft und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel!“

Der König sah sie groß an.

„In der That,“ sprach er mit einem seltsamen Ausdruck von Zorn und Versöhnung, „Sie sind sehr keck, mir solche Dinge zu sagen; aber Sie sind eine wackere Person und meinen's gut. Gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau.“

Die Prinzessin bewunderte den Muth und den Eifer dieser Dame, in einer so bewegten Zeit und so furchtbaren Aufregung des Königs ihm so derb die Wahrheit zu sagen; aber es zeugt für die im Innern noch redliche Gesinnung dieses Monarchen, daß er dadurch milder gestimmt wurde.

Prinzessin Wilhelmine konnte sich unter allen diesen Erschütterungen des Gemüths kaum noch auf den Füßen erhalten. Sie war im Begriff niederzusinken, als ihre Damen sie unterstützten und aus den Gemächern der Königin hinwegführten, in ein Zimmer, wohin der König nie kam.

4.

Der König hatte Grumbkow, Mylius und Gerber in sein Zimmer berufen; der Letztere war Generalfiskal und Generalauditeur, ein grundschlechter Mensch.

Sobald der König eintrat, warf sich Katte auf die Kniee; der König riß ihm unter Schimpfreden das Johanniterkreuz ab von der Brust, fiel sodann über den Wehrlosen, versetzte ihm mehrere Backenstreiche und Stockschläge, trat ihn mit Füßen und behandelte ihn in seiner furchtbaren Aufregung auf die unwürdigste Weise. — Hierauf befahl der König dem Generalauditeur Mylius das Verhör einzuleiten.

Katte benahm sich mit Würde. Er gestand sogleich, daß er mit dem Kronprinzen wegen seiner Flucht übereingekommen sei; allein gegen die Person des Königs, sogar gegen dessen Pläne und Absichten sei nicht der geringste Anschlag gemacht worden. Die Absicht des Kronprinzen sei nur dahin gegangen, nach England zu ent-

fliehen und sich gegen den Zorn des Königs unter den Schutz jener Krone zu begeben.

Auf die Frage nach den Briefen des Kronprinzen an die Königin und die Prinzessin, erklärte er, daß er sie nach dem Befehl des Kronprinzen der Königin übersendet habe.

„War die Prinzessin von dem Plan der Flucht des Kronprinzen unterrichtet?“ lautete die nächste Frage.

„Nein,“ war die Antwort.

„Sind Sie nicht beauftragt gewesen Briefe vom Kronprinzen an die Prinzessin zu überbringen?“

„Allerdings erinnere ich mich, einmal eines Sonntages, als die Prinzessin soeben aus dem Dom zurückkehrte, derselben einen Brief überreicht zu haben. Sein Inhalt ist mir aber nicht bekannt geworden. Die Prinzessin hat sich darüber auf keine Weise geäußert.“

Weiter gestand er noch, daß er mehrere Male heimlich in Potsdam gewesen sei, wo ihn denn der Lieutenant Spaen, der gerade die Wache gehabt, in die Stadt gelassen habe, auch daß Keith um die geheimen Absichten des Kronprinzen gewußt und sie beide auf der Flucht habe begleiten wollen.

Der König gab sogleich Befehl, den Lieutenant von Spaen in Potsdam zu verhaften. Das geschah. Er wurde durch den Obersten von Knesebeck arretirt. Nach Katte's Tode wurde er cassirt und auf ein Jahr nach

Spandau geschickt. Nach seiner Entlassung ging er in holländische Dienste, worin er auf seinem Landgut Bellevue bei Cleve, im Jahr 1768 als Generalmajor starb. Mit ihm waren zwei Officiere der Potsdamer Garde verhaftet worden.

Nach dem Verhör durchsuchte man den in Katte's Verwahrung befindlichen Koffer des Kronprinzen; man fand aber keinen einzigen Brief von Bedeutung.

Grumbkow, der diesesmal schon die Königin und die Prinzessin gefangen zu haben glaubte, war darüber höchst verstimmt. Er sagte zum Könige: Ihre Majestät! diese Teufelsweiber sind klüger wie die Schlangen; sie haben uns betrogen.

Nach dem Verhör mußte Katte die Uniform mit einem blauen Kittel vertauschen und wurde wieder nach der Hauptwache geführt.

5.

Darauf begab sich der König wieder zur Königin.

„Ich habe mich nicht geirrt," sprach er zu ihr, „ich wußte wohl, daß Ihre unwürdige Tochter an dem Complott Theil genommen. Katte gesteht soeben, daß er ihr Briefe zugesteckt hat, ich werde sie streng verhören lassen. Befehlen Sie ihr in meinem Namen das Zimmer nicht zu verlassen; spätestens in drei Tagen werde ich sie an einen Ort schaffen, wo sie Zeit haben wird, ihre Verbre-

chen zu bereuen. Melden Sie ihr das und befehlen Sie ihr, gleich nach dem Verhör zur Abreise sich bereit zu halten."

Während dieser Rede war der König vor Zorn außer sich. Die Königin schwor bei allen Heiligen des Paradieses, daß Katte der Prinzessin niemals einen Brief gebracht habe und erbot sich ihre Tochter darum fragen zu lassen.

Das geschah, mit Erwähnung aller Umstände, welche diese Frage veranlaßt hatten. Prinzessin Wilhelmine hielt sich für verloren. Dieser Gedanke aber, anstatt sie zu erschrecken, hatte etwas Beruhigendes für sie. In einer Lage, wo sie in jeder Stunde den Mißhandlungen des Königs ausgesetzt war, konnte ihr die Ruhe und Stille des Gefängnisses, ja selbst die ewige Ruhe des Todes, nur tröstlich erscheinen.

Um sich nicht mit der Königin zu entzweien, beschloß sie sich keck durchzuschlagen.

„Ich wundere mich," antwortete sie der Frau von Konnken sogleich, „warum die Königin aus diesem Brief ein Geheimniß machen will? Er ist mir öffentlich eingehändigt worden, und hat nichts als die gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen enthalten. Ich habe ihn zwar, als völlig werthlos sogleich verbrannt, erinnere mich aber seines Inhalts so genau, daß ich, wenn der König es wünscht, jedes Wort niederschreiben könnte. Die Königin, der ich

damals den Brief gezeigt habe, mag sich indeß daran wohl nicht mehr erinnern."

Diese Antwort brachte Frau von Konnken dem Könige, der sich alsdann sogleich wieder in das Verhörzimmer zurückbegab, um dem Ende der Vernehmung Katte's beizuwohnen.

Prinzessin Wilhelmine beredete indeß die Königin leicht, daß sie allerdings diesen Brief gelesen habe, so daß sie nicht mehr den geringsten Zweifel dagegen hegte.

Sie meldete ihrer Tochter mit einem Thränenstrom den strengen Befehl des Königs und empfahl ihr vor allen Dingen, in Rücksicht der eröffneten Chatoulle des Kronprinzen, nicht das geringste Geständniß abzulegen.

„Wenn ich nun aber einen Eid darauf ablegen soll?" fragte die Prinzessin, „was ist dann zu thun?"

„Die Bedrängniß" antwortete die Königin, „in der wir uns befinden, entschuldigt, was in andern Fällen unverzeihlich wäre."

„Ich will in allen Dingen gern Ihnen gehorchen," entgegnete Wilhelmine; „aber nie kann ich etwas thun, was mein Gewissen verletzt. Indeß hege ich die feste Zuversicht: der gute Gott wird mich nicht verlassen! Ich werde lieber Alles aufopfern, als Sie in Gefahr setzen, theuerste Mama, aber möge auch daraus erfolgen, was da wolle; einen falschen Schwur lege ich nicht ab."

Damit nahm sie Abschied, vielleicht für immer von

der Königin. Tief bewegt schloß diese ihre unglückliche Tochter in ihre mütterlichen Arme. Sie hielten sich beide lange umarmt; endlich trennten sie sich im tiefsten Schmerz.

Die ganze Stadt war über den Jammer in der königlichen Familie bestürzt. Die Geschichte der unglückseligen Prinzessin wurde in allen Häusern und auf allen Straßen erzählt. Leider hatten die Mißhandlungen des Königs gegen seine Tochter mehr als zuviel Zeugen gehabt. Die Gemächer der Königin lagen im Erdgeschoß des Schlosses; die Fenster standen offen und so hatten viele Vorübergehende den entsetzlichen Auftritt gesehen. Als man die ohnmächtige Prinzessin in ihr Zimmer trug, mußte sie durch einen Haufen Menschen, die auf dem innern Schloßhofe sich versammelt hatten und alle weinten, getragen werden. Da bei solchen Gelegenheiten die fortschreitenden Gerüchte Alles vergrößern, so sagte man schon, daß Prinzessin Wilhelmine von ihrem Vater todt geschlagen sei. Auch der Tod des Kronprinzen wurde mit Bestimmtheit behauptet und das vermehrte noch die allgemeine Trostlosigkeit.

6.

Die Prinzessin brachte eine traurige Nacht hin, in welcher die trübsten und entsetzlichsten Bilder sie aufschreckten. Ihr Schicksal kümmerte sie nicht, auch nicht die

ihr angedrohte Verbannung vom Hofe machte ihr Sorge. Aber mehr als Alles in der Welt fürchtete sie von ihrer Hofmeisterin, Fräulein von Sonnenfels getrennt zu werden und in fremde Hände zu fallen. Alle diese traurigen Betrachtungen hielten sie wach, bis man ihr am Morgen die Nachricht brachte, daß die Wache vor ihrem Zimmer verdoppelt sei.

Kaum hatte die Prinzessin das Bett verlassen, so kam die Ramon. Sie machte absichtlich das traurigste Gesicht von der Welt und sagte, daß sie im Auftrage der Königin komme, ihr zu sagen, daß der König heute dieselben Menschen, welche Katte verhört hatten, auch zu ihr senden würde.

„Die Königin läßt Sie daher bitten," fuhr sie fort, „wohl Acht zu haben. Sie hofft, daß Sie das gegebene Versprechen genau halten werden."

Die Verlegenheit der Prinzessin war grenzenlos, daß ihr eine so verdächtige und intriguante Person geschickt war, die durch ihren Verrath die Königin und sie selbst ins Unglück bringen konnte.

„Die Königin," fügte sie noch mit erheuchelter Theilnahme hinzu, „ist wegen dieser Sache in tausend Sorgen; denn sie glaubt nicht, daß Sie Festigkeit genug haben werden, es zu ertragen."

„Ich wundere mich," antwortete die Prinzessin mit vorsichtiger Zurückhaltung, „wie es der Königin einfallen

kann sich wegen einer solchen Geringfügigkeit so zu beunruhigen. Ich brauche mich nicht zu fürchten. Ich habe mit der Sache nichts zu thun gehabt, und läßt mich der König verhören, so sage ich, was ich von der Geschichte weiß."

„Ja," entgegnete Jene eifrig, „es gehen aber auch andere fürchterliche Dinge vor. Ihre Abreise, Königliche Hoheit, ist beschlossen; man will Sie in ein Kloster führen, das „„zum heiligen Grabe"" heißt; dort sollen Sie als Staatsgefangene behandelt werden. Man wird Ihnen Fräulein von Sonnenfels und alle Ihre Leute nehmen; Sie werden sehr zu beklagen sein."

Je mehr die Ramen es darauf angelegt zu haben schien, die Prinzessin einzuschüchtern, um desto ruhiger war die Haltung, die sie sich dieser Person gegenüber zu geben wußte.

„Der König," antwortete sie, „ist mein Vater und Herr; er kann nach Belieben über mein Geschick beschließen. Ich vertraue auf Gott und meine Unschuld, und weiß mit Zuversicht, daß mich die Vorsehung nicht verlassen wird."

„Sie haben nur deswillen so viel Muth," sagte die Ramen, „weil Sie das Alles nur für leere Drohungen halten; ich kann aber versichern, daß ich den Befehl des Königs zu Ihrer Verweisung von seiner Hand unterzeichnet mit eigenen Augen gesehen habe. Außerdem se-

hen Sie ja wohl aus der Art, wie der König zu Werke geht, daß es sein Ernst ist. Die arme Bülow hat Befehl erhalten, in zwei Stunden den Hof zu verlassen; sie ist mit ihrer ganzen Familie nach Lithauen verwiesen. Der Lieutenant Spaen, der Katte heimlich in Potsdam einließ, um den Kronprinzen heimlich sprechen zu können, ist cassirt, und nach Spandau auf die Festung gebracht; eine Mätresse des Kronprinzen, die in Potsdam wohnte, soll vom Henker gepeitscht und verbannt sein."

Es war damit die schöne Doris gemeint, die unglückliche unschuldige Tochter des alten Rectors an der Garnisonschule, deren Geschick wir früher schon erzählt haben.

„Duhan, der geliebte Lehrer des Kronprinzen," fuhr die Ramon fort, „ist nach Memel verwiesen. Jaques, der Bibliothekar des Prinzen, eben dahin, und Ihre Hofmeisterin, die Sonnenfels, hätte dasselbe Schicksal gehabt, wenn sie nicht das Glück gehabt hätte, sich die Ungnade der Königin zuzuziehen."

Die Ramon hätte die Liste der Verfolgten noch weiter ausdehnen können. So unter Andern sollte der Kammerherr von Montolieu, der nach einem Bekenntniß, das Katte abgelegt hatte, dem Kronprinzen 1000 Thaler geliehen, 1000 Ducaten Strafe dafür zahlen, und da er sich weiterer Untersuchung durch die Flucht entzog, so wurde sein Bildniß an den Galgen genagelt. Wer nur irgend

mit dem Kronprinzen in Beziehung gestanden hatte, wurde verfolgt. So unter Andern zählte die Bibliothek des Kronprinzen an 3000 Bände. Er hatte sie auswärts, gut geordnet, in 15 Glasschränken stehen und einen Bedienten des Herrn von Lenfent, Namens Hanau, als Aufseher dabei angestellt. Das erfuhr der König und Hanau wurde nach Memel verwiesen.

Das Unglück so vieler Personen ging der Prinzessin zu Herzen; und die Leiden und Gefahren ihres geliebten Bruders machten ihr Todesangst; besonders aber erfüllte sie der Gedanke an die Trennung von ihrer theuern Hofmeisterin mit dem tiefsten Schmerz. Dennoch hatte sie die Seelenstärke, der gehässigen Ramon gegenüber ihre wahren Gefühle tief in ihr Inneres zu verschließen und gleichgültig zu scheinen, wo ihre Seele auf das Tiefste bewegt und erschüttert war.

Die Ramon hatte ihr allerdings nur eine boshafte Falle gestellt, der aber die Prinzessin durch ihre Fassung entging. Diese Megäre glaubte jetzt entweder, daß die Prinzessin sich unschuldig wisse an jeder verbrecherischen Theilnahme, am Fluchtversuche des Prinzen, oder daß sie sich wenigstens durch alle Drohungen nicht muthlos würde machen lassen.

So ging der ganze Tag hin mit den unglücklichsten Gedanken, denen sich Wilhelmine hingab. Von einer Stunde zur andern erwartete sie ihr Verhör und bei dem gering=

sten Geräusch im Vorzimmer klopfte ihr das Herz. Endlich wurde sie doch etwas ruhiger; ihr ganzes Gesicht sowohl wie ihr Körper war vom Hinfallen und von den Mißhandlungen des Königs geschwollen und wie zerschmettert. Sie fühlte sich so ermattet, daß sie sich gegen Abend niederlegen mußte.

Am Morgen drauf erneuerte die dienstfertige Ramon ihren unangenehmen Besuch.

Sie wiederholte im Namen der Königin ihre früheren Ermahnungen zur Standhaftigkeit und fügte hinzu:

„Ihr Verhör, Königliche Hoheit, hat noch nicht stattfinden können, weil man gesonnen ist den Kronprinzen mit Katte und Ihnen zu confrontiren. Der Prinz wird aber, um alles Aufsehen und Störung der Ordnung zu vermeiden, erst in der Abenddämmerung nach Berlin gebracht werden.“

Die Prinzessin antwortete wieder in demselben ruhigen Tone, wie am vorigen Tage.

Der Königin war dieses ihr Benehmen völlig unerklärlich. Sie glaubte, Wilhelmine sei so sehr von Furcht verblendet, daß sie gar nicht mehr wisse, was sie sage und deshalb die ganze Geschichte mit den untergeschlagenen Briefen aus der heimlich geöffneten Kiste bekennen würde, denn anders konnte sie sich ihre an die Ramon gegebene Erklärung, Alles angeben zu wollen, was sie wisse, nicht erklären. Deshalb schickte sie Nachmittags

ihren alten, treu ergebenen Kammerdiener an sie ab und ließ sie um Gotteswillen bitten, daß sie doch nichts verrathen möchte. Ihm aber entdeckte Wilhelmine ohne Rückhalt ihre grenzenlose Verlegenheit, in welche sie dadurch versetzt war, daß die Königin die Ramon in einer so wichtigen und delicaten Angelegenheit, welche die allergrößte Verschwiegenheit fordere, zu ihr geschickt habe. Sie bat ihn alsdann, der Königin in ihrem Namen die feste Versicherung zu ertheilen, daß sie nie etwas sagen würde, was ihr unangenehm oder nachtheilig sein könnte. Die Ramon aber sei von dem Geheimniß mit den Briefen nicht unterrichtet gewesen, und deshalb hätte sie es nicht wagen dürfen gegen diese Person sich offen darüber auszusprechen.

Dieser Tag verstrich wie der vorige. Vergeblich blieb Wilhelmine bis ein Uhr Nachts am offenen Fenster sitzen, um wenigstens den schmerzvollen Trost zu haben, ihren geliebten Bruder noch einmal zu sehen. Dieser Gedanke erweckte ihr den lebhaften Wunsch mit ihm im Verhör zusammengestellt zu werden; allein der König hatte seine frühere Absicht in dieser Beziehung aufgegeben und der Kronprinz wurde unmittelbar vom Schlosse nach Küstrin abgeführt.

Kehren wir nun zu ihm zurück.

Zweites Capitel.

Der Kronprinz wird aus der preußischen Armee verstoßen. — Beweglicher Brief des Königs an Frau von Konnken. — Keith wird gewarnt und gewinnt dadurch Zeit zu entfliehen. — Der Kronprinz zu Mittenwalde. — Erstes Verhör daselbst. — Dessen Benehmen gegen Grumbkow. — Sein Brief an die Prinzessin. — Gefängniß des Kronprinzen in Küstrin. — Erleichterung, die ihm gegen den Willen des Königs gewährt wird. — Der Prinz wünscht zum Abendmahl zu gehen. — Abschläglicher Bescheid des Königs. — Gänzlicher Bruch mit England. — Aeußerung des Königs. — Bitte des Prinzen um Absendung eines Vertrauensmannes an ihn. — Der Prinz legt kein Bekenntniß ab, um Andere nicht zu compromittiren. — Neue Erbitterung des Königs gegen seinen Sohn. — Antworten des Kronprinzen auf die speciellen Fragen. — Derselbe fängt an gegen den Willen des Königs nachgiebig zu werden. — Sein Stolz gegen die Untersuchungscommission. — Grumbkow's Drohung mit der Folter. — Des Prinzen Benehmen dabei.

1.

Am 31. August wurde Prinz Friedrich aus der preußischen Armee verstoßen. Es wurde ihm die Armeeuniform abgenommen und ein alter blauer Oberrock von grobem Tuch zu seiner Bekleidung gegeben.

Der Brief, den der König über die Verhaftung seines Sohns von Wesel aus an die Frau von Konnken schrieb,

war in einem weicheren Ton abgefaßt, als die schon erwähnte Einlage an die Königin, welche ihm offenbar der aufbrausende Zorn dictirt hatte. Jener Brief lautete:

„Meine liebe Frau von Konnken, Fritz hat desertiren wollen. Ich habe mich genöthigt gesehen, ihn arretiren zu lassen; ich bitte Sie auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit solche Neuigkeit dieselbe nicht erschrecke. Uebrigens beklagen Sie einen unglücklichen Vater. F. W."

Dieser Brief giebt den Beweis, daß der König bei aller Härte kein so gefühlloses Herz hatte, als man geneigt sein möchte ihm zuzuschreiben. Er fühlte tief das Unglück einen Sohn zu haben, der das entsetzlichste Verbrechen, die entehrendste Handlung, die dieser strenge Soldatenkönig nur kannte, die Desertion, hatte begehen wollen.

Der König war sehr aufgebracht darüber, daß der Lieutenant Keith aus Wesel entkommen war.

Als der Kronprinz in Frankfurt a. M. verhaftet wurde, befand sich dort im Gefolge des Königs der Fürst von Anhalt-Dessau. Seitdem derselbe sich mit Grumbkow entzweit hatte, waren seine Gesinnungen mehr zu Gunsten der Königin und ihrer Partei, als auch des Kronprinzen verändert worden. Er suchte ihnen zu dienen, wo er konnte und nahm an keiner Intrigue gegen dieselben wieder Theil. Als nun der König von Frankfurt abreisen wollte, schickte der Fürst seinen Pagen nach We-

sel voraus, um Keith, der dort noch in aller Sicherheit lebte, zu warnen. Der Page erhielt zugleich ein mit Bleistift geschriebenes offenes Zettelchen an Keith mit, das der Kronprinz geschrieben hatte. Auf dem Zettel standen nur die Worte: „Sauvez vous, tout est perdu!“

Der erste Mensch, der in Wesel dem Pagen des alten Dessauer begegnete, war Keith, den der Page genau kannte.

„Ei mein Gott,“ rief er er ihm zu, „ich bin erfreut, Dich noch auf freien Füßen zu sehen; ich glaubte, Du seist längst schon im festen Gewahrsam.“

„Ich verstehe nicht, was Du damit sagen willst,“ antwortete Jener; „ich wüßte doch nicht, daß ich eine solche Behandlung verdient hätte.“

„Schon gut,“ sagte der Page, „weißt Du denn aber nicht, daß der Kronprinz festgesetzt ist? Hier ein Zettel, der Dir das Weitere sagen wird.“

Keith las und gerieth in große Bestürzung. Doch stellte er sich gleichgültig, brach die Unterhaltung ab und eilte in seinen Stall, wo er selbst sein Pferd sattelte, worauf er eiligst die Stadt verließ. Wie er weiter durch den englischen Gesandten im Haag gerettet wurde, haben wir schon erzählt.

Der Zukunft vorgreifend haben wir noch als Zusatz von Friedrich's dankbarem Gemüth zu bemerken, daß, als Keith im Jahre 1741 nach Berlin zurückkam, der da-

malige König Friedrich II. ihm den Rang eines Oberst-lieutenant und Oberstallmeisters verlieh und ihn zum Curator der Akademie der Wissenschaften erhob.

Weit härter war das Geschick des andern Freundes des Kronprinzen, des unglücklichen Lieutenants von Katte, das mit dem des Kronprinzen Hand in Hand ging.

2.

Als der König den Kronprinzen von Treuenbriezen nach dem nordischen Städtchen Mittenwalde, unweit Berlin bringen lassen wollte, gab er unterm 29. August dem Generalmajor von Buddenbrock die Ordre, „mit des Königs Sohn Friedrich in Mittenwalde so lange zu bleiben, bis weitere Ordre erfolge, weil er allda erstlich noch verhört werden soll, und sollt Ihr veranstalten, daß wohl Acht auf ihn gegeben werde.“

Am 2. September wurde der Kronprinz in Mittenwalde, auf Artikel, die zum Theil der König selbst gestellt hatte, in Specialinquisition verhört. Grumbkow, der wohl wußte, daß der Fluchtversuch des Kronprinzen, wenn man ihn als Familiensache behandelte, mehr dem jugendlichen Leichtsinn zugerechnet werden würde, welcher höchstens eine väterliche Züchtigung nach sich ziehen könne, leitete die Untersuchung so ein, daß die That wie ein todeswürdiges Verbrechen der Desertion, nach den Kriegsartikeln behandelt und bestraft werden sollte. Gegen diese malitiöse Aus-

legung protestirte der Kronprinz auf das Nachdrücklichste, indem er keine andere Absicht gehabt habe, als nur sich der Ungnade seines Vaters durch die Flucht zu entziehen. Und da er erfahren hatte, daß Katte sich nicht durch die Flucht gerettet hatte, so ließ er dem Könige vorstellen: „er möge ihn als den allein Schuldigen ansehen und Katte als den Verführten.“ Der Kronprinz bestätigte dabei, daß Katte ihm die Bedenklichkeit des Unternehmens vorgestellt habe; der König aber erwiderte: „das ist eine schlechte Sache, die man der Difficultäten wegen unterläßt, vielmehr wird sie dadurch, wenn man sie dennoch ausführt, um so angenehmer.“

Voll trüber Ahnung über Katte's Geschick erklärte er noch zu Protokoll: „Ich, als des Königs Sohn, habe auf jeden Fall die größte Strafe verwirkt; ich würde in meinem Leben den Frieden meiner Seele nicht wieder finden, wenn Jemand um meiner Schuld willen den Tod erleiden sollte.“

Der Kronprinz hatte sowohl während des Verhörs, als auch später Würde und Geistesstärke bewiesen. Fest und freimüthig, doch mit Bestimmtheit beantwortete er alle ihm zum Theil auf speciellen Befehl des Königs vorgelegte Fragen.

Als Grumbkow ihm über seine Fassung in so gefahrvoller Lage seine Verwunderung bezeugte, antwortete der Prinz:

„Ich glaube über Alles erhaben zu sein, was mir

begegnen kann. Mein Muth wird größer sein als mein Unglück."

„Der Wille des Königs ist," sprach Grumbkow, „daß Sie nach Küstrin gebracht werden sollen, um dort, so lange es Seiner Majestät gefallen wird, zu bleiben."

„Wenn," entgegnete Friedrich, „nur Bitten mir die Freiheit wiedergeben können, so werde ich hoffentlich lange dort bleiben."

Mit demselben, über sein Geschick sich erhebenden Humor war auch ein Briefchen geschrieben, das er aus seinem Gefängniß mit Bleistift an seine Schwester Wilhelmine schrieb.

Es lautete:

Liebe theuere Schwester!

Nach dem Kriegsrecht, das über mich gehalten werden soll, wird man mich verketzern; denn um für einen Erzketzer zu gelten, bedarf es weiter nichts, als nur nicht in allen Stücken ihrer Meinung zu sein. Du kannst also leicht denken, was für ein Ding man aus mir machen wird. Mich bekümmern die Bannflüche, die sie gegen mich schleudern mögen, gar wenig, wenn nur meine liebenswürdige Schwester kein falsches Zeugniß gegen mich ablegt. Wie froh bin ich, daß weder Riegel noch Gitter mich verhindern, Dir meine vollkommenste Freundschaft zu bezeugen. Ja, liebste Schwester, es giebt in diesem fast völlig entarteten Jahrhundert noch Menschen, die red-

lich genug sind, mir die nöthigen Mittel zu verschaffen, um Dir meine Ergebenheit zu beweisen, und wenn ich weiß, daß Du glücklich bist, liebste Schwester, so wird mir das Gefängniß ein Aufenthalt des Glückes und der Zufriedenheit werden. Chi a tempo, ha vita, das diene uns zum Trost. Ich wünsche von Grund des Herzens keinen Dolmetscher zwischen uns zu bedürfen. Möchten die glücklichen Stunden wiederkehren, wo Dein Principe und meine Principessa*) in süßen Harmonien vereint ertönten; oder, um deutlicher zu reden, wo ich Dir mündlich sagen kann, daß nichts in der Welt meine Freundschaft für Dich je vermindern wird.

Der Gefangene."

Der Empfang dieses Briefes hatte der Prinzessin keinen geringen Schreck eingeflößt. Ein Unbekannter hatte ihrer Kammerfrau einen Brief gebracht, in dem sich der eben mitgetheilte eingeschlossen befand. Doch bei dem Anblick desselben erkannte die Prinzessin sogleich die Handschrift ihres geliebten Bruders.

Der Inhalt desselben rührte sie tief.

„Mein Gott," sagte sie tief bewegt zu ihrer Hofmeisterin, „wie beklage ich meinen armen Bruder! er scherzt noch! in seinem grenzenlosen Unglück hat er Seelengröße genug zu scherzen, nur um mich zu beruhigen!

---

*) So hatten sie ihre Laute und seine Flöte genannt. D. V.

und Gott weiß, was für Uebel man ihm bereitet. Ich muß ihm antworten! verbieten Sie mir diesen Trost nicht. Dieselbe Person, welche mir seinen Brief so glücklich überbrachte, wird auch Mittel finden, meine Antwort in seine Hände zu schaffen."

Fräulein von Sonnenfels wollte im ersten Augenblicke das Entzücken der Prinzessin über die Möglichkeit einer Correspondenz mit ihrem geliebten Bruder nicht stören; doch nach und nach machte sie ihr begreiflich, mit welchen Gefahren für sie eine solche Unternehmung verbunden sein würde. Wilhelmine wurde überzeugt und mit schwerem Herzen unterließ sie die Antwort.

Ein Befehl des Königs ging ein, der wörtlich so lautete: „daß der davongelaufene Obristlieutenant Fritz nach der Festung Küstrin gebracht werden sollte."

3.

Der Generalmajor von Buddenbrock hatte Befehl erhalten, den „Inquisiten", wie er den Kronprinzen auch nannte, von Mittenwalde nach Küstrin zu transportiren und an den dortigen Gouverneur der Festung, General von Lepel, abzuliefern.

Er mußte an demselben Tage abreisen, an welchem er den Brief an seine Schwester geschrieben hatte.

Am 5. September kam er mit einer starken Eskorte von Gensdarmen in Küstrin an. Man führte ihn auf

das Schloß innerhalb der Festung, wo der Kammerpräsident von Münchow, der dort wohnte, ihm einige Zimmer einräumte. Das Zimmer, in welches der Kronprinz eingeschlossen wurde, war mit einfach geweißten Wänden, ganz schmucklos, ohne Bett und Möbeln. Man hatte die Härte und Rücksichtslosigkeit, wahrscheinlich auf speciellen Befehl des Königs, soweit getrieben, daß der Prinz anfangs sein Lager auf dem harten Fußboden nehmen mußte. Nur eine Bibel und ein Gebetbuch hatte der König befohlen ihm zu geben. Das einzige Fenster in dem kleinen Zimmer des Kronprinzen lag nach dem Walle hinaus. Es war mit eisernen Stäben vergittert und hatte keine andere Aussicht als auf die Casematten des Walles. Zwei große Vorlegeschlösser versperrten die aus doppelten zusammengenieteten Eichenbohlen gemachte feste Thür. Unter dem Fenster stand eine Schildwache, welche scharf geladen und die schärfste Ordre hatte, jeden Verkehr des Kronprinzen mit der Außenwelt zu verhindern. Zwei andere Schildwachen standen vor der Thür seines Gefängnisses, ein vierter Posten stand auf der Treppe. Im Vorzimmer schlief der wachthabende Officier. Dreimal an jedem Tage mußten zwei dazu commandirte Officiere das Gefangenzimmer des Prinzen genau untersuchen. Sie hatten sogar die Festigkeit der Eisengitter durch Anklopfen mit einem hölzernen Hammer zu prüfen. Es war ihnen bei Allerhöchster Ungnade verboten mit dem

Prinzen zu sprechen, oder nur auf irgend eine seiner Fragen zu antworten. Sein Essen wurde ihm aus einer ordinären Garküche geliefert. Es waren dafür anfangs nur im Ganzen 4 Groschen, dann aber Mittags 6 Groschen und Abends 4 Groschen verwilligt. Das Essen mußte ihm vorher entzwei geschnitten werden; denn Messer und Gabel waren verboten; er erhielt nur einen hölzernen Löffel. Ebensowenig durften ihm Bücher gestattet werden, dagegen gab man ihm auf Befehl des Königs Bibel und Gebetbuch. Dinte und Feder, verordnete der König, soll ihm nicht gegeben werden und es solle genau observirt werden, daß er nicht aus der Kammer gehe. In einem Postscript fügte der König eigenhändig hinzu: „Ihr sollt ihn scharf halten und keinen bei ihm lassen". In seinem Zimmer waren nur rohe hölzerne Tische und dreibeinige Schemel, und dort saß der nachmalige größte König seines Jahrhunderts, einsam im groben blauen Rock, ohne Ordensstern. Selbst die einzige vertraute Trösterin im einsamen Kerker, die geliebte Flöte, die man ihm anfangs gelassen hatte, wurde ihm abgefordert, auf den Grund einer speciellen Ordre des Königs, an den Commandanten von Lepel vom 8. September aus Potsdam datirt, welche so lautete: „Der Generalmajor von Buddenbrock ist wohl angekommen und hat des Prinz Friedrich Sachen mitgebracht; es ist aber dessen Flöte nicht dabei gewesen, also sollt Ihr ihm dieselbe sogleich abfordern und

herschicken, Ihr sollt ihm auch nicht verstatten, daß ihm wieder Flöten zugebracht und gegeben werden.“

Nach dieser vorläufigen Bestimmung erließ der König am 14. September von Wusterhausen aus noch folgende Instruction: „Es muß die Thüre, wo der gefangene Prinz Friedrich sitzt, den ganzen Tag und Nacht wohl verschlossen werden; die Schlüssel soll der Generalmajor von Lepel in seiner Verwahrung haben; alle Morgen um 8 Uhr soll es aufgeschlossen werden, da denn zwei Officiere hineingehen sollen, um zu visitiren, ob Alles richtig ist; ein Calefactor von der Wache soll dem Arrestanten ein Becken, auch ein Glas Wasser bringen, sich zu reinigen, und soll auch die Unreinigkeit aus der Kammer tragen; doch muß dieses nicht länger dauern als eine halbe Viertelstunde, alsdann die Officiere hinausgehen und Alles wieder fest zugeschlossen wird. Des Mittags 12 Uhr wird ihm das Essen hereingeschickt, wie schon verordnet ist und die Thür gleich wieder zugeschlossen. Des Abends wird wieder aufgeschlossen und wird etwas Essen hereingebracht, die unreinen Schüsseln und Teller vom vorigen Abend werden wieder hinweggenommen; also des Tages dreimal die Thüre aufgeschlossen wird und jedesmal nicht länger aufbleiben muß als 4 Minuten und allemal zwei Capitaine beim Auf- und Zuschließen sein sollen; was die Schildwachen anbelangt, sollen Sie soviel setzen, als nöthig ist; denn Sie davor responsabel

sein sollen. Die beiden Capitaine sollen bei größter Ungnade nicht mit dem Gefangenen sprechen. Wenn er ihnen was frägt, was passirt hier und dort? was Neues in der Welt? sollen sie ihm nicht antworten und dieses ist meine stricte Ordre, da sie sich beiderseits nach sollen conformiren und mit ihren Köpfen sollen responsable sein."

So streng diese Ordre auch lautete, so hatte doch das harte Geschick des Kronprinzen so allgemeine Theilnahme gefunden, daß er eine unerwartete Erleichterung von Außen her erhielt. Der Präsident der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin, von Münchow, hatte das gefährliche Wagstück unternommen, in die Decke des Gefängnisses des Prinzen ein Loch machen zu lassen, wodurch er sich nach den Bedürfnissen des Prinzen erkundigen konnte. In Folge dessen wurde ein neuer Nachtstuhl mit verborgenen Fächern angeschafft, um den Gefangenen mit Büchern, Wachslichtern, Schreibmaterialien, Obst, Delicatessen und Briefen ꝛc. zu versorgen.

Da auch Mittags nur zwei Schüsseln erlaubt waren, so ließ der Commandant, um diese Beschränkung zu umgehen, zwei große verdeckte Schüsseln, jede mit vier Abtheilungen machen, worin dem Prinzen acht Gerichte aus seiner eigenen Küche servirt werden konnten. Licht sollte ihm nur Abends sieben Uhr beim Nachtessen gereicht werden. Die übrige Zeit sollte er im Dunkeln sitzen.

Statt der in der Rechnung pro September, welche für die Erhaltung des Kronprinzen 32 Pfd. betrug, aufgeführten Wachslichter, sollten nach dem Befehl des Königs nur Talglichter in Rechnung passiren.

Als das erste Mal der wachhabende Officier den Befehl ausführen wollte, nach dem Essen die Lichter auszulöschen, that der Kronprinz nicht, als ob er diese Erklärung gehört habe und fuhr fort zu lesen. Der Officier wiederholte seine Bitte, aber der Kronprinz war taub dagegen; da that der Officier seine Pflicht und löschte die Lichter dem Prinzen vor der Nase aus. Der Gefangene, der sich schon über die Maßregel selbst in höchst gereizter Stimmung befand, ließ sich dadurch so weit hinreißen, daß er dem Officier eine Ohrfeige gab. Diese That hatte aber die unglücklichsten Folgen. Am folgenden Morgen, nach einer qualvoll durchwachten Nacht erschoß sich der Officier im tief gekränkten Ehrgefühl.

Das war die erste tiefe Gemüthserschütterung, die der Kronprinz in seiner unglücklichen Gefangenschaft erfuhr. Nie konnte er sich wieder beruhigen über diese unglückliche Folge seines Jähzorns. Noch viele Jahre später, als er dem englischen Gesandten Mitchel diesen Zug aus seinem Jugendleben erzählt hatte, fügte er mit dem Ausdruck tiefer Reue auf seinen edlen, markirten Gesichtszügen hinzu: „Ja es ist wahr, ich war in meiner Jugend ein rechter Etourdi!“

Am folgenden Abend hatte Herr von Fouqué die Wache bei dem Prinzen. Dieser zog sich durch eine ganz eigene Dialektik aus der Verlegenheit, indem er zugleich dem Prinzen seine Ergebenheit bewies. Er sagte: „Königliche Hoheit, ich habe den Befehl, die Lichter auszulöschen und Subordination fordert von mir, meiner Ordre zu folgen. Aber kein Befehl verbietet mir, andere anzuzünden.“

Damit nahm er ein paar Wachslichter und Feuerzeug aus der Tasche, löschte die Lichter, welche der Kronprinz vor sich stehen hatte, aus und zündete ihm andere an, worauf er sich schweigend zurückzog. Nie hat ihm Prinz Friedrich diesen Dienst vergessen und als er König wurde, erhob er diesen Officier zu hohen militärischen Würden und bewies ihm viel Vertrauen.

4.

In der ersten Meldung, welche der Generalmajor von Buddenbrock über die Abführung des Kronprinzen aus Küstrin machte, trug er dem Könige die Bitte des Kronprinzen vor, ihm zu erlauben zum Abendmahl gehen zu dürfen.

Im Unglück fühlt der Mensch am tiefsten ein religiöses Bedürfniß; selbst der Freigeist findet darin Beruhigung. Es mag auch hinzukommen, daß der Kronprinz glaubte, damit seinen religiösen Vater versöhnen zu

können. Aber der König traute dieser schnellen Bekehrung eines so argen Sünders, wie er ihn nannte, nicht; er schrieb darüber am 7. Septbr. an den Commandanten in Küstrin, Generalmajor von Lepel: „Ich habe ersehen, daß Prinz Friedrich will zum Abendmahl gehen; aber es ist jetzo noch keine Zeit; es muß erstlich das Kriegsrecht ausgemacht sein; dann ist es schon Zeit."

Der König war überhaupt tief erbittert über einen Fluchtversuch des Kronprinzen, den er für eine unauslöschliche Schande seines ganzen königlichen Hauses hielt.

Da aus den Aussagen des Kronprinzen unzweifelhaft hervorging, daß der englische Gesandte, Hotham, um die Absicht des Kronprinzen nach England zu entfliehen gewußt habe, indem er so bereitwillig auf den Wunsch des Prinzen den Legationssecretär Guidikens von Dresden nach England geschickt hatte, so ließ ihm der König sagen, er möge seinem Hofe nur melden, daß er, der König von Preußen, von keiner Heirath, sie möge doppelt oder einfach sein, mehr hören, sondern seine Kinder nach seinem Gefallen verheirathen wolle; der König von England möge Gleiches thun.

Der König hatte dem österreichischen Gesandten, Graf von Seckendorf im Vertrauen gesagt, daß wenn der Kronprinz in Wesel ihm die volle Wahrheit gesagt und Alle, die darum gewußt, genannt hätte, so würde er die Sache in der Stille abgemacht haben; da aber ganz

Europa davon Wissenschaft gehabt, so müsse er zur Rettung seiner Ehre eine wahrhaft actenmäßige Species facti entwerfen lassen, damit das Publikum daraus erkenne, daß er seinem Sohne keine rechtmäßige Ursache gegeben, heimlich aus der väterlichen Gewalt zu entfliehen.

Diese Aeußerung des Königs wurde dem Kronprinzen hinterbracht, und dieser entschloß sich dem Könige die Bitte vortragen zu lassen, daß derselbe ihm einen Vertrauensmann senden möge, dem er dann Alles, womit er bisher zurückgehalten, offen bekennen wolle.

Der König fertigte darauf den Commandanten von Küstrin nebst dem Generalauditeur sofort an ihn ab; als dieselben aber eintraten und sich zum Entgegennehmen seiner Mittheilungen meldeten, traute der Prinz diesen Männern nicht und da er fürchtete seine Freunde zu compromittiren, so zog er seine frühere Absicht, ein offenes Bekenntniß abzulegen, zurück und sagte ihnen, daß er weiter nichts wisse, als was er früher zu Protokoll ausgesagt habe.

Man hatte auch vermuthet, daß der Kronprinz sich der ihm angerathenen Thronentsagung geneigt erklären würde. Prinz Friedrich äußerte darüber kein Wort.

Dieses Benehmen legte der König seinem Sohn aus als eine frevelhafte Vexation des königlichen und väterlichen Ansehens, und seine Erbitterung darüber stieg aufs

Höchste. Von Gnade war nicht mehr die Rede; es solle der vollen Strenge des Rechts, wenigstens eines Verfahrens, das der strenge König für gerecht hielt, der volle freie Lauf gelassen werden.

In dieser ungünstigen Stimmung des Königs wurde in der Behandlung des Kronprinzen die größte Strenge beobachtet und die Verhöre des über ihn niedergesetzten Kriegsgerichts gingen ihren Gang.

Es waren nämlich dieselben königlichen Commissarien, welche die Verhöre in Mittenwalde gehalten hatten, auf Befehl des Königs dem Kronprinzen nach Küstrin gefolgt, um dort die Verhöre fortzusetzen.

Sie waren am 15. September von Berlin abgegangen und kehrten dorthin am 17. zurück. Der Prinz verweigerte diesen königlichen Abgeordneten Antwort zu geben, oder nur sie als solche anzuerkennen, und sprach sich darüber mit vieler Heftigkeit gegen Herrn von Grumbkow aus. Dieser vom Könige so begünstigte Minister fühlte aber das Gewicht seiner Stellung und sagte drohend zu dem Prinzen: „Lassen Sie ab von Ihrem Stolze, oder ich werde Mittel finden, Sie zu beugen.“

„Ich weiß nicht, was Sie thun werden“, antwortete Prinz Friedrich mit Hoheit, „aber ich werde mich nimmermehr vor Ihnen demüthigen.“

Die Abgeordneten legten ihm nun die Chatoulle mit seinen Briefen vor. Flüchtig sah sie der Prinz durch

und da er gleich bemerkte, daß die ihn oder seine Schwester compromittirenden Briefe beseitigt waren, sagte er kalt: „Ich vermisse davon nichts.“ Als die Commissarien von ihm verlangten, dieses eidlich zu erhärten, weigerte er sich dessen, mit der Erklärung, daß er sich bei so vielen Papieren auf sein Gedächtniß nicht verlassen könne. Uebrigens leugnete der Prinz beharrlich, daß die Königin und die Prinzessin irgend etwas von seinem Vorhaben gewußt hätten. Er stellte ferner in Abrede, daß er an den König und die Königin von England irgend etwas geschrieben habe, als Höflichkeitsbriefe. Auf die andern Fragen erklärte er, daß er seinen Aussagen zu Wesel und Mittenwalde nichts hinzuzufügen habe. Wie die Abgeordneten sich vergebens bemühten, seinen Sinn milder zu stimmen, hatte er gar keine Antwort mehr.

Als dem Könige diese Hartnäckigkeit des Prinzen, wie man sein edles Bestreben, Niemanden zu compromittiren, nannte, einberichtet war, und derselbe sah, daß er über den „starren Eigensinn“ seines Sohnes nichts vermochte, ließ er sich Katte zum zweiten Male vorführen. Er fragte ihn, ob die Königin oder die Prinzessin von dem Vorhaben des Prinzen unterrichtet gewesen wären? Dieser wiederholte seine frühere Betheuerung, daß sie nichts davon gewußt hätten. Der König drohte ihn peinlich auf der Folter befragen zu lassen. Katte schwieg.

Es würde zu dieser Grausamkeit der damaligen Ju-

stiz gegen den unglücklichen Mann, der im Unglück einen so edlen Charakter entwickelte, gekommen sein, hätte ihn nicht sein Großvater, der Graf von Wartensleben, durch seine Fürbitte von der Tortur befreit; der König ließ ihn deshalb ungefoltert in sein Gefängniß zurückführen.

Die Instruction des Königs über die Verhöre des Kronprinzen wurde dem Generalauditeur Mylius mit der Ordre zugeschickt: „Ich befehle es Euch, es ist meine strenge Ordre, die ich selber habe meinem Secretär in die Feder dictirt. Ich befehle Euch meine Ordre auf meine Verantwortung zu exequiren.“

Auf diese unmittelbaren Fragen seines Vaters gab der Kronprinz bereitwilligere Antwort. Die Fragen waren: 1) was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Complotte zur Desertion schmiede? Die Antwort des Prinzen lautete: „Ich glaube nicht gegen die Ehre gehandelt zu haben.“ Die 2. Frage: „Ob er sich noch für würdig halte, Landesherr zu werden?“ Antwort: „Ich kann mein eigener Richter nicht sein.“ 3. Frage: „Ob er sein Leben geschenkt haben wollte, oder nicht?“ Antwort: „Ich unterwerfe mich der Gnade des Königs.“ 4. Frage: „Da er, der Kronprinz, sich der Succession unwürdig gemacht habe, indem er seine Ehre gebrochen, da er auch sein Leben verwirkt habe, ob er nun, um dieses zu retten, auf die Erbfolge Verzicht leisten wolle, dergestalt daß die Renunciation von Kaiser und Reich

bestätigt werde?" Antwort: „An meinem Leben liegt mir nicht so viel; allein ich denke, Seine Majestät werde nicht so ganz ungnädig auf mich sein."

Am ersten October war dem so lebhaften und regen Geiste des jungen Kronprinzen das harte Gefängniß schon so unerträglich geworden, daß er eine nachträgliche Erklärung zu Protokoll gab, die so lautete: „Der fortwährende Arrest würde mir unerträglich sein; lieber würde ich auf die Krone Verzicht leisten oder den Tod wählen. Soll ich sterben, so möge man mir es bei Zeiten sagen; könnte ich aber durch Entsagung die Gnade des Königs erlangen, so will ich mich dem Willen desselben darin unterwerfen; der König möge mit mir machen, was er will; ich werde ihn dennoch lieben und verehren."

So nachgiebig auch der Prinz gegen seinen königlichen Vater sich erwies, dessen Zorn ihm als ein größeres Unglück erschien, als jedes andere, so vielen königlichen Stolz und männliche Festigkeit bewies er den königlichen Commissarien gegenüber, die er als seine dereinstigen Unterthanen, tief unter ihm stehend, betrachtete.

„Bei den Verhören", berichtet Seckendorf an den Prinzen Eugen, „benahm Peinz Friedrich sich nicht nur besonnen und gefaßt, sondern er stellte sich sogar lustig und fröhlich an, und fragte immer, ob die Commissarien nicht noch mehr wissen wollten?"

Grumbkow, der sich überzeugt hatte, daß die Kö=

nigin und die Prinzessin Friederike die wichtigsten Papiere weggebracht hätten, bedrängte den Prinzen zu Aussagen darüber.

Friedrich antwortete ihm im Tone der kalten Nichtachtung.

Grumbkow, dadurch aufs Aeußerste gebracht und bekannt mit der erbitterten Stimmung des Königs, drohte ihm mit der Folter.

„Ein Henker wie Ihr,“ entgegnete ihm der Prinz, „kann nur mit Vergnügen von seinem Handwerk reden.“

„Ich habe Alles gestanden,“ fuhr er fort, gegen die anderen Beisitzer gewendet, „bereue es jedoch, weil ich nicht nöthig habe mich zu erniedrigen und einem Schurken, wie dieser Grumbkow ist, zu antworten.“

Von jetzt an ging das weitere Geschick des Kronprinzen so sehr mit dem des unglücklichen Katte Hand in Hand, daß wir nicht länger zögern dürfen, das Verfahren gegen diesen treu ergebenen Freund des Kronprinzen ausführlich mitzutheilen.

Drittes Capitel.

Verfahren gegen Katte. — Specialinquisition. — Grumbkow's Verwahrung. — Milder Spruch des Kriegsgerichts. — Verschärfung desselben durch Cabinetsjustiz. — Briefe und Bittschreiben von und für Katte an den König von seinem Vater; Randbemerkung des Königs dazu. — Brief des Lieutenant von Katte an seinen Großvater, den Feldmarschall Graf von Wartensleben; Bittschreiben desselben an den König; Antwort des Königs darauf; Katte's Schreiben an den König; dessen Schreiben an seinen Vater. — Es wird das Todesurtheil des Königs ihm vorgelesen. — Sein Transport nach Küstrin; Vorbereitung zum Tode. — Fromme Gesänge und Gebete auf der Reise. — Katte's religiöse Gesinnung und Fassung. — Ankunft in Küstrin. — Ankündigung der Hinrichtung. — Die letzte Nacht vor seinem Tode. — Der Morgen der Hinrichtung. — Seine letzten Wünsche. — Sein Gang zum Tode. — Schreckliche Lage des Kronprinzen. — Sein Abschied vom Prinzen vor seiner Hinrichtung. — Der Kronprinz muß Zeuge davon sein. — Ohnmacht, Schmerz desselben.

1.

Das härteste Loos traf den unglücklichen Gefangenen, Lieutenant von Katte, der aus dem schrecklichen Verhör zu Berlin nach Köpenick zurückgeführt worden war.

Nachdem die summarischen Verhöre desselben beendigt waren, befahl der König am 8. September „gegen

denselben mit der Specialinquisition zu verfahren," ein Zeichen, daß mit der Verurtheilung dieses Unglücklichen Ernst gemacht werden sollte, und auf Gnade nicht mehr zu hoffen sei.

Damit beauftragte der König die Generale von Grumbkow und von Glasenapp, den Obrist von Sydow und die Geheimeräthe Mylius und Gerbert, Alles dem Willen des Königs unbedingt ergebene Männer.

Der König gab diesen Commissarien die Versicherung, daß sie dieser Untersuchung halber über lang oder kurz niemals zur Rede gestellt, oder zur Verantwortung gezogen werden sollten.

Die Commissarien fühlten die Schwierigkeit ihrer Stellung, da ihnen zum Voraus angedeutet worden war, daß der König den Tod des Verbrechers verlange.

Der vorsichtige Grumbkow suchte als schlauer Hofmann sich durch eine „Proposition," die er zu Protokoll gab, den Rücken frei zu halten, für den Fall, daß der Kronprinz einst zur Regierung kommen würde. Diese „Proposition" lautete im Eingange des Protokolls, wie folgt: „Obwohlen nicht zu zweifeln, daß ein Jeder von uns von Herzen wünschet, dieser von Königliche Majestät uns aufgetragenen Commission gänzlich enthoben gewesen zu sein, oder daß doch wenigstens Königliche Majestät sich allergnädigst mit dem summarischen Verhör in der bekannten Sache vergnügt hätten, so haben doch Allerhöchst Dieselben vor gut gefunden, gegen den Lieute-

nant Katte mit der Specialinquisition fortzufahren und daher Allergnädigst befohlen, selbigen auf Artikel zu befragen, damit der Grund dieser Sache entdeckt und durch Erfahrung der Wahrheit Ihre Königliche Majestät Gemüth möge völlig beruhigt werden.''

,,Er versichert,'' heißt es ferner ,,dermalen keine Schwierigkeiten zu machen, nochmals zu declariren, daß keine Passion in der Welt, keine Furcht, noch andere menschliche Absichten ihn verleiten sollen, etwas hinein zu thun, zu handeln, zu fragen oder zu verschweigen, was wider den an Ihre Königliche Majestät so theuer geleisteten Eid und sein Gewissen.''

,,Da man aber,'' so schließt die verwahrende Erklärung, ,,nicht weiß, ob man nicht über kurz oder lang wegen dergleichen Untersuchung möchte zur Rede gesetzt werden, so bitte ich diesen meinen Vortrag ad protocollum zu nehmen, maßen ich an Eidesstatt nochmals declarire, daß mich bei dem ganzen Werke nichts als die meinem Könige geschworene Treue leitet und führt.''

Ob er diese Erklärung so ganz aufrichtig gemeint oder nur aus Vorsicht wegen des doch immer noch möglichen dereinstigen Regierungsantritts des Kronprinzen abgegeben, müssen wir dahin gestellt bleiben lassen; wenigstens Gutes ließ sich wohl von vornherein von diesem ebenso boshaften als intriguanten Minister nicht erwarten.

Nach dem Schluß dieser Specialinquisition wurde

in Köpenick ein Kriegsgericht zusammen berufen, welches am 25. October sein trauriges Amt antrat.

Es konnte nicht anders zusammengesetzt werden, als dadurch, daß unter den Officieren der ganzen Armee diejenigen durch das Loos berufen wurden, die über den „desertirten" Obrist Fritz und den Ausreißer Lieutenant Katte, nach der Strenge des Kriegsrechts ihr Urtheil zu sprechen hatten, denn Jeder, der dazu berufen werden sollte, erkannte die doppelseitige Gefahr, entweder durch Begünstigung des Kronprinzen den König zu erzürnen, oder indem sie den Willen des Königs thaten, den Thronfolger gegen sich aufzubringen, was einst üble Folgen für Jeden haben konnte, der den Willen des Königs that.

Auf diese Weise kam denn endlich das Kriegsgericht zu Stande. Es bestand aus dem Generalmajor von Schulenburg, als Präsident; den drei Generalmajors: von Schwerin, Graf von Dönhof, von Lingen; den drei Obristen: von Derschau, von Reding, von Wachholz; den drei Obristlieutenants: von Schenck, von Weyher, von Milagsheim; den Majors: von Einsiedel, von Lestewitz und von Lüderitz; den Capitains: von Itzenplitz, von Jentz, von Podewils; dem Geheimerath Mylius und dem Auditeur des Regiments Gensdarmen.

Am 25. und 26. wurden die aufgenommenen Protokolle durch den beisitzenden Rechtskundigen, den Generalauditeur, den Generalfiscal Mylius und den Auditeur

des Regiments Gensdarmen, bei welchem Katte gestanden, vorgelesen. Sie schwuren sämmtlich: „auf die vorgelesenen Akten Recht zu sprechen, nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten, ohne irgend eine menschliche Rücksicht.“

Am 27. October gaben die Mitglieder des Kriegsgerichts, nach ihrer Rangklasse, ihr Urtheil ab. Wie das Urtheil über den Kronprinzen lautete, werden wir später mittheilen.

Jeder Beisitzende gab seine Stimme ab, durch eine Stelle aus der heiligen Schrift.

Dönhof und Lingen stimmten auf Verzeihung; aber Einsiedel, Derschau und andere Creaturen Grumbkow's gaben ein in civilisirten Staaten unerhörtes Urtheil aus, sie stimmten für den Tod des Kronprinzen und des Lieutenant Katte.

Der Urtheilsspruch der überwiegenden Majorität der Beisitzer dieses Kriegsgerichts ging in Hinsicht auf Katte dahin, daß derselbe, da er sich nicht von seinem Regimente entfernt, und seine bösen Vorsätze nicht zur Ausführung gekommen, vom Officiersrange zu cassiren und zu neunjähriger Festungsbaustrafe zu condemniren sei.

Es läßt sich denken, daß dieses dem strengen Soldatenkönig nicht genügte. Der unbeschränkte persönliche Absolutismus, der damals allgemein herrschte in Europa, benahm selbst der härtesten Cabinetsjustiz eines Monar-

chen alles Auffällige. Und so gab denn der König unter dem Datum: Wusterhausen, am 1. November 1730 folgenden, in seiner originellen Fassung, sowie als Zeichen jener Zeit höchst merkwürdigen Cabinetsbefehl, worin er eine Verschärfung dieses Urtheils, in seiner eigenthümlichen Denkweise, motivirte:

Es heißt darin:

„Was den Lieutenant von Katte und dessen Verbrechen, auf die vom Kiegsgerichte deshalb gefällte Sentenz anlanget, so sind Se. Königliche Majestät zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mindern; dieser Katte ist aber nicht nur in meinen Diensten Officier bei der Armee, sondern auch bei den Garde-Gensdarmes, und da bei der ganzen Armee alle meine Officiers mir getreu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Officieren von solchen Regimentern, indem bei solchen ein großer Unterschied ist, denn sie immedialement Sr. Königl. Majestät allerhöchsten Person und deren Königlichen Hause attachirt sein, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramirt, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durcheinander gestochen, und er nicht davor gesetzt worden, um mit dem Kronprinzen zu complottiren, au contraire, Sr. Königliche Majestät und dem Herrn General Feldmarschall von Natzmer hätte

angeben sollen, so wüßten Se. Königliche Majestät nicht, was für kahle Raisons das Kriegsgericht genommen, und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Se. Königliche Majestät werden auf die Art sich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht sein, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müsse. Se. Königl. Majestät sind in der Jugend auch durch die Schule geloffen, und haben das lateinische Sprichwort gelernt: „fiat justitia et pereat mundus!“ Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, obschon er nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur in Consideration seiner Familie, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. Königlichen Majestät leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme.

Friedrich Wilhelm.“

Vergebens wendeten sich Katte's Vater, welcher Generallieutenant war, und sein Großvater, mütterlicher Seits, der Generalfeldmarschall, Graf von Wartensleben, mit Bittschriften an den König. Das Todesurtheil gegen den Unglücklichen war einmal aus eigner Machtvoll-

kommenheit des Königs gesprochen und sollte vollzogen werden.

Die über diesen Gegenstand gewechselte Schreiben werfen manches Licht auf den Charakter und die Denkungsweise der in diesem Trauerspiel mithandelnden Personen.

2.

Der Obristlieutenant von Katte schrieb an den König nach der Hinrichtung seines Sohnes:

„Das Endurtheil meines Sohnes hat mich unglückseligen Vater dergestalt betäubt, daß selbsten nicht weiß, was Ew. Majestät in dieser Bestürzung schreibe. Als ein Christ muß Gottes unerforschliche Wege verehren und zugleich Ew. Majestät gleichmäßig submittiren, lebenslang verharrend.

Königsberg, den 10. November 1730.

Ew. Königliche Majestät

Allerunterthänigst

H. H. Katt.“

Ferner lautete ein zweites Schreiben desselben an den König:

„Die betrübte Todesart meines Sohnes hat mich in solchen trostlosen Zustand gesetzt, daß ich mich scheue Jemanden anzusehen; so bin ich nach meinem Regiment gereiset, und bitte Ew. Königliche Majestät allerunterthänigst zu erlauben, daß auf eins meiner Güter ge-

hen darf, in der Einsamkeit Gottes unbegreifliche und heilige, wiewohl harte Wege, worauf er mich eine ganze Zeit hero geführt, zu erkennen und davor zu preisen.

„Und dann Allergnädigster König und Herr, bitte mir diese einzige Gnade aus, um das Raisonniren meiner Nachbaren und Freunde zu evitiren, den Körper meines Sohnes nach meinem Gute in aller Stille zu bringen. Ew. Majestät versage diese Gnade einem bis in den Tod betrübten Vater nicht. Ich bin mit aller Submission

Königsberg, am 14. November 1730.

Ew. Königliche Majestät
unterthänigst gehorhamster
H. H. Katt."

Der König hatte mit eigener Hand an den Rand geschrieben: „Gut, Compliment."

Interessant ist der Brief, den der Lieutenant von Katte an seinen würdigen Großvater schrieb. Er lautete:

„Mein Herr und sehr geehrter Großvater!"

„Ich kann den Schmerz und die Besorgnisse, mit denen ich diese Zeilen schreibe, nicht ausdrücken. Ich, dem Sie fast ausschließlich Ihre Sorgfalt widmeten, ich, den Sie zum Werkzeug der Vergrößerung Ihrer Familie bestimmten, den Sie in Gesinnungen auferzogen, die ihn fähig machen sollten, dem Herrn und dem Nächsten zu dienen, der ich nie von Ihnen ging, ohne mit Ihrem

Rathe beehrt zu werden, ich, der die Freude und die Stütze Ihres Alters sein sollte, ich Elender ward die Quelle Ihres Schmerzes und Ihres Kummers. Statt Sie durch gute Botschaft zu erfreuen, muß ich Ihnen mein Todesurtheil melden, das man mir schon verkündigt hat. Lassen Sie sich mein trauriges Schicksal nicht allzusehr zu Herzen gehen! Man muß sich dem Ausspruch der Vorsehung mit Ergebung unterwerfen, wenn sie uns durch Widerwärtigkeiten prüft, giebt sie uns auch Kraft sie zu ertragen und sogar zu überwinden. Bei Gott ist nichts unmöglich; er kann helfen, wenn er will. Ich setze all' mein Vertrauen in dieses höchste Wesen, das das Herz des Königs noch jetzt zur Huld wenden und mir so viel Gnade erlangen machen kann, als ich Strenge erduldet habe. Ist es nicht sein Wille, so werde ich ihn darum nicht minder loben, denn er richtet Alles zu unserem Besten ein. Ich unterwerfe mich also geduldig Allem, was Ihr und Anderer Einfluß von dem König erhalten kann. Indeß bitte ich Sie, meiner vergangenen Fehler wegen, tausendmal um Vergebung und hoffe, daß Gott, der den größten Sündern vergiebt, Barmherzigkeit mit mir haben wird. Sollten Sie nicht seinem Beispiel folgen, gegen den, der Sie darum anfleht?

Mein Herr und sehr geehrter Großvater!
Als Ihr unterthänigst gehorsamster
Sohn Katt."

Darauf hat der Generalfeldmarschall, Graf von Wartensleben, der sehr hoch in der Gnade des Königs stand, an denselben ein bewegliches Bittschreiben für seinen Enkel erlassen, worin er sagt:

„So zwingt mich mein Gewissen, mich nochmals zu Königlichen Majestät Füßen hiedurch niederzuwerfen, und mein gestriges Flehen und Bitten zu wiederholen. Ich verbitte keine Strafe, sondern nur das Leben des unglücklichen Menschen, damit ihm Zeit zur Buße und daß er seine begangenen Fehler recht erkenne, gelassen, und also dessen Seele gerettet werde. Der allmächtige Gott wird auf mein Beten und Bitten Ew. Königliche Majestät reichlich wieder vergelten, was Sie mir alten, betrübten Manne darunter in Allerhöchster Gnaden accordiren.

„Ew. Königliche Majestät können solches thun, ohne Verletzung der Justice, dessen ich gewiß versichert bin, und wenn auch solches nicht wäre, so bleiben doch Ew. Königlichen Majestät allemal die Hände ungebunden, die Gnade zu erzeigen. rc.“

Der König antwortete darauf aus Wusterhausen, unterm 31. November:

„Mein lieber Generalfeldmarschall, Graf von Wartensleben!“

„Ich habe Euer Schreiben wohl erhalten. Es thut mir gewiß von Herzen leid, daß das Unglück den Lieutenant von Katt betroffen, da er mit Euch so nahe be-

freundet ist. Indeß wißt Ihr wohl, was auf solches Verbrechen gehört, weshalb ich mich nicht weiter darüber explicire, als daß es besser, daß ein Schuldiger nach der Gerechtigkeit sterbe, als daß die Welt oder das Reich zu Grunde gehe. Ich bin also diesesmal nicht im Stande zu pardonniren, weil die Wohlfahrt des ganzen Landes und meiner selbst, sowie auch meiner Familie, wegen der künftigen Zeiten es nothwendig erfordert, in welche Sache sich auch keiner meliren muß, sondern, daß ich ihm selbst befehle.

„Da nun dieser Mensch sich im puncto desertionis mit meinem Sohne soweit eingelassen, und alles Mögliche dazu gethan, auch mit fremder Puissancen Gesandten sich dahin bearbeitet hat, die Affaire zu reüssiren,

„So hätte er wohl verdient, daß er mit glühenden Zangen zerrissen würde, doch habe ich in Consideration des Herrn Generalfeldmarschalls und des Generallieutenants von Katt, die Strafe dahin gemindert, daß ihm zum Exempel und zur Warnung Anderer der Kopf abgeschlagen werden soll. Ich bin

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich Wilhelm."

Noch verdient Erwähnung das Schreiben, welches Katte an den König erließ, und das des Sohnes an den Vater.

Das Erstere lautete:

„Nicht mich zu rechtfertigen, nicht meine bisherige Aufführung zu entschuldigen, noch durch viele Rechtsgründe meine Unschuld zu bezeugen, nein, sondern die wahre Reue und Leid, Ew. Königliche Majestät beleidigt zu haben, verpflichtet mich in Allerunterthänigkeit, Denselben zu Füßen zu legen, meiner Jugend Irrthum, Schwachheit, Unbedachtsamkeit, mein nichts Böses meinender Sinn, mein durch Liebe und Mitleid eingenommenes Herz, ein eitler Wahn der Jugend, der keine verborgene Tücke im Schilde geführt, sind es, mein König, die demüthigst um Gnade, Erbarmen, Mitleiden, Barmherzigkeit und Erhörung bitten und flehen. Gott als der König und Herr aller Herrn läßt Gnade vor Recht ergehen und bringet durch Erbarmen und Gnade den auf irrigem Wege gehenden Sünder und Missethäter wiederum zu seiner Pflicht. Alsc, mein König, Sie als ein Gott auf Erden lassen mir doch dieselbe Gnade, als einem gegen Ew. Königliche Majestät mißhandelnden Sünder und Missethäter zufließen. Die Hoffnung der Wiedererholung schonet noch des verdorrenden Baumes und erhält ihn von der Gluth des Feuers. Warum soll denn mein Baum, der schon wiederum neue Sprossen, neue Treue und Unterthänigkeit zeiget, nicht Gnade vor Ew. Königlichen Majestät finden? Warum soll er sich jetzt schon in seiner Blüthe neigen? und nicht noch vorher Ew. Königlichen Maje-

stät und der ganzen Welt zeigen, was Gnade und Barmherzigkeit für unverfälschte Treue und Gehorsam wirket; ich habe gefehlt, mein König; ich erkenne es mit treuem Herzen, also verzeihen Sie dem redlichen Gesteher und gewähren mir, was auch Gott dem größten Sünder nicht versagt. Manasse vermehrte ja, so gottlos er auch war, die Zahl seines Fürsten, Saul konnte nicht so sehr in Ungehorsam verfallen und David nach Unrecht dürsten, als aufrichtig hernach ihre Bekehrung war. So viele Tropfen Blut in meinen Adern fließen, so viele sollen es Zeuge sein der neuen Treue und Gehorsams, die die Gnade und Huld wirket. Gottes Gnade und Güte läßt mich auch seiner Gnade hoffen, so verzweifle auch nicht, der darum flehet und bittet als

Ew. ungehorsam gewesener, nunmehr aber
durch Reue und Leid zu seiner Pflicht
getriebener Vasall und Unterthan

Katt."

So sehr man dieser Bittschrift in ihrer geschraubten Haltung den Zwang der Umstände ansieht, so rührend und herzlich war der Brief, den Katte an seinen Vater schrieb. Er ist zwar auch in der blumenreichen Sprache geschrieben, die damals Zeitgeschmack war, aber er zeugt auch für tiefe Selbsterkenntniß und eine religiöse Richtung der Gedanken, welche die Gewißheit und die Nähe seines Todes in dem Gemüth des Freigeistes geweckt hatte.

Der Brief lautete wörtlich:

„An den Generallieutenant von Katt.“

„In Thränen möchte ich zerrinnen, wenn ich daran gedenke, mein Vater, daß dieses Blatt Ihnen die größte Betrübniß, so ein treues Vaterherz empfinden kann, verursachen soll; daß die gehabte Hoffnung meiner zeitlichen Wohlfahrt und Ihres Trostes im Alter mit einem Male verschwinden muß, daß Ihre angewandte Mühe und Fleiß in meiner Erziehung zu der Reife des gewünschten Glückes so gar umsonst gewesen; ja daß ich schon in der Blüthe der Jahre mich neigen muß, ohne vorher Ihnen in der Welt die Früchte Ihrer Bemühungen und meine erlangten Wissenschaften zeigen zu können. Wie dachte ich nicht mich in der Welt emporzuschwingen und Ihrer gefaßten Hoffnung Genüge zu leisten, wie glaubte ich nicht, daß es mir an meinem zeitlichen Glücke und Wohlfahrt nicht fehlen könnte; wie war ich nicht eingenommen von der Gewißheit meines großen Ansehens. Aber Alles umsonst! Wie nichtig sind nicht der Menschen Gedanken; mit einem Male fällt Alles über einen Haufen und wie traurig endet sich nicht die Scene meines Lebens, und wie gar unterschieden ist mein jetziger Stand! Ich muß anstatt den Weg zu Ehren und Ansehen, den Weg der Schmach und eines schändlichen Todes wandeln. Die verdammte Ambition, die einem von der Kindheit auf, ohne den rechten Begriff davon zu geben, eingeflößt wird,

würde immer weiter gegangen sein und zuletzt dem eitlen Verstande zugeschrieben haben, was doch einzig und allein von Gott kommt. Solchem hat der gütige und gerechte Gott wollen zuvorkommen, und da ich seiner öftern und vielfältigen Regung nicht Gehör gegeben, auf solche Art mich fassen müssen, daß ich mich nicht weiter ins Verderben stürzte. Fassen Sie sich demnach, mein Vater, und glauben sicherlich, daß Gott mit mir im Spiel, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt. Ist gleich die Art des Todes bitter und herbe, so ist die Gewißheit der künftigen Seligkeit desto süßer; ist es gleich mit Schimpf und Schmach verknüpft, ist es doch nichts im Vergleich der künftigen Herrlichkeit. Trösten Sie sich, mein Vater, hat Ihnen doch Gott mehr Söhne gegeben, denen er vielleicht mehr Glück in dieser Welt geben wird, als Ihnen mein Vater die Freude an diesen erleben lassen, die Sie vergebens an mir gehofft, welches ich Ihnen von Grund meiner Seele wünsche. Unterdessen danke mit kindlichem Respect für alle mir erwiesene Vatertreue von meiner Kindheit an, bis zur jetzigen Stunde. Gott der Allerhöchste vergelte Ihnen tausendfach die mir erzeigte Liebe und ersetze Ihnen durch meine Brüder, was bei mir rückständig geblieben ist. Er erhalte und bewahre Sie bis in Ihr hohes und graues Alter und speise Sie mit Wohlergehen und tränke Sie mit der Gnade seines Geistes.

„Für allen Ihnen jemals erwiesenen Ungehorsam, Unwillen und Widerspenstigkeit, bitte in aller Unterthänigkeit um Vergebung, und da es das Letzte ist, was ich von Ihnen, mein Vater, bitten werde, so hoffe ich, Sie werden mir solches nicht versagen. Haben Sie gleich nichts Hohes und Vornehmes an mir in dieser Welt erlebt, so seien Sie versichert, daß Sie mich desto höher im Himmel finden werden.

Ihr bis in den Tod getreuer Sohn
N. S."

„Was soll ich aber Ihnen, liebwertheste Mama,*) die ich so sehr, als hätte uns das Band der Natur verbunden, geliebt, und Euch, liebwertheste Geschwister, wie soll ich mein Andenken bei Euch stiften. Mein Zustand läßt nicht zu, Alles, was ich auf dem Herzen habe, Euch vorzustellen; ich stehe vor der Pforte des Todes, muß also bedacht sein mit einer heiligen und gereinigten Seele einzugehen; kann also keine Zeit versäumen. Ich lasse Euch also den Spruch zum Andenken 1. Buch Mose, 17, 1.; da Gott zu Abraham sprach: „„Wandle vor mir und sei fromm.""

Diesen Brief hatte Katte's Vater seinem Bittschreiben an den König beigelegt gehabt, aber das Gemüth

*) Sie war seine Stiefmutter.

des Königs war für Milde und Versöhnung noch auf keine Weise zugänglich.

Die französischen Verse, welche Katte mit Feuerstein an das Fenster seines Gefängnisses geschrieben hatte, haben weder poetischen Werth, noch Bedeutung für die Geschichte, sie zeugen aber, wie das Unglück in seiner Seele eine schwärmerische Richtung erweckt hatte.

3.

Am 4. November wurde dem unglücklichen Katte auf der Hauptwache des neuen Markts zu Berlin vom Kriegsgericht der verschärfte Spruch des Königs vorgelesen. Er hörte ihn mit großer Standhaftigkeit an und sagte dann: „Ich unterwerfe mich dem Willen des Königs und der Vorsehung. Ich kann ohne Schrecken sterben; denn ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich sterbe für eine schöne Sache.“

Darauf bereitete er sich mit Ergebung zum Tode.

Am folgenden Tage, den 5. November, meldete man ihm, daß der König für gut fände sein Urtheil an einem andern Ort vollstrecken zu lassen. Diese Nachricht schien ihn in Verwunderung zu setzen. Er gewann aber seine Fassung bald wieder.

Sobald er allein war, übergab er dem wachhabenden Officier die Dose, welche die Bildnisse des Kronprin-

zen und der Prinzessin Wilhelmine, von seiner Hand gemalt, enthielt.

„Behalten Sie diese Dose,“ sagte er, „und gedenken Sie meiner zuweilen; zeigen Sie aber dieses Gemälde Niemanden; das könnte nach meinem Tode den erhabenen Personen, die sie darstellen, Schaden thun.“

Darauf schrieb er die schon mitgetheilten Briefe, an seinen Großvater, an den König und an seinen Vater, in welchen sich, wie wir gesehen haben, religiöse Gesinnung und aufrichtige Reue aussprachen.

Der ganze Tag ging mit erbaulichen Gesprächen hin.

Gegen Abend kam sein ehemaliger Chef, der Commandeur der Gensdarmerie, Major von Schaak, mit Thränen in den Augen zu ihm und sagte: „Alles ist zu Ihrer Abreise bereit. Der König hat mir befohlen, bei Ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu sein, und Sie an den Ort hin zu begleiten, wo dieselbe stattfinden wird. Ich habe dieses traurige Amt zweimal abgelehnt, allein der König trug es mir in so bestimmten Ausdrücken auf, daß ich gehorchen muß. Wollte Gott, sein Herz hätte sich gewendet und ich hätte Ihnen Gnade verkünden können.“

„Sie sind sehr gut,“ antwortete Katte, „aber ich möchte mein Schicksal mit dem Ihrigen nicht vertauschen. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe, und gebe ihm dadurch den größten Beweis von Ergebenheit, den man

nur fordern kann. Mich erwartet eine Seligkeit, ohne Ende."

So stieg er lächelnd in den Wagen und sagte mehreren Officieren und gemeinen Gensdarmen, die sich vor der Thür der Wache gesammelt hatten, um ihren allgemein beliebt gewesenen Kameraden noch einmal zu sehen, ein herzliches Lebewohl!

4.

Der Wagen war umgeben mit einem Commando von 30 Pferden,*) geführt von einem Rittmeister, einem Lieutenant und zwei Unterofficieren.

Im Wagen saßen bei dem Gefangenen, der genannte Rittmeister von Schaak, der Feldprediger Müller, vom Regiment Gensdarmerie und ein Unterofficier.

Als der Wagen mit Begleitung auf die Landwehr kam (die Verschanzung der Stadtgrenze), stimmte der Geistliche ein frommes Morgenlied an, nachdem er mit lauter Stimme ein Gebet gesprochen hatte, das sich auf den Zustand des Gefangenen bezog, und fuhr dann mit frommen Sprüchen und erbaulichen Gesprächen auf dem ganzen Wege fort.

---

*) Wir folgen in den Details dieser Mittheilung dem amtlichen Bericht des Commandirenden der Expedition, des Majors von Schaak, an den Commandeur des Regiments Gensdarmerie, Obristlieutenant von Natzmer.

Katte hörte ihm sehr andächtig, mit gefalteten Händen, zu. Besondern Eindruck auf sein Gemüth machte das Lied: „Weg, weg mein Herz mit dem Gedanken ꝛc."

Als der Gefangene mit seiner Escorte zum ersten Nachtquartier kam, verlangte er Papier, Feder und Dinte. Er wollte nun auch an seinen Vater schreiben und ihn um Vergebung bitten, daß er ihn so sehr betrübt habe. Die Schreibmaterialien wurden ihm gegeben und der Rittmeister ließ ihn allein. Nach einer Viertelstunde kam er wieder zu dem Gefangenen, fand ihn aber immer noch in der Stube auf und niedergehen. Er sagte, daß ihm das Schreiben niemals schwer würde; allein in dieser unglücklichen Lage an seinen Vater zu schreiben, könne er vor Gemüthsbewegung keinen Anfang finden.

Später setzte er sich zum Schreiben und wurde bald damit fertig. Es war der eben mitgetheilte bewegliche Brief. Dann wollte er ihn abschreiben. Der Prediger rieth ihm aber davon ab, indem er sagte, seine Zeit wäre zu edel; er möge es nur unterlassen; sein Herr Vater sähe doch seine Meinung.

Indeß Katte, der die Pedanterie seines alten Vaters kannte, bat Herrn von Schaak, seinen Brief ins Reine schreiben zu lassen. Doch hielt dieser, im richtigen Gefühl, es für besser, das Originalschreiben an den alten Herrn von Katte abgehen zu lassen.

Darauf aß der Gefangene ein wenig und trank ein

Glas corsicanischen Wein; nach einem Weilchen nöthigte ihn der Rittmeister von Schaak noch eins zu trinken, was auch Katte ihm zu Gefallen that.

Nachher war der Prediger drei Stunden bei ihm allein. Er ging mit dem Gefangenen die sechs Bußpsalmen Davids durch. Nach beendigter Andacht erklärte sich der Geistliche sehr zufrieden mit den religiösen Gesinnungen des unglücklichen jungen Mannes, der sich würdig zum Tode vorbereite. Der Major sprach mit ihm von der Nichtigkeit dieses Erdenlebens und von der ewigen Glückseligkeit, die jenseits zu hoffen sei. Katte wußte darüber mehr zu sagen, als Jener.

„Wenn mir der liebe Gott," sprach er unter Andern, „die Gnade, die ich jetzt empfinde, bis ans Ende meines Lebens erhält, so werde ich mit Freuden zum Tode gehen und wenn ich jetzt noch die Wahl hätte zu leben oder zu sterben, so würde ich das Letztere wählen; denn es möchte mir so gut nicht wieder werden, daß ich Zeit hätte mich auf mein Ende vorzubereiten."

Um 8 Uhr war der Feldprediger wieder bei ihm und hat mit ihm gesungen und gebetet. Gegen 10 Uhr Abends bat der Rittmeister ihn, sich nieder zu legen. Katte wollte sich anfangs nicht dazu entschließen, gab indeß später nach und schlief in der Abspannung aller Nerven fest ein. Des Morgens tranken die Officiere und der Feld-

prediger mit ihm Kaffee, wobei abermals erbauliche Gespräche geführt wurden.

Um 7 Uhr Morgens setzten sich Alle mit dem Gefangenen wieder in den Wagen. Wie sie aus dem Dorfe waren, worin übernachtet werden war, wurde abermals der Anfang mit Singen und Beten, nebst tröstlicher Zurede von Seiten des Geistlichen gemacht und damit auf der ganzen Reise fortgefahren. Um drei Uhr Nachmittags kamen sie wieder in ein andres Quartier; dort wurden wieder ein paar Gläser Wein und etwas Kaffee mit Milch getrunken, wovon auch Katte genoß, dann blieb der Prediger auf sein Verlangen ein paar Stunden allein mit dem Gefangenen. Darauf legte sich Katte nieder und schlief ziemlich gut. Zuvor hatte er jedoch ein Billet an den Obristlieutenant von Natzmer dem Major dictirt, welches dieser mit Bleistift schrieb und demselben zusendete.

Am Morgen des 5. November, als Katte aufwachte, ging der Major zu ihm und fand ihn noch auf der Streu liegen. Er las ihm den Morgensegen und einige Gebete vor und dann mußte ihn der Diener des Majors ankleiden helfen. Katte trank abermals mit den Officieren und dem Feldprediger Kaffee, welches sein letztes Labsal war.

Alsdann bestiegen sie abermals den Wagen. Außer dem Dorfe wurde wieder mit Singen und Beten der Anfang gemacht, welches nur von Zeit zu Zeit unterbrochen

wurde, um ihn seinem eigenen stillen Nachdenken zu überlassen.

Bei einer solchen Gelegenheit äußerte er: „Man hat mich für einen Atheisten gehalten; ich hoffe aber, man wird jetzt darüber eine bessere Meinung gewonnen haben. Ich kann betheuern, daß ich niemals Gottesleugner gewesen bin. Ich habe auch mein Lebelang solche schlechte Bücher nicht lesen wollen, die uns mit ihrer Philosophie den Glauben nehmen; ich danke jetzt Gott dafür, daß es nicht geschehen; dann würde es mir jetzt noch schwerer geworden sein, mich zu Gott zu wenden. Ich kann aber nicht leugnen, daß ich öfter eine Thesis gegen den religiösen Glauben verhandelt habe, mehr aus Eitelkeit, um mit meinem Verstande zu glänzen, als aus Ueberzeugung. Ich hatte bemerkt, daß ein solches spirituelles Wesen in beliebter Gesellschaft für artig passirt und habe es so mitgemacht."

Als endlich der Wagen mit dem Gefangenen, umgeben von den Reitern der Escorte auf die Dämme vor Küstrin kam, sagte er zu dem Rittmeister: er möge Ihro Hoheit, dem Markgrafen Albrecht seinen unterthänigsten Respect vermelden und er ließe sich unterhänigst bedanken für alle hohe Gnade, so derselbe ihm erzeigt habe, insonderheit daß er ihm zu einer der höchsten Ehren in der Welt, dem Johanniter-Orden verholfen habe. Er wolle zur schuldigen Dankbarkeit bei Gott bitten, daß

derselbe ihn in den höchsten aller Orden, den des Himmels, aufnehmen wolle.

Auf dem ganzen Wege hatte dieser Trauerzug Regen und trüben Himmel gehabt; als sie aber über die Brücke von Küstrin fuhren, zerriß das Gewölk und die freundliche Morgensonne schien herab auf den zum Tode Reisenden.

„Das ist mir ein gutes Zeichen," sprach er, „daß nunmehr auch am Himmel hoch Gottes Gnadensonne anfangen wird mir zu scheinen."

Als sie um 2 Uhr Nachmittags in die Stadt fuhren, stand der Commandant der Festung vor der Thorwache. Er ließ halten und die Reisegesellschaft aussteigen. Alsdann nahm er Katte bei der Hand und führte ihn die Treppe zum Wall hinauf in eine Stube über dem Thore, worin zwei Betten aufgestellt waren, eins für Katte und eins für den Feldprediger.

5.

Der Commandant wies den Major an, wo er die Posten zu setzen habe und erklärte, daß am andern Morgen die Execution stattfinden werde. Nach einer Königlichen Ordre, die er vorwies, sollte Katte, von dem ganzen Detaschement, das ihn hierher geleitet habe, umgeben, auf den Wall, in einen Kreis, der durch 150 Mann von der Garnison gebildet werden solle, geführt und dort enthauptet werden.

Nach dieser Mittheilung ging der Major von Schaake zu dem Gefangenen und sagte ihm, nicht ohne Wehmuth und Betrübniß des Herzens, daß sein Ende näher sei, als er vielleicht vermuthe.

„Wann, und um welche Zeit?" fragte dieser unerschrocken.

„Um 7 Uhr, früh Morgens."

„Das ist gut, je eher, desto lieber."

Der Gouverneur hatte ihm indeß Essen, Wein und Bier geschickt, wovon er auch genoß. Etwas später sandte der Präsident der Regierung ihm Essen und ungarischen Wein; auch davon hat er genossen, ein Zeichen, daß er keine Todesfurcht hatte. Dann nahm der Feldprediger Müller den Garnisonprediger mit zur Assistenz und blieb, wie der Bericht des Majors in seiner naiven Weise sich ausdrückt, mit dem seligen Herrn von Katte in voller Arbeit.

Von 8 bis 9 Uhr Abends waren der Major und die anderen Officiere bei ihm. Sie sangen und beteten mit ihm.

Weil aber die Geistlichen gern mit ihm allein sein wollten, gingen sie weg. Um 10 Uhr Abends ließ man ihm Kaffee machen, wovon er später drei Tassen trank. Der Major ließ seinen „Kerl" die ganze Nacht bei ihm. Um 11 Uhr ging der Major wieder zu dem Gefangenen; denn er konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Doch

wenn der gute Major noch so beängstigt und bekümmert war, so richtete Katte's Standhaftigkeit ihn wieder auf.

Er betete und sang mit ihm bis 1 Uhr Morgens. Um 2 Uhr sah man wohl an der Blässe seiner Gesichtsfarbe, daß der Geist mit dem Fleisch und Blut bei ihm einen harten Kampf zu bestehen habe.

Um 2 Uhr hat der Feldprediger ihn gebeten, sich ein wenig aufs Bett zu legen, um für sein Gemüth neue Kräfte zu erlangen. Darauf hat er von 3 bis 5 Uhr so fest geschlafen, daß man das Schnarchen gehört. Er würde noch länger geschlafen haben, hätte ihn nicht das Ablösen der Posten geweckt. Darauf hat er communicirt. Alsdann vermachte er die ärmliche Kleidung, die er trug, dem Diener, der ihn so treulich verpflegt hatte und seine Bibel dem Corporal, der mit ihm gebetet und gesungen, so oft die Geistlichen ihn verlassen.

6.

So war es früh Morgens, an seinem Todestage, den 6. November 1730 geworden. Ehe der unglückliche junge Mann seinen letzten Gang ging, hatte er noch Gelegenheit gefunden, dem Bedürfniß seines Herzens zu genügen, indem er seine letzten Wünsche in Beziehung auf den Kronprinzen einem aus seinen Umgebungen in die Feder dictirte und dem ihn besuchenden Feldprediger Müller übergab.

Dieses letzte Vermächtniß lautete, wie folgt:

„1) Daß der Kronprinz vielleicht gedenken möchte, als daß er die Schuld seines Todes auf den Kronprinzen schöbe, und mit einem Widerwillen gegen denselben aus der Welt ginge, dieses wäre nicht; sondern er erkennt Gottes heilige Regierung, der diesen rauhen Weg aus gerechten Ursachen über ihn verhängt hätte.

„2) Verspricht er dem Kronprinzen, daß er vor Gottes Thron mit seinem Gebet ihm wolle Dienste thun.

„3) Bittet er, der Kronprinz möge wegen seiner Execution nicht einen Groll gegen Se. Königliche Majestät fassen.

„4) Der Kronprinz möchte nicht gedenken, als ob er aus Mangel an Klugheit in dieses Unglück gerathen, sondern man müsse die Hand Gottes hierin erkennen.

„5) Auch nicht glauben, daß er alle Schuld auf ihn geschoben, ob er schon dem Kronprinzen so bewegliche Vorstellungen im sächsischen Lager, auch in der Nacht, da er bei ihm in Potsdam gewesen, gethan, und den Ausgang dieser Sache prophezeihet hätte.

„6) Bittet er den Kronprinzen, sich dero Herrn Vater, Ihro Königliche Majestät zu submittiren, weil es dero Herr Vater und dero König wäre.

„7) Bittet er, der Kronprinz möchte den Willen und Wohlgefallen Gottes zur Regel aller seiner Handlungen machen und dadurch allemal seine Actiones prüfen und bedenken die Nichtigkeit aller menschlichen Anschläge.

„8) Der Kronprinz möchte gewiß glauben, daß Sie durch diejenigen, die Ihnen zu Ihren Passionen nur flattirten, betrogen würden, weil solche nicht des Kronprinzen, sondern ihr eigenes Interesse zum Zweck hätten. Hingegen möchte er diejenigen, die ihm die Wahrheit sagten und sich seinen Passionen widersetzten, für seine besten Freunde achten.

„9) Bittet er auf das Heftigste, der Kronprinz möchte sein Herz Gott ergeben.

„10) Er möchte zuletzt ja nicht eine Fatalité glauben, sondern gewiß sein der Vorsehung und Regierung Gottes auch in allen Kleinigkeiten."

Als man im Gefangenzimmer aus dem Geräusch der Waffen vernahm, daß das Commando aufmarschirt war, so fragte Katte den Major, ob es Zeit sei?

„Allerdings!" sprach der Officier mit dem Tone der Bekümmerniß.

Da nahm Katte von ihm Abschied und trat ruhig und gefaßt hinaus in die Mitte des Commando. Dieses setzte sich in Bewegung.

Die beiden Prediger gingen ihm zu beiden Seiten. Sie beteten laut und sprachen ihm immer zu. „Er ging," heißt es im Bericht, „genug frei und munter, den Hut unter dem Arm, nicht gezwungen und affectirt, sondern ganz natürell weg."

7.

In dem schrecklichsten Zustande befand sich während dieser qualvollen Zeit der Kronprinz.

Schon früh Morgens wurde er gestört durch Arbeitsleute, welche damit begannen, das Eisengitter aus dem kleinen Fenster seines Gefängnisses zu nehmen und dieses noch zu erweitern. Er sah, wie auf dem Walle, seinem Fenster gegenüber, ein Schaffot errichtet und mit schwarzem Tuch behangen wurde. Darauf wurde ein Sandhaufen geschüttet. Aus diesen Vorbereitungen schloß der Kronprinz, daß eine Hinrichtung bevorstehe, und da er von dem Proceß Katte's nicht hinreichend unterrichtet war, so zweifelte er fast nicht daran, daß er selbst sein Todesurtheil und dessen Vollstreckung zu erwarten habe. Darin wurde er noch mehr bestätigt, als man ihm einen einfachen braunen Rock von grobem Tuche anziehen ließ, von dem Stück und Schnitt, wie es Katte trug. Dieses sein Trauerkleid hat der Kronprinz später nicht mehr ablegen wollen, als bis es ihm fast stückweise vom Leibe fiel. *)

Bald darauf traten der Festungs-Gouverneur, Ge-

---

*) Von jetzt an folgen wir theils den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, theils einer neuern Quelle und dem amtlichen Berichte des Major von Schaake.

neral Lepel und der Präsident Münchow in sein Gefängniß und bemühten sich so schonend als möglich ihm die Nachricht von Katte's bevorstehender Hinrichtung beizubringen.

Kaum hatte der Prinz gehört, was bevorstand, so ergriff ihn die schrecklichste Verzweiflung; aber sie stieg noch viel höher, als man ihn nöthigte ans Fenster zu treten; er wollte sich hinausstürzen, man hielt ihn zurück. Nun rief er in der heftigsten Angst:

„Um Gotteswillen, verschiebt die Hinrichtung! ich will an den König schreiben; ich bin bereit mit aller Feierlichkeit der Krone zu entsagen, wenn ich nur Katte's Leben damit rette."

Darauf konnte freilich nicht eingegangen werden. Man hörte Trommelschlag; das Commando von der Garnison stellte sich auf und bildete einen Kreis um das Schaffot. Alsdann näherte sich langsam und feierlich das Executionscommando mit dem zum Tode Verurtheilten. Der Wall mit dem dort errichteten Schaffot war in gleicher Höhe mit dem Fenster des Gefängnisses, und nicht weit davon entfernt. Der Kronprinz erkannte seinen Freund, der für ihn in den Tod ging. Mit gerungenen Händen rief er ihm, als derselbe vorbeigeführt wurde, zu:

„Pardonnez moi, cher Katte, ich bin unglücklich,

theuerer Freund, ich bin Schuld an Deinem Tode. O! wäre ich an Deiner Stelle!"

„La mort est douce pour un si aimable Prince," antwortete Katte und setzte hinzu: „und hätte ich tausend Leben zu verlieren, ich opferte sie freudig Ihnen auf."

Die Zugänge des Walles waren besetzt, so daß nur wenige Zuschauer oben waren. Im Kreise stehend mußte Katte noch die Vorlesung seines Todesurtheils anhören. Dabei stand er ganz frei. Nachdem die Vorlesung beendigt war, fragte er nach den Officieren der Gensdarmerie, reichte diesen die Hand und nahm von ihnen Abschied. Darauf kniete er nieder vor dem Priester und wurde eingesegnet. Sodann bestieg er mit festem Schritt das Schaffot, nahm selbst seine Perücke ab und gab sie an den Diener des Majors, welcher ihm auch den Rock ausziehen und die Halsbinde aufmachen mußte. Das Hemd riß er sich selbst herunter, ganz frei und munter, heißt es im Bericht des Major von Schaak, „als wenn er sich sonsten zu einer serieusen Affaire präpariren solle; dann ging er auf den Sandhaufen zu und kniete darauf nieder, rückte sich die Mütze in die Augen und fing laut an zu beten: „„Herr Jesu, dir leb' ich, Herr Jesu, dir sterbe ich 2c."""

Der Bediente hatte Befehl ihm die Augen zu verbinden; er litt es aber nicht, sondern erhob noch einmal

seinen Geist zu Gott und sprach: „Herr mein Gott, dir befehle ich meine Seele."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so warf der Scharfrichter den rothen Mantel ab; das breite lange Schwert blitzte in der Luft und sein Kopf lag zu seinen Füßen. Noch im Fallen streckte er seine Hand nach dem Fenster aus, wo der Kronprinz dem Hauptmann von der Wache ohnmächtig in die Arme sank, noch ehe die blutige Handlung geschehen war.

Man trug den Prinzen auf sein Bett. Erst nach mehreren Stunden erwachte er aus der Ohnmacht. So wie der Prinz die Augen aufschlug, fielen seine Blicke auf den blutigen Leichnam, der so hingelegt war, daß sein Anblick dem Kronprinzen nicht entgehen konnte. Es befiel ihn ein heftiges Fieber, der Leichnam des geliebten Freundes mußte den ganzen Tag vor seinen Augen auf dem Schaffot liegen bleiben. Erst Abends wurde er von zwölf Bürgern der Küstriner Schützengilde in einem einfachen Sarge auf dem kleinen Kirchhof, vor dem kurzen Damme, beigesetzt.

Der Leidenszustand des Prinzen während dieses unglücklichen Tages läßt sich nicht beschreiben, da man für sein Leben fürchtete und sich nicht zu helfen wußte, berief man einen Geistlichen. Allein dessen Tröstungen vermochten nicht seine heftigen Gemüthsbewegungen zu beruhigen, bis endlich seine Kräfte völlig erschöpft waren.

Jetzt, nachdem der erste stürmische Schmerz vorüber war, vergoß er Ströme von Thränen und blieb lange in tiefer Schwermuth versunken. Noch in spätern Jahren durfte man nie dieses unglücklichen Trauerspiels gegen ihn erwähnen.

Viertes Capitel.

Zorn des Königs und dessen Aeußerungen in Hinsicht des Kronprinzen. — Das erste Kriegsgericht erkennt sich für incompetent. — Ein zweites Urtel lautet auf den Tod des Kronprinzen. — Scene im Tabackscollegium. — Mildere Stimmung des Königs. — Grumbkow's Schlauheit. — Dessen Audienz bei der Königin. — Dessen Reise nach Küstrin und Verhandlung mit dem Kronprinzen. — Schreiben des Kronprinzen an den König. — Die öffentliche Meinung und die Diplomaten. — Vorstellungen des Grafen von Seckendorf. — Schreiben des Kaisers an den König. — Seckendorf's Schreiben an denselben. — Dessen Vorschläge finden Eingang. — Der Feldprediger Müller bei dem Kronprinzen. — „Bekehrung" des Kronprinzen. — Schreiben des Predigers an den König. — Antwort des Königs. — Bedingungen der Begnadigung. — Der Kronprinz erhält die Eidesformel, und ist bereit sie zu schwören. — Die Commission. — Eidesleistung des Kronprinzen. — Rückgabe des Degens und schwarzen Adlerordens. — Entlassung aus dem Gefängnisse. — Rückgabe der Uniform und des Portdepée, auf Vorstellung des Feldpredigers. — Aeußerung des Königs darüber. — Hofstaat des Prinzen. — Er wird eingeführt als jüngster Kriegs- und Domänenrath in die Kammer.

1.

Ueber dem Haupte des unglücklichen Kronprinzen, schwebte indeß, bis zu Katte's Hinrichtung, an einem dünnen Haar das Schwert des Damokles.

Der König war fortwährend so erzürnt gegen ihn, daß er entschlossen zu sein schien, auch seinen Sohn und Thronerben hinrichten zu lassen. Dahin lauteten alle seine Aeußerungen, sowohl öffentlich bei Tafel, als auch besonders im Kreise seiner Familie, die er damit furchtbar ängstigte; nicht Bitten und Thränen der Königin und ihrer Kinder, nicht die Vorstellungen seiner Generale und der fremden Gesandten, schienen den eisenfesten Willen des unbeschränkten Selbstherrschers von diesem schrecklichen Gedanken abbringen zu können.

Der erste Spruch des in Köpenick versammelt gewesenen Kriegsgerichts, welcher am 27. über Katte viel zu milde für die tiefe Erbitterung des Königs ausgefallen und daher von ihm cassirt und in Todesstrafe verwandelt worden war, hatte über den Kronprinzen zu richten, sich für incompetent erklärt.

Nachdem die Mitglieder dieses Kriegsgerichts einen Eid geschworen hatten: „Auf die vorgelesenen Acten Recht zu sprechen, nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten, ohne irgend eine menschliche Rücksicht," gaben sie in Hinsicht des Kronprinzen, übereinstimmend, nachdem sie nach den Rangklassen abgestimmt hatten, das Urtheil dahin ab:

„Daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zukomme, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie stattgefunden; es würde sogar," erklärten die Ge=

nerale, „gegen ihre Pflicht laufen, über dieselben eine Nachforschung anzustellen." Die Obristen setzten hinzu: „Der Prinz sei durch seinen Arrest schon hinreichend bestraft;" die Obristlieutenants: „In den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall Anwendung finden könne;" sowie sie sämmtlich nicht unerwähnt ließen, „daß der Kronprinz sich ganz und gar der Gnade seines Königs und Vaters unterwerfe."

Es läßt sich denken, daß der König Friedrich Wilhelm I. mit der Milde dieses Spruchs keineswegs einverstanden war, den Einwand gegen die Competenz hielt er beseitigt durch seinen speciellen Auftrag. Er cassirte den Spruch, indem er den Mitgliedern des Kriegsgerichts seine allerhöchste Ungnade zu erkennen gab und berief ein zweites höheres Kriegsgericht nach Berlin, dem er selbst präsidirte.

Gegen Grumbkow stieß er zuvor die drohende Aeußerung aus: „Gott gebe, daß mein Sohn nicht unter Henkershand stirbt!"

Und dann äußerte er: „Wenn Kaiser und Reich mir verwehren wollten, über den Kurprinzen von Brandenburg Recht zu sprechen, so werde ich mit dem Kronprinzen von Preußen nach dem souveränen Königreich Preußen gehen, wo ich die Macht habe, dem Deserteur den Kopf vor die Füße legen zu lassen."

Als in Berlin das Kriegsgericht unter seinem Vor-

sitz versammelt war, um über den Deserteur Fritz nach den Kriegsartikeln Recht zu sprechen, rief er mehreremale aus: „Mein Sohn hat den Tod verdient!"

Mehrere der achtbarsten Beisitzer des Kriegsgerichts protestirten lebhaft dagegen. So besonders der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der mit Wärme erklärte, der erste Spruch des Kriegsgerichts sei der gerechte gewesen, auch Buddenbrock ereiferte sich dagegen, als die meisten der Beisitzer ihre servile Stimme dahin abgaben, daß der Kronprinz, als Deserteur, mit dem Tode zu bestrafen sei. Und so gab denn dieses höhere Kriegsgericht, unterm ersten November, mit großer Mehrzahl das furchtbare Urtheil ab, welches: „auf den Tod" lautete.

Alles war erschüttert; der König schien befriedigt zu sein und ging fort.

Am Abend aber, desselben Tages, ereignete sich im Tabackscollegium eine Scene, die denn doch Eindruck auf das Gemüth des Königs zu machen schien.

Es kam dort wieder das Gespräch auf die große Todesfrage, wegen Hinrichtung des Kronprinzen. Der König blieb bei seiner Meinung: Der Deserteur, Obrist Fritz, habe den Tod verdient und der letzte Spruch des Kriegsgerichts sei allein der gerechte, den er mit gutem Gewissen bestätigen würde.

Hier in dieser Versammlung war schon ein freimüthiges Wort erlaubt. Die angesehensten und vom Könige

hochgeachteten Generale, als der Fürst von Anhalt-Dessau, der Feldmarschall von Natzmer und der Generalmajor von Buddenbrock, erklärten dem Könige einstimmig: „Ihro Majestät sind nicht befugt, ohne einen förmlichen Prozeß vor Kaiser und Reich, den Kronprinzen von Brandenburg am Leben zu strafen;" da rief der König abermals mit Heftigkeit: Aber mein Sohn hat den Tod verdient! und da er Widerspruch fand, gerieth er so in Eifer, daß er versicherte: er würde sich durch nichts abhalten lassen, den Rechtsspruch vollstrecken zu lassen. Da sprang der alte würdige Buddenbrock empor von seinem dreibeinigen Schemel und riß sich die Weste auf, indem er mit Leidenschaftlichkeit rief: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie das meinige! das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, so lange ich noch ein Wort reden darf."

Der König sah ihn an, verfärbte sich und schwieg. Diese Aeußerung schien ihn tief erschüttert zu haben; denn von dieser Stunde an ließen sich die mildern Gesinnungen des Königs, zu Gunsten des Kronprinzen, nicht verkennen.

2.

Kaum hatte der Hauptintriguant dieses Hofes, der so schlaue und hinterlistige Grumbkow, diesen günstigen Umschlag in der Stimmung des Königs bemerkt, als er

beschloß diese Gelegenheit zu benutzen, sich wichtig zu machen und gleichzeitig die höhere Gunst seines Herrn zu gewinnen, die Königin, die ihn haßte, günstig für sich zu stimmen und den Kronprinzen, also die aufgehende Sonne Preußens, mit sich zu versöhnen.

Er stellte dem Könige vor, es fehle nur noch, daß der Kronprinz sich durch ein demüthiges Schreiben der Gnade Seiner Majestät unterwerfe und so seine unumschränkte Gewalt anerkenne. Er bitte daher Se. Majestät ihm zu erlauben, den Kronprinzen in Küstrin zu besuchen um ihn zu einer solchen Unterwerfung geneigt zu machen.

Der König hatte schon bei mehreren Veranlassungen gesagt, daß er, nur wenn der Prinz sich vor ihm demüthige und um Gnade bitte, ihm verzeihen werde.

So enthielt denn die Vorstellung des schlauen Höflings nichts Anderes, als die eigenen Gedanken des Königs und fand damit um so leichter Eingang.

Der König genehmigte gern Grumbkow's Vorschlag, doch sollte er durchaus dem Prinzen nicht merken lassen, daß er, der König, um diese Sendung wisse.

Nun war die Sache reif, um auch die Königin für sich zu gewinnen. Er ließ sie daher um eine geheime Privataudienz bitten, wovon jedoch der König nichts wissen dürfe. Die Königin erstaunte darüber; indeß entschied sie sich doch dafür, diese Bitte zu gewähren.

„Ihre Majestät,“ sprach er eintretend, „bringe ich den Oelzweig des Friedens.“

Und nun machte er ihr Mittheilung über die günstige Wendung in der Stimmung des Königs und machte sie mit der Absicht seiner Sendung bekannt; er beschwor sie, aus Liebe zum unglücklichen Kronprinzen, in der leidigen Heirathsangelegenheit der Prinzessin Wilhelmine, die mitten in diesem Familientroubel immer noch ihren Gang ging, Alles zu vermeiden, was die gute Stimmung des Königs von Neuem stören könnte.

Die Königin versprach Alles und dankte dem falschherzigen Vermittler, so schwer es ihr auch wurde ein versöhnliches Wort zu ihrem entschiedensten Gegner zu reden, für seine Aufmerksamkeit.

Nun ging Grumbkow nach Küstrin. Noch war Katte nicht hingerichtet, also die Haupterschütterung im Gemüth des Kronprinzen noch nicht erfolgt.

Der gefangene Kronprinz empfing ihn kalt und nicht ohne die tiefe Bitterkeit im Ton zu verrathen, wovon sein innerstes Gefühl gegen diesen falschen, intriguanten Menschen erfüllt war.

Der gewandte Höfling aber ließ sich dadurch nicht abschrecken.

Mit erheuchelter Ergebenheit sagte er ihm, daß er nur durch sein eigenes gutes Herz und wegen der beklagenswerthen Lage des Kronprinzen aus eigenem freien Antriebe,

ohne Vorwissen des Königs hierher gekommen sei, um den Prinzen in seinem eigenen Interesse zu ersuchen, daß er diesem traurigen Zustande durch ein demüthiges Unterwerfungsschreiben an den König ein Ende mache. Er möge darin um Huld und Gnade bitten.

Mit dem Antrage war der Kronprinz eher einverstanden, als mit dem Botschafter.

„Ich bin keineswegs geneigt,“ antwortete er stolz, „mich vor dem Vater, der mich so mißhandelt, zu demüthigen. Am wenigsten würde ich mit Aufträgen dieser Art Sie beschweren mein Herr von Grumbkow, der sich gegen mich niemals so benommen hat, daß ich Ursache haben könnte, ihm mein Vertrauen zu schenken.“

Grumbkow behielt seine eiserne Stirn und meldete ihm zuvor die Grüße und dringenden Bitten seiner Mutter, der Königin. Dann schilderte er mit den lebhaftesten Farben ihre tiefe Bekümmerniß über die Hartnäckigkeit Sr. Hoheit; und stellte ihm in rührender Weise vor, welchen Schmerz, welche Unannehmlichkeit und Leiden er durch seine Weigerung seiner geliebten Schwester zufügen würde.

Das traf die verwundbare Seite seines Herzens und er schrieb an den König.

„Allerdurchlauchtigster!
Allergnädigster Vater!“

„Ew. Königliche Majestät, meinem Allergnädigsten

Vater, habe durch Ungehorsam, als dero Unterthan und Soldat, eben so sehr, als durch meine Unfolgsamkeit, als dero Sohn, Veranlassung zu einem gerechten Zorne und Widerwillen gegen mich gegeben. Mit dem allerunterthänigsten Respecte unterwerfe ich mich ganz der Gnade meines allergnädigsten Vaters und bitte mich allergnädigst zu pardonniren, da mich nicht so sehr die Beraubung meiner Freiheit in einem malheureusen Arrest, als meine eigenen Gedanken von meinem begangenen Fehltritte zur raison gebracht haben. Der ich mit allerunterthänigstem Respect und Submission bis an mein Ende verharre. &c."

Dieser Brief machte den günstigsten Eindruck auf den König und doch konnte er sich noch nicht entschließen, seinen „ungerathenen Sohn," wie er ihn nannte, gänzlich zu pardonniren.

Es mußten noch Einflüsse von Außen hinzutreten, um den großen Sieg über den sonst so eisenfesten Willen des Königs, der jedoch durch geschickt angelegte Intriguen sich leicht leiten ließ, für volle Verzeihung empfänglich zu machen.

3.

Der König hatte es sich nicht verhehlen können, daß dieses unglückliche Familienereigniß und seine Strenge dagegen bei allen Höfen Europa's das größte Aufsehen ma-

chen werde. Er erließ daher schon am 19. September 1730 ein Circularschreiben an alle Höfe, worin es hieß:

„Seine Majestät haben sich genöthigt gesehen, sich der Person des Kronprinzen zu versichern, weil derselbe habe heimlich entweichen wollen, um sich an fremde Höfe zu begeben; gegenwärtig sei man beschäftigt, dieser Sache auf den Grund zu kommen. Sobald die Untersuchung geendet, werde man nicht ermangeln, die ganze Verhandlung öffentlich mitzutheilen. Inzwischen sei es so gut, als ausgemacht, daß der Generallieutenant Keppel, welcher zuletzt in Berlin als Gesandter der Generalstaaten gestanden, und die Engländer um die Sache gewußt."

Das so harte Schicksal des Kronprinzen wegen eines bloßen Versuchs zur Flucht, den man als Versuch zur Rettung von einer tyrannischen Behandlung seines Vaters überall entschuldigte, indem man solch ein Vergehen nur für einen leicht verzeihlichen Jugendfehler hielt, aber nicht wie der König für ein todeswürdiges Verbrechen, fand die allgemeinste Theilnahme innerhalb des Landes sowohl, wie an allen europäischen Höfen.

Von allen Seiten gingen auf diplomatischem Wege die dringendsten Verwendungen für den Kronprinzen ein, namentlich auch im beweglichsten Tone vom König von Schweden, dem Landgrafen von Hessen, dem Kurfürsten von Sachsen (König August von Polen) und dem Kaiser selbst. Indem, um den eisenfesten Willen dieses strengen

Selbstherrschers leichter zur Milde zu stimmen, sein Recht, so hart mit dem Kronprinzen zu verfahren, anerkannt wurde, fühlte sich der König dadurch nicht wenig geschmeichelt und dieses wirkte wesentlich dazu mit, ihn zur Milde zu stimmen.

Besonders gewannen in dieser Hinsicht die dringenden Vorstellungen des kaiserlich östreichischen Gesandten, des Grafen von Seckendorf, der sich durch seine diplomatische Gewandtheit schon längst einen großen Einfluß auf den König zu verschaffen gewußt hatte, den entschiedensten Erfolg.

Nachdem die englische Heirathspartie, wogegen Seckendorf im englischen Interesse, mit Grumbkow und andern von ihm erkauften Personen in den Umgebungen des Königs, so lange und mit Erfolg intriguirt hatte, als völlig beseitigt anzusehen war, nahm er sich des früher von ihm verfolgten Kronprinzen mit dem wärmsten Interesse an. Er reichte am 1. November 1830, an demselben Tage, an welchem er das Bluturtheil über Katte sprach, ein aus Wien, vom 11. October datirtes eigenhändiges Schreiben seines Kaisers an den König ein, worin Jener versichert: „Großen Antheil an demjenigen Verdruß zu nehmen, welcher dem Könige des Kronprinzen Aufführung verursacht habe. Wären nun auch triftige Gründe vorhanden, mit solcher Strenge wider den Kronprinzen zu verfahren, so versichert der Kaiser den

König: „„vermöge der zwischen Beeden für seienden so wahr, festen und nützlichen Freundschaft,"" nicht umhin zu können, sein Fürwort dahin einzulegen, daß Ew. Liebden möge Gnade vor Recht ergehen lassen.

„Und obwohlen," heißt es weiter unter diesem weitläufigen Schreiben, „der Kronprinz, vielleicht von meiner auch ihnen und seinem ganzen königlichen Kurhause zu tragender Neigung und Liebe bis nun, annoch nicht überzeugt sein mag; so steht doch zu hoffen, daß er durch diese, aus aufrichtig und liebster Neigung gegen Ew. Liebden und dero gesammtes königliches Kurhaus ergebene Vorschrift erkennen werde, wie wahr, ernstlich und wohl ich es auch mit ihm meine, maßen ich die Wohlfahrt beeder Häuser von einer beständig ewigen Vertraulichkeit und engen Freundschaft abzuhängen glaube."

Dieses Schreiben, welches den ganzen schwülstigen Curialstyl jener Zeit trägt, glaubte der schlaue Seckendorf benutzen zu können, um sich in der Gunst des Königs fester zu setzen, als jemals.

Er begleitete daher das kaiserliche Schreiben mit folgendem charakteristischen Handschreiben an den König:

„Ew. königliche Majestät haben gnädigst befohlen, das kaiserliche Handschreiben einzusenden und ein Project zu machen, was ferner zu thun.

„Meine ohnmaßgeblichen Gedanken sind: Ew. Majestät sollten dem Kronprinzen durch einige Generale

und Officiere, auch wenn es gnädigst gefällig, durch mich mit, eröffnen lassen, daß Sie zwar, nach der ihnen von Gott zukommenden königlichen und väterlichen Gewalt, durch ein ordentliches Kriegsrecht über seine Conduite sprechen lassen; weil aber der Kaiser als Ew. königlichen Majestät wahrer Freund eine Vorbitte vor ihn eingelegt, gleich aus dem, dem Kronprinzen vorzulesenden kaiserlichen Handschreiben zu ersehen, so wollen Ew. königliche Majestät in Ansehen derselben Gnade vor Recht ergehen lassen, doch nicht anders, als daß der Kronprinz seine begangenen Fehler Ew. königlichen Majestät schriftlich abbitten und im Beisein Ew. Majestät Generale, Minister und einiger Landstände, an Eidesstatt sich reserviren und angeloben würde, in Zukunft weder direct noch indirect Ew. königlichen Majestät Befehle zuwider zu leben, sondern in Zukunft allezeit mit schuldigem Gehorsam dasjenige vollziehen wollte, was ihm von Ew. königlichen Majestät würde anbefohlen werden, maaßen er zuvörderst, ohne Ew. königlichen Majestät Vorwissen, weder in noch außerhalb Reichs Correspondenz führen, oder etwas vornehmen wollte, so Ew. königlichen Majestät zuwider und im Fall wider all' Verhoffen Er gegen dieses sein Versprechen öffentlich oder heimlich handeln würde, so wolle er sich selbst, Kraft dieses, der Kron- und Kurwürde verlustig erklärt haben.

„Diese und andere Punkte könnten unmaaßgeblich

von Ew. Majestät Ministerio zu Papier gebracht und zu Ew. Majestät Approbation eingesandt werden. Alsdann dem Kronprinzen anzudeuten, daß Ew. königliche Majestät ihn des harten Arrestes entschlügen; hingegen er seine Parole von sich geben, ohne Ew. Majestät allergnädigste Erlaubniß keinen Fuß aus der Festung Küstrin zu setzen, und weil der Kronprinz beständig von Organisation spricht, so könnte man ihn ohnmaaßgeblich in der Küstrin'schen Kriegs- und Domänenkammer arbeiten lassen. Zu seinem Unterhalt wäre ihm ohnvorschreiblich so viel auszuwerfen, daß er einen Tisch von sechs bis acht Personen halten könnte, wobei er die Wirthschaft selbst zu führen und die Rechnung einzusenden hätte.

„Um ihn aber auf bessere Sentiments zu bringen, wäre ihm ein rechtschaffener General zuzugeben, wozu meines Erachtens der Herr G. M. Graf von Schulenburg sehr bequem. Nebst diesem könnten 3 bis 4 Officiere beordert werden, welche dem Kronprinzen Gesellschaft leisteten, die aber nach Gelegenheit, wenigstens alle Monate abzulösen, alsdann Einer Ew. Majestät geheimen Rapport abzustatten hätte, was der Kronprinz von Zeit zu Zeit geredet und gethan.

„Bessert sich der Kronprinz, wie zu Gott zu hoffen, so können alsdann Ew. Majestät Ihre Gnade weiter extendiren.

„Findet dieser Generalplan Ew. Majestät Allerhöchste

Approbation, so kann er gar leicht in bessere Ordnung gebracht werden, auch damit der Kaiser Gelegenheit den Kronprinzen schriftlich in Vermahnung zu nehmen, Gehorsam gegen Ew. Majestät zu haben, so wäre ohnmaaßgeblich nöthig, daß der Kronprinz dem Kaiser in einem Schreiben dankte, daß er hätte wollen bei Ew. Königlichen Majestät vor Ihn intercediren.

Wusterhausen, den 31. October 1730.

von Seckendorf."

Diese Vorschläge des österreichischen Ministers waren ganz geeignet, dem vorsichtigen und mißtrauischen Sinn des strengen Königs, der indeß im Herzen schon milder gestimmt war, als er es äußerlich merken lassen wollte, zu gefallen. Sie wurden sämmtlich ausgeführt; jedoch erst, nachdem der König durch das vergossene Blut Katte's die Genugthuung empfangen hatte, wonach sein so tief verletztes Gefühl dürstete und nachdem er, um noch besser auf das Gemüth seines Sohnes wirken zu können, den Prediger Müller, statt der vorgeschlagenen Officiere, mit der Aufgabe ihn „zu bekehren" betrauet hatte.

4.

Es hatte der König den grausamen Befehl, daß der Kronprinz die Hinrichtung seines Freundes mit ansehen sollte, nur in der Absicht gegeben, durch eine solche Erschütterung des Gemüths seinen Leichtsinn zu brechen

und sein verstocktes Herz, woraus er den Ungehorsam des Kronprinzen herleitete, zu bekehren.

Und der kluge Vater, der abgesehen von der einseitigen Richtung seines Willens und Geistes ein tiefer Menschenkenner war, hatte recht gehabt. Der Kronprinz war durch diese schreckliche Scene bis in die innerste Tiefe seiner Seele erschüttert und damit allerdings einem wohlwollenden und verständigen geistlichen Zuspruch und der Reue und Versöhnung zugänglicher geworden, als jemals zuvor.

Der König äußerte sich darüber gegen seine Umgebungen, daß er genau den Grund kenne, aus welchem die Verirrungen des Kronprinzen hervorgegangen seien, und daß er deshalb erst sein Gemüth durch einen gebildeten Theologen bearbeiten lassen wolle, der ihm nicht allein den Text zu lesen, sondern auch auszulegen und mit ihm zu disputiren verstehe.

Der Auftrag des Königs an den würdigen Geistlichen ging dahin, dem Kronprinzen „recht tüchtig das Gewissen zu schärfen und ihn zu bekehren".

Der Feldprediger Müller begab sich deshalb unmittelbar nach Katte's Hinrichtung zum Kronprinzen in dessen Gefängniß; aber er fand ihn bewußtlos in Ohnmacht liegen und entfernte sich wieder, nachdem er dem wachhabenden Officier angezeigt hatte, daß er auf Befehl des Königs und in welcher Absicht gekommen.

Als Prinz Friedrich aus der Ohnmacht erwachte, glaubte er zuerst einen schweren Traum gehabt zu haben. Er konnte erst lange nicht an die Wirklichkeit des schrecklichen Ereignisses, das unter seinen Augen vorgefallen war, glauben. Aber ein Blick auf das schwarz behangene Schaffot gab ihm die traurige Gewißheit von dem Vergegangenen.

Nun erkannte er die eiserne Nothwendigkeit sich unter den Willen seines Vaters zu beugen. Sein gebrochenes Gemüth war keines Widerstandes mehr mächtig, und seine gebeugte Seele wendete sich zu Gott, denn in der Tiefe des Unglücks bleibt ja doch immer der Gedanke an Gott, dem letzten Helfer und Retter, wo jede Aussicht auf menschliche Hülfe versagt ist, der einzige Leidenstrost, selbst des ungläubigsten Menschen.

Kaum hatte der Kronprinz erfahren, daß und in welcher Absicht der Feldprediger Müller bei ihm gewesen sei, so sandte er zu ihm und ließ ihn bitten, sogleich wiederzukommen.

So kam denn der Feldprediger Nachmittags gegen zwei Uhr wieder zum Kronprinzen, und dieser behielt ihn bei sich bis fünf Uhr Abends.

Anstatt ihm Predigten zu halten, wie der König in seiner orthodoxen Weise gedacht hatte, war der Feldprediger vernünftig genug, zunächst in den Gemüthszustand des Prinzen einzugehen, um erst sein Vertrauen zu

gewinnen. Er erzählte ihm zunächst von Katte's letzten Stunden und theilte ihm den Inhalt seines letzten Vermächtnisses mit, wobei er besonders hervorhob, dessen Bitte, daß er, der Kronprinz, deshalb keinen Groll gegen den König hegen möge, welches er ihm mit Wärme ans Herz legte. Und als der Prinz darüber die beruhigendsten Versicherungen gab, theilte er ihm die ganze von Katte in seinen letzten Stunden dictirte Schrift mit.

Der Kronprinz war dadurch sehr gerührt. Er gestand, daß Alles wahr sei, daß ihn Katte verschiedentlich von der Ausführung des Entschlusses zu entfliehen abgemahnt habe und betheuerte, daß er vom Anfange seines Arrestes an eine herzliche Reue empfunden habe, die aber dem Könige nicht bekannt geworden sein müsse, weil er sonst ihn damit verschont haben würde, Augenzeuge der Hinrichtung seines unglücklichen Freundes zu sein.

Dem Kronprinzen wurde der Umgang und die Unterhaltung mit diesem würdigen Geistlichen so werthvoll, daß er ihn oft schon Morgens um sechs Uhr rufen ließ und halbe Tage lang mit ihm über verschiedene Streitfragen der christlichen Lehre disputirte. Der frühere Leichtsinn des Prinzen wurde durch diese ernsten religiösen Gespräche ganz verdrängt, sowie auch die atheistische Philosophie der modernen Philosophen einer bessern Ueberzeugung wich. So kam denn der Kronprinz bald dahin, daß er sich als seinen Wahlspruch die Worte Assaph's (Ps. 73, 25. 26)

aufschrieb, die so lauteten: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist Du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Theil."

Der Feldprediger konnte nun schon am folgenden Tage an den König berichten: „Daß der Kronprinz sich bekehre, Gott und den König um Vergebung bitte, in der Bibel lese und seine Irrthümer in Ansehung der absoluten Gnadenwahl und der Fatalität sich benehmen lasse; daß er äußere: er habe sich in den Verhören der seinetwegen verordneten Commission sehr vergangen; wäre ihm aber nur von Anfange an von einem Menschen beweglich und ohne Drohung zugeredet worden, so würde er nicht in solche Ausschweifungen gerathen sein; er fürchte, daß er die Gnade des Königs nie wieder erlangen werde, denn er habe sie schon lange erbeten und erwartet, und sehe noch nicht die geringste Spur derselben. Er müsse fast, fügte er hinzu, aus dem Besuch des Feldpredigers schließen, daß er auch ihn zum Tode berichten solle."

Dieser Bericht aus Küstrin vom 7. September schloß mit den Worten: „Weil nun aus des Kronprinzen vielfältigem, wehmüthigem Bezeigen, vor Gottes Angesicht, Ew. königliche Majestät versichern kann, daß keine Verstellung bei dem Kronprinzen im Geringsten zu spüren, so bitte aufs Allerunterthänigste, Ew. königliche Majestät wollen nach dem Exempel Gottes barmherzig sein; denn

ich sonst immer mehr befürchte, daß er in Furcht und Erwartung der Dinge, die über ihn noch kommen könnten, und wegen anhaltender, zunehmender großer Traurigkeit in eine schwere Gemüthskrankheit, daraus keine Rettung sein dürfte, verfalle. Gott, der große Erbarmer, lenke hierzu aus Gnaden Ew. königlichen Majestät väterliches und königliches Herz. Amen!"

Auf diesen beweglichen Bericht des Feldpredigers Müller antwortete ihm der König aus Wusterhausen, am 8. November wörtlich Folgendes:

„Würdiger, Lieber, Getreuer!

„Ich habe Eure Berichte vom 6. und 7. dieses wohl erhalten. Es ist Euch darauf zur Antwort, daß Ihr noch, bis auf weitere Ordre, daselbst verbleiben und fleißig bei dem arrestirten Kronprinzen hingehen und ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollet, daß er recht in sich gehen und von Herzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen mich, seinen Vater und König, gegen sich selbst und sein Honneur begangen; denn Geld zu leihen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann, und desertiren wollen, käme von keinem Honnet-homme her, sondern gewiß aus der Höllen, von des Teufels Kindern und also unmöglich von Gottes Kindern. Hiernächst habt Ihr mir auf Euer Gewissen, wie Ihr es dermaleinst vor Gott verantworten könnt, ge-

meldet, daß der Prinz in Küstrin sich zu Gott bekehrte und seinen König, Herrn und Vater tausendmal um Verzeihung bäte, über Alles, was er gethan und verbrochen hätte und daß es ihm von Herzen leid thäte, daß er sich nicht allemal seines Vaters Willen willigst unterworfen hätte: woferne Ihr nun den Kronprinz also findet, daß er dieses feste vor Gott verspricht und ihm seine Sünden von Herzen leid sind, es auch seine wahre Intention ist, sich, versichertermaaßen, und auf die Art, wie ich es hier gesetzet, zu bessern; so sollet Ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihn zwar noch nicht gänzlich pardonniren könnte; aber ich würde ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest lassen, und wiederum Leute bei ihm geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten; es sollte ihm die ganze Stadt zum Arrest sein, so daß er nicht aus der Stadt gelassen werde. Ich würde ihm auch vom Morgen bis Abend Occupation geben bei der Kriegs= und Domänenkammer und Regierung, sowohl in ökonomischen Sachen zu arbeiten, als Rechnungen abzunehmen, Acten nachzulesen und Extracte zu machen; ehe und bevor aber solches geschehe, würde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, meinem Willen und Ordres stricte und gehorsamlich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret: woferne er aber wieder umschlagen und auf die

alten Sprünge kommen würde, solle er der Krone und Kur bei der Succession verlustig sein, auch nach denen Umständen wohl gar das Leben verlieren; er möchte sich also patientiren, bis Alles, was zu der neuen Einrichtung gehört, fertig sein wird; alsdann ich ihm die Generallieutenants von Grumbkow, von Bork und von Röder, den Generalmajor von Buddenbrock, die Obristen von Waldow und von Derschau, und den Geheimrath von Thulemeyer hinsenden würde, ihm den Eid abzunehmen.

„Ich erinnere Euch hierbei, dem Prinzen in meinem Namen vorzustellen, ob ich ihm nicht allemal die Wahrheit gesagt, daß ich ihn wohl kenne, oder ob er noch glaube, daß ich ihn nicht gekannt? Also würde er selbst überzeugt sein, daß ich sein böses Herze kennete; wo demnach dasselbe nicht gebeuget noch geändert, sondern in dem alten Zustande wäre und er diesen vorgedachten Eid abschwören sollte, würde er selbigen nur nachmurmeln und nicht laut nachsprechen; ihr sollet ihm dannenhero, wegen dieses Punktes in meinem Namen sagen: ich ließe ihm als ein getreuer Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sei, solchen nach den Worten zu halten; die reservationes mentales verstünden wir hier nicht, als wie es da geschrieben stünde; wofern er nun den Eid übertreten und brechen würde, so würde und

könnte keine Excüse weiter statt haben; also möchte er dieses wohl bedenken, und sein böses Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern, weil dieses eine wichtige und schwere Sache wäre.

„Gott der Allerhöchste gebe seinen Segen, und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und sauere Tritte die Menschheit ins Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht uud geändert, auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater, um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen! Amen! Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König

F. W."

Dabei fand sich eine Beilage des Cabinetsraths E. Schumacher mit folgenden Worten: „Des Herrn Feldpredigers Müller Hochehrwürden melde auf königlichen Befehl, daß, wenn Sie es vor rathsam erachten, Sie das königliche Schreiben des Kronprinzen königliche Hoheit zeigen könnten."

Hierauf erbat sich der gewissenhafte Seelsorger des Kronprinzen, um nichts zu übereilen, die Eidesformel von dem Könige, um sie vorher dem Kronprinzen mittheilen und die Bedeutung derselben mit ihm durchgehen zu können.

Nachdem er eine Ausfertigung derselben erhalten hatte, theilte er sie ihm sogleich mit. Der Kronprinz las die Eidesformel durch und erklärte sich nach sorgfältigem Erwägen bereit, jeden der einzelnen Punkte zu beschwören und gewissenhaft zu halten. Und so kam denn die Zeit heran, wo die wenigstens halbe Begnadigung des Prinzen von Seiten des Königs einen officiellen Charakter annehmen konnte.

5.

Am 16. November ging die vom Könige beauftragte Commission von Berlin ab, um sich nach Küstrin zu begeben. Es befanden sich unter den Mitgliedern derselben von der Generalität die Herren von Grumbkow, von Röder, von Glasemagg, von Billerbeck, von Waldau und von Derschau; als Geschäftsführer dabei fungirte der Staatssecretär von Thulemeyer.

Diese Herren begaben sich sofort nach ihrer Ankunft am 18. November gegen Abend in die Gefängnißzelle des Kronprinzen und kündigten ihm im Namen des Königs an, daß er als Vater und durch die Verwendung verschiedener Mächte Europa's, besonders des Kaisers, ihm die begangenen Vergehungen verzeihen und ihn aus dem engen Gefängnisse, worin er bis jetzt gewesen wäre, befreien wollte, doch mit der Bedingung, daß er sich nicht aus Küstrin begebe. Er sollte in dieser Stadt als Pri-

vatmann leben, sich hier mit der Verwaltung der Domänen bekannt machen, täglich auf die Domänenkammer gehen, und dort seine Stelle unter dem jüngsten Rath nehmen. Vor Allem aber verlange Se. Majestät der König, daß der Kronprinz sich durch einen Eid verbindlich mache, niemalen gegen die, von denen er nur vermuthen könne, daß sie gegen ihn gehandelt, etwas Strafendes sich zu erlauben;*) daß er sich dem Gehorsam, den er dem Könige schuldig, nie entziehen, nie ohne dessen Erlaubniß eine Reise unternehmen, daß er in der Furcht des Herrn leben und die Pflichten der Religion ausüben und daß er endlich keine andere Prinzessin heirathen wolle, als die ihm vom Vater bestimmt werde.“ Im Uebrigen lautete der Eid ganz so, wie wir dessen Inhalt aus den früheren Verhandlungen schon kennen.

Der Prinz verlangte die Eidesformel zu sehen, die er schwören sollte, um sich vorher prüfen zu können, ob er auch im Stande sei, sie gewissenhaft zu beschwören. Darauf übergab sie ihm Herr von Thulemeyer. Die Commission gewährte ihm 24 Stunden Bedenkzeit und zog sich zurück.

---

*) Die angeborne Großmuth Friedrichs des Großen hat ihm nie erlaubt, allen denen, die, als er noch Kronprinz war, gegen ihn intriguirt hatten, nicht einmal denen, die für seinen Tod gestimmt hatten, nur im Geringsten seine königliche Ungnade fühlen zu lassen. D. V.

Schon am folgenden Morgen in aller Frühe ließ der Prinz den Commissarien sagen, daß er sein Gewissen geprüft habe und überzeugt sei, den Eid in redlicher Absicht ableisten zu können.

Als die Commission sich am 19. November*) Morgens gegen 9 Uhr wieder zu dem Kronprinzen begab, erklärte er ihnen, daß ihm der Eid nicht schwer werden würde zu halten, weil seine feste Entschließung sei, sich in Zukunft völlig nach des Königs Willen und Befehl zu richten, und nun führten sie ihn aus seinem Gefängniß in die Zimmer des Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer.

Darauf erfolgte die feierliche Eidesleistung ganz nach dem Befehl des Königs, indem der Kronprinz mit lauter Stimme und ernster Sammlung des Gemüths den ihm vorgelesenen Eid mit erhobenen Schwurfingern nachsprach und die Bekräftigungsformel hinzufügte: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium!“ worauf er die ihm vorgelegte Eidesformel unterzeichnete.

Es wurden alsdann dem Kronprinzen seine Orden und sein Degen zurückgegeben. Als der Kronprinz den letztern erblickte, vermißte er daran das Portdepée, sowie

*) Beide Datums differiren in den verschieden benutzten Quellen; ich habe das den Umständen nach glaubhafteste gewählt. D. V.

in der ihm ertheilten 15 Bogen starken Instruction jede Beziehung auf seine frühere militärische Stellung.

Als er erklärte, daß er deshalb bei seinem König, Herrn und Vater die allerunterthänigsten Vorstellungen schriftlich einreichen würde, übernahm es der anwesende Feldprediger Müller, Sr. Majestät deshalb Vertrag zu machen, da er unmittelbar nach der Befreiung desselben von Küstrin nach Wusterhausen abreisen müsse, um über die betreffenden Vorfälle Rapport zu erstatten. Das nahm der Kronprinz mit Dank an.

Und so geschah es denn auch. Nachdem der König in Wusterhausen mit großer Aufmerksamkeit die mündliche Mittheilung des Geistlichen über Katte's Verhalten und seines Sohnes, des Kronprinzen, Benehmen angehört hatte, fügte er noch hinzu: „Nun aber darf ich Ew. königlichen Majestät einen Umstand nicht verschweigen, der sich bei der Uebergabe des Degens an Se. königliche Hoheit den Kronprinzen ereignete. Derselbe vermißte mit Schmerz daran das Portdepée und äußerte, daß er noch die demüthige Bitte an seinen Herrn Vater habe, ihm solches wieder zu verleihen.“

Diese Bitte traf so recht freudig das Herz des gestrengen Soldatenkönigs. Er schrie laut auf: „Ist denn der Fritz auch noch Soldat? Das ist ja gut!“ Und das Portdepée wurde ihm verwilligt.

Der Prinz zog als nunmehriger Civilist ein hecht=

graues Kleid von französischem Schnitt mit silbernen Borten besetzt an und ging wieder mit schwarzem Adler-Orden und Degen decorirt, da es eben Sonntag war, in die Kirche.

Nachdem er aus der Tiefe des Herzens Gott gedankt hatte für seine Befreiung und andächtig die Predigt angehört, die für ihn zugleich eine Bußpredigt war, führte ihn die Commission in die für ihn eingerichtete bürgerliche Wohnung.

Dort wurde ihm sein kleiner Hofstaat vorgestellt, in den zu seinem persönlichen Dienst beorderten Personen. Es waren ihm zugegeben der Hofmarschall von Walden, die Kammerjunker von Natzmer und von Rothwedel, zwei Pagen und ein Kammerdiener.

Die Uniform und das Portdepée war ihm damals noch nicht zurückgegeben.

Nach einem Ruhetage wurde der Prinz als jüngster Kriegs- und Domänenrath in die neumärkische Kammer in Küstrin eingeführt, und so erschien er am 21. November 1830 zum ersten Male als bürgerlicher Rath in der Session dieses Collegiums.

Damit begann eine neue Phase seines Lebens, die nicht ohne den günstigsten Einfluß auf seine staatswirthschaftliche Ausbildung war, worin er später als König eben so groß war, wie in seinen kriegerischen Talenten, Unternehmungen und Erfolgen.

Fünftes Capitel.

Friedrichs Studien in Küstrin. — Des Königs Ansichten darüber. — Politische Denkschrift über Preußens Zukunft. — Unruhe des Prinzen. — Er ist der „Jupiter mit dem Donnerkeil." — Seine Resignation und Unterwürfigkeit. — Friedrichs satyrischer Geist. — Sein gesellschaftliches Leben. — Umwandlung in seinem Wesen. — Tafelgenüsse. — Er benimmt sich en Roi. — Seine Debauchen. — Küstrin nennt er seine Galeere. — Strafpredigt des Königs. — Nachricht von der bevorstehenden Vermählung der Prinzessin Wilhelmine. — Friedrichs Versuch, den König zu versöhnen. — Dessen Härte. — Schwermuth und Krankheit des Prinzen. — Mildere Stimmung des Königs. — Der König in Küstrin. — Zusammenkunft mit dem Kronprinzen. — Strafpredigt. — Versöhnung. — Muß noch in Küstrin bleiben. — Neue Instruction. — Verhältniß des Kronprinzen zu der Frau von Wreech. — Versöhnung mit Grumbkow. — Wirthschaftsrechnungen und Küchenzettel. — Der Kronprinz schmeichelt den Schwächen des Königs. — Seine Neigungen und Gesinnungen. — Prognosticon über Friedrichs einstige Größe.

1.

Während seines 15monatlichen Aufenthaltes in Küstrin verglich sich Kronprinz Friedrich nicht unpassend mit dem Pegasus im Joche.

Der Präsident von Münchow und der Director Hille

hatten Auftrag, den Kronprinzen, nachdem er Morgens von sieben bis halb zwölf Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr den Sitzungen der Kriegs- und Domänenkammer beigewohnt, noch Abends einigen Unterricht in Kammersachen zu ertheilen.

Diese beiden wohlunterrichteten Männer machten in ihren Berichten dem Könige den Vorschlag, dem Kronprinzen zu seiner Belehrung einige der neuesten Schriften über Polizei und Finanzwissenschaft vorlegen zu dürfen; aber der König, in seinem praktischen Sinne, antwortete darauf: „Aus Büchern lernt man nichts, der Prinz ist durch seine unnütze Lectüre verdorben worden.“

Der Kronprinz, mit seinem lebhaften Geiste, interessirte sich auch wirklich für Nationalökonomie. In seinen Mußestunden schrieb er einen Aufsatz: „Ueber Verbesserung der Spinnwerke in Preußen,“ der manche tüchtige und gute Vorschläge enthielt. Die beiden Lehrherren des Kronprinzen waren darüber sehr erfreut und schickten den Aufsatz an den König, als einen Beweis, wie der durchlauchtigste Beisitzer ihres Collegiums schon tüchtig sich applicire. Aber der König äußerte sich sehr unzufrieden mit dieser Arbeit, besonders da er bei seinem mißtrauischen Charakter den Verdacht hegte, daß die Idee nicht von ihm herrührte. — „Mein Sohn“ — schrieb er zurück — „soll sich nicht mit Verbesserungsentwürfen beschäftigen; sondern Anschläge von Grund und Boden machen

lernen und sich um die Viehzucht bekümmern, damit er erfahre, wie viel Mühe es einem Bauer kostet, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen."

Der Viehstand aber und die wüsten Aecker der sandigen Neumark waren wenig anlockende Gegenstände für den lebhaften Geist des Kronprinzen Friedrich. Hatte er sein trockenes Tagewerk vollendet, so trug ihn der Adlerflug seiner Gedanken in die große Zukunft und er beschäftigte sich mit politischen, weitaussehenden Plänen, die in der That später die Grundlagen seiner Politik als König wurden und noch kommenden Jahrhunderten die Richtung Preußens vorschrieben.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Aufsatz, den der 18jährige Prinz unter Entbehrungen und Bedrängniß in seiner engen Gefängnißzelle in Küstrin geschrieben hatte, der den Titel führte: „Gegenwart und Zukunft des preußischen Staates."

Er sagte darin unter Anderem: „Für jetzt haben wir Frieden in Europa. Die vornehmste Sorge muß aber ein König von Preußen darauf richten, ein gutes Vernehmen mit seinen Nachbarn zu unterhalten. Alle Kriege, welche er mit seinen Nachbarn haben kann, dürften für ihn schwerlich vortheilhaft sein, weil er von seinen Nachbarn zu sehr eingeschlossen ist, weil seine Länder nicht genug Zusammenhang haben, weil er von mehr

als einer Seite angefallen werden kann und weil, um sich von allen Seiten zu vertheidigen, er sein ganzes Heer verwenden müßte, so daß ihm kein zweites zu Gebote stände, um zum Angriff überzugehen. Es würde aber eine schlechte Politik und einen Menschen ohne alle Erfindung und Einbildungskraft verrathen, wenn ein König von Preußen bei diesem Systeme stehen bleiben wollte; „denn wenn man nicht vorwärts geht, so geht man zurück.“

Und nun führt er aus, wie ein zweites System darauf gerichtet sein müsse, dem Königshause mehr und mehr Größe zu verschaffen und fügt hinzu: „und da, wie ich schon gesagt habe, die preußischen Länder allzusehr durchschnitten und getrennt sind, so glaube ich, daß es das nothwendigste Project sein muß, sie einander näher zu bringen, oder die abgerissenen Stücke wieder zusammen zu bringen, welche geschichtlich zu den Theilen gehören, die wir besitzen.“

Als ein solches abgerissenes Stück wird das polnische Preußen genannt, das einst zum deutschen Reiche gehört habe und nur durch Kriege davon abgerissen sei.

Mit jugendlicher Phantasie knüpfen sich weitaussehende Vergrößerungspläne daran, die seitdem meistens verwirklicht sind, so unter Anderem auf den Besitz des schwedischen Vorpommerns, der Länder Jülich und Berg, dieser verlassenen preußischen Provinzen am Rhein ꝛc.

„Sobald," fügte er hinzu, „die Vereinigung der Rheinlande geschehen sein wird, ändert sich dieses Verhältniß ganz und gar, und diese Länder sind dann im Stande sich gegen Frankreich zu vertheidigen."

Ueberall zeigt sich in diesem Project der geniale, eine große Zukunft Preußens durchblickende Geist des Kronprinzen Friedrich. Dem Könige durfte freilich diese Arbeit nicht gezeigt werden, das würde gar böses Blut gesetzt haben. Aber der österreichische Gesandte Graf Seckendorf, der überall seine Kundschafter hatte, wußte sich eine Abschrift davon zu verschaffen. Er erstaunte darüber bei jedem kühnen Gedanken, den der künftige Beherrscher Preußens mit so großer Klarheit entwickelte und es versetzte ihn in wahrhaften diplomatischen Schrecken, als er las: wie Friedrich am Schlusse erklärte, daß er sich nicht darauf einlassen wolle, die Rechtsgründe, auf welche seine Eroberungspläne sich stützten, auseinander zu setzen. „Ich will," sagte er, „einzig und allein die politische Nothwendigkeit beweisen, welche nach der Lage der preußischen Länder vorhanden ist, die von mir bezeichneten Provinzen zu erobern."

„Werden die Sachen erst so ausgeführt, wie ich sie entworfen habe," fügte er hinzu, „dann wird der König von Preußen eine schöne Figur unter den Großen der Erde machen und eine von den großen Rollen spielen."

„Ja, ich wünsche," sagte er zuletzt, „diesem königlichen Hause Preußen, daß es sich vollständig aus dem Staube erhebe, in welchem es bisher gelegen, damit es die protestantische Religion in dem deutschen Reiche und in ganz Europa blühen mache; damit es sei die Zukunft der Unterdrückten, der Beistand der Unglücklichen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten."

„Wenn es sich aber änderte mit ihm, wenn hier Ungerechtigkeit, Lauigkeit in der Religion, Parteisucht oder Laster über die Tugend die Oberhand gewinnen sollten, was Gott ewig verhüten möge, dann wünsche ich diesem Königshause, daß es schneller und in kürzerer Zeit zusammenstürzen möge, als es bestanden hat, damit ist Alles gesagt."

Wohl niemals ist ein vorbedeutungsvolleres Programm von einem achtzehnjährigen, künftigen Regenten niedergeschrieben worden, als in dieser Denkschrift, die ebenso schöne als kühne Gedanken enthält.

Indem der schlaue Staatsmann von Seckendorf die Abschrift desselben an den Prinzen Eugen einschickte, schrieb er darüber: „Nach meinem geringen Verstande sind die Folgen von dem Raisonnement nicht in guter Ordnung, allein erkennt man doch daraus dieses jungen Herrn Genie und daß er tacite des Herrn Vaters Conduite taxirt."

Auch dem Prinzen Eugen wurde dabei nicht ganz wohl zu Muthe. Er antwortete darauf: „Aus diesem Project erhellet, was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr hat und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er um so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Principien nicht abgebracht wird.“

2.

Es ist kein Wunder, wenn der kalte prosaische Druck der äußeren Verhältnisse diesen genialen Prinzen in eine Stimmung versetzte, von dessen Aufgeregtheit seine Umgebungen viel zu leiden hatten.

Seine Nächte waren meistens ohne Schlaf. Stets arbeitete sein Geist an den Ideen, die in ihm wogten über Gegenwart und Zukunft. Oft ließ er den Einen oder den Andern mitten in der Nacht wecken, nur um ihm irgend ein neues Project, das ihm eben durch den Kopf ging, mitzutheilen.

„Sollte diese Lebensart,“ schrieb damals der Kammerherr von Walden an Grumbkow, „noch eine Zeit fortdauern, so gehen wir andern Leute in diesem Kloster hier alle zu Grunde.“ Er fügte noch hinzu: „Sein Geist ist beständig voll Unruhe und Aufregung. Das

geht so weit, daß seine Gesundheit darunter leidet. Wir haben deshalb uns für verpflichtet gehalten, den Dr. Stahl in Halle (einen der berühmtesten Aerzte seiner Zeit) darüber zu consultiren. Statt aller Antwort schickte er Helleborum nigrum (Nießwurz) für den Kronprinzen, ein Mittel, das sonst nur bei Personen angewendet wird, die verrückt im Kopfe geworden sind, — keine günstige Vorbedeutung für uns."

Der Kammerdirector Hille schrieb in dieser Beziehung an Grumbkow: „Was soll ich Ihnen zum Vorzeigen bei dem Könige schreiben, welcher die Ergebenheit des Kronprinzen nicht für aufrichtig hält; er will das Herz zu einer aufrichtigen Liebe zwingen und das ist doch unmöglich. Ich für meinen Theil sehe kein Ende in dieser Sache und unterdeß nimmt die üble Laune des Kronprinzen zu. Es ist zum Erstaunen, wie er zu manchen Zeiten dem Jupiter mit dem Donnerkeil gleicht. Wir alle in seiner Nähe sind darüber erstaunt, und wissen nicht, was wir davon denken sollen."

Wenn dieser geniale und hoffnungsvolle junge Prinz sich endlich wohl entschließen mußte, sich vor seinem strengen, in seinen Ansichten beschränkten königlichen Vater, auf das Unterwürfigste zu beugen und selbst ein Eingehen auf dessen Frömmigkeit zu erheucheln, so lag der Grund davon weder in Charakterschwäche, noch in Feigheit oder Heuchelei, sondern in der Eigenschaft großer Charaktere,

so lange gegen widrige Schicksale anzukämpfen, als noch eine Möglichkeit des Erfolgs vorlag, sich aber mit Resignation der höheren Gewalt zu unterwerfen, sobald sein klarer Geist erkennen müßte, daß es kein anderes Mittel mehr gebe, sich dem stets drohenden Uebel auf sonstige Weise zu entziehen und einem mit jedem Tage unleidlicher werdenden Zustande zu entgehen, als durch völlige Resignation und Unterwerfung.

So wenig konnte der König das höhere geistige Wesen des Kronprinzen erfassen und verstehen, daß er immer noch den besten Erfolg von den Erbauungsbüchern und geistlichen Tractaten hoffte, die er ihm in Masse zuschickte.

Und was mußte dieser junge „Jupiter mit dem Donnerkeil" empfinden, wenn er dem Könige schrieb, daß er mit Eifer sich darin vertieft und das größte Plaisir darin finde, ganz und gar dem Willen des Königs nachzuleben?

Zum ersten Male nach seiner Gefangenschaft schrieb darauf der König am 3. Mai 1731 an den Kronprinzen: „Ich habe Euren Brief erhalten, darin Ihr mich danket für die geistlichen Bücher, die ich Euch geschickt habe. Wollte Gott, Ihr hättet meinem väterlichen Rath gefolgt, so wäret Ihr nicht in solches Unglück verfallen, denn die verfluchten Leute, die Euch inspirirt haben, durch die weltlichen Bücher weise und klug zu werden, haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klug-

heit zu nichts und zu Quark geworden. Gott gebe, daß Euer falsches Herz, durch Euren Arrest vollkommen gebessert werde, und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammte, gottlose praedestinatorische Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blut abwaschen.“

Von diesem väterlichen Brief, den der prinzliche Hofmarschall von Walden für das letzte Zeugniß des väterlichen Zorns erklärte, war der Kronprinz, wie Walden an Grumbkow schrieb, auf das Tiefste und Innigste gerührt.

Die Wahrheit dieser Meinung müssen wir nun freilich dahin gestellt sein lassen. Dieser Brief voll harter Vorwürfe, die der Prinz nach seiner Denkungsweise nicht einmal für gerecht halten konnte, enthielt in der That wenig Rührendes für einen so leichten Sinn und Freigeist, wie der Prinz durch seine ganze Lebensweise an den Tag legte. Aber er hatte erkannt, daß er sich wenigstens scheinbar dem Willen des Königs unterwürfig zeigen müsse und es gelang ihm den ihm Grunde gutmüthigen und wohlwollenden Walden völlig zu täuschen, so daß derselbe ihm mit gutem Gewissen ein günstiges Zeugniß vor dem Könige geben konnte.

3.

Uebrigens dürfen wir nicht glauben, daß der Kronprinz über alle diese Plackereien mit Acten und Domänen=

anschlägen, Lehren und Ermahnungen ein Träumer wurde. Sein guter Humor, oft die Ironie der Desperation ließ ihn Manches leicht nehmen, was im Grunde in den Verhältnissen schwer auf ihn drückte.

War auch der Chef der Kriegs- und Domänenkammer, Herr von Münchow, angewiesen ihn wie ein gewöhnliches Mitglied zu beschäftigen, wurden ihm auch Acten geschickt und mußte er in den Sitzungen gegenwärtig sein, so sah man es doch dem einstigen Thronfolger nach, wenn er in den oft langweiligen Sessionen in seinen kleinen französischen Büchern las oder seine Herren Collegen mit witzigen, aber immer treffenden Attributen abkonterfeite, den einen mit Hörnern, den andern reitend auf einem Weinfaß, den dritten mit Karten ꝛc.

Trotz dieser Unaufmerksamkeit faßte doch des Prinzen wunderbares Genie, wenn er auch nur mit halbem Ohr zuhörte, den Kern eines jeden Geschäfts so richtig auf, daß Herr von Walden in einem Briefe vom 28. April 1831 an Grumbkow sagen konnte: „Es würde nothwendig sein, daß Se. Majestät dem Kronprinzen etwas mehr Beschäftigung gäbe. Die Kammer giebt ihm nicht Arbeit genug, denn nachdem er Alles gelernt hat, was man dort lernen kann, sowohl in der Oekonomie, wie in der Theorie, so traue ich selbst dem Herrn Präsidenten nicht zu, daß er einen bessern Anschlag machen kann als unser durchlauchtigster Beisitzer.“

In gesellschaftlicher Hinsicht wußte sich der Kronprinz bald überall beliebt und angenehm zu machen. Besonders liebevoll aufgenommen war er in der Familie des Präsidenten von Münchow, der ihm bekanntlich schon während seiner Gefangenschaft manche Erleichterung gewährt hatte.

Münchow suchte dem Thronfolger durch Feste und Bälle im Schlosse, wo er wohnte, manche Erholung und Unterhaltung zu verschaffen. Am wohlsten aber fühlte sich dieser Prinz im engern Kreise dieser hochgebildeten und liebenswürdigen Familie. Einer anmuthigen Tochter des Präsidenten, der verwittweten Landräthin von Manteuffel, die eine Zeitlang im väterlichen Hause sich aufgehalten hatte und nun Küstrin verlassen wollte, ließ er folgendes humoristische Handschreiben zugehen, das im Geschmack jener Zeit abgefaßt war.

Es lautete vom 18. December 1830 datirt, wie folgt:

„Friedrich, Königliche Hoheit, unserm gnädigsten Kronprinzen und Herrn, wird so eben unterthänigst vorgetragen, daß die Frau Landräthin von Manteuffel wider ihr Versprechen sich dennoch unterstehen wolle, ihren Stab fortzusetzen und von hier nach Pommern zu gehen. Wie nun höchstgedachte, Se. Königliche Hoheit, an solchem strafbaren Unternehmen nicht anders als Mißfallen bezeigen können, da sie der Frau Landräthin Gegenwart höchst

ungern entbehren wollten: So protestiren Sie wieder die intendirte Desertion nicht allein hiedurch auf das Feierlichste, sondern werden auch bei dem Gouvernement alles wider solche vorzunehmende Eschappade Dienliche anzuwenden nicht ermangeln. Welches Sie der Frau Landräthin nicht verhalten wollen, der Sie übrigens, wofern Sie sich eines Bessern besinnt, mit Gnaden gewogen bleiben.''

In dem Familienkreise des Präsidenten von Münchow sah Friedrich gern und oft die schöne Tochter seines Unterchefs, des ihm von seinem Vater bestimmten Lehrers für das Finanzfach, des Kammerdirectors Hille. Sie war unter dem Namen: die schöne Mademoiselle Jette bekannt und allgemein gefeiert.

Obwohl der Kronprinz diese liebenswürdige Tochter gern sah und sich ein Vergnügen daraus machte, sich mit ihr zu unterhalten, so zeigte sich doch jetzt schon seine Vorliebe für den Adel, die unter seiner Regierung später als König so entschieden hervortrat, indem er sein Mißfallen darüber äußerte, daß adelige Räthe unter einem bürgerlichen Director dienen müßten.

So verging der Winter unter mancherlei Einflüssen, die in der That eine Umwandlung in seinem Charakter oder vielmehr eine entschiedenere Entwickelung desselben hervorbrachten.

Der Eindruck der entsetzlichen Hinrichtung Katte's

hatte seiner sonst so weich geschaffenen Seele eine gewisse Härte gegeben.

„Was sein Aeußeres betrifft,“ schrieb der Kammerdirector Hille am 5. Juni 1731 an Grumbkow, „so würden ihn Ew. Excellenz sehr verändert finden. Sein Gang ist fester geworden, seine Haltung ungezwungener. Ich finde nicht mehr an ihm: cet air de Marquis, welche ihm früher so eigen war.“

Der Prinz liebte damals schon eine gute Tafel. Im October 1731 sah der, im Jahre 1741 bei Mollwitz an der Wartha gefallene General, Graf Adolph Schulenburg, den Kronprinzen an der Wartha und speiste bei ihm. Schulenburg schrieb über dieses Diner an Grumbkow: „Wir setzten uns um 1 Uhr zur Tafel und blieben bis 4 Uhr am Tisch. Er sprach nur von den gleichgültigsten Dingen. Der Prinz aß nicht viel, aber mit Auswahl. Er liebte besonders die kleinen Assietten vom feinsten hautgout. Um andre Gerichte kümmerte er sich wenig, und während die köstlichsten Forellen vor ihm standen, rührte er sie nicht an. Er aß auch keine Bouillonsuppe, und scheint den Wein nicht besonders zu lieben. Er trinkt nur Burgunder mit Wasser. Ich präsentirte dem Kronprinzen die Officiere, die sich in meinem Regimente befinden. Er empfing sie: en Roi. Es leidet keinen Zweifel, daß er sich bewußt ist, was er, wenn er einst seine Be-

stimmung erreicht haben wird, sich ganz bestimmt geltend zu machen wissen wird.

„Man fühlt es heraus, daß er es nichtliebt, Rathschläge zu empfangen, und so verkehrt er nur mit Personen, deren geistige Befähigung unter der seinigen steht. Auch weiß er an jeder Sache und Person die lächerliche Seite aufzufinden, denn er liebt den Scherz."

Nur in einer Hinsicht hatte der leichtblütige Prinz seine frühere Neigungen beibehalten. Wie alle Genies ihre Zeit haben, wo sie austoben, so liebte auch der später als König so streng sittliche Prinz in seiner feurigen Jugend die Debausche.

Nach einem Bericht des Grafen von Schulenburg an Grumbkow vom 4. October 1731 soll der Prinz auf die Vorstellungen des Grafen: in der Furcht Gottes zu leben, ein Christ im wahren Sinne des Worts zu werden und seine Neigungen und Leidenschaften zu beherrschen, mit leichtem Sinn geantwortet haben: daß er jung sei und nicht Herr seiner Neigungen, daß der gute Gott ihm so kleine Sünden wohl vergeben würde; und was den König beträfe, so habe dieser ja selbst das andere Geschlecht in seiner Jugend geliebt.

In dieser Beziehung schreibt Seckendorf an den Prinzen Eugen aus Berlin am 29. März 1732: „Sein größter Confident ist der Natzmer, welcher sich zu allen verbotenen Handlungen und vorzüglich Liebesgeschäften gebrau-

chen läßt. Dieses ist die stärkste Passion, so man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarquirt, deswegen viele Unordnungen zu befürchten, wenn es zur Wissenschaft des Königs kommen sollte. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug secundiren, folglich der Kronprinz in seinen Galanterien mehr einen eitlen Ruhm sucht, als eine sündliche Neigung.“ Man muß die Zeit betrachten, wie sie war, um in dieser Beziehung kein zu unbilliges Urtheil über den Kronprinzen zu fällen.

Dabei entstanden natürlich wieder häufige Geldverlegenheiten, indem er mit seinem Einkommen für seine kleine Hofhaltung, Menage, Stall, Wohnung, Holz und Licht, Wäsche und Kostgeld für 8 Domestiken von anfangs jährlich 2700 Thlr., welche der König ihm angewiesen hatte, bei seiner fürstlichen Freigebigkeit unmöglich auskommen konnte. In seiner Verlegenheit hatte er selbst die Hülfe des österreichischen Gesandten in Anspruch genommen, der darüber in dem erwähnten Bericht an den Prinzen Eugen weiter schrieb:

„In der geheimen Relation finden Sie, wie ich mich gegen den Prinzen wegen der Geldhülfe betrage. Daß er aller Orten schuldig, ist sicher, daher ich im Geheimen zu Abtragung seiner Schulden mich erboten; allein da er den flüchtigen Natzmer mit in das Geheimniß ziehen und das baare Geld in Händen haben will, so

wäre es allzugefährlich solches zu wagen, weil die um den Kronprinzen seienden Domestiken seinen Vorrath von Geld würden gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben, maaßen seine Kammerdiener, Lakaien und Pagen bei Verlust, Leib, Leben, Ehre und Reputation angewiesen sind, dem Könige von dem, was sie von dem Kronprinzen sehen und erfahren, Rapport abzustatten. Dabei zu fürchten, er verschenkt das, was man ihm giebt, an die Mätressen."

4.

Dem Kronprinzen Friedrich war der Aufenthalt in Küstrin bei aller Freiheit und Zerstreuung, die er sich trotz der strengsten Instructionen seines Vaters und aller Aufpasserei, Spionerei und Aufsicht sich zu verschaffen wußte, äußerst zuwider.

Ein großer Geist wie der seinige verlangt ins Weite, alles Enge und Beschränkte ist ihm zuwider. Er nennt Küstrin nur seine Galeere und wünscht um jeden Preis daraus befreit zu werden. Als das einzige Mittel dazu erkannte er die Nothwendigkeit, sich dem strengen Willen seines Vaters unbedingt zu unterwerfen.

Er beschäftigte sich ernstlich mit diesen Gedanken und lebte in der sanguinischen Hoffnung, daß Walden's Bericht: er sei von dem letzten Brief des Königs auf das Innigste gerührt, seinen Vater endlich versöhnt haben würde;

da traf am 23. Mai 1831 die Antwort des Königs auf diese Mittheilung ein und der Inhalt dieser Antwort vernichtete aufs Neue jede Hoffnung auf die Möglichkeit einer Aenderung seines mit jedem Tage unleidlicher werdenden Aufenthalts in Küstrin.

In diesem Schreiben wies der König Walden an: „Seinem Sohn zu sagen, daß er bedenken solle, was er gethan habe und an Gott denken. Er solle sich gewöhnen ein stilles Leben zu führen, denn," schreibt der König, „wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, so würde ich mich zu Tode schämen und mich vor Niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen thun, das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen, und nichts als Preußisch seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle petits maitres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen" ꝛc.

Daran aber knüpfte der König eine Mittheilung, die dem feinfühlenden Prinzen tief zu Herzen ging. Es hieß nämlich weiter in diesem königlichen Schreiben an Walden:

„Er sollte auch wissen, daß seine ältere Schwester sich in Zeit von 4 Wochen mit des Markgrafen von Baireuth seinem Sohne verheirathen würde und wo ich es à propos finde, soll er auch heirathen, und zwar eine Prinzessin, die nicht aus dem englischen Hause ist."

Diese doppelt unangenehme Nachricht durchschnitt sein Herz, wie mit einem zweischneidigen Schwerte.

Kurz zuvor, ehe ihm Walden diesen Brief des Königs vorlegte, hatte der Kammerdirector Hille geglaubt, ihn auf die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung seiner Schwester aufmerksam machen zu müssen. In dieser wohlwollenden Absicht machte ihm Hille davon vorläufige Mittheilung.

Friedrich aber rief schmerzlich aus: Voilà, ma soeur fiancée à quelque gredin, et malheureuse pour toute sa vie!

Jetzt fühlte Prinz Friedrich aufs Neue die Nothwendigkeit, gegen den König die tiefste Unterwürfigkeit zu bezeugen. Er erkannte darin das einzige Mittel, um eine Befreiung „aus dieser Galeere," wie er Küstrin nannte, zu bewirken und vielleicht durch die Versöhnung mit dem Könige seine Schwester und sich selbst zu retten von den beiden verhaßten Heirathsplänen.

Der Kronprinz schrieb an den König in den unterwürfigsten Ausdrücken und bat um die Gnade, sich ihm zu Füßen werfen zu dürfen. Walden begleitete diesen Brief mit Bericht und Fürbitte.

Allein die Antwort des Königs darauf war immer noch hart.

„Es wird Euch," schrieb er an Walden, „auf Eure Anfrage wegen des Fußfalles der Bescheid gegeben,

daß der Kronprinz in Küstrin verbleiben soll und werde ich die Zeit schon wissen, wenn das böse Herz wahrhaft gebessert und keine Heuchelei mehr darin zu finden sein wird."

Eine solche unbeugsame Härte ging dem feinfühlenden Kronprinzen tief zum Herzen. Er hatte sich der tiefsten Demüthigung unterwerfen und doch Alles vergebens! So sah er keine Möglichkeit mehr vor Augen, aus dieser verzweifelten Lage erlöset zu werden. Und dieser Gedanke, der ihn Tag und Nacht verfolgte, machte ihn schwermüthig. Er wurde ernstlich krank.

Da schrieb Walden an Grumbkow: „Der Kronprinz ist in Verzweiflung, da er nicht mehr weiß, was er thun soll, durch alle seine Unterwürfigkeit nichts gewinnt und noch immer kein Ende sieht, aus „dieser Galeere" wieder frei zu werden."

Diese Nachricht von der schweren Erkrankung des Kronprinzen schien doch Eindruck auf den König zu machen, der bei aller unbegreiflichen Härte gegen seine beiden ältesten Kinder, bei allem Haß, den er gegen sie blicken ließ, doch immer noch tief im Innern eine väterliche Liebe für sie trug. War doch alle seine Strenge nur von der Ueberzeugung ausgegangen, daß er als Vater die Verpflichtung habe, ihnen eine Erziehung und künftige Bestimmung nach seinem Sinne zu geben, wie er es dereinst vor Gott dem Herrn verantworten zu können glaubte.

„Ihr sollet," schrieb darauf der König an den Hofmarschall, „Eurem Untergebenen Muth zusprechen; ich werde bald nach Küstrin kommen; sodann will ich ihn sehen. — Ich ließe ihn aber bitten, er möge sich nur nicht verstellen, denn ich würde dieses sonst nicht gut aufnehmen. Ihr könnt ihn indessen nur zufrieden sprechen."

Diese mildere Erklärung des Königs machte dem Prinzen wieder Muth und doch fürchtete er sich vor der Stunde des Zusammentreffens mit dem Könige. Er fühlte, daß ihm noch eine tiefe Demüthigung bevorstehen würde und daß es ohne eine schwere väterliche Strafpredigt nicht abgehen könne — und so war es auch.

5.

Am 15. August 1731, dem Geburtstage des Königs, war in der alten Festung Küstrin ungemeines Leben und eine ungewöhnliche Bewegung. Besonders unter die Soldaten schien ein wahrer Teufel der Propreté gefahren zu sein. Schon lange vor Tages Anbruch hörte man die Trommeln der Reveille durch die Straßen rasseln. Von allen Soldatenquartieren ließ sich das Ausklopfen der grobhärigen, knapp zugeschnittenen blauen Monturen mit rothem Kragen vernehmen. Das aus Oekonomie daran genähte Westenstück von weißem Flanell war frisch gekollert; die kurzen weißen Hosen und die weißleinenen Kamaschen hingen noch zum Nachtrocknen vor

den Fenstern. Die Borten an den Röcken und Hüten waren frisch geputzt, das gelbe Lederzeug neugekollert; die langen Zöpfe wurden mit Accuratesse eingeschwärzt und ganze Puderwolken, oder eigentliche Wolken von grobem Mehlstaub zogen aus den kleinen Fenstern der Soldatenquartiere auf die Straßen hinaus. Die Braunen der Unterofficiere hatten genug zu thun, um die Karrets zur Proprete anzuhalten und dann halfen noch die revidirenden Officiere mit der Fuchtel ihrer Degenklingen nach und außerdem: „Himmelschock — Kreuzdonnerwetter!“ hörte man ein ganzes Wörterbuch von Flüchen und Schimpfreden, wie sie damals zum Wesen eines Commandirenden vom König und Feldmarschall bis zum jüngsten Fähndrich gehörten.

Aber das hatte auch geholfen; denn um acht Uhr stand schon die ganze Garnison auf dem Marktplatz in schönster Parade und wohl noch eine Stunde lang wurde an jedem einzelnen Manne herumgeputzt und gemäkelt und an der Linie jedes Gliedes hinten und vorn visirt und gerichtet, wobei wieder der Braune seine Beschäftigung hatte und wahre Kernflüche, wie Hagelwetter von oben herab regneten. —

Eine Menge Volks, durch ausgestellte Wachtposten in respectvoller Ferne gehalten, drängte sich, um doch wenigstens die Spitzen der Bayonnette, oder den kleinen Hut des Königs zu sehen, der mit jeder Minute erwar-

tet wurde. Die Schützengilden bildeten Spaliere bis zum Thore; dort waren der Magistrat, die Geistlichkeit und die königlichen Behörden, zum Ueberfluß auch noch der Cantor mit den Currentschülern in schwarzen Mänteln und kleinen dreieckigen Hüten aufgestellt, die den König mit einem Kirchenliede ansingen sollten. Die Stadtpfeifer und Pauker standen auf dem Walle über den Thoren, an den Strängen der Kirchenglocken hingen die Glöckner und bei der Lärmkanone auf der höchsten Kaserne standen die Kanoniere mit brennenden Lunten.

Auf einmal wirbelte aus der Ferne der Staub auf — ein königlicher Vorreiter sprengte heran — diesem folgte ein zweiter und dritter und in allen Gassen, wie auf dem Marktplatze hieß es: „Der König kommt!“ —

Da gingen die Unterofficiere hinter der Fronte auf und nieder und commandirten halblaut: „Bursche, blaset die Backen auf und schauet Majestät den König gerade in's Gesicht!“ —

Und ein solches Commando that wahrlich Noth, damit der König an den hohlen Wangen seiner Soldaten nicht merken sollte, daß von den schmalen Rationen derselben manches Profitchen abgefallen war für den Lieferanten sowohl, wie für den Hauptmann und Feldwebel der Compagnie bis herab zum Corporal.

Der König kam — ein hoher stattlicher Herr, dessen Corpulenz seit einigen Jahren bedeutend zugenommen hatte —

während das große und volle rothe Antlitz blühte, wie eine Purpurrose in der Einrahmung durch die kleine schneeweiß gepuderte Perücke und die blendendweißen Beinkleider, Kamaschen und über den Rundbauch gespannte weiße Weste für jeden Soldaten ein Muster der gelecktesten Propreté war. —

Empfangssermone und Glockengeläute verbat sich der König in seinem einfach bürgerlichen schlichten Wesen und stieg vor dem Gouvernementshause aus dem Wagen. Ohne sich aufzuhalten ging er an die Musterung der Garnison, nachdem er einem Adjutanten Befehl gegeben hatte, den Fritz zu avertiren, daß er sich zu einem Fußfalle bereit halten solle.

Das geschah — Prinz Friedrich wurde blaß vor Gemüthsbewegung. Eine Uniform durfte er noch nicht anziehen, aber auch noch nicht den ihm wiedergegebenen schwarzen Adlerorden und den Degen mit dem zurückerhaltenen Portepée anlegen. Der König hatte ihn noch nicht förmlich pardonnirt; vor seinem strengen Auge galt der Deserteur Fritz immer noch als der arme Sünder und so wollte er ihn empfangen, in demselben grobhaarigen, schon abgetragenen braunen Kleide, das der Prinz bei Katte's Hinrichtung hatte anlegen müssen — eine neue schmerzliche Erinnerung für den unglücklichen Prinzen, der später gezeigt hat, wie er gerade für Freundschaft ein so warm fühlendes Herz hatte. Drei Kammerdiener waren

beschäftigt an seinem Rocke zu bürsten und zu schniegeln und zu bügeln und selbst die Officiere und Cavaliere seiner Umgebung halfen dabei mit großem Eifer, denn sie wußten, daß bei dem Könige Alles auf den ersten Eindruck ankam, und die geringste Malpropreté seines Fritz vor seinen Augen als Beweis seiner incorrigiblen Schlechtigkeit gegolten haben würde. Das Einzige, was geschehen konnte, war ein tüchtiges, ordonnanzmäßiges „Einschwärzen" des Zopfes und ein schneeweißes Einpudern des Haares.

So ärmlich gekleidet, mit dem blassen armen Sündergesicht mußte der geistvolle, im Erkennen seines inneren Werthes so stolze Kronprinz, auf das Demüthigendste vor seinem strengen königlichen Vater erscheinen.

Mit dem kleinen dreieckten Hute unter dem Arme trat er ein — fast zitternd, denn er wußte nicht, ob ihm nicht vielleicht noch einmal eine körperliche Züchtigung bevorstand und war beschämt über den den König umgebenden Kreis hoher Officiere, unter denen er auf den ersten Blick Grumbkow und Derschau, seine beiden ärgsten Feinde, erkannte. Sobald der Prinz eintrat, fiel er dem Könige demüthig zu Füßen.

Aber der König, der ihn anfangs zornig angeblickt hatte, war zum Glück bei gutem Humor, denn die Propreté und Griff und Schlag beim Exerciren waren so gut gerathen, daß der König damit zufrieden und in die

beste Laune versetzt war. Und so kam denn auch in die Strafpredigt, die er jetzt seinem Kronprinzen zu halten begann, ein Anflug von Humeur, welcher die derben Schlagworte seiner Strafpredigt in etwas milderte.

Der König erinnerte ihn daran, daß er ihn im sächsischen Lager „auf das Allerrüdeste und Härteste tractirt habe," in der Hoffnung, er werde sich bessern. — „Wenn ein junger Mensch," fuhr er fort, „Thorheiten begeht in Courtoisien, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonniren; aber mit Vorsatz schlechte Streiche und dergleichen Actionen thun, da gebe ich keinen Pardon."

Darauf warf der König dem Kronprinzen sein leichtsinniges Schuldenmachen vor, was nichts Anderes gewesen, als habe er „das Geld gestohlen."

Der Prinz wurde befragt und mußte noch einmal in der demüthigsten knieenden Stellung ein Bekenntniß ablegen, daß er habe nach England gehen wollen und daß Katte von ihm verführt worden sei. Und mit spöttischer Anspielung darauf, daß der Prinz immer den Besuch des Tabackscollegiums möglichst gemieden hatte, sprach der König weiter: „Es kann sein, daß Euch meine Compagnie nicht ansteht, ich habe freilich keine französischen Manieren und kann keine bons mots auf die petit-maitre-Manier hervorbringen, was ich für die größten Bären-

häutereien erkläre. Ich bin ein deutscher Fürst und werde als solcher leben und sterben."

Dann hielt er ihm noch eine Apostrophe: „Ihr habt gemeint," sprach er, „mit Eurem Eigensinn durchzukommen, aber höre mein Kerrel, wenn Du auch sechszig und siebenzig Jahre alt wirst, so solltest Du mich doch nichts vorschreiben. Da ich noch bis dato gegen Jedermann soutenirt, so wird es mir an Mitteln nicht fehlen, Dich zur Räison zu bringen."

Zuletzt kam der König noch auf das „Chapitre" vom Christenthum und nachdem er dem Kronprinzen tüchtig den Text gelesen hatte, betheuerte der Kronprinz, er habe sich ganz zu seines allergnädigsten Königs und Vaters rechtgläubigem Christenthum bekehrt; da hob ihn der König auf und umarmte ihn.

Prinz Friedrich begleitete den König demuthsvoll bis an den Wagen. Dort aber ließ er sich endlich von seinem Gefühl überwältigen, oder er wollte vielmehr einen öffentlichen Beweis von seiner tiefsten Unterwerfung unter den Willen des Königs geben. Er beugte sich nieder und küßte ihm, als der König im Wagen saß, vor mehr als hundert Zeugen die Füße.

Dadurch erst wurde der König völlig versöhnt und er sprach zu ihm: „Da ich nun glaube, daß Eure Reue ernstlich gemeint ist, werde ich von jetzt an weiter für Euch sorgen."

6.

Damit hoffte der Kronprinz endlich wieder in die volle Gnade seines Vaters und Königs aufgenommen zu sein und von dem unleidlichen Zwange der Ortsbeschränkung, der langweiligen Beschäftigung und steten Aufsicht befreit zu werden; allein noch wurde er nicht für reif gehalten zur Seligkeit; er sollte erst noch eine längere Prüfungszeit im Fegefeuer erdulden.

Am 21. August erließ der König an Walden folgende in seinem Sinne gemilderte, wenn auch immer noch strenge Instruction:

„Des Morgens soll der Kronprinz wöchentlich dreimal auf die Kriegs- und Domänenkammer gehen; der Nachmittag aber soll vor Ihn sein zu reiten und zu fahren, zu dem Ende Se. Königl. Majestät ihm Pferde und Wagen schicken werden. Der ꝛc. von Walden soll ihm auch zuweilen ein plaisir machen, auf dem Wasser fahren, Enten zu schießen und solche Lust machen, die permittiret ist. Es soll aber jeder Zeit, wo der Kronprinz hingeht, reitet oder fährt, einer von Sie drei bei Ihm sein, daß er niemals allein ist, auch mit Niemandem allein sprechen kann, und derjenige soll sodann davor responsable sein, daß er bei keine Mädchen oder Frauens-Mensche kommt und soll derselbe auch jeder Zeit bei ihm schlafen. Der Kronprinz soll mit Keinem cor-

respondiren, als mit des Königs und der Königin Majestäten, an welche Er schreiben kann, ohne daß die Briefe geöffnet werden *). Sonst wird dem Kronprinzen permittiret, alle Mahlzeiten zwei Gäste zu bitten, welche er will, auch alle Wochen zweimal zu Gaste zu gehen; es muß aber der rc. von Walden verhüten, daß kein Frauenzimmer mit dabei zugegen ist, sondern lauter Mannspersonen. Französische Bücher, auch deutsche, weltliche Bücher und Musik bleibt so scharf verboten, wie es jemals gewesen, ingleichen Spielen und Tanzen und soll bei Leib und Leben von alle dem, so hierin verboten, nichts statuiret werden und soll der rc. von Walden den Kronprinzen jederzeit auf solide Sachen führen rc."

„Dann soll der Kronprinz auch sieben namentlich benannte Aemter bereisen, weiter aber nicht. Es soll aber bei Sr. Königl. Majestät jederzeit um Permission angehalten und geschrieben werden, wo der Kronprinz hingehen will; und soll von der Kammer jederzeit einer mit ihm gehen, der ihm von der Wirthschaft den nöthigen Unterricht geben kann und da er jetzt die Theorie nun gelernt, so soll der Kronprinz nunmehro sich bemühen, die Wirthschaft praktisch zu erlernen, zu dem Ende

*) Also wurden alle anderen Briefe, die der Prinz vielleicht arglos absendete, heimlich geöffnet und gelesen.

ihm Alles gesagt werden muß, wie die Wirthschaft geführet wird, wie gepflügt, gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellet werden muß, dabei zugleich der Unterschied von der guten und schlechten Wirthschaft und Bestellung gezeigt werden muß und daß er solches selbst kennen und beurtheilen lerne; wie ihm denn auch von der Viehzucht und Brauwesen aller nöthige Unterricht zu geben und zugleich zu zeigen, wie das Brauwesen muß tractiret, gemaischet, das Bier gestellt, gefaßt und überall dabei verfahren, auch das Malz zubereitet werden und beschaffen sein muß, wenn es gut ist. Es soll auch auf solche Weise bei Bereisung der Aemter fleißig mit ihm von allem raisonniret und gezeigt werden, warum Dieses oder Jenes geschehen; auch ob es nicht könne anders und besser gemacht werden, wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen, wie sie Alles können zu Gelde machen, und was sie vor Verkehr dabei machen müssen. Es soll der ꝛc. von Walden insonderheit den Kronprinzen dahin anführen, daß er selbst nach allen Sachen fraget und sich selbst von Allem gründlich informiret ꝛc.“

Es war also noch keine Hoffnung da für den Kronprinzen, sobald aus seiner „Galeere“ befreit zu werden, denn diese Instruction ließ noch auf eine lange Dauer derselben schließen.

Da dachte der Prinz: Der Kluge schickt sich in die Zeit, wenn sie auch schlimm ist, und nahm sich vor trotz aller Einschränkung sein Jugendleben noch so viel als möglich zu genießen.

Er machte in dieser Zeit eine höchst interessante Bekanntschaft, die nicht wenig dazu beitrug ihn von gemeinen Debauchen zurückzuhalten und das Leben in Küstrin wieder angenehm zu machen.

7.

Es lebte damals in Küstrin und abwechselnd auf ihrem Gute eine ungemein schöne junge Dame, die viel Geist hatte und die lebendigste und gemüthlichste Unterhaltungsgabe besaß.

Das war die Gemahlin des Obristen Adam Friedrich von Wrech, eine Enkelin des brandenburg'schen Generals, nachherigen sächsischen Generalfeldmarschalls von Schöning, Erbin des Schlosses Tamsel bei Küstrin.

Die Wrechs gehörten zu dem reichsten Adel jener Zeit und so machte denn die reizende junge Frau Eleonore, Luise von Wrech auch das erste und glänzendste Haus in der Stadt. Sie war die Centralsonne der feinsten und gebildetsten Gesellschaft in Küstrin und der Kronprinz Friedrich ließ sich dort einführen, obgleich dort es nicht an „Frauenzimmern" fehlte, oder vielleicht eben deshalb.

Frau von Wreech war erst im Jahre 1723, damals erst 14 Jahre alt, mit dem weit ältern Obristen von Wreech vermählt worden. Ihr Herz war dabei nicht gefragt, wie das damals bei allen Vermählungen in hohen und vornehmen Häusern allgemein Sitte war. Jetzt befand sie sich in dem blühenden Alter von 22 Jahren, während ihr ungeliebter Gatte ein würdiger Mann, aber schon ein angehender Greis war.

Das Verhältniß mit ihm war ein äußerst höfliches, mit gegenseitiger Feinheit und Zuvorkommenheit im Benehmen, ohne daß einer den andern besonders genirte.

Frau von Wreech hielt daher ihre eigenen Gesellschaften, die ihr Gemahl wenig besuchte, empfing auch, selbst in ihrem Boudoir, wen sie wollte, ohne besorgen zu müssen gestört zu werden. Dabei war sie eine äußerst feine Kokette mit französischem Esprit begabt, die sich damit amüsirte einen zahlreichen Kreis von Verehrern um sich zu versammeln.

Der Kronprinz Friedrich war schon von ihrem Anblick so entzückt, daß er ihren Teint von Lilien und Rosen besang. Aber noch mehr zog ihn ihre pikante und pointillirte Unterhaltung an, sowie auch sie selbst dadurch sich von dem geistvollen jungen Prinzen gefesselt fühlte, der, wenn er wollte, ungemein liebenswürdig sein konnte. Nichts war interessanter als Zeuge einer pikanten Conversation zwischen Beiden zu sein; Geistesfunken schossen

wie Lichtblitze hin und her, und die Hofsprache, die französische, worin damals jede feinere gesellige Unterhaltung geführt wurde, begünstigte den echt französischen **Esprit** dieser Conversation.

Das Verhältniß mit der feurigen Brünette und dem bei allem geistigen Leben damals sinnlich glühenden Prinzen wurde bald immer inniger und vertrauter.

Die Umgebungen des Kronprinzen berichteten allerdings dieses Verhältniß dem Könige ein; dieser aber mochte meinen, daß ein Verhältniß mit einer so hohen Dame immer noch nicht so schlimm sei, als gemeine Debauchen, ja, daß es ihn von jeder Niedrigkeit in den Ausschweifungen abhalten würde, wie es in der That auch der Fall war; darum ließ er kein Donnerwetter ergehen und die Umgebung des Prinzen bestand aus zu feinen Höflingen, um nicht ein Auge zuzudrücken und dem Prinzen „connivendo,“ wie Seckendorf an den Prinzen Eugen schrieb, diese Debauchen nachsah.

Die böse Welt, die gewohnt ist, in allen Dingen das Schlimmste zu sehen, mitunter aber auch den Nagel auf den Kopf trifft, brachte ein am 27. Mai 1732 von der schönen Frau geborenes Töchterchen mit dieser Liaison in Verbindung, und Grumbkow, der freilich eben so klatschsüchtig als intriguant war, berichtete an Seckendorf eine vertrauliche Aeußerung des Kronprinzen, die diesem Gerüchte mehr als einen Schein von Wahrheit verlieh.

Nur das Eine ist nicht zu leugnen, daß die Zuneigung des Kronprinzen zu dieser schönen Frau tiefer war als irgend eine andere seiner Neigungen, und daß diese Liebe ihm die Einwilligung in eine Heirath doppelt unerträglich machen mußte.

Und dennoch gab es keine andere Möglichkeit den König zu versöhnen, als eben diese Einwilligung in eben diese ihm jetzt doppelt verhaßte Heirath, ein schreckliches Dilemma, das ihn so lange peinigte, bis er endlich zu einem ihm fast ebenso widerwärtigen Entschluß kam, sich mit seinem hinterlistigsten Gegner und entschiedensten Feinde, den er so tief verachtete, mit Grumbkow, zu versöhnen.

Dieser feile Höfling hatte mehr als jemals das Ohr des Königs und damit Einfluß auf seinen Willen. Gegen dessen Intriguen war nichts auszurichten und nur mit seiner Hülfe war eine Rettung aus diesem Elend und eine Beseitigung der ihm verhaßten Heirathspläne möglich.

So schrieb denn der Kronprinz an Grumbkow, im versöhnlichen Tone und erhielt umgehend von demselben eine entgegenkommende Antwort. Grumbkow war klug genug um diese Gelegenheit zu ergreifen, sich der „aufgehenden Sonne" nützlich und unentbehrlich zu machen, und schrieb unter Anderm, daß er stets nur das wahre Beste des Kronprinzen vor Augen gehabt habe, so oft auch der Schein gegen ihn gewesen sei, er würde gern

Alles thun, die entsetzliche Lage des Kronprinzen zu verbessern, wenn dieser nur mit Vertrauen sich an ihn wende und ihm erlaube den Vermittler zwischen ihm und dem Könige zu machen.

Friedrich verkannte keinen Augenblick den Wolf in den Schafskleidern; aber er dachte ihn für seine Zwecke zu benutzen und unwillkürlich wurde er von dessen Geist angezogen und in der Offenheit seiner eigenen Genialität ließ er sich gehen und schrieb ihm eine Reihe von Briefen über politische und selbst metaphysische Gegenstände oder auch leichte Ereignisse des Lebens, welche zu der merkwürdigsten Correspondenz gehören, die jemals zwischen heimlichen Feinden, die zugleich offene Freunde sind, gewechselt waren.

8.

Auf der andern Seite beschäftigte sich der König jetzt mehr mit dem Kronprinzen, als jemals.

Der Prinz sollte um jeden Preis ein guter Haushalter werden, wie er selbst es war. Der Prinz mußte seine Haushaltungsrechnungen einsenden und diese wußte er so geschickt einzurichten, daß am Ende des Monats nur drei Groschen in Cassa blieben, obwohl er sich manche heimliche Hülfsquelle verschafft und mit fürstlicher Freigebigkeit depensirt hatte. Der Kronprinz glaubte wunder wie gut und schlau er seine Rechnung eingerichtet habe,

allein der König sah sie mit großer Aufmerksamkeit persönlich durch und schrieb deshalb an den Prinzen: „Aus der eingereichten Rechnung habe ich ersehen, daß Ihr nicht so gut hausgehalten, wie es wohl sein sollte, weshalb Ihr dahin sehen müßt, daß die Wirthschaft mit gehöriger Menage geführt werde.“ Darauf ertheilte er dem Kronprinzen Anleitung, wie er den Küchenzettel einrichten müsse.

„Bei Eurer Wirthschaft,“ hieß es weiter, „müßt Ihr Euch aller Menage befleißigen und täglich von dem Koch einen Aufsatz von alle dem Essen und was er an Zuthat daran gebraucht, geben lassen und sodann examiniren, ob nicht zu viel in einem oder dem andern Stücke angesetzt ist, welches Ihr corrigiren müßt, und schicke ich Euch hiebei ein Schema, darnach Ihr Eure Einrichtung treffen könnt.“

Der Kronprinz, mit seinem überlegenen Geiste, konnte kaum ein sarkastisches Lächeln unterdrücken, als er dieses haushälterische Schreiben seines Vaters las, benutzte aber dasselbe sogleich um sich beim Könige zu insinuiren, indem er antwortete:

„Ich werde mir auf die Menage recht appliciren und heute gleich anfangen mir einen Küchenzettel geben zu lassen. Gestern ist in Wollup geschlachtet worden, und als ich dieses hörte, schickte ich gleich hinüber, um einen fetten Braten zu kriegen, und weil ich weiß, daß

mein allergnädigster Vater gern Schweinebraten ißt, so habe ich mir die Freiheit genommen ihm einen zu übersenden.“

Der Kronprinz kannte genau, wie wir sehen, die schwachen Seiten seines königlichen Vaters und benutzte diese Veranlassung ihn für sich zu gewinnen, wohl wissend, daß viele Menschen eher für unsere Zwecke gewonnen werden können, wenn wir ihren kleinen Liebhabereien schmeicheln, als wenn wir ihnen große Dienste leisten.

Landwirthschaft, Jagd und das Exercirreglement das waren die Gegenstände, für welche der König bei dem Kronprinzen Neigung zu erwecken suchte, und dieser verstand es bald den strengen Vater in dieser Hinsicht zufrieden zu stellen.

„Er meldete ihm, wie er Ställe und Mistgruben der Aemter in Augenschein genommen, wie er einen weißen Hirsch von 18 Enden eingespürt, auch einige Schmalthiere und Rehe geschossen habe. Um aber völlig seines Vaters Zuneigung zu gewinnen, schrieb er ihm: Der Major von Röder, von die Würtemberger, ist hier durchpassirt; er hat einen schönen großen Kerl vor meines allergnädigsten Vaters Regiment, welchen ich nicht ohne blutigen Herzen habe ansehen können, wenn ich bedenke, daß ich nicht mehr Soldat bin. Ich versehe mich zu meines allergnädigsten Vaters Gnade, er werde es mit mir gut machen; ich verlange auch nichts, kein Glück in

der Welt, als was von ihm kommt und hoffe, Sie werden sich wohl mal meiner in Gnade erinnern und mir wieder den blauen Rock anziehen.“

Damit hatte er allerdings den rechten Fleck bei dem Könige getroffen, aber in der entsetzlichen Lage, worin er sich befand und bei der Unmöglichkeit einen genialen Geist in die Schnürstiefel des engherzigsten prosaischen Lebens einzuzwängen, dürfen wir es ihm nicht allzuschwer anrechnen, daß er gegen seinen strengen unbeugsamen Vater zum unterwürfigsten Heuchler wurde, während er sich gegen seine näheren Umgebungen ganz anders aussprach über die wahre Richtung seiner Neigungen.

„Ich versichere Sie,“ äußerte er gegen den commandirenden Hille, seinen zweiten Mentor, mit der ihm sonst ganz eigenen Offenheit: „Mein höchstes Vergnügen ist das Lesen, nur nicht die Gebetbücher und Acten. Ich liebe auch die Musik; aber den Tanz weit mehr. Ich hasse die Jagd, doch reite ich gern. Wäre ich mein eigener Herr, ich würde dies Alles nach meinem Gefallen treiben; allein ich würde einen guten Theil der Zeit auf meine Studien verwenden, wozu keineswegs die „„Anschläge““ gehören, bei denen ich mich auch auf andere Herren verlassen würde. Außerdem würde ich darauf sinnen, daß meine Tafel fein und delikat besetzt sei, jedoch ohne Verschwendung.“

„Ich würde," fuhr er fort zu phantasiren, „meine guten Musiker haben, allein wenige und nie über Tafel, da mir die Musik als Erholung dienen, nie aber die Unterhaltung beim Essen stören soll. Zu Mittag würde ich offene Tafel halten, am Abend meine Freunde bei mir sehen und sie gut bewirthen."

Auch hier in dem engen Kreise der Beschäftigung, in welchen Prinz Friedrich sich hineingezwängt sah, machte sich seine Geisteskraft als eine außerordentliche Erscheinung bemerkbar. Diese seltene Begabung mußte auch endlich von seinen Umgebungen anerkannt werden.

Walden schrieb darüber mit prophetischer Stimme, eine Meinung, die freilich nicht vor den König gebracht werden durfte: „Möge nur der gütige Gott das Leben des Königs noch auf einige Jahre fristen, damit der Kronprinz zur Reife gelangt und dann wette ich, daß er einer der größten Fürsten werden wird, welche das brandenburgische Haus jemals hervorgebracht hat."

Sechstes Capitel.

Eversmann haranguirt Prinzessin Wilhelmine. — Sie macht der Königin Mittheilung davon. — Eversmann kommt zu der Hofmeisterin der Prinzessin. — Deren muthvolle Antwort. — Antwort der Königin an die Prinzessin. — Verzweiflungsvolle Lage derselben. — Erlogene Krankheit. — Scene zwischen Eversmann und Fräulein von Sonnenfels. — Neue Beängstigungen. — Versöhnung der Königin mit Grumbkow. — Befehl der Königin: Widerstand zu schwören. — Kluge Antwort der Prinzessin. — Trauriges Leben der Prinzessin. — Der Königin Hoffnung auf Grumbkow's Freundschaft wird getäuscht. — Eversmann's Mittheilung. — Des Königs fortdauernde Erbitterung gegen die Prinzessin. — Letzter Versuch, eine Einigung wegen der Heirathen mit dem Könige von England. — Neue Intriguen Oesterreichs dagegen. — Ablehnende Antwort des Königs von England. — Hartnäckigkeit der Königin. — Zorn des Königs. — Erklärung der Prinzessin: nachgeben zu wollen. — Brief der Königin. — Commission von Seiten des Königs. — Rührendes Schreiben der Prinzessin an die Königin. — Unfreundliche Antwort der Königin. — Ungnade der Königin. — Wilhelminens unglückliche Lage. — Eversmann. — Wilhelminens Zusammenkunft mit dem Könige. — Versöhnung. — Kalte Aufnahme von Seiten der Königin. — Vermittelung durch eine Kammerfrau. — Die Herzogin von Bevern. — Thulemeyer giebt der Königin noch Hoffnungen.

1.

Kehren wir zurück an den Hof des Königs, wo indeß immer die Intriguen und der Familienzwist wegen

der im steten Widerstreit liegenden Heirathspläne des Königs und der Königin ihren allen Feinden im Familienleben des königlichen Hauses vernichtenden Weg gingen.

Am 5. November 1730, an dem Tage vor der Hinrichtung Katte's, es war eines Sonntags Morgens, als die Prinzessin Wilhelmine noch im Bette lag und ruhig ihr Gebet verrichtete, meldete man ihr, daß Eversmann, der begünstigste Kammerdiener des Königs, auf dessen Befehl mit ihr zu reden wünsche.

Im höchsten Grade darüber betroffen, durfte sie doch nicht wagen ihn zurückzuweisen. Sie ließ ihn eintreten.

„Der König befiehlt Ihnen," hob er an, in dem übermüthigen Tone eines Dieners, der sich seines Einflusses bewußt ist, „einen der beiden Heirathsvorschläge, nämlich den Herzog von Weißenfels oder den Markgrafen von Schwedt, anzunehmen."

„Ich soll Ihnen sagen," fuhr er fort, „Sie hätten es seiner Huld zu danken, daß er Sie also geschont habe, denn er wisse sehr wohl, daß Sie an den Intriguen des Kronprinzen und Katte's Theil genommen haben, ja sie haben es beide eingestanden. (Das war indeß eine Lüge.) Der König ist gegen den Kronprinzen auf das Heftigste erbittert, und schwor noch gestern ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Bedenken Ihre Hoheit wohl, was für eine Antwort Sie mir geben. Der König schreitet, wenn Sie ihm nicht nachgeben, zu dem

Aeußersten und ich darf nicht Alles sagen, was ich über diesen Gegenstand weiß."

„Der König ist mein Herr," antwortete Prinzessin Wilhelmine mit Besonnenheit, „er kann mit mir machen, was er will, aber er kann mich nicht überführen an den Absichten meines Bruders Theil genommen zu haben."

„Was aber die Heirathsverschläge anbetrifft, so bitte ich, daß er diese Sache mit der Königin ausmache; sobald sie einig sind, werde ich mich trotz meines Abscheus Ihrem Willen unterwerfen."

„Von der Königin ist jetzt nicht die Rede," fing er wieder an, „der König will durchaus nicht, daß sie sich in die Sache mischen soll."

„Der König," entgegnete die Prinzessin entschlossen, „kann doch nicht machen, daß sie nicht meine Mutter ist. Warum will er denn durchaus mich verheirathen und unglücklich machen? Der Tod scheint tausendmal süßer als die Angst, die ich täglich ausstehe und der Fluch meines Vaters oder meiner Mutter, wovon ich mich täglich bedroht sehe, ich mag den Willen des Einen oder des Andern erfüllen."

„Nun so sein Sie zufrieden," antwortete Eversmann im spöttischen Tone, „bereiten Sie sich nur zum Tode, wenn Sie nicht nachgeben. Man wird des Kronprinzen und Katte's Prozeß aufhalten, um auch Sie

mit hineinzuziehen. Ein Opfer muß man dem Zorne des Königs hingeben; so falle denn die Wahl auf Sie.“

„Ich bin zu meinem Schicksal bereit,“ versetzte Wilhelmine mit der Resignation ihres starken Charakters, „die Welt ist mir gleichgültig; ich habe so viel Widerwärtigkeiten erduldet, daß ich ohne Mühe den irdischen Eitelkeiten entsage und den Tod mit mehr Freude als Furcht erwarten werde.“

„Was soll aber aus dem Kronprinzen werden?“

„Das weiß ich nicht. Wenn ich aber einmal sterben soll, bekümmere ich mich um weiter nichts.“

Damit endigte diese traurige Unterredung und Eversmann sagte ihr noch bei seinem Fortgehen: „Den König werde ich durch andere Leute, als ich bin, mit Ihnen sprechen lassen; er befiehlt Ihnen aber ausdrücklich, der Königin von dem, was heute hier geredet ist, kein Wort zu sagen.“

Die arme Prinzessin war so erschüttert, daß das Bett unter ihr zitterte. Man verbarg ihr noch Katte's Hinrichtung und der Umstand, daß das Kriegsgericht bereits geschlossen war, vermehrte noch ihre Besorgniß, daß sie durch ihre Weigerung ihrem Bruder schaden könne.

2.

Wilhelmine hielt es indeß dennoch für ihre Pflicht, von diesen Mittheilungen des frechen Kammerdieners die

Königin in Kenntniß zu setzen. Die Damen ihrer Umgebung waren derselben Meinung. Eine heimliche Correspondenz über diesen Gegenstand wurde vermittelt. Die Hinrichtungen und Verhaftungen, die wegen dieser Geschichte täglich stattfanden, verbreiteten allgemeinen Schrekken und erhöhten noch die Besorgniß, daß der König seine Drohungen gegen die Prinzessin Wilhelmine erfüllen werde.

Schon am folgenden Abend kam der verhaßte Eversmann zu der Hofmeisterin der Prinzessin. Er befahl ihr, im Namen des Königs, sie zu der Heirath mit dem Herzog von Weißenfels zu bereden; führe sie aber fort, ihm ungehorsam zu sein, so schicke er sie nach Spandau auf die Festung; oder es könne ihr auch wohl noch etwas viel Aergeres widerfahren.

„Ich bin bereit, den Hof zu verlassen,“ entgegnete ihm die würdige Sonnenfels entschlossen, „sobald der König befiehlt; aber in diese Heirath mische ich mich nicht; die Königin trug mir die Erziehung dieser Prinzessin auf, nicht aber ihr Heirathen in den Kopf zu setzen. Der König hat mich wider meinen Willen an meinen Platz gesetzt; vergeblich wiederholte ich ihm, daß ich nicht geschickt sei, die junge Prinzessin zu erziehen und so lieb und werth mir die Prinzessin ist, so werde ich doch keinen Augenblick anstehen, meinen Abschied zu fordern, weit lieber, als Dinge zu thun, die außer meinem Wirkungskreise liegen.“

„Haben Sie vergessen," herrschte Eversmann sie an, „was sich heute früh zugetragen hat?*) Man schreibt mir, daß der König aufgebrachter sei, als jemals. Nehmen Sie sich in Acht, daß er seine Drohungen an Ihnen und der Prinzessin nicht ausführt."

„Hüten Sie sich," unterbrach ihn die Sonnenfels, „von alle diesem der Prinzessin etwas zu sagen. Ich habe es ihr verschwiegen, weil ihre Gesundheit schon so angegriffen ist, daß es nur des kleinsten Anstoßes bedarf, um sie vollends niederzuwerfen. Was mich betrifft, so erwarte ich standhaft, was die Vorsehung über mich beschließen wird."

Prinzessin Wilhelmine erhielt von ihrer Mutter, die nicht zu ihr kommen durfte, in einem Käse einen Brief zugeschickt, worin es hieß: „Du bist ein furchtsamer Hase, der vor Allem erschrickt. Bedenke, daß ich Dir meinen Fluch gebe, wenn Du in das, was man von Dir fordert, einwilligest. Um Zeit zu gewinnen stelle Dich krank."

So stand also die unglückliche Prinzessin abermals zwischen zwei Feuern, wollte sie das Eine vermeiden, so fiel sie in das Andere. Vater und Mutter, im schärfsten Widerspruch mit ihren Heirathsplänen und Befehlen an die Tochter, die längst jeden Anspruch auf eigenes Glück aufgegeben hatte, bedrohten sie mit Fluch und grausamer

---

*) Katte's Hinrichtung. D. V.

Behandlung, wenn sie den Willen des Einen oder des Andern nicht befolgte. Sie glich dem Schiffer der alten Zeit, von dem der Dichter singt: „Es versinkt in die Scylla, wer vermeiden will die Charybdis.“

So blieb ihr denn in ihrer verzweiflungsvollen Lage nichts Anderes übrig, als eine Krankheit zu erheucheln, deren wirkliches Herannahen sie bei der ungeheuren Aufregung, worin sie sich stets versetzt sah, in allen ihren Nerven schon fühlte. Und so wurde ihr denn die Rolle der Kranken leichter, da sie von der Wahrheit zum Theil unterstützt wurde.

Ihre Kammerfrau, auf deren Treue sie sich verlassen konnte, war von Allem unterrichtet. Sie wartete die Mittagstafel ab, um ihre Komödie zu beginnen. Ueber dieses Mahl klagte die Prinzessin in ihren Memoiren: „Das war wohl eine Gefangenen-Mahlzeit! Kaum konnte man seinen Hunger damit stillen; sie bestand aus Knochen, ohne Fleisch, mit Wasser und Salz bereitet.“ Kaum saß sie am Tische, so beklagte sie sich über Unwohlsein, und bald darauf sank sie langsam vom Stuhle herab. Ihre Leute liefen voll Schreck hin und her. Mit Hülfe ihrer Schwester und Kammerfrauen wurde sie auf ihr Bett gelegt. Dort blieb sie zwei Stunden ohne Bewegung liegen. Endlich hielt man sie für todt und schrie und weinte: „Gott weiß,“ fügte sie bei der Erzählung dieser Scene hinzu, „wie mir bei diesem Possenspiele ward;

aber die Nothwendigkeit zwang mich, wohl oder übel, es durchzuführen. Nach und nach that sie nun, als käme sie wieder zu sich, aber sie mußte den ganzen Tag im Bette bleiben.

Am folgenden Tage zeigte sich wieder Eversmann's fatales Gesicht vor ihrem Bette.

Er hatte in Wusterhausen gehört, daß sie krank geworden sei und kam nun, um sich zu überzeugen, ob es Lügen oder Wahrheit sei.

Aber man hatte dafür gesorgt, den schlauen Fuchs vollständig zu täuschen. Man hatte der Prinzessin heiße Blechkugeln in die Hände gegeben und so waren diese glühend heiß geworden. Sie reichte dem eintretenden Eversmann, indem sie über brennende Hitze und heftiges Fieber klagte, eine ihrer heißgemachten Hände und der getäuschte Kammerdiener sagte: „Ja sie ist schrecklich heiß. Wie kommt es,“ fügte er hinzu, „daß noch kein Arzt herbeigerufen ist?“

„Ich wußte nicht,“ entgegnete die Sonnenfels, „ob es ohne Einwilligung des Königs erlaubt ist. Ich habe deshalb an die Königin geschrieben.“

Eversmann schwieg und wendete sich zu Fräulein v. Sonnenfels, mit der er eine neue höchst unangenehme Scene hatte.

„Ich hatte Ihnen,“ sprach er im Namen des Königs, „geboten, von alle dem, was die Prinzessin anging,

der Königin nichts zu sagen. Sie haben es dennoch gethan. Er hat mir gestern wie einem Buben begegnet. Das ist mir aber ganz einerlei. Wollte ich es dem Könige melden, so hinge es nur von mir ab, zu veranlassen, daß Sie nach Spandau geschickt würden und spricht die Königin mit ihm davon, so können Sie sich nur reisefertig dahin machen."

Fräulein von Sonnenfels wußte nicht, was sie ihm antworten sollte. Indem sie fortging, ersparte er ihr diese Mühe der Antwort.

3.

Noch im ersten Schreck über Eversmann's Drohungen erzählte sie der Prinzessin den Inhalt des Gespräches, doch mit Verschweigung dessen, was das Schicksal von Katte betraf.

Die Besorgniß, durch längere Weigerung diese treue mütterliche Freundin unglücklich zu machen, überwand jedes andere Bedenken der Prinzessin; dazu kam ihr das drohende Geschick ihres Bruders nicht aus dem Sinne, und sie erklärte der Sonnenfels, daß sie entschlossen sei, den Befehlen des Königs in Hinsicht der Heirath sich zu unterwerfen, unter der Bedingung, daß er ihrem Bruder verzeihet.

Auf die Königin konnte sie nicht rechnen. Ihre unaufhörlichen Unvorsichtigkeiten, ihr Mangel an Dis-

cretion und Charakterfestigkeit, bei allem Eigensinn, womit sie an ihren nun schon so gut wie unmöglich gewordenen englischen Heirathsplänen festhielt, benahmen der Prinzessin alle Hoffnung von Seiten ihrer Mutter Schutz und Beistand zu erlangen.

Wahrscheinlich hatte man dem Könige hinterbracht, daß die Damen der Königin heimlich die Prinzessin besuchten; denn plötzlich kam Befehl, auch diesen Zugang zu verschließen und die Gefangene in ihrem eigenen Zimmer sah Niemanden mehr, als ihre kleinen Geschwister. Vor ihrer Thür stand eine Schildwache, die Niemanden zu ihr ließ. Dabei mußte sie immer noch die Kranke spielen und im Bette liegen bleiben. Aber selbst dort konnte sie nicht einmal mit Ruhe lesen; denn oft unerwartet kam der „Teufel von Eversmann,“ um ihr mit den Drohungen des Königs, wenn sie nicht den Herzog von Weißenfels heirathen würde, in den Ohren zu liegen.

In dieser Zeit beruhigte sie etwas die günstige Nachricht über die Freilassung ihres Bruders. Allgemein war die Freude darüber. So streng auch die Befehle über die Behandlung desselben, so lange er noch in Küstrin sich befand, waren, so konnte man doch nicht verhindern, daß der Prinz von allen Seiten Vorräthe aller Art und aus Berlin die feinsten Leckerbissen zugesteckt erhielt. Selbst die armen Franzosen, die französische Colonie hatten zusammengelegt, um ihn mit der feinsten Leinenwäsche zu

versehen; ebenso erhielt auch die arme Prinzessin manchen Beweis von Liebe und Theilnahme des Volkes an ihrem harten Geschick, was sie doch einigermaßen trösten konnte.

Um diese Zeit brachte ihr ihre Schwester Charlotte, die nachmals an den Herzog von Braunschweig verheirathet wurde, unvorsichtig die Nachricht von Katte's Hinrichtung. Prinzessin Wilhelmine, die noch im Bette lag, die Kranke spielend und nun auch wirklich krank geworden, wurde darüber auf das Aeußerste erschrocken. Sie dachte sich lebhaft die Leiden ihres Bruders bei dieser Scene und noch war das Gespräch darüber nicht beendigt, als die Königin eintrat.

Sie erzählte sogleich, was sie während ihres Aufenthaltes bei dem Könige in Potsdam habe ertragen müssen. Der König habe sie nicht im Mindesten geschont, sondern auf alle Weise gekränkt.

Alle Tage kam sie wieder und erfüllte die Prinzessin mit Trauer und Schrecken.

„Ich weiß," sagte sie unter Anderem, „daß, wenn ich wieder abgereist sein werde, man Dich auf alle Weise quälen wird. Man wird Dir die Sonnenfels nehmen, und das vielleicht auf eine schimpfliche Weise; man wird Dich möglicher Weise mit verdächtigen Menschen umgeben. Laß Dich das nicht anfechten, sondern bleibe standhaft, verweigere immer beharrlich zu heirathen."

„Ich werde allezeit Ihre Befehle befolgen,“ antwortete die Prinzessin, nur um ihre Mutter zu beruhigen; aber ihr Entschluß war schon gefaßt, sich bei der ersten Gelegenheit dem Willen des Königs zu unterwerfen.

4.

Der König brachte das Weihnachtsfest in Berlin zu und unterbrach damit die Besuche der Königin bei ihrer unglückseligen Tochter. Erst am 10. oder 12. Januar, des folgenden Jahres 1731, kehrte der König nach Potsdam zurück und am 28. desselben Monats folgte ihm die Königin dorthin.

In dieser Zwischenzeit überwand sich die Königin, um ein besseres Verhältniß mit ihrem Gemahl herzustellen und vielleicht doch noch ihre Pläne mit England durchzusetzen, die sie nie ganz aufgeben konnte, zu einer Versöhnung mit Grumbkow, welche Herr von Saflot vermittelte.

Dieses Geheimniß wurde sogleich der Prinzessin mitgetheilt.

„Ich habe Grumbkow gewonnen,“ sprach die Königin, „er hat mich versichern lassen, daß er Alles anwenden wolle um Deine Heirath in England glücken zu machen. Da sich Grumbkow nun auf unsere Seite stellt, habe ich nicht das Mindeste mehr zu befürchten.“

Diese Neuigkeit versetzte die Prinzessin in nicht ge-

ringes Erstaunen. Sie konnte es nicht fassen, wie die Königin einem Menschen trauen konnte, der sie oft betrogen hatte, von dem nichts Anderes zu erwarten war, als daß er sie betrügen würde. Aber Wilhelmine mußte ihre Gedanken für sich behalten, denn die Königin konnte nicht den geringsten Widerspruch ertragen.

Am Tage vor ihrer Abreise hatte die Prinzessin noch eine schwere Scene zu bestehen.

Die Königin sah ihr fest ins Gesicht und sagte: „Ich komme Abschied von Dir zu nehmen; und hoffe, Grumbkow hält sein Wort und man läßt Dich während meiner Abwesenheit in Ruhe. Sollte es aber anders sein, so fordere ich einen Schwur von Dir, den Du mir auf das Heil Deiner Seele ablegen sollst, niemals einen Andern, als den Prinzen von Wales zu heirathen. Dir ist das sehr leicht und für mich ist es die einzige Beruhigung.“

Die Prinzessin konnte vor Bestürzung nicht sogleich antworten. Anfangs glaubte sie ausweichen zu können.

„Da Grumbkow,“ sagte sie, „die Freiheit meines Bruders erwirkt hat, wird er sich nun durch die Förderung der englischen Heirath ein Verdienst machen wollen. Ich glaube also nicht, daß noch etwas zu wünschen übrig bleibt.“

Das half aber nichts. Die Königin beharrte auf ihrem Schwur. Unmöglich konnte Wilhelmine durch einen

solchen sich binden und sich damit den grausamsten Mißhandlungen ihres königlichen Vaters aussetzen, wogegen sie ja doch die Königin nicht schützen konnte. Sie half sich daher auf andere Weise.

„Ich bin reformirt," sagte sie, „und glaube an Prädestination. Ich weiß nicht, zu welchem Stand oder für welchen Winkel der Erde mich die Vorsehung bestimmt hat. Ist es ihr Wille, daß ich nach England komme, so wird weder der König noch irgend eine Macht der Welt es verhindern, soll ich aber einen der beiden verhaßten Vorschläge, von denen die Rede ist, annehmen, so kann Alles, was Ihre Majestät und ich anwenden würden, es zu vermeiden, nichts ausrichten. Mein Gewissen verbietet mir also einen so tollkühnen Schwur, den ich ja doch am Ende, gegen den Willen der Vorsehung, nicht die Macht haben würde zu halten. Lieber will ich Ihren Zorn, der mir doch das Schrecklichste ist, erdulden, als Gott beleidigen. Ich werde widerstehen, so lange ich kann, aber nur im äußersten Nothfalle werde ich nachgeben."

Die Königin war außer sich über diese Weigerung, aber sie konnte den aus der Religion hergenommenen Gründen der Prinzessin nichts entgegensetzen.

Beide nahmen darauf einen zärtlichen Abschied von einander. Wilhelmine konnte sich fast nicht trennen von ihrer Mutter. Sie weinte, denn sie fühlte sich im Be-

wußtsein ihrer Hülflosigkeit höchst unglücklich. Auch die Königin war gerührt. Es war ein beweglicher Auftritt. Vor dem Scheiden wurden noch Verabredungen über eine geheime Correspondenz getroffen, welche durch eine zuverlässige Frau eines Kammerdieners gehen sollte.

5.

Nach der Abreise der Königin führte die Prinzessin das traurigste Leben. Sie durfte ihr Schlafzimmer nicht mehr verlassen. Sie sah keinen Menschen und las den ganzen Tag.

Ihre Ruhe war damals vollkommen. An die Einsamkeit hatte sie sich gewöhnt. Von den Heirathsprojecten hörte sie nicht mehr sprechen und das machte sie zufrieden. Ihre glücklichsten Stunden waren, wenn sie liebevolle und geistreiche Briefe von ihrem Bruder, dem Kronprinzen, empfing oder an ihn schrieb. Einen geheimen Briefwechsel zwischen Beiden sicher zu fördern, hatte der Bruder ihrer Hofmeisterin übernommen.

Auch die Königin unterrichtete sie täglich von Allem was in Potsdam, am Hofe des Königs, vorfiel.

Sie meldete ihr, daß ihre Verhältnisse mit Grumbkow gut ständen, und daß sie nicht zweifelte endlich doch noch ihre Heirath mit dem Prinzen von Wales durchzusetzen. Grumbkow habe ihr erlaubt zu diesem Zwecke noch

einen letzten Versuch zu machen, dessen Erfolg unzweifelhaft sei.

Unmöglich konnte die kluge Prinzessin ihr Mißtrauen gegen diesen so falschen und intriguanten Staatsmann, der so ganz im österreichischen Solde stand, aufgeben, und der Erfolg sollte lehren, wie richtig sie geurtheilt hatte.

Den Monat April hatte sie in ihrer bedrängten Lage noch glücklich genug zugebracht, weil sie Ruhe gehabt hatte von allen Plackereien mit den ihr so widerwärtigen Heirathsgeschichten. Nun aber änderten sich auf einmal die Aussichten auf fernere Ruhe.

Der König fing wieder an die Königin mit seinem Andringen auf Entscheidung nach seinem Willen zu beunruhigen, und Eversmann begann aufs Neue bei der Prinzessin, die immer noch die Kranke spielte, seine zudringlichen und widerwärtigen Besuche.

Eines Tages sagte er zu ihr: „Der König hat Befehl gegeben, die schönen Zimmer des Schlosses aufzuputzen, um Feste darin zu geben.“

„Ich kann Ihnen im Vertrauen sagen,“ fügte er hinzu, „daß der Herzog von Würtemberg, der Erbprinz von Bayreuth, der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlin und Prinz Carl von Bevern kommen werden, und daß alsdann die Verlobung Ihrer Schwester, der Prinzessin von Bevern, stattfinden wird. Es thut mir sehr leid, daß Sie die ganze Zeit lange Weile haben

werden; aber der König hat geschworen, daß Sie mit keinem Fuß auf irgend einem der glänzenden Hoffeste, die diesen hohen Herrschaften zu Ehren gegeben werden sollen, erscheinen dürfen."

„Diese Vergnügungen," entgegnete die Prinzessin, „sind mir in der That im höchsten Grade gleichgültig. Aber nicht so die Liebe meines Vaters; diese wieder zu gewinnen würde ich mit allen meinen Kräften mich bemühen."

6.

Wie der König noch immer gegen seine unglückliche Tochter, Prinzessin Wilhelmine, aufgebracht war, ergiebt sich aus folgender harten Aeußerung.

Mit Einwilligung ihrer Mutter schrieb sie an den König in den rührendsten und unterwürfigsten Ausdrücken, flehte, ihr doch seine Gnade wieder zu schenken und verband damit die Bitte communiciren zu dürfen, was seit einem Vierteljahre nicht geschehen sei. Die Königin unterstützte mündlich diese Bitte, die unter andern Umständen sicher das Herz des religiösen Königs getroffen haben würde. Dieser aber antwortete heftig:

„Meinetwegen mag Ihre Canaille von Tochter das Abendmahl genießen; aber ich werde ihr den Geistlichen bestimmen, der es ihr reichen soll; und dann soll es nur

in ihrem Zimmer und im Geheim geschehen, ich will keine öffentliche Demonstration.“

Grumbkow hatte in der That, wie er der Königin versprochen, noch einmal Schritte versucht, um das alte Heirathsproject mit England wieder anzuknüpfen. Der König selbst wünsche im Grunde des Herzens die Vermählung seiner Tochter mit dem englischen Thronfolger; doch war er zu gereizt und eigenwillig um im Geringsten den Wünschen des britischen Kabinets wegen der Doppelheirath entgegen zu kommen. Deshalb erlaubte er Grumbkow auf dessen Vorstellung noch einen letzten Versuch zu machen.

Aber der König von England fühlte sich bei seinem lebhaften und reizbaren Charakter zu schwer beleidigt, durch das rücksichtslose Benehmen des Königs von Preußen; hätte nur der König einen andern Geschäftsträger in England gehabt, so würde sich die Mißhelligkeit doch noch ausgeglichen haben. Aber Grumbkow hatte mit seiner gewöhnlichen Doppelzüngigkeit die Vermittelung nur übernommen, um sich bei der Königin und dem Thronfolger einzuschmeicheln, indeß er stand zu sehr im österreichischen Solde, um nicht Alles anzuwenden, jede Versöhnung unmöglich zu machen. Und dazu war Graf Reichenbach gerade der rechte Mann. Auch dieser englische Gesandte Preußens genoß die Vortheile des mehr als freigebig ausgestatteten habsburgischen Bestechungssystems.

Und so vollzog er absichtlich seinen Auftrag so ungeschickt und mit so vielen Anzüglichkeiten, daß es ihm wirklich gelang, den Zwist zwischen den Monarchen von Preußen und England aufs Neue zur offnen Flamme anzufachen.

Dem Prinzen von Wales wurde dieser neue, so hinterlistig betriebene Versöhnungsversuch geheim gehalten, und nachdem man den König von England aufs Neue gereizt hatte, antwortete derselbe ganz entschieden: daß er nie von der doppelten Heirath abgehen, und seinen Sohn, wenn der König von Preußen damit nicht einverstanden sei, noch vor Ablauf eines Jahres verheirathen würde.

Was Grumbkow und Seckendorf schlau beabsichtigt hatten mit ihren Intriguen, geschah. Der König Friedrich Wilhelm gerieth außer sich vor Wuth, als ihm diese Mittheilung gemacht wurde. Sein Aerger darüber verdoppelte sich bei dem Gedanken, daß er sich selbst und seine Würde durch diesen letzten Versöhnungsversuch so arg compromittirt habe und um sogleich ein kräftiges Gegengewicht in die Wagschale zu werfen, ließ er dem Könige von England durch die britische Gesandtschaft melden, daß er seine Tochter, Prinzessin Wilhelmine noch ehe zwei Monate vergingen verheirathen würde.

Das war der eigentliche Grund, weshalb von jetzt an die Vermählungsangelegenheit derselben vom Könige mit der schonungslosesten Strenge und Erbitterung betrieben wurde, und die Königin, welche der Prinzessin

sogleich von diesem Ereigniß Mittheilung machte, konnte doch noch von derselben fordern, daß sie, was auch immer gegen sie geschehen würde, um Alles in der Welt standhaft bleiben möge, oder ihren Mutterfluch zu gewärtigen habe.

So erschien denn nach Verlauf von acht oder zehn Tagen der widerwärtige Eversmann aufs Neue bei der Prinzessin.

„Ich komme diesesmal," sagte er, „ohne Befehl des Königs, nur um Sie mit dem, was vorgeht, bekannt zu machen. Ich will Ihnen wohl," heuchelte er mit dem Ausdruck von Scheinheiligkeit, „und es thäte mir leid, wenn Sie ins Unglück geriethen. Ihnen bleibt nichts übrig, als sich dem Willen des Königs unbedingt zu unterwerfen. Mit England ist unwiderruflich gebrochen. Der König spricht wieder von Ihrer Heirath mit dem Herzog von Weißenfels. Er droht Ihres Bruders Prozeß von vorn anzufangen, und beklagt, daß er Katte, ehe er ihn hat hinrichten lassen, nicht auf die Folter gelegt habe. Es fehlen Papiere, die man bei Seite schaffte, und die Sie kennen; der König hält sie für wichtig und will gegen Sie und Ihren Bruder, wenn Sie sich nicht unterwerfen, mit der äußersten Strenge verfahren."

„Ich bin von nichts unterrichtet," antwortete die Prinzessin Wilhelmine laut und fest, „soll ich einmal

unglücklich werden, so wäre das kleinste Uebel das beste. Ich würde also lieber gar nicht heirathen."

Eversmann verließ sie trotzig. Am folgenden Morgen ging er nach Potsdam zurück. Am zweiten Tage darauf kam er wieder.

Die Königin hatte sie indeß täglich von dem Kummer benachrichtigt, den sie ihretwegen zu ertragen habe. Sie sagte ihr: der Zorn des Königs gegen ihren Bruder und sie selbst sei so heftig wie in der Zeit, als die Sache des Prinzen entschieden wurde. Der König schwöre bei allen Teufeln, daß er sie, die Prinzessin verheirathen würde, und behandle sie, die Königin, ohne alle Schonung.

So kam unter tausend Aengstigungen der zehnte Mai heran, den sie für den unglücklichsten Tag ihres Lebens hielt.

7.

Schon früh Morgens beehrte sie Eversmann wieder mit seinem verhaßten Besuch.

„Der König hat mir aufgetragen, alle Ihrer Hochzeit nöthigen Einkäufe zu machen, und zwar gab er mir diesen Auftrag in Gegenwart der Königin, die sehr dabei geweint hat. Wenn Sie sich nicht in seinen Willen fügen, so ist der König entschlossen, Ihre Hofmeisterin fortzujagen, sie von Henkershänden auspeitschen zu lassen,

und Sie selbst, wenn Sie auch dann noch auf Ihrer Weigerung bestehen würden, zwischen vier Mauern zu verschließen. Ich kann hinzufügen: Der König hat mir gesagt, er habe schon für diesen Fall Postpferde bestellt, um Sie zu Ihrer Bestimmung abführen zu lassen, und wird er Ihnen Jemanden senden, um Ihre letzte, entscheidende Antwort zu empfangen."

Sobald der Schreckliche fort war, theilte die Prinzessin den Damen der Königin diese Aeußerung mit.

Diese waren sehr erschrocken darüber und fragten, was sie thun würde.

„Zu gehorchen," antwortete die Prinzessin, „sobald mir der König Jemand anders schickt, als diesen Eversmann; denn diesem Menschen erzeige ich nicht die Ehre ihm meinen Entschluß mitzutheilen."

Was sie dazu bewog, war die Drohung des Königs gegen ihre Hofmeisterin. Nach Katte's Hinrichtung ließ sich durchaus an dem Ernst einer solchen Drohung nicht mehr zweifeln.

„Was hatten denn die Bülow und Duhan verbrochen," sprach sie, „um so behandelt zu werden? Lieber will ich unglücklich sein, als Anderer Unglück veranlassen. Uebrigens," schloß sie, „reichte auch schon der traurige Zustand meiner Mutter und die Gefahr, die meinen Bruder bedroht, hin, um mich nachgiebig zu machen."

Die redliche und entschlossene, der Königin völlig

ergebene Sonnenfels hatte kaum diese Aeußerungen der Prinzessin gegen die Damen der Königin wieder erfahren, so trat sie an ihr Bett und beschwor sie, bei allen Heiligen standhaft zu bleiben, indem sie selbst bereit sei sich für Sie zu opfern.

Sie schloß mit den Worten: „Indem ich meine Pflicht thue, kenne ich keine Furcht."

Abends um fünf Uhr brachte der Kammerdiener der Königin folgenden Brief an die Prinzessin, der im Wesentlichen so lautete:

„Liebe Tochter! Alles ist verloren! Der König will Dich um jeden Preis verheirathen. Ich habe ein paar entsetzliche Auftritte darüber gehabt; aber weder meine Bitten, noch meine Thränen haben etwas über ihn vermocht. Eversmann hat Befehl zu den Hochzeitsanstalten. Mache Dich gefaßt, die Sonnenfels zu verlieren. Der König will sie als ehrlos behandeln, wenn Du nicht gehorchst. Um Gotteswillen gieb nicht nach! Ich werde Dich unterstützen. Besser ein Gefängniß, als eine schlechte Heirath. Lebwohl, liebe Tochter; ich hoffe Alles von Deiner Standhaftigkeit."

Noch sprachen die Prinzessin und ihre Hofmeisterin über diesen Brief mit den Damen der Königin, als plötzlich ein Lakai ganz erschrocken eintrat und meldete: Der General Podevils und noch Einer, den er nicht kenne,

verlangten, auf Befehl des Königs, mit Fräulein von Sonnenfels zu sprechen.

Diese alte Dame, deren Charakterstärke sie gegen ein zu heftiges Erschrecken sicherte, trat ins Vorzimmer und nach wenigen Minuten wieder eintretend, meldete sie der Prinzessin, daß die Herren auf Königs Befehl mit ihr zu reden hätten.

8.

Gleich darauf traten sie ein. Es waren der Marschall von Bork, Grumbkow, Podevils und ein Vierter, den die Prinzessin nicht kannte, weil seine bürgerliche Geburt ihm bisher nicht Zutritt am Hofe gestattet hatte; allein auf Befragen der Prinzessin nannte man ihr den Staatsminister Thulemeyer, von dem sie nur gehört hatte, daß er früher sich zu der Partei der Königin gehalten hatte, übrigens ein falscher und roher Mensch sei.

Diese Herren fingen damit an, der Hofmeisterin anzudeuten, daß ihre Gegenwart jetzt überflüssig sei.

Nachdem sich Fräulein von Sonnenfels, auf einen Wink der Prinzessin, zurückgezogen hatte, schlossen sie die Thüre zu. Das waren aber keine ermuthigende Maßregeln.

Nun nahm Grumbkow das Wort und begann: „Wir kommen auf Befehl Sr. Majestät des Königs, um Ihre

königliche Hoheit zu melden, daß er endlich fest entschlossen ist, Sie zu verheirathen.“

Nun wurden die Gründe angegeben, weshalb der König mit England völlig gebrochen habe.

„Bedenken Sie,“ fuhr er fort, „den Kummer, den die Königin um Ihretwillen täglich erträgt; bedenken Sie das Unglück des Kronprinzen und so vieler anderer Personen, die der Zorn des Königs getroffen hat. Um alle Hindernisse, die Sie noch in den Weg legen könnten, zu heben, haben wir Befehl Ihnen den Erbprinzen von Bayreuth vorzuschlagen, wobei Ihnen jedoch die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt und Herzog von Weißenfels frei steht. Gegen jenen Prinzen können Sie nichts einwenden. Sie können keinen Abscheu gegen ihn haben, denn Sie kennen ihn nicht. Zwei Einwürfe, die Sie gegen die beiden Andern machen, finden hier nicht statt; denn er hat ein schönes Land; in Rücksicht der Königin können Sie kein Bedenken haben, denn der Vorschlag rührt von ihr selbst her. Wahr ist es, da Sie mit dem Begriff von Größe und der Aussicht auf eine Krone auferzogen sind, so kann dieser Verlust Ihnen empfindlich sein; allein große Fürstinnen sind von der Geburt an bestimmt, sich dem Wohl des Landes zu opfern, und Größe ist endlich nicht der sicherste Grund zum Glück auf Erden. Unterwerfen sich also Ihre königliche Hoheit den Rathschlüssen der Vorsehung und geben Sie uns eine

Antwort, welche den Frieden in die Familie zurückrufen kann. Können übrigens alle diese Gründe, welche ich für unwiderleglich halte, nichts über Sie vermögen, so habe ich hier einen Befehl des Königs (und er zeigte ihn vor) Sie in eine Festung zu führen. Und hier ist ein zweiter," fuhr er fort, „der Fräulein von Sonnenfels und Ihre übrigen Hausgenossen angeht, die noch strenger wie Katte behandelt werden sollen. Das ist aber noch nicht Alles; es ist mancher Punkt in des Kronprinzen Prozeß, den man nicht hat näher untersuchen wollen, damit man Mittel behielt, ihn zu retten. Der König aber will den Prozeß von Neuem einleiten und den Kronprinzen in sein Gefängniß zurückbringen lassen. Vernehmen Sie dagegen, was er Ihnen verspricht, wenn Sie seinem Willen nachgeben. Einmal will er Sie doppelt so reichlich wie seine übrigen Töchter bedenken. Zweitens soll zwei Tage nach der Hochzeit Ihr Bruder in völlige Freiheit gesetzt und an das Vergangene nicht mehr gedacht werden und drittens verspricht der König Ihnen, die Königin besser zu behandeln."

Man muß gestehen, daß in dieser langen Rede ein meisterhafter Dialekt vorlag, welcher wohl geeignet war einen noch festern Charakter, als den der Prinzessin Wilhelmine, der unter so jahrelangen Leiden und so zahlreichen Mißhandlungen schon mürbe geworden war, zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Während diese glattzüngigen, ebenso drohenden als leere Versprechungen gebende Worte von dem schlauen Intriguanten geredet wurden, flehte Wilhelmine Gott den Allmächtigen an ihr einen Entschluß einzugeben, der den Umständen angemessen wäre.

„Sie irren," antwortete sie mit ihrer besonnenen Klugheit, „wenn Sie meinen, daß es der ehrgeizige Wunsch sei, Königin zu werden, der mich verhindert hätte, meinem Vater zu gehorchen; einmal wußte ich gar nicht, was seinen heftigen Zorn gegen mich hätte erregen können, denn er hat mir nie etwas von meiner Heirath sagen lassen. Unmöglich habe ich glauben können, daß Eversmann's Geschwätz über diesen Gegenstand einen Befehl des Königs zum Grunde gehabt habe. Wenn der König mit meiner Mutter einig gewesen wäre, so würde ich in jedem Augenblick bereit gewesen sein ihm zu gehorchen. Ich würde dem Könige auch jetzt sogleich meine Unterwerfung erklären, wenn er mir nur erlauben wollte, die Einwilligung meiner Mutter einzuholen. Beständе sie aber darauf, diese Einwilligung zu versagen, so könnte ich auf die mir gemachten Vorschläge nicht eingehen."

„Nein, Königliche Hoheit," entgegnete Grumbkow, „das ist Ihnen völlig verboten. Der Wille des Königs ist, daß wir Sie nicht verlassen dürfen, bis Sie uns eine bestimmte Erklärung abgegeben haben werden."

„Können Sie noch anstehen," fügte der Marschall

von Bork hinzu, „der König hat mir gesagt, daß seine ganze Ruhe davon abhängt.“

„Ja,“ sagte Thulemeyer, „ich bin ein eifriger Diener der Königin; aber sie kann diesem Schritte nur beistimmen.“

Alsdann sah er die Prinzessin mit dem scharfen Blicke eines inquirirenden Richters in die Augen und sprach drohend: „Sie wagen Alles, wenn Sie sich nicht fügen.“

Prinzessin Wilhelmine fragte nun Grumbkow: wer der Mann sei, der es wage, so drohend mit ihr zu reden und er nannte ihn nun. Da begriff sie, daß es nicht mehr an der Zeit sei, länger zu zögern und sie antwortete mit Entschlossenheit:

„Gut, meine Herren, ich werde also das Opfer von allem diesem sein, glücklich, mich meiner Familie weihen und die Ruhe in ihr herstellen zu können. Was Sie betrifft, mein Herr, so lade ich Sie vor Gottes Thron, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß der König alle seine Versprechen, besonders aber so weit es meinen Bruder betrifft, erfüllt.

Die Commissarien, froh, sie endlich so weit zur Nachgiebigkeit gebracht zu haben, schworen ihr nun die schrecklichsten Eide, daß sie Alle dafür einstehen würden, daß der König diese Versprechungen in der weitesten Ausdehnung ausführe. Dann baten sie die Prinzessin, daß sie dem Könige schreiben möge, wie sie sich seinem Willen

unbedingt unterwerfe und zum Beweise ihres Gehorsams entschlossen sei, den Erbprinzen von Bayreuth zu heirathen.

Sie erlaubten ihr auch an die Königin zu schreiben. Sie that es sogleich und übergab ihnen beide Briefe. Darauf entfernten sich die Abgeordneten des Königs, froh, ihren delicaten Auftrag mit so vielem Erfolg ausgeführt zu haben. Nur Thulemeyer blieb noch einige Augenblicke zurück und sagte zu ihr: „Ihre Königliche Hoheit haben wie eine geistvolle Fürstin gehandelt. Der König wird über Ihre Nachgiebigkeit erfreut sein; es wird ihn besänftigen und Sie werden dadurch noch glücklich werden. Trösten Sie sich, es ist noch nicht Alles verloren."

9.

Sobald die Commission sich entfernt hatte, ließ die unglückliche Prinzessin ihren Gefühlen freien Lauf. Sie zerfloß in Thränen; ihre Hofmeisterin, die der Königin so treu ergeben war, verzweifelte. Alle Damen ihrer Umgebungen befanden sich in der tiefsten Bestürzung. Am folgenden Tage erhielt sie von ihrem königlichen Vater zum ersten Male wieder seit vielen Jahren ein freundliches Wort. Die eigenhändige Antwort des Königs lautete:

„Ich bin sehr froh, liebe Wilhelmine, daß Du Dich den Befehlen Deines Vaters unterwirfst. Gott wird Dich

segnen, auch Dir allezeit beweisen, daß ich Dein treuer Vater bin.“

Sie antwortete ihm sogleich und schrieb auch heimlich einen ausführlichen Brief an ihre Mutter, die Königin, worin sie ihr mit rührender Zärtlichkeit schrieb:

„Ihre Majestät wird gestern, durch den traurigen Brief, den ich Ihr unter Einschlag des Königs schrieb, mein Unglück erfahren haben. Es wird mir schwer, Ihnen meinen Zustand zu schildern. Meine Einwilligung zu meiner Heirath habe ich mir nicht aus Furchtsamkeit entreißen lassen, nicht aus Schrecken über die Drohungen, die man mir machte, so heftig sie auch waren. Allein man sprach von nichts, als von der Uneinigkeit zwischen dem Könige und Ihnen, und das mit Umständen, die mir Schauder erregten. Auch mein Bruder ward nicht verschont. Man benahm mir jede Ursache, die ich nur anführen konnte, sogar die, daß ich mich ohne die Einwilligung Ihrer Majestät nicht könne zu dieser Heirath entschließen, indem man mich erinnerte, daß Ihre Majestät vor einem Jahre denselben Vorschlag selbst gemacht hätten. Außerdem verbot mir der König, Sie um Rath zu fragen, und die Herren hatten Befehl, nicht eher das Zimmer zu verlassen, bis ich Antwort ertheilt haben würde. Es wäre mir unmöglich, alles Vorgefallene zu melden. Ich verspare es, bis ich die Ehre haben werde, Ew. Majestät wieder zu sehen. Wie groß Ihr Schmerz sein wird,

kann ich vollkommen begreifen, und das thut mir am wehesten; allein ich beschwöre Ihre Majestät, sich in Gottes Willen, der Alles zum Besten lenkt, zu ergeben; ich bitte um so zuversichtlicher, da ich ja glücklich genug bin, mich für meine theure Mutter und meinen Bruder aufopfern zu dürfen, die ich beide so innig liebe, daß ich noch viel mehr für sie zu thun im Stande wäre. Ich beschwöre Sie noch einmal, wenn Ihre Majestät noch die geringste Gnade für mich haben, so erhalten Sie Ihre Gesundheit, die mir kostbarer ist, wie das Leben. Ich hatte bisher das Unglück, die einzige unschuldige Ursache Ihres Kummers zu sein; das kann ich fortan nicht mehr ertragen. Ich bin den Rathschlüssen der Vorsehung völlig ergeben, und hoffe, daß sie die Gebete, die ich täglich zum Himmel emporsende, erhören wird. Ein Trost für Sie wird es sein, daß man mir das Versprechen gab, meinem Bruder die Freiheit zu gewähren und Sie selbst auf eine anständige Weise zu behandeln. Ich schreibe diesen Brief unter tausend Thränen, mit zitternder Hand, aber mit innerer Ruhe, da ich mich ganz Ihrer Majestät geweihet habe. Ich bin überzeugt, daß dieser Bericht Sie rühren muß; Sie werden nur die lebhafte Zärtlichkeit einer Tochter darin finden gegen eine Mutter, die sie bis zu ihrem letzten Seufzer ehren und hochschätzen wird, indem sie mit tiefer Ehrerbietung beharrt ꝛc.“

Wer hätte nicht mit Wilhelminen geglaubt, daß dieser rührende, so liebevolle Brief das Herz ihrer Mutter auf das Tiefste bewegen würde. Allein dem war nicht so. Der Aerger über das Fehlschlagen ihrer so hartnäckig festgehaltenen Vermählungspläne für ihre Tochter und deren Nachgiebigkeit, verschloß ihr Ohr und Herz gegen jede Mahnung der Billigkeit.

Am folgenden Tage erhielt Wilhelmine von der Königin eine Antwort ganz im entgegengesetzten Sinne:

„In diesem Augenblicke," begann das Schreiben der Königin, „erhalte ich den Brief, welchen . . . ."

Doch es war selbst der Prinzessin unmöglich, die Worte der härtesten Vorwürfe niederzuschreiben, welche dieser Brief enthielt. Sie theilte in ihren Memoiren nur Einiges daraus mit:

„Du durchbohrst mir das Herz," schrieb sie unter Anderem, „durch die Niederträchtigkeit, die Du begingest, indem Du dem Willen des Königs nachgabst. Ich erkenne Dich nicht mehr für meine Tochter; Du bist dessen unwürdig, und nie in meinem Leben verzeihe ich Dir den grausamen Verdruß, den Du mir machst. Hätte ich Dein böses Herz früher gekannt, so würde ich mir alle den Verdruß erspart haben, den ich um Deinetwillen litt."

Während der folgenden acht Tage erhielt die Prinzessin Briefe von der Königin, die in diesem Tone geschrieben waren. Ihre Antworten waren so rührend wie

möglich. Nie ist ein Schmerz dem ihrigen gleichgekommen. Ihre Gesundheit mußte natürlich darunter leiden. Ihre Nerven waren dadurch so angegriffen, daß ihr fortwährend Hände und Beine zitterten. Sie konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten. Ihre schreckliche Lage und Einsamkeit führten sie auf die traurigsten Betrachtungen. Sie war im Begriff einen Prinzen zu heirathen, den sie gar nicht kannte. Die öffentliche Stimme sagte Gutes von ihm; allein es war ihr unbekannt, ob jene Sympathie, die so nothwendig ist für eine glückliche Ehe, sich in der ihrigen einfinden werde. Sie sah sich mit der Königin, deren rachsüchtigen Charakter sie kannte, für immer entzweit; Alle, die ihr sonst den Hof gemacht hatten, kehrten ihr jetzt den Rücken zu und die Ersten davon waren die Damen der Königin.

Wilhelmine begriff nicht, wie sie so vielfach gehäuften Kummer hatte ertragen können, ohne davon zu sterben.

10.

Eines Tages kam Eversmann zu ihr und brachte ihr den Gruß vom Könige, mit der Nachricht, daß er am folgenden Tage von Potsdam in Berlin eintreffen würde. Er würde sich beeilen, noch vor der Königin anzukommen, die erst am Abend hier sein könne.

Eversmann sagte ihr noch, daß ihre Mutter unerbittlich sei und sie von ihr die übelste Behandlung zu er=

warten haben würde. „Die Herzogin von Bevern, die damals in Potsdam war," sagte er, „hat vergebens alle ihre Ueberredungskunst aufgewendet, sie zu besänftigen."

Wilhelmine brachte diesen ganzen Tag in Thränen zu.

Am folgenden Tage begab sie sich mit ihren kleinen Geschwistern in die Zimmer des Königs, um denselben dort nach Befehl zu erwarten. Der König kam um 2 Uhr Nachmittags auf dem Schlosse an.

Wilhelmine glaubte einen gütigen Empfang erwarten zu dürfen. Allein der Widerstand, den die Königin immer noch leistete, und ihre ewigen Klagen und Intriguen hatten ihn aufs Neue erbittert. Und so trat er ihr entgegen mit demselben wüthenden Gesichte, das ihr noch von ihrer letzten Zusammenkunft mit dem Könige her so unvergeßlich war.

„Willst Du mir gehorchen oder nicht?" herrschte er sie an.

Weinend warf sie sich ihm zu Füßen und versicherte, daß sie seinem Willen ganz ergeben sei, ihn aber nur um die Rückkehr seiner väterlichen Liebe beschwöre.

Nun hob sie der König auf, umarmte sie und sagte: „So bin ich mit Dir zufrieden, ich werde Dein Lebenlang für Dich sorgen und Dich nie verlassen," ein Versprechen, das er später ganz vergessen zu haben schien.

Darauf schenkte er ihr ein Stück Zeug und sagte dabei: „Damit sollst Du Dich an den Festen, die ich

geben werde, putzen. Geh jetzt und erwarte Deine Mutter in ihrem Zimmer."

Diese aber war nicht so gnädig, als der König, der nun mit seiner Tochter völlig versöhnt zu sein schien. Eben das war ihr Verbrechen in den Augen der Königin, die Jeden haßte, der nur irgendwie Gnade vom Könige empfangen hatte und hier noch besondere Ursache zum Unwillen gegen die ihren rücksichtslosen Befehlen ungehorsame Tochter zu haben glaubte.

Die Königin kam erst Abends um 7 Uhr. Als Prinzessin Wilhelmine das Knie beugte, um ihr den Rock zu küssen, wurde sie von ihren Gemüthsbewegungen so überwältigt, daß sie zu Boden in Ohnmacht sank.

Die Königin war kalt und konnte unbeschreiblich hart sein, wenn sie aufgebracht war. Der Zustand ihrer unglücklichen Tochter schien sie nicht im Mindesten zu rühren. Sie überließ sie ihren Kammerfrauen und wendete sich ab.

Es dauerte lange, ehe es gelang, die Prinzessin wieder zum Bewußtsein zu bringen. Nun sank sie ihrer Mutter zu Füßen, aber ihr Herz war so voll, daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte.

Die ganze Zeit hindurch betrachtete sie ihre kniende und weinende Tochter mit Strenge und Verachtung, und sagte ihr dann alles Harte, was man sich nur erdenken mag.

Dieser schmerzliche Auftritt würde noch lange gedauert haben, wäre nicht ihre vertraute Kammerfrau, die Ramon, eingetreten und hätte sie ehrerbietig darauf aufmerksam gemacht, daß der König ihr Benehmen, wenn er es erführe, sehr ungnädig aufnehmen würde.

„Der Schmerz Ihrer Hoheit, der Prinzessin," fuhr sie fort, „ist ja augenscheinlich schon so groß, daß sie sich nicht bemeistern kann. Wenn also Ew. Majestät nicht einen andern Ton gegen sie annehmen, so dürfen Sie den unangenehmsten Auftritten entgegen sehen."

Diese dienstbeflissene Predigt machte die Königin doch ein Bischen stutzig; denn bei allem Eigensinn fürchtete sie sich doch vor dem Könige, wie vor dem Teufel. Sie that also, als würde sie gerührt, hob die Prinzessin auf und sagte ihr sehr trocken: „Ich will Dir verzeihen, doch nur unter der Bedingung, daß Du Dir Deinen Schmerz nicht weiter merken lässest."

Indeß traten der Herzog von Bevern mit Gemahlin und Sohn ein. Der Zustand der Prinzessin schien sie zu rühren. Ihr ganzes Gesicht war von vielem Weinen aufgedunsen und wund. Sie hatte diese Fürstin nie gesehen und doch bezeigte dieselbe ihr mit leisen Worten die innigste Theilnahme, so daß sich beide von diesem Augenblicke an lieb gewannen. Seitdem blieben sie die vertrautesten Freundinnen.

Am folgenden Tage schrieb Thulemeyer an die Königin im Geheimen: die Sache sei noch durchaus nicht ganz für verloren zu geben. Er halte alle Schritte, die der König zu ihrer Verheirathung gethan habe, für eine Lockspeise; wodurch er endlich England zu einer Entscheidung zu zwingen hoffe, die seinen Wünschen gemäß sei. „Ich habe mich von allen Seiten," hieß es weiter in Thulemeyer's Brief, „nach dem Erbprinzen von Bayreuth erkundigt, aber gar nichts von ihm erfahren können und so ist es unmöglich, daß er aus Paris in sein Land zurückgekehrt ist, also auch ebenso unmöglich, daß er nach Berlin kommt."

Dieser Brief gab der Königin ihre Ruhe wieder. Sie behandelte ihre Tochter ziemlich gütig und befahl ihr, Alles, was sich zutragen würde, ihr auf das Genaueste zu erzählen. Zwar machte sie ihr noch viele Vorwürfe, aber doch mit mehr Sanftmuth gemischt. Ihre Hoffnung wuchs mit jedem Tage. Der König erwähnte die Heirath nicht mehr und es schien in der That, als habe die Nachgiebigkeit der Prinzessin ihm alle Gedanken an die Ausführung benommen.

Siebentes Capitel.

Die Königin wird enttäuscht. — Ankunft des Erbprinzen von Bayreuth. — Persönlichkeit des Prinzen. — Ohnmacht der Prinzessin. — Ankündigung der Verlobung. — Vorstellung des Erbprinzen von Bayreuth bei der Königin. — Edle Erklärung des Kronprinzen gegen die Königin. — Vorbereitung und Verlobung. — Stimmung des Publikums. — Das Blatt scheint sich wenden zu wollen. — Oesterreichs Intriguen dagegen u. Grumbkow's Pflichtwidrigkeit. — Hoffnungen der Königin. — Vielfach unangenehme Situation der Prinzessin Wilhelmine. — Intriguen der Prinzessin Charlotte. — Beklagenswerthe Lage des Erbprinzen von Bayreuth. — Situation und Gemüthsstimmung der Königin. — Die Königin ändert auf Befehl des Königs ihr Benehmen. — Sie mißhandelt indeß noch ihre Tochter. — Grumbkow beschließt, die Königin zu hintergehen. — Der Prinz von Bayreuth wird bewogen, ein Regiment anzunehmen. — Dessen Unterredung mit Prinzessin Wilhelmine. — Letzter Versuch des englischen Königs. — Der hessische Oberst in Mackenau. — Scene darüber zwischen der Königin und der Prinzessin. — Der König zieht die Markgräfin von Anspach, Wilhelmine vor. — Die Herzogin von Meiningen. — Ungerechtigkeit der Königin gegen die Prinzessin. — Entsagungsacte. — Ankleidung der Prinzessin-Braut. — Trauungsceremonie. — Der Ball. — Die Tafel. — Der Fackeltanz. — Noch ein Versuch von England. — Gründe des Benehmens des Königs von England. — Unzufriedenheit von allen Seiten.

1.

Aber schon der 27. Mai, der auf einen Montag fiel, sollte die Königin furchtbar enttäuschen.

Dieser Tag war zu einer Truppenmusterung und großen Parade bestimmt. Sie sollte diesesmal an Glanz alle früheren übertreffen. Deshalb hatte der König alle Cavalerie und Infanterie, die in Berlin und in der Umgegend lag, zusammengezogen. Diese Truppenmasse bildete ein imposantes Corps von 20,000 Mann.

Einige Tage vorher war der Herzog Ludwig von Würtemberg angekommen. Da der König seine größte Freude am Kriegswesen hatte, so setzte er auch bei andern Fürsten dieselbe Neigung voraus und so war denn diese Truppenmusterung ihm und den andern fremden Fürstlichkeiten, die damals zum Besuche am berliner Hofe waren, zu Ehren angeordnet. Während der Dauer dieses hohen Besuches übertraf der sonst so ökonomische König sich selbst — in gewöhnlichen Zeiten eine ärmlich besetzte Tafel, kaum zum Sattessen, und jetzt alle Tage vierzehn Schüsseln!

Am Tage vor der Parade befahl der König seiner Gemahlin, sich bereit zu halten, am folgenden Morgen zu der Musterung zu fahren.

„Die Herzogin von Bevern," sagte er, „sollen Sie im Phaeton begleiten; aber Schlag 4 Uhr Morgens müssen Sie angezogen sein. Ich will nicht zu Abend essen; geben Sie sich Mühe, den fremden Prinzen die Zeit zu vertreiben. Ich werde mich schlafen legen."

Die Königin verließ ihn und zog sich in ihre Gemächer zurück, wo Spieltische arrangirt waren. Sie spielte Pharao.

Kaum war das Spiel beendet, so hörte man das Fahren einer mit vier Pferden bespannten Postchaise, welche vor der großen Treppe hielt. Da dieses Vorrecht nur Fürsten zustand, so war die Königin mit ihrer Umgebung nicht wenig davon überrascht. Aber es war, als wenn der Schlag sie gerührt hätte, als man ihr meldete: Der Erbprinz von Bayreuth sei so eben vorgefahren.

Sie wurde blaß wie der Tod und so bestürzt, daß man glaubte, sie falle in Ohnmacht.

Der Prinzessin war nicht viel besser zu Sinne. Nach einigem Nachdenken näherte sie sich der Königin und bat ihr zu erlauben, daß sie am folgenden Tage von der Revüe zu Hause bleiben dürfe.

„Der König," sagte sie, „wird mich auf eine Weise aufziehen, die Ihrer Majestät um so unangenehmer sein wird, als ich Alles ertragen müßte in Gegenwart des Publikums."

Die Königin gab ihr Recht; aber ihre große Furcht vor dem Könige veranlaßte, daß sie es nicht wagte, ihrer Ueberzeugung zu folgen. Nach langer Berathung wurde endlich beschlossen, daß die Prinzessin mitfahren müsse.

Prinzessin Wilhelmine brachte vor Angst in ihrem Bette eine schlaflose Nacht zu. Das fürchterlichste Herz=

klopfen quälte sie. Ihre treffliche Hofmeisterin that ihr Möglichstes, sie zu trösten. Sie zerfloß in Thränen.

Wilhelmine befand sich höchst unwohl; dennoch mußte sie vor Tagesanbruch aufstehen. Sie hüllte sich in mehrere seidene Capuchons und begab sich zur Königin, mit der sie auch sogleich abfuhr.

Der sonst so einfache Hof hatte diesesmal einen seltenen Glanz entfaltet. Der offene Phaeton, in Form einer vergoldeten Muschel, in welchem die Königin mit ihren beiden ältesten Töchtern und der Herzogin von Bevern saß, war mit sechs glänzenden Rappen bespannt; diese waren mit den rothen Staatsgeschirren mit Silber und weißen Federbüschen geschmückt. Die Kutscher und Reitknechte strotzten von Silberborten. In jedem Kutschschlage hingen zwei reich galonnirte Pagen; hinten auf dem Trittbret standen ein Türke, ein Mohr und ein Hayduck; voraus liefen zwei Läufer im hellblauen Atlashabit mit silbernen Stäben und Federbaretts.

Die Truppen waren schon in Schlachtordnung aufgestellt auf dem Exercirfelde vor Berlin, als die Königin ankam und die Trommeln und das klingende Spiel gerührt wurden. Da ritt der Oberst von Wachholz, einer von den Günstlingen des Königs im Tabackscollegium, an den rechten Wagenschlag, wo die Königin saß und meldete mit dem tiefabgezogenen kleinen dreieckten Hut,

daß er auf des Königs Befehl die Ehre haben solle, ihr den Erbprinzen von Bayreuth vorzustellen.

Einen Augenblick später führte er ihn herbei.

Die Königin empfing ihn kalt und stolz, und sagte ihm einige trockene Worte.

Der Prinz war groß von Figur, schön gewachsen und hatte eine edle, offene und gefällige Physiognomie; obgleich seine Züge nicht gerade regelmäßig genannt werden konnten, gewährte doch die ganze Erscheinung den gewinnenden Eindruck eines schönen jungen Mannes.

Wilhelmine fühlte sich davon nicht unangenehm berührt. Und dennoch zogen ihr die Hitze, die Einhüllung und das Eigenthümliche der Situation eine Ohnmacht zu.

Nachdem sie durch Riechwasser wieder zur Besinnung gebracht worden war, wendeten die Königin und ihre Hofmeisterin alle Beredtsamkeit auf, um sie zu beruhigen.

Alle Fürsten, sowie auch der Prinz speisten mit dem Könige im Stadtschloß zu Mittag, so daß die Königin und die Prinzessin ihn an diesem Tage nicht wieder sahen.

Am folgenden Tage, am 28. kam er mit den andern Fürsten zur Königin, die aber sehr wenig mit ihm redete. Er wendete sich darauf in seiner Verlegenheit an die Prinzessin; diese erwiderte seinen Gruß, doch ohne zu antworten, was sie wegen ihrer Mutter nicht wagte.

2.

Der 29. und 30. gingen hin, ohne daß der König sich etwas verlauten ließ. Aber am 31. rief er die Königin und die Prinzessin in sein Cabinet und sagte zu der Ersteren: „Sie wissen, daß ich meine Tochter dem Erbprinzen von Bayreuth versprochen habe. Ich will, daß morgen die Verlobung vor sich gehe. Sie können, wenn Sie die Sachen mit einer guten Art thun, sich meine ganze Liebe erwerben; geschieht aber das Gegentheil, so sein Sie auch meiner Rache gewiß."

Der Prinzessin sagte der König darauf ungefähr dasselbe.

Beide antworteten, daß sein Wille ihnen Gesetz sein würde.

Darauf befahl er der Königin, ihre Tochter gehörig herauszuputzen, und ihr ihren eigenen Schmuck zu leihen.

Die Königin erstickte fast vor Aerger; mußte aber sich entschließen, auch diesem ihr so unangenehmen Befehl ihres strengen Gemahls nachzukommen. Doch konnte sie nicht unterlassen, auf ihre Tochter Wilhelmine von Zeit zu Zeit wüthende Blicke zu werfen.

„Jetzt," sagte der König, „werde ich Ihnen nun Ihren Schwiegersohn zuführen. Ich erwarte, daß Sie ihn gut empfangen werden."

Dem zu Folge begab sich die Königin in ihr Zim=

mer und bald darauf führte der König den Erbprinzen von Bayreuth bei ihr ein.

Dieser Prinz, dessen Aeußeres schon früher gezeichnet ist, hatte seine Erziehung in Genf, mehr wie ein junger Mann von Stande, wie als Prinz empfangen. Sein Vater, der Markgraf, war selbst nur ein apanagirter Prinz des Hauses Culmbach. Er hatte nicht Mittel genug seinem Stande gemäß zu leben und zog sich deshalb nach Beyerling, einer kleinen Stadt im Gebiete des Königs, zurück. Später lebte er in der fränkischen freien Reichsstadt Rothenburg. Er hatte die nächste Anwartschaft an die Markgrafschaft von Brandenburg-Culmbach. Allein da der damalige regierende Fürst, Markgraf Georg Wilhelm, jung und verheirathet war und die Hoffnung zur Succession fern lag, so überließ er seine Ansprüche an die Markgrafschaft dem Könige Friedrich dem Ersten unter der Bedingung: für sich 400,000 Thaler und für seine beiden Brüder für jeden ein Regiment zu erhalten.

Wie nun der Markgraf, der Vater des jetzigen Erbprinzen, die Regierung antrat, fand er seine Angelegenheiten in der größten Zerrüttung. Sein Vorgänger hatte ihm das Land überschuldet hinterlassen und die Einkünfte desselben hatten durch schlechte Verwaltung sehr abgenommen. Aus diesen Gründen konnte er der Erziehung seines Sohnes nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken. Er gab ihm nun einen Bürgerlichen zum Hofmeister und

nur erst, wie er reisen sollte, kam er unter die Aufsicht eines Mannes von Stande, eines Herrn von Voit.

Dieser Prinz war nun aber von seinen Reisen nach Holland und Frankreich zurückgekehrt, als er in Berlin anlangte.

Er war sehr lebhaft, ungezwungen und hatte die angenehmste Unterhaltungsgabe. Er hatte einen guten Kopf, mit viel Scharfsinn ausgestattet und dabei eine seltene Herzensgüte, die ihm überall Ergebenheit gewann. Er war großmüthig, mitleidig, höflich und immer gleich gut gelaunt; kurz, man konnte von ihm sagen, daß er alle Tugenden, ohne Beimischung eines einzigen Lasters besitze. Den Beweis dafür gab die Stimmung des ganzen Landes zu seinen Gunsten. Von allen Ständen daselbst wurde er fast angebetet. Doch Niemand ist ohne Fehler. Die seinigen waren aber unbedeutend gegen die trefflichen Eigenschaften, die man an ihm rühmen konnte.

Die Königin empfing den Prinzen ziemlich gut; wenigstens so lange der König zugegen war, behandelte sie ihn ganz artig; sobald aber der König den Rücken gewendet hatte, hörte sie nicht auf, ihm unangenehme Dinge zu sagen.

Der Erbprinz hatte feines Gefühl genug, um dadurch empfindlich verletzt zu werden.

Abends nach der Tafel folgte er ihr nach und bat sie um einige Augenblicke Gehör. Das hätte ihm die Kö=

nigin, in ihrem merklichen Unmuthe gern versagt gehabt, wenn es nur einigermaßen mit der Wohlanständigkeit zu vereinbaren gewesen wäre.

Sobald sie allein waren, sagte er ihr im ehrerbietigsten Tone: „Ich bin von Allem unterrichtet, was Ihre Königliche Majestät bisher gequält hat. Ich weiß, daß Prinzessin Wilhelmine für den Prinzen von Wales bestimmt gewesen ist; daß Ihre Majestät innigst wünscht, sie in England zu versorgen und daß ich nur einem Bruch dieser Partie die Ehre zu verdanken habe vom Könige zu seinem Schwiegersohn gewählt zu sein. Unstreitig darf ich mich sehr glücklich fühlen, an eine Fürstin Anspruch machen zu dürfen, für die ich alle Ehrfurcht und alle Empfindungen hege, die sie verdient; aber eben diese Empfindungen machen sie mir zu theuer, um sie gegen ihren freien Willen heirathen zu wollen. Ich bitte Ihre Majestät also unterthänigst mir Ihre Gesinnungen darüber freimüthig zu eröffnen. Sie können versichert sein, daß ich mein Benehmen nach Ihrer Antwort einrichten werde. Lieber will ich durch einen Bruch mit dem Könige der unglücklichste aller Menschen werden, als die mir bestimmte Prinzessin unglücklich machen."

Der Königin kam diese Anrede, die von so achtbarer Gesinnung zeugte, völlig unerwartet. Sie besann sich einen Augenblick. Da sie aber an der Aufrichtigkeit des Prinzen zweifelte und den Zorn des Königs scheute, so

antwortete sie, daß sie nichts gegen die Befehle des Königs einzuwenden habe und eben so wie ihre Tochter genöthigt sei, ihnen zu gehorchen.

3.

Am 1. Juni, eines Sonntags Morgens, begab sich die Prinzessin zur Königin. Bald darauf erschien auch dort der König.

Er gab seiner Tochter einen kostbaren, mit Brillanten besetzten Ring, den sie am Abend dem Prinzen als Verlobungsring schenken sollte. Auch schenkte er ihr ein goldenes Besteck und wiederholte der Königin die Ermahnung: sich in das Nothwendige mit guter Miene zu fügen.

Die Prinzessin speiste mit der Königin allein. Diese befand sich in der heftigsten Gemüthsbewegung. Sie sah ihre Tochter während der ganzen Zeit nicht anders an, als mit einem Auge voll Zorn.

An demselben Abend um sieben Uhr begab sich die Königin mit ihrer Prinzessin Tochter in die mit dem kostbarsten Silbergeräthe so reich ausgestatteten Staatszimmer des Schlosses.

Die Königin, umgeben von allen ihren Prinzessinen, saß in einem prächtigen Gemach, das ausdrücklich dazu bereitet war. Niemand, außer ihrem Hofstaat hatte dort Zutritt.

Nach einiger Zeit trat der König mit dem Prinzen

herein. Der König befand sich in einer so heftigen Gemüthsbewegung, daß er darüber vergaß das Verlöbniß des Erbprinzen mit seiner Tochter öffentlich in dem dazu bestimmten Saal vor den dort versammelten, mehr als hundert Zeugen, zu vollziehen. Er näherte sich Beiden und ließ sie die Ringe gegenseitig austauschen.

Wilhelmine wollte ihrem Vater die Hand küssen; dieser aber umarmte sie, und drückte seine Tochter, während Thränen ihm über die vollen Wangen liefen, lange an seine Brust, ein Beweis, daß dieser König nicht so hartherzig war, als es sein rauhes und strenges Verfahren erwarten ließ.

Die Königin konnte immer noch nicht ihren Unmuth über ihre verunglückten Vermählungspläne verbergen. Sie empfing ihre Tochter, die ihr die Hand küssen wollte, mit ihrer gewohnten Kälte.

Der König befahl darauf dem Prinzen seiner Prinzessin Tochter die Hand zu geben und sie in den zum Ball bereiteten Saal zu führen.

Gleich bei ihrem Eintritt wurde die hohe Verlobung öffentlich erklärt.

Prinzessin Wilhelmine war in Berlin allgemein beliebt. Ein Jeder hatte gewünscht sie in England einen Königsthron zieren zu sehen; und so war die Theilnahme über diese Wendung ihres Geschicks, die gegen ihre Aussichten für eine Erniedrigung gelten mußte, allgemein.

Alle Damen weinten und begnügten sich ihr stillschweigend, achtungsvoll den Rock zu küssen. Sogar den König sah man fortwährend Thränen vergießen. Er hatte mit eisernem Kopf seinen Willen durchgesetzt, aber gerade dieser Erfolg seines Eigensinns machte ihn selbst unglücklich.

Keiner aber war froher, als Grumbkow und Seckendorf. Beide schwammen in Wonne. Sie hatten ihrer österreichischen Intrigue den Sieg gewonnen.

4.

Noch einmal schien das Blatt sich wenden zu wollen. Mylord Chesterfield, der englische Gesandte in Holland, hatte im Namen seines Hofes einen Courier nach Berlin geschickt, der schon am Morgen dieses Tages anlangte. Der König von England hatte nach dieser Depesche endlich sich entschlossen, dem Eigensinn des Königs nachzugeben und mit der Heirath der Prinzessin Wilhelmine und des Prinzen von Wales sich befriedigt zu erklären, ohne auf die dem Könige widerwärtige Verbindung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin ferner bestehen zu wollen.

Hätte der König diese wichtige Depesche, zeitig nach ihrer Ankunft in Berlin vorgelegt erhalten, wie es doch die Pflicht des Ministers gewesen wäre, so würde aus der Verlobung nichts geworden sein und der Prinzessin wären tausend Thränen erspart worden, und sie würde

statt in eine ärmliche in eine glänzende Lage versetzt gewesen sein; die Königin aber würde statt ein Opfer ihres Kummers zu werden, sich hoch beglückt gefühlt haben. Allgemeine Freude hätte in ganz Berlin die allgemeine Trauer verdrängt, und selbst der König, der diese Verbindung nur aus Aerger und aus Rache gegen England so rasch und energisch betrieben hatte, und nun selbst sich unglücklich darüber fühlte, würde zufrieden gewesen sein. Frieden und Einigkeit wäre in die königliche Familie zurückgekehrt, nach dem jahrelangen Unfrieden, der allein durch die österreichische Intrigue planmäßig am preußischen Hofe genährt worden war.

Aber auch Oesterreichs überwiegender Einfluß am preußischen Hofe würde mit einer Allianz der beiden Königsfamilien von England verloren gewesen sein und die Frucht jahre langer Intriguen und zahlloser Geldopfer durch Bestechung von Seiten des österreichischen Cabinets, würde mit einem Schlage untergegangen sein.

Darum mußte Alles gewagt werden, um nicht Alles zu verlieren.

Nach kurzer Berathung zwischen Grumbkow und Seckendorf, übernahm es der Erstere die Depesche so lange zurück zu halten, bis es zu spät war. Erst am Abend nach vollzogener Verlobung überreichte sie Grumbkow dem Könige, als soeben eingegangen.

Das war ein Donnerschlag für den König; doch

war er kurzsichtig und vertrauend genug, um an der Redlichkeit seines Ministers nicht zu zweifeln, und Grumbkow und Seckendorf waren schlau genug den König zu beruhigen. Sie stellten ihm die Sache von der Seite vor: Die Vorsehung selbst habe ihm diese Genugthuung gegeben. Der König von England könne jetzt beschämt werden und das sei seine gerechte Strafe für den Frevel sich dem Willen des Königs von Preußen widersetzt zu haben.

Dem zu Folge wurde beschlossen nach England eine entschieden ablehnende Antwort ergehen zu lassen und gleichsam zum Hohn die soeben vollzogene Verlobung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth anzuzeigen.

Die Königin erfuhr diese Sache erst am folgenden Tage. Anfangs war sie außer sich über diesen unglücklichen Zufall, wie sie diese Intrigue nannte; indeß bald beruhigte sie sich. Was man lebhaft wünscht, das hofft man auch. Die Königin gab sich dieser Hoffnung leichtgläubig hin und zweifelte bald nicht mehr daran, daß sich jene englische Heirath trotz der Verlobung und der ablehnenden Antwort des Königs doch noch einfädeln lassen würde.

Ganz eingenommen von dieser Idee, theilte sie der Prinzessin ihre Gedanken darüber mit. Und damit Alles in statu quo bliebe, verbot sie ihr bei Strafe ihrer Un=

gnade, mit dem Prinzen Heinrich weder zu reden, noch ihm nur die geringste Höflichkeit zu erzeigen.

5.

Dieser Prinz war ihr übrigens höchst gleichgültig. Die Prinzessin empfand für ihren Verlobten weder Abneigung noch Liebe; aber sie wünschte dennoch so bald als möglich ihre Verheirathung, um nur von der Königin und allen Uebrigen, die sie unablässig plagten, einige Ruhe zu haben.

Uebrigens war dieser Prinz in seinem Land beliebt und geachtet und um zu den geistigen Beweggründen noch äußere Lockungen hinzuzufügen, so machten alle Personen, die jemals am Hofe des alten Markgrafen seines Vaters gewesen waren, eine wahrhaft fabelhafte Schilderung von der Pracht und dem Reichthum, welcher dort herrschte. Die Kostbarkeit des Silbergeräths an diesem kleinen Hofe sollte noch die des berliner Schlosses übertreffen und das will viel sagen, wo der Silberreichthum in den Staatsgemächern sich nach Centnern berechnen ließ.

Da ihr Herz bei dieser Partie nicht in Frage gekommen war, so trug allerdings die Vorstellung von glänzenden Verhältnissen, denen sie entgegen ging, dazu bei ihren Wunsch zu beflügeln, recht bald dort zu sein, wo sie sich die schönsten Luftschlösser von einem angenehmen Stillleben machte, das sie dort führen würde.

Dennoch beschloß sie, so lange sie noch unter der Aufsicht ihrer Mutter stehen würde, deren Befehlen auf das Pünktlichste nachzukommen, um nur ihren Mißhandlungen nicht ausgesetzt zu sein.

Ein neuer Plagegeist für Prinzessin Wilhelmine wurde ihre zweite Schwester Charlotte, die damals erst 15 Jahre mit dem Prinzen Carl von Bevern, aus dem Hause Braunschweig, einem Neffen der Kaiserin, verlebt war. Wilhelmine hatte stets diese ihre muntere Schwester allen andern vorgezogen; allein sie sollte jetzt die Erfahrung machen, daß sie sich auch in dieser Hinsicht getäuscht habe.

Prinzessin Charlotte hatte viel Verstand und besaß eine höchst liebenswürdige Lebhaftigkeit. Es kümmerte sie wenig, wenn sie ausgeschmälet wurde; man nannte sie am Hofe deshalb nur „Prinzessin Ohnesorge." Das ganze Menschengeschlecht war ihr gleichgültig. Es rührte sie nichts, als ihre eigene kleine Person. Sie war von der besten Laune, allzeit lustig und so voll drolliger Einfälle, daß sie überall, wo sie sich befand, Heiterkeit erweckte. Dabei war sie liebkosend und zuvorkommend, wenn sie Jemand bedurfte; aber ohne alle Festigkeit des Charakters, bitter, schmähsüchtig, sich auf aller Welt Unkosten belustigend, verliebter Natur, eifersüchtig und eigennützig."

Das Ansehen, worin ihre Schwester Prinzessin Wilhelmine bei der Königin stand, hatte sie neidisch gemacht.

Sie benutzte deshalb die Zeit, als Wilhelmine im Schlosse zu Berlin Gefangene war, ihr durch Verleumdung und kleine Aufhetzereien bei der Königin so viel Schaden zu thun, als nur immer möglich.

Auch war sie darüber eifersüchtig, daß Wilhelminens Verlobter, Prinz Heinrich, größer und schöner gewachsen war, als der Ihrige, Prinz Carl von Bevern. Dieser scherzte öfter mit der geistreichen jungen Prinzessin und erzeigte ihr viel Höflichkeit, so daß er ihr bald viel besser gefiel, als ihr eigener Bräutigam, der eben so phlegmatisch als schüchtern war.

Diese Neigung zu dem Verlobten, ihrer Schwester, ging so weit, daß sie ihr im vollen Ernst einen Tausch vorschlug und unter dem Schein des Scherzes die Verlobungsringe austauschte; alsdann war sie nicht zu bewegen denselben wieder herauszugeben, bis die Königin, bei der Wilhelmine darüber Beschwerde führen mußte, es ihr befahl.

6.

Prinz Heinrich wurde von der Königin so unfreundlich behandelt und die Prinzessin wurde so streng beobachtet, daß sie ihm auch nicht das geringste Zeichen von Wohlwollen geben konnte, weshalb er sich mehr als einmal vornahm Alles abzubrechen. Allein sein Kammerherr Herr von Voit hielt ihn davon zurück. Er war in

der That zu beklagen. An Höfen richtet sich Alles nach der Stimmung der Gebieterin. Alle Welt behandelte ihn übel und täglich, fast stündlich, ließ man ihn Kälte und Abneigung fühlen.

Der Aerger über den Zwang, den sich die Königin hatte auflegen müssen, den Prinzen Heinrich doch immer noch mit einiger Rücksicht zu behandeln, hatte ihr ein Fieber zugezogen, das drei Wochen dauerte. Nach ihrer Herstellung kam der König auf einige Tage nach Berlin, um von da nach Preußen abzureisen.

Er kündigte der Königin an, daß die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine gefeiert werden solle, sobald er, nach Verlauf von sechs Wochen, zurückkehren würde. Er befahl ihr bis dahin für die Ausstattung derselben zu sorgen, wozu er ihr die nöthige Summe auszahlen lassen würde.

Die Königin war höchst erschrocken über diese Eile, da sie immer noch nicht ihre Hoffnung auf eine englische Heirath aufgeben konnte, suchte noch eine Frist zu gewinnen, durch die Vorstellung, daß die Kaufleute so schnell nicht die Stoffe herbeischaffen könnten. Da genehmigte der König noch einen Aufschub bis zum November, aber länger nicht.

Dann befahl der König der Königin, daß sie während seiner Abwesenheit dem Prinzen Heinrich die Zeit so angenehm als möglich vertreiben möge, so viel Bälle

und Feste zu geben wie sie wollte; aber besonders die Prinzessin nicht zu mißhandeln.

Von diesem Tage an änderte die Königin auffallend ihr Benehmen. Ihre Furcht vor dem strengen Gemahl und König war so groß, daß sie es nicht wagte, seinem Willen entgegen zu handeln. Sie überhäufte den bis dahin so kalt behandelten Prinzen plötzlich mit tausend Liebkosungen. Sie erwies ihm so viel Freundschaft, als mache es ihr tausend Freuden ihn zum Schwiegersohn zu haben.

Aber dabei kam der Teufel doch nicht zu kurz. Ihre Tochter mißhandelte sie nach wie vor. Es verging kein Tag, an welchem nicht die arme Prinzessin über die Lieblosigkeit ihrer Mutter Ströme von Thränen vergoß. Auch ihre würdige Hofmeisterin, Fräulein von Sonnenfels, erlitt dabei ihr Theil. Die Königin gab derselben unaufhörlich Schuld ihre Tochter zum Gehorsam gegen den König verleitet zu haben, und ihre unbillige Härte gegen diese so achtungswerthe Dame ging so weit, daß sie einst zur Prinzessin sagte: „Nun! was wäre es denn ein so großes Unglück gewesen, wenn man nun auch die Sonnenfels für ehrlos erklärt hätte? dann hättest Du doch immer noch Königin werden können.“

Wenn es Wilhelmine nur hätte wagen dürfen, so würde sie gerne der Königin erklärt haben, daß sie nicht wie Agrippina sagen könne: „Man tödte mich, aber er

herrsche!" und daß sie lieber tausend Kronen verlieren, als eine Person, die sie zu schätzen und zu lieben Ursache hätte, unglücklich sehen wollte.

Aber solche edlere Empfindungen waren damals nicht an der Tagesordnung. Sie galten für Charakterschwäche. Die Prinzessin begnügte sich daher mit Stillschweigen zu antworten.

In der That war ihre Lage so beklagenswerth, daß sie hätte mit Alzire sagen können:

„Mes maux ont-ils touché
Les coeurs, nés pour la haine?"

7.

Als Grumbkow durch die Kammerfrau Ramen erfahren hatte, daß die Königin sich unaufhörlich bemühte die Heirath ihrer Tochter mit dem Erbprinzen von Bayreuth rückgängig zu machen, und mit England wieder anzuknüpfen, beschloß er sie zu hintergehen. Er trug deshalb dem Herrn von Safflot auf, der Königin zu hinterbringen, daß es dem Könige leid sei, die Prinzessin mit diesem Prinzen verlobt zu haben. Er könne ihn nicht leiden und sei daher fest entschlossen diese Verbindung nach seiner Rückkehr von Berlin zu trennen, und seine Tochter an den Prinzen von Weißenfels zu verloben, den er zum Feldmarschall erheben wolle. Er habe

zwar schon Alles gethan diesen Schlag abzuwenden, fürchte indeß, daß Alles vergebens sein werde.

Ganz richtig hatte Grumbkow auf den Widerspruchsgeist der Königin speculirt. Nach diesem Charakterzuge war es genug vom Könige begünstigt zu sein, um von ihr verfolgt zu werden, und wer den König haßte, der konnte sicher sein dadurch ihre Gnade zu gewinnen. Daher beschloß sie, Allem zum Trotz, was sie bisher an den Tag gelegt hatte, den Prinzen Heinrich zu beschützen. Sie begegnete auch ihrer Tochter weit gütiger, als zuvor, und befahl ihr sogar dem Prinzen einige Höflichkeiten zu erzeigen, weil sie lieber sterben, als sie mit dem dicken Adolph, dem Herzog von Weißenfels, vermählt sehen wolle.

Lange dauerte freilich diese Herrlichkeit nicht. Nach der Rückkehr des Königs mußte die Königin einsehen, daß sie Grumbkow hinter's Licht geführt hatte.

Wahr ist es, daß die Persönlichkeit des Prinzen Heinrich dem Könige nicht gefiel. Er war ihm zu fein. Der derbe Soldatenkönig hätte lieber einen rohen Schwiegersohn gehabt, der nur Wein und Soldaten liebte. Er machte den armen Prinzen täglich betrunken und sagte, das geschehe nur, um seinen Charakter zu prüfen und ihn an das Getränk zu gewöhnen. Aber er verlor darüber Zeit und Mühe. Der König konnte es nicht unterlassen, gegen Seckendorf und Grumbkow seine Unzu=

friedenheit darüber auszusprechen, daß dieser Prinz ein Jungfernknecht ohne Geist wäre, ein Mensch, dessen Sitten ihm unerträglich wären. Beide waren nun ernstlich besorgt, daß diese Abneigung des Königs gegen seinen künftigen Schwiegersohn Folgen haben könne, welche zu einer Auflösung dieses Verhältnisses und Wiederanknüpfung mit England führen könnten. Deshalb schlugen Sie dem Prinzen vor, das Commando eines preußischen Regiments zu erbitten, als das einzige Mittel, sich in Gunst zu setzen und die Vollziehung der Vermählung zu erwirken. Die englische Nation, sagten sie, höre nicht auf über die falschen Maßregeln ihres Königs, wegen der abgebrochenen Allianz mit Preußen, zu murren und der Prinz von Wales sei in Verzweiflung, die Prinzessin zu verlieren und bewege Himmel und Erde, um ihre Heirath mit ihm zu hintertreiben.

Prinz Heinrich befand sich darüber in nicht geringer Verlegenheit. Der Markgraf, sein Vater, war ein so starrsinniger Mann; er hatte seinem ältesten Sohn, dem Erbprinzen, nie erlauben wollen in Militärdienste zu treten. Indeß beschloß der Prinz doch nach reiflicher Ueberlegung, dem Rathe Grumbkow's und Seckendorf's zu folgen. Der König war über seine Bitte sehr erfreut, verlieh ihm gerne ein Regiment, das in Pasewalk, einem kleinen pommerschen Städtchen lag, und schenkte ihm einen goldenen Degen, so schwer, daß man ihn kaum aufheben konnte.

Nun aber kamen die unangenehmen Folgen dieses Schrittes. Der König gab dem neuen Regimentscommandeur den Wink, daß er wohl thun würde, sich um sein neues Regiment zu bekümmern und der Prinz sah sich genöthigt, dorthin einige Tage später abzureisen, als der König nach Potsdam abging.

Der Prinz war darüber tief betrübt. Er äußerte gegen seine hohe Braut den tiefsten Schmerz über diese Trennung, da er doch immer noch in der Besorgniß leben müsse, daß sie gegen ihn eine Abneigung hege.

„Ich fühle mich," fuhr er tief bewegt fort, „der Ehre nicht würdig, die mir der König erzeigt, und dennoch verdiene ich sie, durch die Ehrfurcht, die ich zeitlebens für Ihre Hoheit hegen werde."

Tausendmal küßte er ihr dabei die Hand.

Als aber Wilhelmine nicht wagte, ihm zu antworten, bat er sie flehentlich, ihm ganz offen zu sagen, was sie empfände.

„Ich würde in Verzweiflung sein," sprach er, „Sie unglücklich zu machen, sofern Sie Abneigung gegen mich hätten. Wären Sie mir aber nicht entgegen, so hoffe ich, daß Sie während meiner Abwesenheit keinen nachtheiligen Einflüssen gegen mich Gehör geben werden. Ich beschwöre Sie also mir eine entscheidende Antwort darauf zu geben."

Indem er so sprach, hatte der Prinz Thränen in

den Augen und war bis in das Innerste seines Herzens bewegt.

Prinzessin Wilhelmine, die sich beobachtet wußte, war sehr in Verlegenheit, was sie ihm antworten sollte. Endlich faßte sie sich aber und sprach mit vorsichtiger Zurückhaltung:

„Ich bin in der That zu wohldenkend und schätze Sie zu hoch, um mein gegebenes Wort zu verletzen. In dieser Rücksicht also dürfen Sie ganz ruhig sein. Aber," fügte sie hinzu, „ich hätte gewünscht, Sie wären nicht in königliche Dienste getreten; hätten Sie mich zu Rathe gezogen, so wäre es nie geschehen."

„Man drohte mir," entgegnete der Prinz höchst betroffen, „mit Ihrem Verluste und ehe ich diesen ertragen, hätte ich alle möglichen Regimenter der Welt angenommen und den härtesten Bedingungen mich unterworfen."

Die Königin, die in den Alleen von Montbijou, wo sie sich während dieses Gespräches befand, spazieren gegangen war, endete durch ihre Annäherung diese Unterredung, der die Hofmeisterin der Prinzessin beigewohnt hatte.

8.

Grumbkow und Seckendorf hatten indeß ganz richtig vorausgesehen, daß England noch den letzten entschei-

denden Schritt thun würde, um die gewünschte Heirath doch noch zu Stande zu bringen.

Die königliche Familie befand sich in Mackenau, einem nicht weit von Wusterhausen belegenen, recht artigen Landsitze, als sich ein hessischer Oberst, Namens Donep, vorstellen ließ. Der König von England hatte nämlich, um sich selbst keiner abschläglichen Antwort auszusetzen, dem Prinzen Wilhelm von Hessen die Vermittelung in dieser Angelegenheit aufgetragen und dieser hatte zu diesem Zwecke den genannten Oberst nach Mackenau geschickt, um dem Könige die annehmlichsten Vorschläge zu machen.

Hätte der König selbstständig gehandelt und nicht selbst Seckendorf und Grumbkow davon in Kenntniß gesetzt, so bedurfte es nur eines Wortes von ihm, und die längst projectirte Verbindung, die er selbst heimlich wünschte, und die die Königin hoch beglückte, ihrer Tochter aber die glänzende Aussicht auf eine mächtige Königskrone eröffnet haben würde, wäre mit einem Schlage zu Stande gekommen.

Aber es war einmal der Fluch, der damals auf diesem Königshause ruhte, daß Preußens Cabinet sich gänzlich vom Einflusse der österreichischen selbstsüchtigen Intriguen abhängig gemacht hatte. Der König hatte nichts Eiligeres zu thun, als die beiden Vertreter der kaiserlichen Interessen von diesen neuen Versuchen Englands

in Kenntniß zu setzen. Es läßt sich denken, wie diese beiden ränkesüchtigen und beredten Staatsmänner Himmel und Hölle in Bewegung setzten, den König, der sich durch diese Bemühungen Englands geschmeichelt fühlte, davon abzubringen, seinen eigenen Wünschen entgegen zu kommen. Wie ihnen das gelungen war, zeigte der Erfolg.

Der König, unzufrieden mit sich selbst, war die ganzen acht Tage hindurch, als sich der Hof in Mackenau befand, in der fürchterlichsten Laune.

Die Königin mußte es ihm entgelten. Mit der zankte er von Morgens früh bis Abends, und diese entlud dann wieder ihren ganzen eingeschluckten Aerger auf die unglückliche Prinzessin Wilhelmine.

Unter andern hatte die Königin die Lieblosigkeit, die Prinzessin zum Ausgehen zu zwingen, obgleich sie an einem heftigen Fieber litt, in Folge eines Halsgeschwürs, das sie sich durch ihre erzwungene Anwesenheit bei einer ihr widrigen Vorstellung von Seiltänzern zugezogen hatte, als sie neben Prinz Heinrich am offenen Fenster zuschauen mußte.

An diesem Tage war es, als der Prinz besonders traurig zu sein schien und zu seiner Braut sagte: „Ich bin in Verzweiflung! der heutige und morgende Tag entscheidet mein Schicksal.“

Befremdet darüber, schlug sie die Augen nieder, um ihn nicht mit fragenden Blicken ansehen zu müssen. Sie

hütete sich wohl mit weitern Fragen in ihn zu dringen. Doch fuhr er fort: „Herr Donep ist im Namen des Königs von England hier; er hat dem Könige neue Vorschläge von Seiten des englischen Hofes gemacht; bis jetzt hatte der König Seckendorf und Grumbkow daraus ein Geheimniß gemacht; nun aber heute Morgen hat er endlich mit ihnen darüber gesprochen. Sie hatten ihm die stärksten Vorstellungen dagegen gemacht; aber noch scheint er unentschlossen zu sein.“

Diese Mittheilung machte Prinzessin Wilhelmine ganz starr. Sie konnte nur mit Stillschweigen antworten.

Noch an demselben Abend ließ Herr von Donep die Königin unter der Hand von seinen Aufträgen und den schönen Hoffnungen, welche sie gewährten, benachrichtigen. Sie war außer sich vor Freude und der Ausdruck von Kummer, den sie auf dem Gesichte des Prinzen Heinrich wahrzunehmen glaubte, bestärkte sie in ihren Hoffnungen, daß ihr endlich der Lieblingsplan ihres Lebens gelingen werde.

An diesem Abend war sie in der bezauberndsten Laune. Sie erzeigte dem Prinzen tausend Höflichkeiten. Der Prinzessin aber war ganz anders zu Sinne. Sie hatte Neigung für den Prinzen gefaßt, der sich gegen sie so zart und edel benahm und war müde geworden, noch länger das Spielwerk fremder Intriguen zu sein. So faßte

sie denn den festen Entschluß, sich keinem Tausche wieder zu unterwerfen.

Am folgenden Tage ging der Hof wieder nach Wusterhausen zurück, wo die Königin sie sogleich in ihr Cabinet kommen ließ, um ihr die Neuigkeit des Tages zu erzählen.

„Heute," sagte sie voll Freuden, „wird Deine Heirath gebrochen und morgen, hoffe ich, reiset Prinz Heinrich ab; denn Du hast, hoffe ich, kein so niedriges Gemüth, daß Du ihn dem Prinzen von Wales vorziehst."

Wilhelmine schwieg. Die Königin war darüber betroffen. „Ich will Deine Denkungsart darüber wissen," fuhr sie in höchst gereizter Stimmung fort, „Du mußt Dich entschließen, denn ich frage nicht ohne Ursache darum. Verstehst Du mich?"

Während die Königin sprach, hatte die Prinzessin im Innern ihres Herzens den Himmel angerufen, sie zu erleuchten, daß sie eine kluge und entschlossene Antwort geben könne. Jetzt mußte sie mit dem innern Geheimniß ihrer Seele heraus, ein längeres Zögern war nicht mehr möglich.

„Ich habe," sprach sie darauf, nach kurzer Ueberlegung, „den Befehlen Ihrer Majestät jederzeit gehorsamet. Als ich Ihnen zu widerstreben schien, durch meine Nachgiebigkeit gegen den Willen des Königs, im Betreff der Heirath mit dem Prinzen Heinrich, geschah es nur, um

den Frieden in der Familie wieder herzustellen, Ihre Majestät von schwerem Kummer zu befreien und meinem Bruder die Freiheit wieder zu verschaffen. Meine Neigung hatte dabei nichts zu thun; denn ich kannte den Prinzen noch nicht. Jetzt aber, da ich Achtung für ihn gefaßt und ihm mein Wort gegeben habe, würde ich es meiner unwürdig finden, ohne alle Ursache mit ihm zu brechen, da sein Charakter, sein Benehmen und seine Person mir auch nicht zu der mindesten Unzufriedenheit mit ihm Veranlassung geben.''

Kaum konnte die Königin das Ende ihrer Rede erwarten, so überhäufte sie auch schon ihre Tochter mit den bittersten Vorwürfen und behandelte dieselbe ohne alle Schonung.

Ihre Thränen flossen unaufhaltsam; sie sah sich aufs Neue den Schlägen des Geschickes preisgegeben und ihre Leiden schienen kein Ende nehmen zu wollen.

Dennoch mußte sie sich in Gegenwart des Königs Zwang anlegen.

Der König hatte mit ihr seit ihrer Verlobung kein Wort wieder gesprochen und sie kaum eines Wortes gewürdigt. Auch an diesem Tage war er gegen sie sehr übel gesinnt.

Als am Abend der Prinz Heinrich wie gewöhnlich zur Tafel kam, waren weder die Königin, noch die Schwester der Prinzessin Wilhelmine im Zimmer. Sehr heiter

eilte der Prinz auf sie zu, küßte ihr die Hand und sagte: „Alles geht gut! Herr Donep reist morgen sehr unzufrieden ab; denn der König hat alle von ihm überbrachten Vorschläge ganz entschieden verworfen.“

Prinzessin Wilhelmine hatte Selbstbeherrschung genug, zu thun, als sei nichts Besonderes vorgefallen. Allein diese Mittheilung des Prinzen hatte ihrem beängstigten Gemüthe den Frieden wieder gegeben.

Eine Stunde darauf erfuhr die Königin dieselbe Nachricht. Sie war darüber in Verzweiflung und ließ wieder ihre unglückliche Tochter Alles entgelten.

9.

Auch selbst der König ließ sie seinen Unmuth fühlen über das, doch selbst verschuldete, Fehlschlagen der englischen Heirath.

Es war bei Gelegenheit, als die zu ihrer Hochzeit eingeladenen Markgrafen von Anspach und dessen Gemahlin, eine jüngere Schwester der Prinzessin Wilhelmine am berliner Hofe eingetroffen waren.

Der König war ihnen entgegengeritten und führte seine Tochter, die Markgräfin, sogleich nach ihrer Ankunft nach dem Zimmer der Königin.

Die Markgräfin war, so lange sie unvermählt gewesen, sehr schön. Jetzt erkannte man sie kaum wieder. Ihre Haut war völlig verdorben, ihr ganzes Benehmen

verändert. Die Königin hatte diese ihre zweite Tochter, Prinzessin Sophie, eigentlich nie leiden können. Bei dem Könige aber hatte sie Wilhelminens Platz eingenommen, seitdem diese in Ungnade war.

Der König ließ das sie beide fühlen. Er liebkoste die Markgräfin auf alle Weise und nannte sie stets in komischer Zärtlichkeit: „Ihre Königliche Hoheit.“ Die Königin, die es nicht leiden konnte, wenn man mit Jemand anders als mit ihr schön that, fühlte sich dadurch beleidigt, durfte sich jedoch ihre Empfindlichkeit darüber im Beisein des Königs nicht merken lassen.

Die Markgräfin war übrigens sehr liebreich gegen ihre Schwester Wilhelmine und diese that ihr Möglichstes ihr die Freude über das Wiedersehen zu erkennen zu geben.

Nach der Tafel führte der König die Markgräfin in ihre Kammer, denn das Loch unter dem Dache des kleinen Schlosses von Wusterhausen, wo sie logiren sollte, konnte unmöglich ein Zimmer genannt werden. Da man der Markgräfin nun meldete, daß ihre Kammerfrau noch nicht angekommen sei, so sagte er, indem er auf Wilhelmine zeigte, in einem Tone, der seine Bitterkeit gegen dieses unschuldige Opfer des vieljährigen Familienhaders in diesem Königshause verrieth: „Deine Schwester kann Dir Kammerfrauendienste thun, sie taugt ohnehin zu sonst nichts.“

Diese Worte verletzten die Tiefe ihres Selbstgefühls. Sie blieb wie angewurzelt stehen und wurde wechselnd glühend roth und todtenblaß. Diese Behandlung hatte sie nicht verdient. Dennoch beherrschte sie sich, sprach kein Wort und zog sich zurück nach der Entfernung des Königs.

In ihrem Zimmer angekommen, vergoß sie einen Strom von Thränen; ihre kleine Eitelkeit war auf das Tiefste gekränkt und dergleichen schmerzt eine junge Dame oft mehr, als ein schweres Unrecht, das man ihr zufügt.

Als die Königin diese Aeußerung erfuhr, war sie darüber sehr aufgebracht; allein ihre Vorstellungen dagegen bei dem Könige, daß er die jüngere Schwester so hoch über die ältere stelle, und diese so tief erniedrige, blieben ohne allen Einfluß. Der König fuhr fort, die Markgräfin vorzuziehen, um seine älteste Tochter damit recht tief zu kränken.

10.

Wie die üble Laune der Königin gegen die arme Prinzessin oft so ungerecht war, beweist folgender Vorfall:

Vierzehn Tage nach der Ankunft der Markgräfin von Anspach kehrte der Hof nach Berlin zurück.

Die Zeit der Hochzeit rückte immer näher heran. Der König hatte die Herzogin von Sachsen-Meiningen, den Herzog, die Herzogin und Prinz Carl von Bevern,

sowie auch den alten Markgrafen von Bayreuth, den Vater des Prinzen Heinrich, zu dieser Feierlichkeit eingeladen.

Die Herzogin von Meiningen kam zuerst an. Diese alte Dame hatte drei Männer gehabt; jetzt war sie Wittwe. In ihrer Jugend war sie sehr gefallsüchtig gewesen. Man hätte keine bessere Schauspielerin sehen können, als sie war, sowohl im Leben, wie auf dem Liebhabertheater des Hofes. Besonders Charakterrollen waren ihr wie angeboren. Jetzt war sie so dick, daß sie kaum gehen konnte und ihr volles, glänzendes Antlitz deutete hinlänglich an, daß sie die Freuden der Tafel sehr liebte. Ihr Benehmen war nicht ohne Frechheit und Gemeinheit; dabei war sie, obgleich schon 60 Jahre alt, aufgeputzt wie ein junges Mädchen. Ihr übertriebener Staat machte sie nur noch lächerlicher, da sie wie mit Edelsteinen bespickt erschien und hundert kleine Schmucksachen an sich herum hängen ließ.

Die Königin war durch die Etikette genöthigt, ihr den ersten Besuch zu machen; als sie hinging, befahl sie der Prinzessin, sie von ihrer Rückkehr benachrichtigen zu lassen, damit sie ihr ihren Besuch machen könne.

Das geschah. Die Königin hielt an diesem Tage Appartement. Als Prinzessin Wilhelmine sich dahin verfügte, war die Königin beschäftigt, die Anwesenden zu unterhalten. Kaum sah sie ihre Tochter eintreten, so fragte sie dieselbe im ärgerlichen Tone, woher sie so spät käme.

„Von der Herzogin,“ antwortete Wilhelmine ruhig.

„Wie? und auf wessen Befehl?“

„Auf den Befehl Ihrer Majestät!“

„Auf den meinen?“ rief sie auffahrend, „ich habe Dir nie befohlen, eine Niederträchtigkeit zu begehen! noch Dinge, die unter Deiner Würde sind; allein seit einiger Zeit bist Du dergleichen so gewohnt, daß es mich gar nicht mehr wundert.“

Diesen Verweis sagte sie ihr ganz laut in Gegenwart des ganzen Hofes. Alle Welt nahm ein Aergerniß daran und beklagte die allgemein beliebte Prinzessin im Stillen über eine so unwürdige Behandlung.

Prinzessin Wilhelmine war dadurch auf das Tiefste gekränkt und dennoch mußte sie vor der Welt ihre Fassung behaupten.

Bald darauf war der alte Markgraf von Bayreuth eingetroffen. Er wurde der Königin vorgestellt und machte der Prinzessin viel Freundschaftsversicherungen. Da ihre Hochzeit in drei Tagen, am 20. November, gefeiert werden sollte, so gestattete die Königin ihm und seinem Sohne den Zutritt zu der Prinzessin. Zugleich sorgte sie aber dafür, daß von dieser Erlaubniß kein Gebrauch gemacht werden konnte, denn den ganzen Tag mußte sie bei der Königin sein. Die Verlobten konnten sich daher nur Abends im Beisein des ganzen Hofes sprechen und hatten

keine Gelegenheit, sich gegenseits noch vor der Hochzeit näher kennen zu lernen.

11.

An diesem Tage, den 20. November, begab sich Prinzessin Wilhelmine, der Etikette gemäß, im Negligé zu dem Könige. Er sagte ihr, daß sie sich der Ceremonie unterwerfen müsse, welche bei allen Prinzessinnen, die sich vermählen, herkömmlich sei.

Das war aber nichts Geringeres, als Entsagung auf alle Allodialgüter.

Da die Prinzessin von diesem Gebrauche vorher unterrichtet war, so konnte diese Anforderung des Königs sie nicht befriedigen.

Sie folgte dem Könige in die Gemächer der Königin. Dort sah sie unter den Anwesenden die beiden Markgrafen von Bayreuth, Vater und Sohn. Auch Grumbkow, Thulemeyer, Podevils und Herr von Voit, der bayreuther Staatsminister, waren anwesend.

Man las der Prinzessin die Eidesformel vor. Dieselbe lautete, daß sie während der Lebenszeit ihrer Brüder und deren Nachkommen allen Allodialgütern entsage, aber im Fall ihres Absterbens in ihre vollen Erbrechte eintrete, ausgenommen die Ansprüche des Prinzen Heinrich auf die Länder von Jülich und Berg.

Einen Augenblick nahm die Prinzessin Anstand, diesen

Schwur abzulegen; allein diesem ersten Artikel folgte noch ein zweiter, der sie völlig in Erstaunen setzte, worauf sie gar nicht vorbereitet gewesen war.

Er enthielt die vollständige Verzichtleistung auf alle Güter der Königin, im Fall sie, ohne ein Testament zu machen, mit Tode abgehen sollte.

Die Prinzessin war darüber so betroffen, daß sie, anstatt auf jeden Artikel mit den Worten zu antworten: „So mir Gott helfe!“ ganz stumm blieb. Sie hob auch die drei Finger der rechten Hand nicht auf, wie es zum Schwur erforderlich war.

Der König, der bis dahin keinen Blick von ihr gewendet hatte, mochte wohl fühlen, wie schweres Unrecht ihr damit geschah, denn in Geldsachen hatte er ein feines Gefühl. Und er trat zu ihr heran, umarmte sie und sagte mit Thränen in den Augen, gütiger als jemals in seinem ganzen Leben: „Du mußt Dich dieser harten Bedingung unterwerfen, liebe Tochter, die Markgräfin von Anspach hat dasselbe gethan, es ist jedoch nur eine bloße Förmlichkeit. Deine Mutter hat ja jeden Augenblick die Freiheit, ein Testament zu machen, wie es ihr beliebt.“

Diese Worte hatten wenig Tröstliches für die arme Prinzessin, da sie zu gut die Gesinnungen ihrer Mutter kannte, um auf deren Güte für sie viel zu bauen.

Sie küßte dem Könige die Hand und sagte: „Ew.

Majestät haben mir auf das Feierlichste versprochen, für mich zu sorgen; ich kann also nicht glauben, daß Sie mich mit so vieler Härte behandeln wollen."

Der König fühlte sich getroffen. Er veränderte die Farbe und sagte nicht ohne einige Härte: „Es ist jetzt nicht Zeit mehr Einwürfe zu machen. Willst Du nicht gutwillig unterschreiben, so werde ich Dich dazu zwingen. Jetzt gleich nimm Deinen Entschluß!"

Das sprach der König mit gepreßter Stimme halb leise, doch so, daß es die Umstehenden hören konnten; dann führte er sie mit starker Hand zu dem Tische, wo sie das unselige Actenstück unterschreiben mußte.

Nachdem das geschehen war, liebkoste er die Prinzessin auf das Zärtlichste für ihre Willfährigkeit und gab ihr die schönsten Versprechungen, die er jedoch ebenso wenig zu halten dachte, wie die Prinzessin den zwar von ihr unterschriebenen aber nicht wirklich abgeleisteten Eid.

Nachher setzte man sich zur Tafel, bei der Niemand zugegen war, als der König, die Königin, die beiden ältesten Schwestern der Prinzessin Wilhelmine, die Herzogin von Bevern und Prinz Heinrich. Die andern hohen Herrschaften waren in die Stadt eingeladen.

12.

Nach der Tafel fing man an, die Prinzessin zu putzen.

Sie hatte so viel Kammerfrauen, die Königin an der Spitze, daß die Eine wieder verdarb, was die Andern aufgebaut hatten.

Die Königin zog Alles so viel als möglich in die Länge, bis ihr der König befahl, ein Ende zu machen. So war denn endlich nach vierstündigem Arbeiten, unter einer Verwirrung, die der des babylonischen Thurmbaues wenig nachgab, der Prachtbau einer hohen Braut von königlichem Stamme fertig geworden.

Die Prinzessin gestand später selbst in ihren Memoiren: „Ich sah aus, wie eine Närrin. Auf dem Kopfe trug ich eine schwere, brillantene Krone von sechs Bogen; daran hingen vierundzwanzig lange Locken, deren Schwere es mir fast unmöglich machte, den Kopf gerade zu halten. Ihr Kleid war eine Hofrobe von reichem Silberstoffe mit einem goldenen Netze überzogen. Die Schleppe war 12 Ellen lang und wurde von zwei Damen der Prinzessin und zwei Hofdamen der Königin getragen, was diesen für eine große Ehre galt.“ Die Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein Sonnenfels, war an diesem Tage zur Aebtissin von Wolmirstädt ernannt worden, und die Königin hing ihr selbst das goldene Ordenskreuz um den Hals.

Alsdann begaben sich die Herrschaften in die schon früher beschriebenen Staatszimmer des berliner Schlosses.

Der letzte der mit einem Werthe von sechs Millio-

nen an Silbergeräth ausgestatteten Prachtsäle war zu der Einsegnung der Ehe eingerichtet. Man hatte dort einen Thronhimmel von karmoisinrothem Sammet mit goldenen Crepinen aufgerichtet. Unter diesem Baldachin stand auf einer Estrade der Trauertisch.

Die Einsegnung erfolgte vom Hofprediger nach einer salbungsvollen Rede. Alsdann verkündete eine donnernde Kanonensalve dieses Ereigniß am königlichen Hofe der Hauptstadt.

Alle Gesandten, außer dem englischen, waren zugegen. Auch der früher vom Könige ihr zum Gemahl bestimmt gewesene dicke Markgraf Adolph von Schwedt mußte auf Befehl des Königs dabei zugegen sein. Man kann sich denken, daß er ein ziemlich trübseliges Gesicht dazu machte, und wenig Fassung zeigen konnte.

Nachdem die Prinzessin dem Könige ihren Salamalek verrichtet und alle Glückwünsche angenommen hatte, mußte sie sich neben der Königin, unter den Thronhimmel setzen. Prinz Heinrich, der Neuvermählte, eröffnete mit ihrer Schwester, der Markgräfin von Anspach, den Ball, welcher wohl eine Stunde dauerte.

Darauf ging man zur Tafel, die wieder zwei Stunden währte, welche bei allem Glanz der mit Diamanten, Gold- und Silberstoffen schwer beladenen Prinzessin Braut ziemlich langweilig vorkamen. Sie saß am obern Ende der Tafel. Der König saß neben dem Bräutigam und

neben der Prinzessin saß ihr Schwiegervater, der Markgraf.

Der König fand sein Vergnügen daran, seinen Schwiegersohn, Prinz Heinrich, betrunken zu machen; er mußte ihm mit Gewalt Bescheid thun.

Hinter dem Stuhle der Prinzessin stand während der ganzen Tafel eine ihrer Damen und eine Hofdame der Königin, ebenso auch zwei Cavaliere des Königs und zwei, die zu ihrem eigenen Hofstaate gehörten.

Nach der Tafel begab sich der Hof in den großen Saal zurück, wo der solenne Fackeltanz begann. Alle Hofmarschälle gingen mit ihren großen Stäben voraus; die Generallieutenants folgten mit den Fackeln. Dann kam das hohe Brautpaar. Man machte zweimal im Polonaisenschritt einen Umzug durch den Saal und durch das große Nebenzimmer. Alsdann nahm die Braut die Hand eines jeden Prinzen nach der Reihe der Tanzordnung. Nachdem dieses Ceremoniel beendet war, übernahm der Bräutigam dieselbe Rolle und tanzte mit allen Prinzessinnen nach einander.

Sobald der Tanz beendigt war, wurde die Prinzessin Braut dem Ceremoniel gemäß ausgekleidet. Die Königin gab ihr ein feines gesticktes Battisthemd in die Hand, anstatt es ihr anzuziehen, wie das alte Ritual erfordert hätte. Dann legte man die Prinzessin im reichen Negligé auf ein karmoisinrothes mit Perlen gesticktes Bett.

Alle die hohen Herrschaften, außer denen von Braunschweig und Anspach, sowie alle Damen aus der Stadt nahmen dann Abschied von ihr.

Die Königin konnte sich in ihrem Aerger nicht enthalten ihr im Vorbeigehen noch einige unangenehme Worte zu sagen. Sie war ganz in Verzweiflung, denn grade an diesem Tage war ein Courrier von England am berliner Hofe angekommen, der so vortheilhafte Vorschläge brachte, daß, wäre er nur vier und zwanzig Stunden früher eingetroffen, trotz aller Protestationen Seckendorf's und Grumbkow's, die Heirath mit dem bayreuthschen Prinzen sicher rückgängig gemacht und die mit dem englischen Kronprinzen doch noch zu Stande gekommen wäre.

Dieses Schwanken des englischen Cabinets hatte allerdings noch seinen besondern, geheimen Grund, denn es hätte nur der Hälfte der jetzigen Nachgiebigkeit zu rechter Zeit bedurft und die englische Heirath würde längst schon zu Stande gekommen sein.

Der Grund lag darin, der König von England hatte die Vermählung mit einer so geistreichen Prinzessin, wie ihm Wilhelmine geschildert war, nie gern gesehen. Diese seine Abneigung gründete sich auf die Besorgniß, diese Prinzessin, an einem so intriguanten Hofe, wofür der berliner damals allgemein und mit Recht galt, erzogen, möge dieselben Grundsätze haben und dann nur an dem ruhigen englischen Hofe, wo Alles so gleichmäßig wie

durch die Uhr der Etikette geregelt herging, Unordnungen anrichten.

Dagegen wünschten der Prinz von Wales und die ganze Nation eifrigst diese Verbindung. Daher ging die Politik des Königs von England allezeit dahin, sich das Ansehen zu geben, als ob er den Wünschen Preußens entgegen komme und doch dabei so geschickt zu manövriren, daß er stets den ungeduldigen und zum Jähzorn geneigten König von Preußen aufreizte zu einem eclatanten Benehmen, welches ganz den Schein des Bruchs auf dessen Schultern warf.

Dagegen hatte Friedrich Wilhelm I. die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem kleinen Markgrafen von Bayreuth nie ernstlich gewünscht. Aber Seckendorf und Grumbkow hatten ihm eingeredet, daß die scheinbare eifrige Betreibung dieser Verbindung das einzige Mittel sei, den König von England nachgiebig zu machen. So war der preußische König in dieses Netz der habsburger Intrigue hinein gegangen und ärgerte sich heimlich über jeden Erfolg, den er auf diesem Wege gewann, ohne sich wieder mit Ehren herauswickeln zu können.

Auch der alte Markgraf von Bayreuth war wüthend über diese Vermählung seines Sohnes, die nicht nach seinem Sinne war, besonders da der König und die Königin sich weigerten ihr eine Mitgift zu geben, wie sie eines so reichen Fürsten würdig gewesen wäre. So em=

pfing der arme Prinz eines armen Hauses eine königliche Prinzessin, fast aufgedrungen, die ihn an Ansprüchen, aber auch an Armuth noch übertraf.

So schien ein vielfacher Fluch auf dieser Verbindung zu ruhen, die nach dem persönlichen Charakter der beiden Neuvermählten doch noch eine ganz glückliche Zukunft versprochen hätte, wäre nicht die arme Prinzessin auf Befehl und doch mit dem Widerwillen ihres königlichen Vaters, ihrer Mutter, der Königin und ihres Schwiegervaters belastet gewesen.

Achtes Capitel.

Rückkehr des Kronprinzen. Entzücken der Prinzessin Wilhelmine. — Kaltes Benehmen des Prinzen. — Veränderung in seinem Aeußern. — Kälte der Königin. — Grumbkow's Aeußerung darüber. — Ferneres Benehmen des Kronprinzen. — Der Prinz erhält Erlaubniß Uniform und Degen zu tragen. — Muß wieder nach Küstrin zurückgehen und die Uniform ablegen. — Schreiben des Kronprinzen an den König, vom 8. December. — Die Entwickelung und Neigungen des Kronprinzen. — Fortsetzung seines Verhältnisses zu Frau von Wrech. — Seine Ansichten über die Ehe. — Intrigue und Vorschläge wegen seiner Verheirathung. — Des Kronprinzen Meinung darüber. — Ein origineller Brief des Königs. — Des Prinzen Correspondenz mit Grumbkow. — Oesterreichische Intriguen. — Geldanerbietungen an den Kronprinzen. — Friedrich durchschaut alle Intriguen. — Sein kluges Benehmen. — Verzweiflung des Kronprinzen, ausgesprochen in einem Briefe an Grumbkow. — Zu spät. — Nachgiebigkeit des Kronprinzen. — Grumbkow schildert die Prinzessin. — Erstes Zusammentreffen des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern. — Ungünstiger Eindruck derselben auf den Prinzen. — Der Prinz fügt sich in das Nothwendige. — Grumbkow moralisirt gegen den Kronprinzen. — Sein scharfer Brief an den Kronprinzen erregt Mißfallen in Wien. — Oesterreichische Zweizüngigkeit. — Friedrich durchschauet Grumbkow. — Die Politik des Prinzen in dieser Hinsicht. — Verlobung. — Lieblose Urtheile über die arme junge Prinzessin von Bevern. — Der Prinz schreibt darüber spöttelnd an Grumbkow. — Der Kronprinz in Ruppin. —

Wichtig für die Entwickelung seines Geistes und Charakters. — Seine Beschäftigung in Ruppin. — Lustige Jugendstreiche. — Friedrichs klug berechnete Offenherzigkeit gegen Grumbkow. — Seine Genialität läßt sich immer mehr erkennen.

1.

Am 23., also am dritten Tage nach der Hochzeit, gab der König in den Prunksälen des großen berliner Schlosses einen glänzenden Ball, der ganze Hof und Adel, sowie nach der populären Weise des Königs viele angesehene Personen des Bürgerstandes von Berlin und die vielen zum Besuch anwesenden fremden Fürstlichkeiten mit ihren Hofstaaten bildeten eine Versammlung, deren Diamantenreichthum bei dem massenhaften Silbergeräth der Schenktische, der Girandolen, Wandleuchter und Lichtkronen noch glänzender gestrahlt haben würde, wenn nicht die großen Altarlichter, die wie Pechfackeln auf den riesigen Girandolen und Silberleuchtern brannten, gleichsam in einen schwarzen Dampf alle den Glanz eingehüllt hätten.

Da die Prinzessin Wilhelmine, wie wir aus ihrer Jugendgeschichte wissen, sehr graziös tanzte und den Tanz sehr liebte, und auch nicht Ursache hatte mit ihrem neuen Gemahl unzufrieden zu sein, so that sie sich mit Tanzen so recht etwas zu Gute, wie sie selbst schreibt.

Eben tanzte sie mit ihrem Erzfeinde, dem gewandten

Grumbkow, der sich übrigens wieder bei ihr einzuschmeicheln gewußt hatte, als derselbe wiederholt zu ihr sagte: „Ihre Königliche Hoheit ist dergestalt mit dem Balle beschäftigt, daß sie gar nicht sieht, was um sie her vorgeht.“

„Was giebt es denn so Wichtiges zu sehen?“ fragte sie, schon ungeduldig über die ewigen Störungen ihres Vergnügens.

„Mein Gott,“ entgegnete Grumbkow lebhaft, „so endigen Sie doch den Tanz! Sie scheinen von der Tarantel gestochen zu sein, umarmen Sie doch Ihren Bruder, der dort steht.“

Wilhelmine war so überrascht vor Freude, daß sie ohne Grumbkow's Unterstützung zu Boden gesunken wäre.

Endlich fand sie diesen geliebten Bruder, den Kronprinz Friedrich, stehend neben dem Spieltisch, woran die Königin saß.

Mit diesem Moment waren alle Leiden vergessen; sie schloß ihn in ihre Arme. In ihrem freudigen Entzücken war sie ganz wie närrisch; sie weinte, lachte und schwatzte die verworrensten Dinge durcheinander.

Sobald die erste Scene des Wiedersehens vorüber war, warf sie sich dem Könige zu Füßen und sagte ihm in ihrer lebhaften Dankbarkeit so viel rührende und zärtliche tiefgefühlte Worte, daß der König selbst Thränen der Rührung vergoß.

Augenblicklich waren alle Schnupftücher herausgezo-

gen und die ganze Gesellschaft bildete einen Wald von weißen Taschentüchern, welche ganze Ströme von Thränen aufzunehmen bestimmt schienen.

Wilhelmine fand ihren geliebten Bruder so verändert, daß sie ihn fast nicht wieder erkannt hätte. Er war nicht gewachsen und sein vieler Kummer, sowie das Leben im Gefängnisse hatte sein Gesicht und seinen Körper aufgedunsen. Dabei war der früher schlank und gutgewachsene Prinz breitschultrig geworden. Sein Kopf stak fast zwischen den Schultern. Er war weder so gelenkig mehr, noch so schön, als früher. Er trug weder Uniform noch Degen, sondern ein einfaches hechtgraues Kleid von grobem Tuch, ein Anzug, der freilich in ziemlich starkem Contrast stand mit dem ungemeinen Glanz dieses Hoffestes und daher auch viel Demüthigendes für den Prinzen haben mußte. Aber ohne Zweifel war es Absicht des Königs ihn fühlen zu lassen, daß er noch nicht mehr war, als ein erst halb begnadigter Sträfling.

Dennoch hörte die lebhafte Prinzessin nicht auf ihn zu liebkosen und ihm ihre Freude zu bezeugen. Er aber antwortete sehr einsylbig, kurz abgebrochen und mit Kälte; ein Beweis, daß er sich immer noch gedrückt und erbittert fühlte und mit seinem Geschick noch keineswegs zufrieden war.

Dieses Benehmen des Kronprinzen beunruhigte die arme Prinzessin sehr; sie ahnete zwar die Ursache wohl,

durfte aber nicht darnach fragen; denn sie bemerkte, daß der König sie beide scharf beobachtete.

Die Königin schien ziemlich froh zu sein, ihn wieder zu sehen. Sie war allerdings auf sein Erscheinen auf Befehl des Königs vorbereitet worden, damit ihr freudiger Schreck nicht zu groß sein sollte; doch als der Kronprinz an ihre Seite, an den Spieltisch trat, sah sie nicht auf; erst wie der Prinz ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte, rief sie freudig überrascht: O mon fils! Bald aber sank sie in ihre gewohnte förmliche, kalte Gleichgültigkeit zurück. Der Prinz stand an ihrer Seite und sie spielte weiter. Die Königin fühlte sich doch lange nicht so unaussprechlich glücklich über die endliche Erlösung ihres ältesten Sohnes, des Kronprinzen, wie man gehofft hatte. Denn in ihrer gemessenen Kälte des Benehmens hatte sie niemals viel mütterliche Liebe für ihre Kinder gezeigt.

Es kam noch dazu, daß die Verbindlichkeit, welche der Kronprinz für seine Schwester haben mußte, indem ihre Nachgiebigkeit gegen die Befehle des Königs zunächst für dessen Begnadigung mitgewirkt hatte, ihren Neid aufregte und damit die Freude am Wiedersehen verminderte. Bei dieser Lage der Sache schien er ihr in der That nichts weiter zu gelten, wie als Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes. Hätte sie allein dessen Befreiung bewirkt, so würde sie gewiß eine größere Theilnahme gezeigt haben.

Endlich zog man die Loose, welche die Plätze an der Tafel bestimmten und setzte sich zu Tisch. Es waren an 400 Couverts. Der König befand sich nicht dabei. Er speisete mit dem Kronprinzen allein, was diesen wieder in eine höchst peinliche Situation brachte.

Nach Aufhebung der Tafel sagte Grumbkow zu der Prinzessin, daß der Kronprinz, durch die Kälte, womit er sie empfangen habe, Alles verderbe.

„Das mißfällt dem Könige," fuhr er fort, „denn dieser kann nur urtheilen, entweder, daß sich der Prinz Zwang anthue und dann wäre das Mißtrauen gegen den König, das darin liege, beleidigend für ihn; oder der König müsse meinen, daß er wirklich gleichgültig sei und das würde ein schlechtes Herz verrathen."

„Sie dagegen, Hoheit," fuhr er fort, „haben sich sehr gut benommen, Ihr Herz ganz offen gezeigt und damit dem Könige Freude gemacht. Fahren Sie so fort. Sprechen Sie ganz dreist mit dem Kronprinzen; sagen Sie ihm, er solle offen und ohne Umschweif handeln; darin liegt die einzige Möglichkeit den Frieden in der königlichen Familie zu erhalten."

Dieser Rath, wenn er auch aus keinem guten Herzen kam, war doch im Grunde gut. Wilhelmine theilte ihrem Bruder Grumbkow's Bemerkung mit und fügte einige freundliche Vorwürfe über sein verändertes Benehmen gegen sie selbst hinzu. Der Kronprinz aber ant-

wortete ebenso kalt wie früher: „Ich bin immer noch der Alte; aber ich habe Ursache so und nicht anders mich zu benehmen.“

Am folgenden Tage hatte der König ihm erlaubt und befohlen, seiner Schwester Wilhelmine, der jetzigen Markgräfin von Bayreuth, einen Besuch zu machen. Er kam und blieb wohl eine Stunde dort, während beide einander ihre Begegnisse mittheilten. Indeß war und blieb er steif und verlegen. Alle seine Betheurungen einer unveränderten Zuneigung kamen gezwungen heraus.

Einige Male musterte er den Prinzen Heinrich, Wilhelminens Gemahl, mit seinen durchdringenden großen, blauen Augen auf das Schärfste und sagte ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten.

Wilhelmine war ganz irr geworden an ihrem geliebten Bruder. Sie erkannte ihn gar nicht mehr, der ihr so viel Thränen gekostet, für den sie so viel aufgeopfert hatte. Doch suchte sie diese ihr so schmerzlichen Gefühle zu verhehlen und behielt ihren alten Ton gegen ihn.

2.

Am 30. November gab der österreichische Gesandte, Graf Seckendorf, ein Diner, wozu auch der Kronprinz eingeladen war. Dieser aber schämte sich in dem großen hechtgrauen Oberrock, worin er sich wie ein Baugefangener vorkam, zu erscheinen, und auf Verwendung Secken=

dorf's, des Fürsten Leopold von Dessau und einiger anderer Generale gab der König dem Prinzen die Erlaubniß, in der Uniform des Golze'schen Regiments zu erscheinen und den Degen mit dem Portepée anzulegen. Diese Begrüßung milderte einigermaßen die tiefe Bitterkeit im Gemüth des Kronprinzen über die erfahrene unwürdige Behandlung. Indeß dauerte die Befriedigung darüber nicht lange. Der König war im Ganzen mit seinem Benehmen mehr zufrieden, als es Grumbkow gegen die Prinzessin angedeutet hatte. Diese Zufriedenheit äußerte er gegen den Begleiter des Prinzen Herrn von Walden, indem er nur mit militärischem Sinn befahl: Er solle darauf sehen, daß der Kronprinz sich den französisch-wackelnden Gang abgewöhne und nicht beständig auf den Zehen wippe.

Anstatt an den vielen Bällen, die während der nächsten acht Tage der hohen Vermählung zu Ehren gegeben wurden, Theil zu nehmen, mußten der Kronprinz, sowie auch der neuvermählte Erbprinz von Bayreuth den König in sein Tabackscollegium begleiten. Das sollte eine ganz besondere hohe Gnade für sie sein, war ihnen aber ein Gräuel, wovon sie erst erlöst wurden, wenn der König Abends sich zur Tafel in die Gemächer der Königin zurückzog.

Uebrigens hatte der Kronprinz vergebens gehofft, bereits in die volle Gnade des Königs zurückgekehrt zu sein.

Er mußte in sein Fegefeuer nach Küstrin zurückkehren, wo er noch eine Probezeit aushalten sollte. Seine Uniform und Degen mußte er in Berlin zurücklassen und wieder den hechtgrauen Civilrock anziehen.

Dennoch schrieb er an den König von Küstrin aus am 8. December, in dem vollen Bewußtsein, daß nur die tiefste Unterwürfigkeit ihm wieder die Gnade seines Vaters und Königs gewähren könne: „Ich erkenne die Gnade, die mir mein allergnädigster Vater gethan, mich wieder zum Officier zu machen, wie ich soll und muß. Finden Sie eine falsche Ader in mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben, so thun Sie mir in der Welt, was Sie wollen."

Er fuhr dann fort, dem Könige Verbesserungsvorschläge für die Domänen einzureichen, bat um ein „Exercirreglement" und meldete seinem königlichen Vater, daß er auf dem Neumühlischen Saugarten 20 Stück Sauen todt gemacht und zwar acht hauende Schweine, zwei Bachen und zehn Frischlinge."

Wir sehen, wie genau der Kronprinz die Schwächen des Königs kannte und wie schlau er bemüht war, den König für sich zu gewinnen, daß er seinen Neigungen schmeichelte.

Der König konnte nicht mehr verlangen. Er war zufrieden mit der guten Application des Kronprinzen. Nur eins mißfiel ihm; als er die Haushaltungsrechnungen

desselben durchsah, fand er einige Flaschen Champagner darin aufgeführt. Das verwies ihm der König in seiner Antwort, mit der Erklärung, daß ein gutes Bier ihm weit zuträglicher sein würde.

„Ich werde," entgegnete Prinz Friedrich darauf, „in allen Stücken meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben und das Bier anlangend, so ist hier ein gutes Bier, daran ich mich schon gewöhnt habe. Champagner habe ich nur getrunken, weil es die Doctores befohlen haben."

3.

Daß sich der Kronprinz in seiner Lectüre nicht blos auf die geistlichen Erbauungsschriften, die ihm der König empfohlen hatte, und wenn er Durst hatte, nicht auf Weißbier, in der Liebe nicht auf christliche Nächstenliebe beschränkte, können wir nach seinen eigenen Geständnissen, die sich vielfach in seinem eigenen Briefwechsel finden, nicht leugnen.

Wir dürfen uns auch darüber nicht täuschen, daß die ursprünglich geniale Natur des Kronprinzen Friedrich durch die Gefangenschaft in Küstrin nur auf sehr kurze Zeit zurückgedrängt worden war und daß sie um so ungebundener ausbrach, als er sich wieder einigermaßen in Freiheit gesetzt sah. Nur war er jetzt vorsichtiger geworden, als früher.

Wir haben schon früher Mittheilungen gemacht über das galante Verhältniß des Kronprinzen zu der schönen Frau von Wrech. Dieses Verhältniß wurde nach der Rückkehr des Kronprinzen nach Küstrin, als ihm noch mehr Freiheit wie früher zu Theil geworden war, auf das Eifrigste fortgesetzt.

Die Passion für diese reizende Frau hatte sich seiner so bemächtigt, daß er anstatt auf den königlichen Domänen die Kuhställe und Düngerstätten zu besuchen, er es angenehmer fand, bei der schönen Frau, die sich jetzt auf ihrem Schlosse Tamsel befand, welches er im schnellen Ritte von Küstrin aus bald erreichen konnte, Besuche abzustatten. Er unterhielt sich dort auf das Köstlichste, versäumte darüber seine langweiligen Kanzleigeschäfte, kümmerte sich nicht um Pachtanschläge und Acten, versäumte die Sessionen und war nie glücklicher, als wenn er sich mit dieser reizenden und interessanten Circe unterhalten konnte. War er nicht bei ihr, so schwärmte er wenigstens in französischen Poesien oder Phantasien auf der Flöte in den süßesten Erinnerungen an die wonnevollen Stunden, die sie ihm gewährte.

Hier traf ihn einst der ehrenfeste General Graf Schulenburg an. Dieser sein erster Mentor hielt es für seine Verpflichtung, dem Kronprinzen zu sagen: ,,Ihre Hoheit müssen sich bemühen, ein tadelfreies Leben zu führen und vor allen Dingen ist es nöthig, sich nicht der Verführung

von Seiten des Frauenzimmers zu überlassen, indem dieses vorübergehende Vergnügen Ihnen tausendfältigen Kummer bereiten würde."

„Ich bin jung," antwortete ihm der Kronprinz in leichtsinniger Heiterkeit, „und habe mich in dieser Hinsicht nicht in meiner Gewalt. Der gute Gott ist nachsichtig und wird so kleine Sünden schon verzeihen. Mein Vater hat es in seiner Jugend auch nicht besser gemacht."

Vergebens wendete der alte Herr alle seine Beredtsamkeit an. Er mußte endlich einsehen, daß es unmöglich sei, ihm in diesem Punkte andere Gesinnungen beizubringen; „es müßte denn ein Wunder geschehen," berichtet Schulenburg an Grumbkow, „wenn der Kronprinz in diesem Punkte sich noch ändern sollte."

Um so mehr Ehre, sagen wir, machte es ihm bei seinem sanguinischen Temperamente, daß er später, als die schweren Verpflichtungen der Krone ihn zum ernsten Nachdenken über sich selbst brachten, als ein so streng sittlicher Anachoret in seinem Sanssouci lebte und seinem Volke das große Beispiel eines sittlich enthaltsamen Lebens auf dem Throne gab.

4.

Auch über die Ehe hatte der philosophische Kronprinz seine leichtfertigen Gedanken. Der frivole Geist einer mo-

dernen französischen Philosophie hatte den genialen jungen Prinzen auch in dieser Beziehung durchdrungen.

„Ich werde mich auch in dieser Hinsicht,“ erklärte er, „unbedingt dem Willen meines Vaters unterwerfen, dann aber meine Frau ruhig sitzen lassen und nichts soll mich hindern, alsdann nach meinem eigenen Geschmack zu leben. Meiner Gemahlin werde ich dieselbe Freiheit gestatten.“

„Aber der König,“ wurde ihm eingeworfen, „würde dann die Partei der Kronprinzessin nehmen.“

„Nun, in diesem Falle würde ich schon für gute Ordnung sorgen, so daß sie nicht wagen sollte, zu klagen.“

„So viel ist gewiß,“ schrieb Schulenburg am Ende seines langen Berichts, „wenn der Kronprinz nicht kurz gehalten wird, so möchte er wohl leicht umschlagen. Mehr als einmal sagte er mir: Ich bin jung und will mein Leben genießen. Als Sie noch jung waren, sind Sie gewiß nicht tugendhafter gewesen und wer weiß, was Sie noch jetzt in Wien getrieben haben?“

Bald darauf machte der Kronprinz dem General Grafen Schulenburg einen Gegenbesuch in Landsberg. Auch darüber berichtete gewissenhaft der alte wohlmeinende Herr: „Obschon ich Zweifel in seine Tugend und Gottesfurcht setzen muß, so erkenne ich doch im Kronprinzen bereits den zukünftigen großen Fürsten. Ich stellte ihm die Officiere meines Regimentes vor und er empfing sie,

obwohl im groben hechtgrauen Oberrock und ohne Degen und Portepée, doch wie ein geborner König. Es leidet keinen Zweifel, daß er fühlt, wer er ist und wenn er das einst werden sollte, wird er sich schon geltend zu machen wissen.“

Der König hatte, seitdem er den Kronprinzen begnadigt, in seinen Briefen öftere Anspielungen fallen lassen, daß er ihn verheirathen würde. Auch in dieser wichtigen Angelegenheit waren die Intriguen der Diplomatie des Hauses Habsburg im Spiele. War es durch Oesterreichs Cabalen schon vereitelt worden, daß Prinz Friedrich eine englische Gemahlin erhielt, so kam es jetzt darauf an, ihm eine Lebensgefährtin zu geben, die geeignet schien, den künftigen Beherrscher von Preußen auch durch die Bande der Familie vom Hause Habsburg abhängig zu machen. In dieser Beziehung hatte die Kaiserin dem Kronprinzen eine ihrer Nichten, eine Tochter des Herzogs Ferdinand von Braunschweig *) bestimmt, und Seckendorf erhielt den diplomatischen Auftrag, diese Verbindung à tout prix durchzusetzen.

„Man sieht,“ meldete darüber Seckendorf dem Prinzen Eugen, „am kaiserlichen Hofe in der Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer Prinzessin von

*) Geboren 1715, also im Jahre 1732 erst 17 Jahre alt.
D. V.

Bevern, das geeignetste Mittel, ihn von seinen dermaligen Principien abzubringen.

Seckendorf betrieb diese Angelegenheit mit seiner gewohnten Schlauheit und Grumbkow war in diesen Dingen, wie in allen übrigen, der dienstwillige Helfer der österreichischen Pläne. So hatten beide es durchgesetzt, daß der König dem österreichischen Gesandten den Auftrag gab, den Brautwerber zu machen und dieser schrieb darüber höchst befriedigt (am 19. Juni 1731) an Prinz Eugen: „Dem Kronprinzen habe drei Prinzessinnen zur Heirath verschlagen lassen; die Gotha'sche, die Eisenach=sche und die Bevern'sche. Er ist resolvirt zu heirathen, indem er sieht, daß ohne dem keine gänzliche Befreiung zu hoffen ist. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche à condition qu'elle n'était pas ni sotte, ni degoutante; fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könne."

„Uebrigens rühmt er sich, ein großer Poet geworden zu sein; er könne in zwei Stunden hundert Verse machen. Er ist," schließt er, „Musiker, Physiker, Mechaniker, aber wird er weder General noch Feldherr werden. Er wird sich nie in das Detail der Geschäfte mischen, wird sein Volk glücklich machen, indem er gute Minister wählt und sie machen läßt, was sie wollen."

Wie weit gefehlt war dieses Urtheil von der Wahrheit? die Geschichte lehrt, wie dieser große König gerade

das Gegentheil geworden war, was dieser kurzsichtige Staatsmann in dieser Hinsicht von ihm prophezeiht hatte.

Mit einem originellen Briefe aus Potsdam vom 4. Februar 1732 setzte Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn von seinen väterlichen Absichten in Hinsicht der Heirath in Kenntniß. Dieser lautet:

„Mein lieber Sohn Fritz!

„Es freuet mir sehre, daß Ihr keine Arzney mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodirt sein, also nehmt Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch Alles von Herzen vergeben habe, und von die berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch Andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education haben. Da hat sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müßte die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer Sentiment schreiben.

„Ich habe das Haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur und das Gouvernementshaus*) werde lassen zurechtbauen und Alles meubliren und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön; Ihr sollt keinem Menschen etwas davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, so will ich Euch lassen reisen, die Hochzeit aber vor zu kommenden Winter nicht sein kann; indeß werde sehen, Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen vor der Hochzeit. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern. Gebe Gott seinen Segen und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christ und habet Gott allemal vor Augen und glaubet nicht den verdammlichen Particularglauben und seid gehorsam und getreu, so wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen und wer das von Herzen wünscht, der spreche Amen.

Dein getreuer Vater bis in den Tod

Friedrich Wilhelm."

---

*) Das nachmalige Palais des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm III.

„N. S. Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, werde ich Dich kommen lassen; ich glaube, Deine Braut wird herkommen. Adieu! Gott sei mit Euch!“

5.

Auf diesen väterlichen Brief wendete sich der Kronprinz in einem vertraulichen Schreiben an Grumbkow, dem in österreichischen Solde stehenden preußischen Minister.

Mit der genialen Freimüthigkeit, die ihm eigen war, schrieb er am 11. Februar 1732 über diese Heirathsgeschichte an ihn: „Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht. Indeß schließe ich mit dem Herzoge von Bevern einen Vertrag ab, daß das corpus delicti erzogen werde bei ihrer Großmutter*); denn ich möchte lieber Hahnrei werden, ou à servir sur la fontange altière de ma future, als eine Dumme, die mich wüthend machen würde durch ihre Narrheiten, der ich mich schämen müßte, wollte ich sie Jemanden vorstellen. Ich bitte Sie, in dieser Angelegenheit für mich zu wirken; denn wenn man, wie bei mir der Fall ist, einen solchen Widerwillen hat gegen Romanheldinnen, so fürchtet man nichts mehr, als diese menschenscheue Tugend und ich

*) Die Herzogin von Blankenburg, die für eine sehr galante Dame galt.

würde lieber die ärgste . . . . von Berlin vorziehen, als eine solche Frömmlerin, die ein halbes Dutzend Scheinheilige in ihren Mienen hat. Noch einmal, mein Herr, möge man diese Prinzessin auswendig lernen lassen die Schule der Männer und Frauen. Das würde ihr besser sein, als Arndt's wahres Christenthum. Und möchte sie dann noch auf einem Beine tanzen lernen und Musik treiben, NB. nur feiner werden in ihrem Benehmen, als zu tugendhaft. Ach! mein General, nur alsdann würde ich einige Neigung für sie empfinden und ein Ewiger wird dann eine Ewige heirathen; die eheliche Verbindung würde dann geschlossen sein. Aber wenn sie dumm ist, so renoncire ich natürlich auf sie, wie auf den Teufel. Alles wird von ihr abhängen. Ich würde lieber wünschen, Mamsell Jette*) ohne Vortheil oder Ahnen, als eine alberne Prinzessin zur Lebensgefährtin zu haben.

„Man sagt, daß sie eine Schwester habe, die wenigstens gesunden Menschenverstand besitzen soll; warum soll ich gerade die Aelteste nehmen? die Zweite gilt eben so viel als Jene und vielleicht noch etwas mehr.

„Und dann giebt es ja auch noch eine Prinzessin Marie von Eisenach, die in der That meine Sache wäre, womit ich es schon einmal versuchen würde ꝛc.

„Wenn Sie mir Ihre wahre Meinung verhüllen

*) Tochter des Kanzleidirectors Hille in Küstrin.

wollten, würde ich Sie nicht für meinen Freund halten, denn Falschheit beweist immer einen tiefen Haß gegen diejenigen, die man mit Falschheit behandelt. Ich bitte Sie, für die ganze Dauer Ihres Lebens mit mir auf dem Fuß stehen zu bleiben, worauf wir jetzt stehen, d. h. offen zu nennen eine Katze, Katze und Rollet einen Schuft. Man braucht nicht zu schmeicheln, denn der menschliche Geist schmeichelt sich selbst genug und Jeder hat das Bedürfniß eines geschickten Censors, der treu ist und es versteht, uns zu überzeugen von unserem Unrecht, unsern Unregelmäßigkeiten, nicht gerade indem er die Stirn runzelt, sondern im scherzenden Tone: Ich würde glauben, mich auf dem Gipfel des Glückes zu befinden, wenn wir zusammen auf Reisen gehen könnten, und wenn ich etwas dazu beitragen könnte, so machen Sie mir die Freude, lieber Herr und Meister, mir es zu sagen; aber ich fürchte sehr, der König hat Wichtigeres zu thun, als sich Ihres Raths zu bedienen."

Wie hinterlistig man in dieser Angelegenheit verfuhr, und wie auch hier die österreichischen Intriguen einwirkten, um den Kronprinzen zu bewegen, von den ihm nur zum Schein vorgeschlagenen drei Prinzessinnen die Bevernsche zu wählen, beweist ein diplomatisches Schreiben, das Prinz Eugen am 20. Januar nach einer Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser an den österreichischen Gesandten von Seckendorf erließ. Es lautet, wie folgt:

„Eine der ersten Wirkungen von solcher Zusammenkunft wäre die Bevernsche Heirath mit dem Kronprinzen, obgleich Ew. Excellenz unter der Hand Alles anzuwenden haben, damit dessen Entschließung nicht zu lange ausgestellt werde und je eher je besser zu Stande kommen möge. Hierbei versteht es sich von selbsten, daß Alles, was Ew. Excellenz zur Beförderung dieses Heirathswerks beitragen, auf eine Art von Ihnen geschehen müsse, daß außer Grumbkow Niemand merken könne, als ob Sie einigen Antheil hätten, da vornehmlich die Königin eher das an England will glauben machen, daß Sie derjenige wären, der den König von der, dem englischen Hofe so hoch angeschlagenen, doppelten Vermählung abgehalten hätte. Da nun Kaiserliche Majestät England nicht vor den Kopf stoßen wollen, die dortige Heirath aber unmöglich gern sehen können, so ist mit äußerster Vorsichtigkeit hierin umzugehen, um den mit der Prinzessin von Bevern abzielenden Endzweck zu erreichen, den Allerhöchstdieselben um so mehr wünschen, als sie solchen als das verlässigste Mittel ansehen, den nach Ew. Excellenz und des Generals von Grumbkow Berichten auf so gutem Wege nun seienden Kronprinzen auf beständig herbeizuziehen. Da dieses Letztere von höchster Wichtigkeit ist, so wollen Kaiserliche Majestät, daß Ew. Excellenz nichts unterlassen, um des Kronprinzen Vertrauen, so viel nur immer ohne ein, dem Könige verursachtes Aufsehen geschehen kann, auf alle

mögliche Weise sich zuzuziehen, zu dem Ende Sie ihm in Allem an der Hand zu gehen, auch wie solches am füglichsten geschehen könne, mit Grumbkow zu überlegen und übrigens bei allen Gelegenheiten Ihn, den Kronprinzen, der ganz besonderen Neigung und Liebe, so Kaiserliche Majestät für ihn und sein Haus hatten, auf das Kräftigste zu verfahren haben. Und da zu dessen vollkommener Gewinnung keine füglichere Gelegenheit doch nicht sein kann, als ihm in seiner dermaligen Bedürftigkeit mit Geld beizustehen, so haben Kaiserliche Majestät eine Summe von 2000 bis 2500 Ducaten dazu gewidmet, die Ew. Excellenz von Zeit zu Zeit zu empfangen und nach Ihrem Vorschlag theils zur Anwerbung großer Leute, theils auf eine andere Art anzuwenden haben werden, wodurch der Kronprinz die ihm zugedachte Beihülfe in der That genieße, der König aber in keinen Argwohn, als ob demselben von hier aus, oder anderen Orten Geld zukomme, verfallen könne u. s. w."

Wir haben aus dem mitgetheilten Briefe des Kronprinzen bereits ersehen, wie es solchen immer wiederkehrenden Intrignen des Hauses Habsburg gegen die Hohenzollern gelungen war, den König für die Bevernsche Heirath zu gewinnen und ihm dabei die Einbildung zu lassen, als ob Alles von ihm allein ausgegangen wäre. Allein der Kronprinz fühlte es heraus, wie sehr ihm alle Tage mehr das Netz über den Kopf gezogen wurde.

6.

Friedrich wußte recht gut, daß die Maus unter den Pfoten der mit ihr spielenden „Katze" verrathen ist.

Am 16. Februar 1732 schrieb er an den falschen Staatsmann, dem er nothgedrungen sein Vertrauen schenken mußte, an Herrn von Grumbkow: *)

„Mein sehr lieber General! Ich will Ihnen gern in allen Dingen glauben, nur nicht im Betreff der Frauen, obgleich ich recht gut weiß, daß Sie vormals viel Verkehr mit ihnen gehabt haben; ich sehe demohnerachtet, daß eine Person vor der andern glücklicher ist und selbst in mercantiler Hinsicht vorzuziehen. Im Uebrigen bleibe ich fest bei meiner Meinung und man müßte ein großer Philosoph sein, um mir zu beweisen, daß eine kokette Frau nicht große Vorzüge hat vor einer Betschwester."

Drei Tage später, am 19. Februar, schrieb er ihm nochmals, aber in einem ganz anderen Tone, der den ganzen Jammer seines Herzens erkennen ließ:

„Um der Liebe Gottes willen möge man doch den König enttäuschen über sein Subject, damit er sich erin-

---

*) Daß alle Briefe Friedrichs, außer die an seinen Vater, französisch geschrieben waren, bedarf kaum der Bemerkung. Im Französischen war sein Styl leicht und graziös; im Deutschen fehlerhaft und unbeholfen. D. V.

nere, daß die Dummen auch gewöhnlich die Häßlichsten sind. Erst vor wenigen Monaten schrieb der König einen Brief an Walden, wonach er mir wenigstens die Wahl freistellen wollte zwischen einigen Prinzessinnen. Ich glaube doch nicht, besorgen zu müssen, daß sich der König ein Dementi geben werde. Es ist weder die Hoffnung auf ein Gut, noch Vernunft, noch Glück, was mich in meiner Gesinnung umwandeln könnte; es ist Unglück über Unglück. Das bleibt sich gleich, wenn der König nur bedenken wollte, daß nicht er sich für sich selbst verheirathet, sondern daß ich es bin, der ich mich für mich verheirathen soll. Möge er doch als guter Christ bedenken, daß es nicht wohlgethan ist, Leute zu zwingen bei dem Abschluß einer Ehe schon an Ehescheidung zu denken und daß man alle die Sünden veranlaßt, welche die nothwendige Folge einer erzwungenen Ehe sind. Ich bin zum Aeußersten entschlossen und Sie können mit guter Manier dem Herzoge sagen, es möge kommen, was da wolle, ich würde seine Tochter niemals nehmen. Ich bin mein ganzes Leben hindurch unglücklich gewesen; ich muß glauben, daß es meine Bestimmung ist, unglücklich zu bleiben. Man muß sich darein ergeben, die Zeit zu nehmen, wie sie kommt; vielleicht hätte ein plötzliches Glück auf den Kummer, den ich gehabt habe, so lange ich auf der Welt bin, mich hochmüthig gemacht. Endlich kommt doch, was kommen soll und ich habe mir nichts vorzu-

werfen, ich habe mich genug unterworfen; ich habe wahrlich genug gebüßt für das Verbrechen einer Verirrung und will nicht mich verpflichten meinen Kummer über die ganze Zeit meiner Zukunft auszudehnen. Ich habe noch Hülfsmittel dagegen. Ein Pistolenschuß könnte mich für immer befreien von allem Gram, den man mir zufügt. Ich glaube, daß der gute Gott mich deshalb nicht verdammen würde; er wird Mitleid mit mir haben und mir für ein elendes Leben das ewige Heil gewähren. Sehen Sie, das sind die Gedanken, welche Verzweiflung einem jungen Menschen eingiebt, dessen Blut noch nicht so beruhigt ist, als das eines Siebzigjährigen. Wenn es noch honette Leute in der Welt giebt, so mögen sie darauf denken, mich zu retten von einem Schritte, der viel gefährlicher in seinen Folgen ist, als irgend ein anderer. Mein Himmel! hat der König noch nicht genug gesehen, was eine unpassend arrangirte Ehe bedeuten will? Meine Schwester von Anspach und ihr Herr Gemahl hassen einander brennend wie das Feuer. Es entstehen daraus alle Tage tausend Verdrießlichkeiten rc."

Ehe noch dieser Brief in Grumbkow's Hände kam, war diese von österreichischer Intrigue so eilig betriebene Angelegenheit schon in Potsdam entschieden worden.

Friedrich hatte einen Brief an seinen Vater abgehen lassen, worin er ohne Rückhalt und Einschränkung, dem Willen des Königs gehorsam sein zu wollen, erklärt hatte.

Diesen Brief hatte der König dem Herzog von Bevern, der unterdessen mit seiner Gemahlin und Tochter in Potsdam eingetroffen war, gezeigt und man hatte die Angelegenheit als abgemacht angesehen.

Grumbkow meldete dieses dem Kronprinzen in einem Briefe vom 20. Februar 1732, worin er schrieb: „Niemals habe ich den König so zufrieden gesehen. Wir gingen nach aufgehobener Tafel nach dem holländischen Hause im Park, wo die Königin den Kaffee gab. Es war Niemand da als die Königin, die Herzogin, die Prinzessin Charlotte und die Prinzessin von Bevern und ich bekenne, daß diese Letztere sich sehr zu ihrem Vortheil verändert hat; je mehr man sie sieht, um so mehr gewöhnt man sich an sie und bald findet man sie allerliebst und eine Ader von ihrer Großmutter.*) Und wenn sie erst Embonpoint gewinnt und eine Fülle des Busens, der schon anfängt sich zu zeigen, so kann sie noch ganz appetitlich werden."

7.

Am Ende des Februars fand das erste Zusammentreffen des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern, der ihm bestimmten Braut, statt.

*) Die bekanntlich sehr galant und kokett war, womit Grumbkow der Neigung des Kronprinzen schmeicheln wollte.

Von den Blattern, die sie gehabt hatte, trug sie noch rothe Flecken im Gesicht, die wohl nicht geeignet waren, sie schöner zu machen. Dennoch fügte sich Friedrich in das Unvermeidliche.

Grumbkow, dieser gute Christ hatte ihm noch am 27. Februar, ehe er nach Berlin kam als Antwort auf seinen letzten verzweiflungsvollen Brief geschrieben: „Gnädigster Herr, Sie können viel Geist haben, aber Sie reden da (in Beziehung auf den Selbstmord) weder als Christ noch als Mensch und ohne dem giebt es kein ewiges Heil. Eure Hoheit will, daß ich mich ganz umkehre in dieser Angelegenheit, was mir den Kopf kosten könnte. Ich bin nicht verpflichtet mich selbst und meine arme Familie zu Grunde zu richten. Ich werde mich immer erinnern, was mir der König einst sagte in Wusterhausen, als Ew. Hoheit noch im Schlosse zu Küstrin saß und ich Ihre Partei nehmen wollte, der König sprach: „„Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände kommt.““

„Ich habe gezittert bei diesen Worten, und der König wiederholte sie mir zweimal, und das ist wahr, oder ich will nicht das Angesicht Gottes sehen und nicht Theil haben an den Segnungen des Herrn. Salomon sagte: „„Ein verständiger Mann sieht das Unglück und ver-

birgt sich, aber ein Narr geht blindlings durch.“ „Auch glaube ich, daß, nachdem ich 53 Jahre hinter mir habe, die Rolle des Letztern für mich nicht passen würde. Ich wünsche Ew. Hoheit so viel Glauben um Gott zu bitten, daß er seinen Geist leite ꝛc. Wir müssen alle uns leiten lassen durch die Furcht vor Gott.“

Diese wörtliche Anführung der Drohungen des Königs gegen den Kronprinzen machte die umsichtigen wiener Diplomaten bedenklich. Prinz Eugen schrieb darüber unterm 16. April 1732 an Seckendorf:

„Ew. Excellenz habe auf Ihre kaiserliche Majestät Allerhöchsten Befehl annoch beizufügen, daß, wie Ew. Excellenz wohl selbst begreifen, daß das scharfe Schreiben, so Grumbkow wegen der Prinzessin von Bevern, bevor noch der Kronprinz in Berlin angekommen, abgelassen, nicht nur gegen Grumbkow selbst, als sonsten mehr anderer Wege Ew. Excellenz gefährliche Wirkung mit der Zeit nach sich ziehen dürfte, dieselbe dem Grumbkow ernstlich zureden, damit er auf alle mögliche Weise suche, das Schreiben in Original wieder zurück zu bekommen, widrigenfalls man aus den darin enthaltenen deutschen Worten *) über kurz oder lang Anlaß nehmen könnte, nach des Königs Tode vorzuwenden, der Kronprinz habe

---

*) Deutsch war die Drohung des Königs geschrieben.
D. V.

gezwungener Weise und nur **ob metum mortis** in die Heirath gewilligt, nachdem zuvörderst Ew. Excellenz nicht unbekannt sein wird, daß es Leute am dasigen Hofe gebe, die dafür sorgen werden, daß auch nach erzeugten Kindern die Ehe getrennt werde, und ist Ew. Excellenz nicht minder bekannt, auf was Weise sich der Kronprinz, nach gewechselten Ringen herausgelassen. Sehr gut ist es sonsten, daß Ew. Excellenz versichert zu sein vermeinen, daß England kein Ihriges vorzeigen könne, oder etwas in Händen habe, wodurch man sich überzeugen könne, daß Ew. Excellenz der Stifter der Bevernschen Heirath gewesen, folglich man den Robinson*) so klarer in Sachen wird sprechen lassen können, allein ist in alle Weise behutsam mit denen Briefen umzugehen, besonders mit denen, die über die hannöverschen und kurhessischen Poststationen laufen."

Darauf antwortet Seckendorf, am 2. Mai 1732 in beruhigender Weise:

„Wegen des von Grumbkow an den Kronprinzen erlassenen Schreibens dient Ew. Hochfürstl. Durchlaucht zur Nachricht, daß er die Originalien alle verbrennt und der Kronprinz nie eins behalte, hingegen aus des Grumbkow's an mich gemachten Relation erhellt, wie wegen der Heirath dem Kronprinzen noch ein beständiger Haß

*) Englischer Gesandte in Berlin.

beiwohnt, doch denke es soll sich mit der Zeit Alles geben, wenn nur die Vollziehung erst erfolgt; obwohl des Kronprinzen große Falschheit sattsam daraus erhellt, daß er in so obligeanten terminis an Grumbkow schreibt und so vertraulich mit ihm umgeht.“

Von dieser obligeanten Vertraulichkeit, der dem Prinzen vorgeworfenen Falschheit, in dessen von Intriguen umgebener Situation nicht mehr war, als ein Act der Nothwehr, giebt die mehr als 50 Briefe umfassende Correspondenz zwischen Beiden den Beweis. Friedrich nennt darin den falschen Mann, den er gar wohl durchschaute: „Mon très cher ami, très cher et très généreux Cassubien,“ aber er schraubt ihn fortwährend. Unter Andern heißt es in einem um Michaeli an Grumbkow geschriebenen Briefe: „Ich weiß, daß Sie sehr mißtrauisch sind und dem muß ich zuvorkommen, indem ich Sie bitte zu glauben, daß, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, das sehr aufrichtig gemeint ist, mit einer vollkommenen Hochachtung, womit ich verbleibe Ihr vollständig befriedigter und treu ergebener Freund und Diener.“

Ein ander Mal zu Weihnachten schreibt er ihm: „Mein sehr theurer Freund; ich bin der Ihrige (wie der Papst des Teufels) mit aller nur denkbaren Achtung ꝛc.“

Bei der zuerst angeführten schmeichelhaften Stelle ließ Grumbkow sich vollständig dupiren. Er schickte die-

sen Brief am 4. October an Seckendorf mit den Worten: „Sie werden hier beigefügt sehen zwei Briefe vom Kronprinzen, der letztere ist sehr geistreich.“

Wir dürfen das Benehmen des Kronprinzen gegen Grumbkow und selbst die Unterwürfigkeit gegen seinen strengen Vater, und daß er mit Klugheit und Selbstverleugnung seiner wahren Neigungen jeder seiner Liebhabereien schmeichelte, nicht mit dem Maßstabe des Privatlebens als Falschheit und Heuchelei bemessen; hier war es nichts Andres als eine durch die Verhältnisse ihm abgedrungene Politik, die in der That schon den Keim eines großen Staatsmannes verrieth, dessen wohlberechnete Politik genau die Umstände für seine Zwecke zu benutzen weiß.

8.

Unterdessen waren auf Einladung des Königs der Herzog von Bevern und seine siebzehnjährige Prinzessin Tochter in Berlin eingetroffen. Dort wurde die feierliche Verlobung mit dem Kronprinzen am 10. März 1732 vollzogen.

Die arme junge Prinzessin fand nicht viel Gnade am preußischen Hofe, dessen Königin sie einst werden sollte.

Besonders war die Königin gegen sie eingenommen, weil sie dieselbe als das Hinderniß gegen die englische Heirath betrachtete. Prinzessin Wilhelmine war ihr ab=

geneigt, weil sie ihrem Bruder wider dessen Willen aufgedrungen war, nur der Kronprinz war nicht ungerecht gegen sie; doch erklärte er offen gegen Seckendorf: „Ich habe durchaus keinen Widerwillen gegen die Prinzessin; sie ist ein gutes Herz; ich gönne ihr alles Gute; aber lieben kann ich sie nie.“

Die arme verlegene junge Prinzessin hatte indeß schon bei ihrer ersten Vorstellung von dem spöttischen Witz ihres zukünftigen Gemahls viel zu leiden gehabt, so daß der König sich genöthigt sah dem Kronprinzen unter Androhung seines Zorns zu befehlen, „zärtlich“ gegen sie zu sein.

Darüber konnte natürlich der geistreiche Prinz seinen Witz nicht unterdrücken. Am 4. September 1732 schrieb er aus Ruppin spöttelnd an Grumbkow: „Man will mich mit Stockschlägen zwingen verliebt zu werden; allein da ich unglücklicher Weise nicht die Natur des Esels habe, fürchte ich sehr, es wird nicht gelingen. Mein Gott, ich wünschte doch, man möchte sich erinnern, daß man mir diese Heirath nolens, volens angetragen hat, und daß der Preis dafür meine Freiheit war. Ich hoffe, daß man sich, wenn ich erst verheirathet sein werde, nicht weiter in meine Angelegenheiten mischen werde, sonst würden die Sachen schlecht ablaufen und die Prinzessin könnte darunter leiden. Die Heirath macht majorenn; als Ehemann bin ich Herr in mei-

nem Hause und meine Frau hat nichts zu befehlen. Nur keine Frau bei irgend einer Regierungsangelegenheit. Ich glaube, daß ein Mann, der sich von Frauen regieren läßt, der größte Cujon von der Welt und des Namens eines Mannes unwürdig ist. Deshalb, wenn ich mich verheirathe, thue ich es als galant'homme, d. h. Madame kann thun, wozu sie Lust hat; ich thue was mir gefällt; es lebe die Freiheit! Sie sehen, mein lieber General, mein Herz ist etwas weitläufig und mein Kopf heiß; allein ich kann mir keinen Zwang anthun; ich sage Ihnen meine Gedanken, wie ich sie vor Gott habe. Sie werden mir zugeben, daß der Zwang ein sehr entgegengesetztes Mittel zur Liebe ist, die sich niemals erzwingen läßt. Ich liebe allerdings das schöne Geschlecht, allein sehr flüchtig; ich will nur das Vergnügen, hernach verachte ich sie. Nun urtheilen Sie selbst, General, ob ich von dem Holze bin, aus welchem man gute Ehemänner schnitzt. Ich werde mein Wort halten; ich werde mich verheirathen; allein nichts weiter als: Madame, guten Tag und guten Weg! Je mehr man zu einer Sache gezwungen wird, desto größer wird der Abscheu davor."

Friedrich, der in seinen jüngern Jahren ein großer Liebhaber vom Tanz war, fand an seiner Braut, die schlecht tanzte, in dieser Hinsicht viel auszusetzen. Er schrieb darüber einmal an Grumbkow: „Sie tanzt wie eine Gans."

Seckendorf ließ deshalb noch vor der Hochzeit einen

berühmten Tanzmeister aus Dresden kommen, der sie einexerciren sollte, damit sie dem Kronprinzen gefallen möge. Aber das half wenig; die Prinzessin war ohne alle natürliche Grazie, was zu der Hauptschönheit eines damaligen Tanzes gehörte.

Die Markgräfin von Bayreuth schilderte die Persönlichkeit ihrer neuen Schwägerin mit folgenden Worten: „Die Prinzessin von Bevern ist groß, aber von schlechter Haltung und Wuchs; sie ist von blendend weißem Teint und diese Weiße ist von den lebhaftesten Farben gehoben; ihre Augen sind von einem blassen Blau und verrathen nicht viel Geist; ihr Mund ist klein, alle ihre Züge sind niedlich ohne schön zu sein, und das gesammte Ganze ist so reizend und kindlich, daß man glauben sollte, dieser Kopf gehöre einem Kinde von 12 Jahren. Ihre Haare sind blond und natürlich gelockt. Aber alle ihre Schönheiten sind durch schwarze, übelgestaltete Zähne entstellt. Sie hat wenig Anstand, ist im Sprechen sehr unbehülflich; es ist nöthig zu errathen, was sie sagen will, was sie sehr in Verlegenheit setzt."

Noch weit ungünstiger und in stärkern Ausdrücken urtheilte die Königin über sie. Sie schrieb darüber an ihre Tochter, die Markgräfin von Bayreuth: „Die Prinzessin ist schön, aber dumm, wie ein Bund Stroh und ohne die geringste Erziehung. Ich weiß nicht wie Ihr Bruder sich mit dem Dummbart vertragen wird."

Kein Wunder wenn ein so lebhafter und geistvoller Prinz wie Kronprinz Friedrich durch eine solche Persönlichkeit sich nicht versöhnen ließ mit der Abneigung, womit ihn schon der Zwang gegen eine ihm aufgedrungene Gemahlin erfüllen mußte.

9.

Vor seiner Vermählung verbrachte der Kronprinz seine Zeit in Ruppin, wo das ihm überwiesene Regiment in Garnison lag.

Der König hatte ihm das Gouvernementshaus, das ehemalige Schombergische Palais in Berlin angeboten. Der Kronprinz nahm es an, aber er wohnte nicht darin. Er dachte „procul a Jove, procul a fulmine“ und erkannte, daß eine möglichst weite Entfernung vom Könige für ihr beiderseitiges Wohlbehagen weit förderlicher sein werde und bat daher um Erlaubniß, sich nach Ruppin zu seinem Regiment begeben zu dürfen, was ihm der König gern genehmigte.

Um Politik bekümmerte sich Prinz Friedrich gar nicht. Er ließ den König machen was er wollte und dachte, seine Zeit würde auch wohl kommen, wo er die Pläne ausführen könne, die in seinem Kopfe wogten. Dagegen ließ er dem Könige zu Ohren kommen, daß er mit seinem Regiment sich fleißig zu thun mache, damit

der König bei der Revüe nicht finde, wie derselbe sich ausdrückte, „daß es ein Salat-Regiment“ sei.

Am 24. April schrieb er an Grumbkow: „Ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn der Souverän meiner niemals erwähnte, als höchstens bei Gelegenheit von Würsten oder Käse, die ich ihm schicke; denn indem ich den Wechsel der Welt kenne, so kenne ich auch den Wechsel der Meinung, die man abgiebt; deshalb je weniger man an mich denkt und von mir redet, um so angenehmer wird es mir sein. Gott sei Dank, ich habe nichts zu thun mit dem Mischmasch von Politik. Ich habe exercirt, ich exercire und werde exerciren.“

In einem Briefe an Grumbkow vom 24. April spricht er den ganzen Umfang seiner bescheidenen Wünsche aus:

„Was meinen Plan für die Zukunft betrifft, so hoffe ich ihn auszuführen. Mein Herz ist voll Freude, daß Sie ihn billigen. Ich sehe in der That auch kein anderes Heil für mich, und obgleich ich nicht zweifle von Beobachtern umgeben zu sein, so fürchte ich sie doch hier weniger als in Berlin. Denn für Zehne, die ich hier haben werde, würde ich in Berlin Tausend haben; denn das Geschwätz dieser Schleicher, woran ich schon gewöhnt bin, weiß seine boshafte Galle über alle Dinge auszugießen. Endlich, mein lieber Cassoubien, weiß ich, daß man in dieser Welt einen harten Lebenslauf durchmachen muß, um

sich in eine Lage zu versetzen, worin man sich lange Zeit erhalten kann; denn ich kenne genug die Gemüthsart meines Herrn und Meisters, dessen Gunst so veränderlich ist. So um mich in ein glückliches Vergessen zu versetzen, bleibt Entfernung und das Regiment die angenehmste Situation."

Friedrich hatte aus der Noth eine Tugend gemacht. „J'enrage," schrieb er, „de devenir un bon mari, mais je fais de necessité vertu."

Zu diesem Entschlusse war er schon am 4. September 1732 gekommen. Seine völlige Resignation sprach er aus in einem Briefe vom 4. Mai, einen Monat vor seiner Hochzeit: „Ich glaube nicht es an Vertrauen gegen den Souverän fehlen gelassen zu haben, denn obgleich ich nicht meinte zu großer Aufrichtigkeit verpflichtet zu sein, so gehe ich doch meinen großen Weg ohne ihm zu trotzen, weil ich mir nichts vorzuwerfen habe, indem eine traurige Erfahrung mich hat erkennen lassen, daß die beste Politik, die ich ergreifen konnte, war: Alle Dinge gehen zu lassen, wie es dem lieben Gott gefällt sie zu leiten und dem Könige sie in Vollziehung zu setzen und an weiter nichts zu denken, als an das Vergnügen. Und davon sollte ich dem Könige vertrauliche Mittheilung machen. Ich zerstreue mich, aus Grundsatz. Das ist der Geist aller meiner Angelegenheiten und auf diesem Wege bin ich so weit zum Ziel gekommen, daß ich auf

Ehre Sie versichern kann, daß ich lebe, als wäre der König unsterblich und ich will auf der Stelle des Todes sein, wenn ich mir schon irgend einen Plan nach seinem Tode gemacht habe.

10.

Das Jahr, welches der Kronprinz bis zu seiner Vermählung in Ruppin verlebte, wurde für die Entwickelung seines Geistes und Charakters das wichtigste seines Lebens.

Man kann gerade diese Entwickelung genau verfolgen in seiner Correspondenz mit Grumbkow, die deshalb für die psychologische Erkennung seines innern Menschen das schätzbarste Material enthält.

Man erkennt mit Erstaunen, wie Geist und Charakter des werdenden großen Mannes immer mehr an Reife gewinnen. Friedrich hatte es mit einem Manne zu thun, von dem er wußte, daß er grundfalsch und herzlos war. Er zwingt aber dem niedrigen Heuchler mit der Ueberlegenheit seines Geistes Achtung ab. Er ist rücksichtslos aufrichtig gegen ihn. Dabei läßt er ihn wohl merken, daß er ihn durchschaut; aber er läßt ihm Luft, so daß er sich im Sattel richten kann, damit ihn Prinz Friedrich im guten Licht erblicken könne. Er spornt ihn selbst dazu an, sich in dieser guten Position zu zeigen. Der ganze Ton, den er mit Grumbkow anschlägt, der

ihn immer im Zweifel läßt, ob er es ernstlich mit ihm meine, oder ob er ihn nur raillire, ist darauf berechnet, daß er ihm den Respect geben muß, der dem Kronprinzen gebührt. Friedrich's Haltung in allen seinen Briefen an Grumbkow, trotz seiner vom strengen Vater und dann den den König beherrschenden Günstlingen abhängigen Lage, ist ganz die, die er sich selbst schuldig ist. Er vergiebt dem Kronprinzen nichts. Aber er hat seine delicate Stellung nach allen Seiten hin begriffen; er fügt sich darin und zeigt Grumbkow fortwährend, daß er sich füge, aber mit vollem Bewußtsein; nicht aus äußerem Zwang, sondern aus freiem, innerem Entschlusse.

Er, der brausende königliche Jüngling mit dem so lebhaft übersprudelnden Geiste, von dem sich sein Vater immer „eines neuen Streiches" versehen zu müssen geglaubt hatte, er der Heißblütige, der noch selbst kurz vorher an Grumbkow geschrieben hatte, daß er mit einem Pistolenschuß seinem armseligen Leben ein Ende machen werde, ist mit einem Male ein Mann geworden, der sich zu fassen gelernt hat, der die volle Besonnenheit und die volle Selbstbeherrschung zeigte. Auch von dieser Seite, der Charakterfestigkeit, dringt er Grumbkow Anerkennung ab.

Ueber sein Leben in Ruppin giebt der Kronprinz Friedrich selbst in einem Briefe an Grumbkow vom 11. September 1732 Rechenschaft.

„Wir leben hier," schreibt er, „im tiefsten Frieden und ich wünsche in meinem ganzen Leben weder mehr noch weniger glücklich zu sein; ich würde mit meinem Schicksal sehr zufrieden sein."

„Ich würde nie die Thorheiten achten, in welchen die Welt beharrt in ihrer Eitelkeit. Und welches Unrecht begeht man nicht, wenn man sich nicht begnügen kann mit einer rechten Mitte, welche nach meiner Meinung der glücklichste Zustand ist, denn zu viel Größe ist eine Bürde, die unendlich ermüdet und auf der andern Seite erniedrigt Dürftigkeit den Adel der Seele, der in der Regel die Grundlage unseres Charakters bildet. Aber ich schätze mich glücklich in einer Lage, in welche der Himmel mich zu versetzen gewollt hat; ich finde, daß ich mehr habe, als ich verdiene und ich weiß mein größtes Glück darin zu finden, daß ich anerkenne, was das Glück mir gewährte. Nichts desto weniger vergesse ich aber auch nicht meine guten Freunde, die dazu beitragen mir meine Sicherheit dieses Glücks zu gewähren und deshalb bitte ich Sie, dem Grafen von Seckendorf vor Allen meine Freundschaft zu versichern, denn ich bin fest überzeugt, daß er nie seine Freunde vergessen wird.

„Ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß wenn er nach Dänemark geht, er mir das Vergnügen machen wird, zwischen Berlin und Hamburg hier bei mir ein Nachtlager anzunehmen. Alles, was sich an Delica=

tessen aufbringen lassen wird, würde ihm im Ueberfluß servirt werden. Weder Rebhühner noch Lerchen würden gespart werden und der rothe Champagner sollte fließen; kurz, ich würde Alles thun, um einen guten Freund auf das Beste zu empfangen und die beste Schüssel, die ich ihm vorsetzen könnte, würde der gute Willen seines Wirths sein. Ich bin überzeugt, daß er sich damit begnügen würde und hoffe, daß er davon überzeugt sein wird.

„Ich verlasse mein Haus beinahe nicht und ergötze mich mit den Todten, und meine stumme Unterhaltung mit ihnen ist mir viel nützlicher als jede Unterhaltung mit den Lebenden. Alsdann finde ich meine Erholung in der Musik und darauf nehme ich meine Zuflucht zu der süßen Lyra, wodurch Apollo mich würdigt mich zu begeistern; aber verschwiegener in meiner Begeisterung behalte ich Alles für mich und opfere die Gaben des Apollo dem Vulkan, der sie wieder zerstört.

„So ist mein Leben und so sind die Beschäftigungen, die es mir angenehm machen.“

Man sieht in diesen Aeußerungen schon den werdenden Weltweisen, der sich in ein Glück hinein philosophirt, welches in der Wirklichkeit seine Seele nur in den Stunden seiner geistigen Erhebung empfand.

11.

Zwischen diesen ernsthaften Beschäftigungen fielen

aber auch manche lustige Streiche, die Friedrich mit dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, mit Kaiserling, Buddenbrock, Groben und anderen jungen Officieren seines Ruppiner-Regiments ausübte. Darunter figurirte besonders das Fenstereinwerfen und Aengstigen verschiedener Pastoren mit Schwärmen; sowie die Fensterattentate bei der schönen Glaserstochter in Ruppin, die vom mütterlichen Eifer, wenn der Prinz den Kopf ins Fenster steckte und einzusteigen Miene machte, jedesmal mit derben Correctionen zurückgewiesen wurden.

Nach dem siebenjährigen Kriege machte sich diese resolute Frau eigens auf den Weg nach Potsdam, „blos um ihren gnädigsten König zu sehen.“ Der König empfing sie mit den Worten: „Nun, Mutter, seid Ihr noch immer so böse wie sonst?“ Er wollte sie beschenken; aber sie ließ sich nichts aufdringen.

Am 25. September 1732 schrieb Friedrich an Grumbkow:

„Nichts desto weniger liebe ich die Welt und gestehe, daß ein lebhaftes Temperament, welches die Natur mir gegeben hat, mich mit Ungestüm hinzieht zu allen Vergnügungen, welche die Thorheiten der Jugend ausmachen. Dem ungeachtet hat das Unglück mich gelehrt, diese Schweinewühlerei zu mäßigen; und wenn ich mir auch sagen muß, daß ich noch weit davon entfernt bin, Herr meiner selbst zu sein oder die Welt abzuschwören,

wie es die Stillen thun, so habe ich doch nichts desto weniger gelernt recht zu urtheilen, und ich hoffe, daß ich mit der Zeit im Stande sein werde, den Vorschriften zu folgen, welche die Vernunft mir dictirt. Sie würden mir indeß die größte Freude machen, wenn Sie mir den guten Weg zeigen wollten und Sie werden sehen, daß ich kein Undankbarer bin, indem ich schon jetzt mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit fühle eine vollkommene Hochachtung ꝛc.“

Vor diesem geistvoll gehaltenen französischen Briefe schrieb der Prinz einen deutschen an seinen königlichen Vater, der wie viele andere beweist, wie der Kronprinz den Schwächen und Liebhabereien seines Vaters klug zu schmeicheln wußte, um sich seine Gnade zu erhalten. Er schrieb:

„Allergnädigster König und Vater.

Ich habe die Gnade gehabt aus meines allergnädigsten Vaters *) Schreiben in aller Unterthänigkeit zu sehen, daß mein allergnädigster Vater zu wissen verlangt, in was vor einem Dorfe sich der Schäfer aufhielt, da ich meinem allergnädigsten Vater von geschrieben, so heißt dieses Dorf Bressegarren und ist unter einem Schwerin'schen Amt (in Mecklenburg); der Amtmann aber ist des

*) Da ihm die deutsche Orthographie nicht so geläufig war, wie die französische, so schrieb er auch das Wort „Vater“: „Vahther.“ Dieses sowie andere orthographische Mängel sind hier berichtigt. Nur der Styl ist beibehalten. D. V.

Kriegsraths Cramer sein Schwager, und könnte es wohl angehen, daß ihn selbiger uns in die Hände spielet, dieweil der Kerl dann und wann hier drei Meilen von der Grenze seine Schafe hüten geht und sich des Nachts bei seiner Heerde aufhält, sechs Wochen oder zwei Monat Zeit müßte man wohl haben, alsdann die Sache gewiß angehen kann, ich erwarte hierauf in aller Unterthänigkeit meines allergnädigsten Vaters gnädigste Ordre und verbleibe rc."

Der König resolvirte eigenhändig darauf:

Decr. an den Kriegsrath Cramer, „sein Schwager wäre da unten, soll suchen den Kerl habhaft zu werden, wenn es nicht anders wäre, soll suchen ihn an der Grenze kriegen und stillschweigend ohne Lärm wegnehmen zu lassen."

Mit eben derselben Klugheit sorgte der Kronprinz dafür, daß der König, sein Vater, eine vortheilhafte Meinung von seiner militärischen Application erhielt. Er schrieb darüber am 23. October an Grumbkow:

„Gott weiß, daß ich jetzt so zurückgezogen lebe, wie man nur leben kann; ich beschäftige mich viel mit den Angelegenheiten des Regiments, lasse viel exerciren, dann beschäftigen mich auch die ökonomischen Aufträge, welche der König mir gegeben hat. Erst nach der Mittagstafel und nach der Parole, wenn ich nicht etwa einige Dörfer der Umgegend besuche, unterhalte ich mich mit Lesen oder

mit Musik. Gegen sieben Uhr gehe ich in die Gesellschaft der Officiere, die sich entweder bei ihren Hauptleuten oder bei Buddenbrock oder an andern Orten versammeln. Ich spiele mit ihnen. Um 8 Uhr gehe ich zu Tisch; um 9 Uhr ziehe ich mich zurück; sehen Sie, so bringe ich regelmäßig einen Tag wie den andern hin; ausgenommen wenn die Post von Hamburg kommt,*) dann habe ich drei bis vier Personen bei mir und wir speisen allein, weil mir meine Mittel nicht erlauben zehn bis zwölf Personen mit kostbaren Delicatessen zu bewirthen. Alle Vergnügungen, die ich mir mache, bestehen in einer Wasserfahrt oder einige Schwärmer zu werfen in einem Garten, der vor dem Thore liegt. Sehen Sie, das ist Alles, was sich hier machen läßt und ich sehe nicht ein, wie in einem so stillen und häuslichen Orte, wie dieser hier, man die Zeit anders hinbringen könnte. Von Grund meiner Seele wünschte ich über alle diese Dinge den König aus seinem Irrthum gerissen zu sehen. Was mich betrifft, so giebt es nichts Unschuldigeres als diese meine Lebensweise und ich sehe nicht ein, wie ich noch zurückgezogener leben könnte. Unter uns sei es gesagt: man hat der Königin in den Kopf gesetzt, daß ich bis zum Exceß debauchire und sie scheint es zu glauben. Ich weiß gar nicht, woher es kommt, daß alle Welt da=

---

*) Und Caviar, Hummern und andre Delicen brachte.
D. V.

von spricht; denn um die Wahrheit zu sagen, man ist von Fleisch und Bein und ich leugne nicht, daß das erstere bisweilen schwach ist; aber um einiger kleiner Sünden willen ist man schon verschrieen für den größten Wüstling der Welt. Ich kenne Niemanden, der es nicht mindestens eben so treibt und Viele, die noch viel schlimmer sind, und ich weiß nicht, woher es kommt, daß Niemand von ihnen redet. Ich gestehe, daß es mich bekümmert und wenn ich es vermöchte, würde ich sehr aufgebracht sein gegen die Galgenschwengel, die sich mit solchen Neuigkeiten abgeben; obgleich das Alles unter der Hand sich zuträgt. Sie sehen, mein lieber Freund, daß ich sehr aufrichtig bin, denn ich sage Ihnen, wie ich es meine und wie es sich zuträgt, ohne das Geringste vor Ihnen verhüllen zu wollen. Ich weiß, daß Sie Mitleid haben mit meinen Schwachheiten, und daß Sie nicht zweifeln werden, wenigstens glaube ich es hoffen zu dürfen, daß die Zeit mich weise machen wird. Ich thue mein Möglichstes um es zu werden, aber ich glaube nicht, daß Cato auch ein Cato in der Jugend gewesen ist.

„Erhalten Sie mir in dieser Erwartung, mein sehr werther und edelmüthiger Freund, Ihre kostbare Freundschaft und Ihren Beistand. Fahren Sie fort, mich aus meinen Sorgen zu ziehen, wie Sie so würdig begonnen haben und rechnen Sie auf die volle Hochachtung und

Erkenntlichkeit, welche ein **honnête homme**, den Sie aus so vielen Verlegenheiten gerettet haben, Ihnen schuldig ist."

Der König, der seinem Sohn immer noch nicht recht traute und glaubte, er werde ihm „wieder einen Streich spielen," benutzte diese Correspondenz mit Grumbkow offenbar, um ihn aushorchen zu lassen.

Meisterhaft behauptete sich Friedrich diesem Manoeuvre gegenüber. Er blieb immer resignirt und gelassen.

Unter Andern schrieb er am 22. December 1732 an Grumbkow: „Was den König betrifft, so fühle ich mein Gewissen rein vor ihm und Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen andern Zweck in der Welt habe, als ihm zu gefallen und mich zu amüsiren."

Am 21. Januar 1733 schrieb er: „Ich weiß immer, daß ich in guten Händen bin, wenn man Ihnen vorredet über mein Subject und ich wünschte niemals in schlimmere Hände zu fallen. Wenn der König sagt, daß man meinen Charakter erkennen würde, wenn ich verheirathet sei, so begreife ich das nicht; man kann ihn schon jetzt erkennen; und nichts wird mich bewegen können mich zu ändern, weil er mich wenigstens jetzt für einen **honnête homme** hält. Ich bin zufrieden und hoffe diesen Charakter bis an das Ende meines Lebens zu behaupten. Ich kenne die Schwierigkeiten davon, aber Religion und Vernunft wissen sie zu besiegen.

„Endlich, mein lieber Freund, stelle ich mich über die Meinung der Welt und ich ziehe die Reellität des rechtlichen Mannes der Idee oder wenigstens den Vorurtheilen der Menge vor und was meinen Charakter betrifft, der so veränderlich und vergnügungssüchtig ist, so trägt er weit mehr dazu bei, aus mir einen honnetten Mann zu machen, als ein schwarzgalliges Temperament.“

Neuntes Capitel.

Veränderte habsburgische Politik. — Versuch Oesterreichs die Heirath rückgängig zu machen. — Derbe Antwort des Königs. — Friedrich's poetische Satyre. — Schönes Wort: die Verfassung heilig zu halten. — Vermählung. — Feierliche Einholung des neuvermählten Paares in Berlin. — Palais des Kronprinzen. — Ausstattung desselben. — Rheinsberg. — Erster Feldzug des Kronprinzen. — Einrichtung in Rheinsberg. — Wird zum Generalmajor befördert. — Friedrich's Geldverlegenheiten machen ihn abhängig vom wiener Hofe. — Er erhält Unterstützung von der russischen Kaiserin. — Bezieht das Schloß Rheinsberg. — Sein Leben in Rheinsberg. — Geheimer Sittenbund. — Musik, Malerkunst. — Vorzeichen vom nahen Hinscheiden des Königs. — Dessen Krankheit. — Zufriedenheit des Königs mit dem Kronprinzen. — Dieser weiß die Zuflüsterungen Böswilliger zu beseitigen. — Des Königs Milde gegen Ende seiner Tage. — Des Prinzen Liebe und Verehrung für seinen Vater. — Friedrich Wilhelm I. in seinen letzten Stunden. — Er legt die Regierung in Friedrich's Hände nieder. — Sein Tod. — Friedrich besteigt den Thron seiner Väter. — Schluß.

1.

Das stärkste was der Wiener Hof sich erlaubte, war, daß er jetzt noch kurz vor der von ihm mit so vielem Eifer betriebenen Heirath des Kronprinzen mit der Be=

vernschen Prinzessin versuchte dieselbe rückgängig zu machen und zu stören.

Der König war mit dem Kronprinzen, der Königin und Gefolge am 10. Juni 1733 in Salzdalum, einem herzoglichen einstöckigen Lustschlosse bei Wolfenbüttel eingetroffen. Auf den 12. war die Hochzeit angesetzt. Alle Anstalten zur feierlichen Vermählung waren getroffen und am Tage vorher, am 11. Juni früh Morgens erhielt Seckendorf, der den König dorthin begleitet hatte, durch einen Courrier noch eine eilige Depesche vom Prinzen Eugen mit der bestimmtesten Ordre jetzt noch die englische Heirath in Vorschlag zu bringen. „Das Wiener Cabinet,“ wurde ihm geschrieben, „habe sich mit dem Londoner Cabinet völlig ausgesöhnt und so arrangirt, daß jenes sich verpflichtet habe, die zurückgewiesene Vermählung des preußischen Kronprinzen mit der Prinzessin Anna von Wales noch zu Stande zu bringen.“

Man denke sich die Verlegenheit Seckendorf's, die selbst den gewandtesten Staatsmann zur Verzweiflung bringen sollte. Indeß ausweichen durfte er nicht, selbst auf die Gefahr hin sich selbst und die ganze österreichische Politik zu compromittiren.

Seckendorf begab sich Morgens um 9 Uhr, sogleich nach dem Empfang der Depesche zum Könige, der unwohl sich noch im Bette befand.

Er brachte ihm mit schlau berechneter Beredtsamkeit

und unterstützt von tausend Gründen und Rücksichten die Proposition seines Hofes vor. Aber der im Grunde des Herzens und der Gesinnung rechtliche König antwortete ihm mit vieler Derbheit:

„Wenn ich ihn nicht so wohl kennte und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich: Er träumte; hätte man vor drei Wochen so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro Kaiserliche Majestät nicht gethan, ohnerachtet wider dero auch wider mein Interesse, daß mein ältester Sohn an eine englische Prinzessin sollte vermählt sein, aber nun, da ich mit der Königin schon hier, und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermal eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt vor einen wankelmüthigen Menschen ansehen zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist.“

Mit diesem ehrenwerthen Bescheide mußte Seckendorf abziehen. Er hatte das Mißvergnügen das erste Mal seine österreichischen Intriguen am graden und gesunden Sinn Friedrich Wilhelm's I. scheitern zu sehen und dieses dem Prinzen Eugen einberichten zu müssen.

Auch der Kronprinz war über diese Falschheit und Hinterlist empört. Er war ohnehin nicht mehr günstig für den König von England gestimmt. Die Art und Weise, wie Georg II. sich gegen ihn bei der Verhandlung über die früher projectirt gewesene Doppelheirath benom-

men hatte, war für ihn zu verletzend gewesen, um schon vergessen zu sein.

Friedrich hatte damals keine andere Waffe, als seine poetische Satyre. Und diese Geißel schwang er denn auch tüchtig über ihn. An Grumbkow schrieb er schon im Mai 1733: „Was die in England neuerdings eingeführte Accise betrifft, so ist das nach meiner Meinung ein Angriff auf die Verfassung (Magna charta) und der erste Schritt um zu einer unbeschränkten Gewalt zu gelangen. Es könnte Sr. Großbritannischen Majestät nichts schaden, wenn sie etwas kürzer gehalten würde.

„Der Stolz, der ihn beherrscht, macht ihn ganz aufgeblasen,
Erbübel ist bei ihm der Hochmuth über Maaßen,
Zu seinem Namen mag kein Freund sich bekennen,
Mit Abscheu hört man ihn von seinen Feinden nennen."

„Ich habe es mir nicht versagen können," fuhr er fort, „ihm diesen kleinen Hieb der Rache zu versetzen, den ich ihm schuldig bin, und ich glaube, daß er glücklich wäre, wenn das Donnerwetter, welches man ihm in England bereitet, nicht mehr Erfolg hätte, als die Blitze, die ich von dem Parnasse schleudere. Ich bin der Meinung, daß die Engländer ihre Verfassung auf keinen schlechten Grund gebauet haben."

„Der König ward vom Volk erkohren,
Sie haben Beide auf das Grundgesetz geschworen,
Wir bleiben, schwuren sie, einander treu.
Wiedrum der König sein Gelübde brechen,
Nimmt er auf sich des Meineids Schuld,
Dann wird das Volk sich schrecklich rächen,
Erträgt die Sclaverei nicht in Geduld."

Diese schönen Worte eines Prinzen, der einst den Namen „des Großen" trug, wie mancher Machthaber der Neuzeit hätte Ursache sie sich mit brennenden Schriftzügen hinters Ohr zu schreiben, damit er ewig daran erinnert würde: *auf die Verfassung geschworne Eide heilig zu halten.*

2.

Am 12. Juni 1733 wurde das hohe Beilager des Kronprinzen Friedrich und der Prinzessin von Braunschweig Bevern in dem Lustschlosse Salzdalum gefeiert.

Ueber die Stelle, wo damals das dem Schlosse und Garten von Versailles nachgebildete Lustschloß stand, ist seitdem längst wieder der Pflug hinweggegangen und der kalten herzlosen ceremoniellen Heirath, welche damals geschlossen wurde, hat längst die königliche Ahnengruft ein Ende gemacht.

Der evangelische Abt Morsheim hatte die Trauung verrichtet und am folgenden Abend wurde Händel's Oper Parthenope auf dem kleinen Hoftheater aufgeführt.

Wo wie hier eine hohe Vermählung keine andere Bedeutung hat, als die eines leeren Hofceremoniells, da würde es jedes wärmere Gefühl nur verletzen, dieses mit aller Umständlichkeit einer kahlen Etikette geschildert zu sehen.

Der Kronprinz hatte mit völliger Resignation und

nicht ohne ein gewisses Gefühl von Mitleid, der unschuldigen jungen Prinzessin seine Hand vor dem Altar gereicht, ohne weder Neigung noch Widerwillen gegen sie zu hegen.

Er sah sich zugleich gebunden und frei.

3.

Die feierliche Einholung des neuvermählten Paars in Berlin erfolgte am 27. Juni 1733.

Unermeßliche Volksmassen begleiteten den Zug, weniger mit Exclamationen der Freude als mit einer stillen Trauer. Man liebte den Kronprinzen, kannte seine Abneigung gegen die ihm aufgedrungene Heirath, sowie auch die österreichischen Intriguen, welche die Vermählung mit der britischen Königs-Enkelin hintertrieben hatten. Man war empört über den Zwang, der dem liebenswürdigen Prinzen in einer Angelegenheit zugefügt war, wo nach dem Gefühl des Volkes das Herz in seine Rechte treten sollte. Dazu war der preußische Nationalstolz verletzt; ihm genügte nicht die Tochter eines der kleinsten deutschen Fürsten für den Thronfolger Preußens, der nach der öffentlichen Meinung wohl auf eine Königstochter hätte Anspruch machen können.

Der König hatte dem Kronprinzen ein eigenes Palais, dem Zeughause gegenüber, erbauen und einrichten lassen. Er überwies ihm die Einkünfte des Amts Rup-

pin, wo sein Regiment stand, und schenkte ihm 50,000 Thaler zum Ankauf des einen Herrn von Beville gehörigen Ritterguts Rheinsberg, dessen Schloß sehr angenehm an einem schönen waldumkränzten See, bei einem kleinen Mediatstädtchen 12 Meilen von Berlin und drei Meilen von Ruppin, belegen war. Dort richtete sich der Kronprinz mit aller Behaglichkeit ein ohne mit seiner Gemahlin in ein anderes Verhältniß als in ein kalt höfliches ceremonielles zu treten.

Diese Ruhe sollte er indeß nicht lange genießen, dagegen, auf sein Ersuchen die ihm willkommene Erlaubniß erhalten, den in diesem Jahre ausgebrochenen polnischen Erbfolgekrieg, im folgenden Jahre, unter den Augen des hochberühmten österreichischen Feldherrn Prinz Eugen, mitzumachen. Dazu begab er sich in das Lager von Bruchsal, begleitet und gefolgt von den strengsten und in das kleinste Einzelne gehenden Instructionen seines wohlmeinenden Vaters.

Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge ging Prinz Friedrich eifrig daran sich sein liebes Rheinsberg ganz nach Geschmack und Neigung einzurichten. Um auch den König zu contentiren, schrieb er am 7. December 1734 darüber an seinen Vater: „Anjetzo mache ich Anstalt g u h t e Obstböhme dis Frühjahr zu setzen und dar alles in Ordnung zu setzen, auf daß, wenn ich einmal die Gnade habe, meinen aller Gnädigsten Vahter dar zu se=

hen, ich Ihm die Wirtschaft und Alles in Ordnung zeigen wollte."

Am 28. Juli 1735 wurde Kronprinz Friedrich bei einer Revüe zum Generalmajor befördert. Weiter avancirte er nicht.

Friedrich's Geldverlegenheiten waren in Rheinsberg noch in stetem Zunehmen. Sein ökonomischer Vater hatte ihn allerdings nicht so reichlich ausgestattet, wie es die splendiden, mit königlicher Freigebigkeit begabten Neigungen dieses Prinzen erforderten. Friedrich gerieth dadurch in eine abhängige Lage vom wiener Hofe, welcher ihm in der Hoffnung auch künftig ihn als König von der österreichischen Politik abhängig zu machen, einen jährlichen Zuschuß von 3000 Ducaten, durch Seckendorf zustellen ließ.

Diese Abhängigkeit war ihm allerdings drückend. Er wendete sich deshalb an seinen Freund Suhm, den sächsischen Gesandten in Petersburg. Auf dessen Verwendung machten ihm die russische Kaiserin Anna und deren Günstling, Herzog von Byron, bedeutende Vorschüsse. In einem Briefe vom 10. Januar 1739 machte Suhm ihm Aussicht auf jährlich 20,000 Thaler, Friedrich wünschte 24,000 zu haben. Er hatte so lange er Kronprinz war, stets Schulden. Einmal bezahlte sein Vater für ihn 40,000 Thaler; ein andermal in einer glücklichen Stunde sogar 100,000 Thaler. Erst im Jahre

1737 gab ihm Friedrich Wilhelm eine jährliche Zulage von 12,000 Thaler und 1739 das einträgliche Trakehner Gestüt in Preußen, das eine Rente von 10 bis 12,000 Thalern abwarf.

Im August 1736 bezog Prinz Friedrich das Schloß Rheinsberg, das am 4. September desselben Jahres, im Beisein des Königs und der Königin feierlich eingeweiht wurde.

Das Schloß, an einem schönen von prächtigen Eichen- und Buchenwäldern bekränzten See belegen, war im gothischen Styl gebaut. Friedrich hatte zu dem einen Thurm, den er vorfand, noch einen zweiten erbauen und beide durch einen Säulengang verbinden lassen. Ueber diesen Säulengang lief eine schön ausgeschmückte Galerie. Am Portal des Schlosses stand die Inschrift: Friderico tranquillitatem colenti (Friedrich's Ruhe). Den weitern Ausbau übernahm sein Freund, der Intendant Baron von Knobelsdorf, späterer Erbauer von Sanssouci.

Friedrich richtete sich in Rheinsberg, ganz nach seinem Wunsche als Philosoph ein. Er wurde damals der Philosoph von Rheinsberg, wie später der Weltweise von Sanssouci genannt.

Das waren seine glücklichsten Jahre, wie er einst zu dem englischen Gesandten Mitchael sagte. Er überließ sich den Studien der Gartenkunst und einer heitern Geselligkeit. Im Jahre 1738 trat er auch als Schriftsteller auf. Da-

mals erschien seine erste Druckschrift: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Politik in Europa" und im Jahre 1739, seinen „Antimachiavell."

Friedrich's Leben in Rheinsberg bildet eine poetische Episode auf seinem mit düstern Wolken des Geschicks so reichlich begabten Lebenswege.

Die Klugheit, womit er seinen ökonomischen Vater, der aber eine gute Tafel liebte, wenn sie ihm nichts kostete, angenehme Geschenke machte mit jungen Gemüsen, Früchten, fetten Kälbern, Poularden, Kapaunen und andern Backereien, die er stets mit den unterwürfigsten Briefen begleitete, erhielt ihm dessen Gnade.

Friedrich selbst fand Vergnügen an den Genüssen einer mit den feinsten Delicatessen besetzten Tafel. Die kleinen Gastmähler, die er zu Rheinsberg gab, gehörten zu den geistreichsten und heitersten petits soupers, die man haben kann. Nicht selten wurde auch wohl über den Strang geschlagen, wie einmal bei Anwesenheit des Markgrafen von Schwedt, der weidlich geneckt wurde. Dabei fehlte es nicht an Betrunkenen, so daß Friedrich mit der Schilderung dieses Gastmals seinen Herrn Vater höchlich ergötzen konnte.

Der Kronprinz versammelte an seinem kleinen Hof in Rheinsberg die heitersten und geistreichsten Männer, und stiftete mit ihnen einen geheimen Sittenbund, der 12 der erwähltesten Cavaliere enthielt.

Auch die Musik wurde eifrig betrieben, wie die An=

wesenheit des genialen Componisten des Oratoriums: „der Tod Jesu" von Graun und die Zierde der Rheinsberger Capelle des berühmten Violinvirtuosen Franz Benda und seines Bruders bewies.

Auch die edle Malerkunst war dort vertreten durch den rühmlich bekannten Perne, von dem sich noch mehrere hübsche Bilder in Sanssouci befinden.

Vergebens suchte er Reusseau in seinen Kreis zu ziehen. Besser gelang es ihm mit dem berühmten d'Alembert in Paris, wie auch später mit Voltaire.

Friedrich gewann in Rheinsberg eine feste religiöse Meinung. Er schrieb darüber an den Prediger Achard: „Ich habe das Unglück einen sehr schwachen Glauben zu haben und ich muß ihn oft durch gute Gründe und solide Argumente mir stützen." Nichts ist übrigens ungerechter als der Vorwurf der Irreligiosität, den man ihm gemacht hatte. Er war Freigeist auch in der Religion, mehr Philosoph als Schwärmer; besonders hatte ihn die Philosophie des verfolgten Professors Wolf in Halle angezogen; aber er glaubte an Gott und Christum und hatte eine tiefere Religiosität im Herzen, als Mancher, der starr und fest an dogmatischen Formeln hängt.*)

*) Noch etwas ausführlichere Mittheilungen über Friedrich's geniales Leben in Rheinsberg, als hier der Raum gestattet, enthält des Verfassers: „Elisa, Markgräfin von Anspach und deren Zeitgenossen," von H. E. R. Belani, Zweit. Thl., S. 13 u. folg. (Lpz. bei E. L. Fritzsche 1852.)

4.

Schon die Freigebigkeit des sonst so streng haushälterischen Königs, welche derselbe in seinen letzten Lebensjahren gegen seinen Sohn und Thronerben bewies, galt diesem als ein Zeichen seines herannahenden Todes.

In der That litt der König im Jahre 1739 mehr als jemals an der Brust-Wassersucht.

„Das Neueste des Tages ist," schrieb Friedrich am 28. October 1739 an Suhm, „ist, daß der König täglich drei Stunden Wolf's Philosophie studirt. Gott sei dafür gelobt! So wären wir denn bei dem Triumphe der Vernunft angelangt und ich hoffe, daß die Frömmler mit ihrer finstern Cabale nicht mehr den Sieg der Vernunft werden unterdrücken können."

Die letzten Tage dieses energischen Königs gewähren noch viel Rührendes und Beruhigendes.

Der König Friedrich Wilhelm I. war im Juli 1734 aus dem Feldzuge am Rhein zurückgekehrt und ging im September nach Potsdam, um dort in Gottes Willen ergeben sein letztes Stündlein abzuwarten, denn er war von einer heftigen Krankheit befallen und diesesmal schien es damit, trotz aller Bemühungen der Aerzte, Ernst werden zu wollen.

Nachdem der Kronprinz die Truppen in die Winterquartiere zurückgeführt hatte, eilte er ebenfalls dorthin

zu seinem kranken Vater. Dieser hielt selbst seinen Zustand für so bedenklich, daß er ihn mit der Unterzeichnung aller Ausfertigungen beauftragte.

Zur Freude der Umgebungen des Königs, genas dieser wieder und die schon erwähnte Ernennung des Kronprinzen zum Generalmajor war ein Beweis von der Zufriedenheit des Königs mit seinem Sohn.

Der Kronprinz wußte es aber auch danach anzufangen. Von Rheinsberg aus erstattete er seinem königlichen Vater wöchentlich Bericht über sein Regiment, geworbene Rekruten, erlegte Schweine und angehörte Predigten. Dabei übersandte er ihm Küchenlieferungen, was der König sehr liebte, wie wir schon mitgetheilt haben.

Es fehlte indeß nicht an Böswilligen, die durch Zuflüsterungen von dem Briefwechsel des Kronprinzen mit Voltaire und von der Aufnahme des Prinzen in den Freimaurerorden den König aufs Neue gegen den Kronprinzen einnahmen.

In dieser Beziehung schrieb Friedrich am 22. Juli 1737 an Suhm: „Es hat hier, diese verflossene Tage ein neues Aergerniß gegeben. Bredow hat Mittel gefunden, dem Könige einzuflüstern, daß ich ein Mensch ohne Religion sei. Sie wissen, daß die Anklage von Irreligion die letzte Zuflucht der Verleumder ist, und daß dies nur so viel heißt, als: es ist nichts mehr zu sagen. Der König ist in Hitze gerathen; mein Regiment hat (auf dem

Paradeplatz) Wunder gethan; die Handhabung der Waffen, ein wenig Mehl auf den Kopf der Soldaten gestreut, Leute von mehr als 6 Fuß und viele Rekruten, sind indeß stärkere Gründe gewesen, als die meiner Verleumder.''

Ueberhaupt war der König gegen das Ende seiner Tage milder geworden.

,,Ich habe,'' schreibt der Kronprinz am 21. December 1738 an Camas, ,,eine merkliche Veränderung im humeur des Königs gefunden; er hat von den Wissenschaften, als von etwas Löblichem gesprochen; er ist außerordentlich gnädig geworden; ich bin entzückt und außer mir gewesen vor Freude über das, was ich gesehen und gehört habe. Alles Löbliche, was ich sehe, giebt mir eine innere Freude, die ich kaum verbergen kann. Ich fühle die Gesinnungen der kindlichen Liebe sich in mir verdoppeln, wenn ich so vernünftige und wahre Ansichten in dem Urheber meiner Tage bemerke.''

5.

Einen tiefen Eindruck auf den Kronprinzen machte der Heldenmuth, mit welchem Friedrich Wilhelm den Tod herannahen sah, und die Ergebung, mit welcher er von dem Leben Abschied nahm.

Friedrich schrieb darüber an Voltaire aus Charlottenburg am 27. Juni 1740:

,,Freitag Abend, den 27. Mai traf ich in Pots-

dam ein, wo ich den König in einer solchen Lage fand, daß ich mir aus seinem nahen Tode kein Geheimniß machen durfte. Er bewies mir sehr viel Wohlwollen und sprach über eine volle Stunde über die innern und äußern Angelegenheiten des Königreichs mit seltener Richtigkeit des Urtheils. Den Sonnabend, Sonntag und Montag setzte er diese Unterredungen fort, in sein Schicksal vollkommen ergeben, seine endlosen Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit ertragend.

„Dienstag Morgens fünf Uhr legte er die Regierung in meine Hände und nahm Abschied von meinen Brüdern, von den vornehmsten Beamten und von mir.

„Mit dem Stoicismus eines Cato ertrug er seine Qualen und starb den 31. Mai 1739, Dienstag Nachmittags zwischen ein und zwei Uhr mit der Neugier eines Naturforschers, der beobachten will, was in dem Augenblick des Hinscheidens geschieht und mit dem Heldenmuth des großen Mannes, der den Seinigen ein Beispiel zur Nachahmung hinterlassen will. Schon am 9. Februar hatte der König eigenhändig unter einen von dem Herzog Leopold von Dessau gestellten Antrag wegen Vermehrung des Heeres geschrieben:

„Ich denke zu sterben und habe meinem ältesten Sohn Alles gesagt, was ich weiß. F. W.“

Als der König am Morgen des 31. Mai fühlte, daß der Tod sich näherte, übergab er dem Kronprinzen

die Krone, das Scepter, die Schlüssel zum Schatze und ertheilte ihm seinen Segen. Der Geheime-Rath Beckerodt mußte darüber ein Protokoll aufnehmen.

Nachdem er nun von dem lutherischen Propst Roloff sich eine eindringliche Straf- und Bußpredigt hatte halten lassen, verlangte er, daß man den Sarg von schwarzem Marmor, den er schon vor mehreren Jahren für sich hatte machen lassen, vor sein Bett bringe.

In Gegenwart der Generalität und mehrerer Geheime-Räthe ließ er dem anwesenden Kronprinzen einen vom 29. Mai datirten Befehl übergeben, in welchem die speciellsten und originellsten Anordnungen über die Behandlung seines Körpers und die Beisetzung desselben in der unter der Kanzel der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam erbauten schwarzen Marmorgruft enthalten waren, und die er mit einer merkwürdigen Genauigkeit geordnet hatte. Besonders bewies der König durch die bis in das kleinste Detail gehende Anordnung der militärischen Bewegungen bei seinem Begräbniß, daß er Soldat war bis zum letzten Athemzuge seines Lebens.

So schloß Friedrich Wilhelm die Augen mit der Beruhigung dem Reiche einen Nachfolger hinterlassen zu haben, welcher auf dem sichern Grunde, den er gelegt, den Bau der Vollendung entgegen führen werde.

Wenn Friedrich, indem er zu Preußens Größe den Grundstein legte, sich in der Geschichte den Namen: „der

Große" erwarb, so dürfen wir nicht vergessen, daß Friedrich Wilhelm I. es war, der ihm dazu das Material gegeben hatte.

Friedrich bestieg den Thron seiner Väter und erfüllte das Vermächtniß, was ihm sein Vater hinterlassen hatte.

Noch auf dem Sterbebett kam dieser zu der schmerzlichen Erkenntniß, daß er trotz aller vermeinten Selbstständigkeit während der ganzen Dauer seiner vieljährigen Regierung nichts gewesen war, als der Spielball der Intriguen des Hauses Habsburg, um das mächtig aufstrebende Preußen in Abhängigkeit von kaiserlich österreichischer Macht zu erhalten. Dieses Streben ist so alt wie die preußische Monarchie und wird dauern so lange Preußen nicht mit den Waffen Friedrich's des Großen solchen Intriguen und Anmaßungen entgegen tritt.

Von allen Worten, die Friedrich Wilhelm damals sprach, im Gefühl der, von dem Kaiser verletzten Ehre, Treue und Freundschaft, war keins von einer prophetischeren Bedeutung gewesen, wie das Wort, das der König am 2. Mai 1736 zu Potsdam, in Gegenwart des Kronprinzen sprach, als die Rede nochmals auf das Benehmen des kaiserlichen Hofes kam. Damals sagte der König, indem die Thränen des Unwillens ihm über die Wangen rollten: „hier steht Einer, der mich rächen wird."

Und die Geschichte der Regierung Friedrich's des

Großen hat es bewiesen, daß ihm dieses Wort seines Vaters ein heiliges Vermächtniß war. — Man weiß, wie er im siebenjährigen Kriege unter wechselndem Waffenglück Preußens Ehre gerettet und in einer segensreichen Regierung Preußen auf die Bahn der Aufklärung, des Fortschritts und der Macht hob, worauf wir nur muthig uns zu erhalten brauchen, um die Intriguen aller unserer Feinde im Innern wie im Aeußern zu Schanden machen zu können.

6.

Wie Friedrich als König den vollen Ernst seiner neuen Stellung und schweren Lebensaufgabe begriffen, wie aus der Gährung des edlen Mostes sich der feurige Wein abklärte und der König Friedrich II. alle Verirrungen einer leichtsinnigen Jugend und eines zu lebhaften Temperaments im ersten Ueberſprudeln eines genialen Geistes zu beherrschen wußte, und wie damit aus dem unter der Eisenfaust eines harten, jähzornigen Vaters, der aber nichts wollte, als das Heil der Zukunft seiner Staaten, freilich nach seinen allerdings beschränkten Ansichten, aber nach fester Ueberzeugung, unter leichtsinnigen Verirrungen und schweren Mißhandlungen herangereiften Kronprinzen Friedrich, der größte Monarch seines Jahrhunderts wurde, der als Mensch, Regent und Feldherr den Namen: „Friedrich der Große" mit vollem Rechte

verdiente, das wird in einem zweiten Werk, welches sich diesem anschließen wird, unter dem Titel: „Friedrich der Große, seine Zeit und Hof, ein Lebensbild und Zeitgemälde," durch eine lebensvolle Schilderung seines Privatlebens und seines Wirkens als Mensch, König und Feldherr dargelegt werden.

Ende des dritten und letzten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

